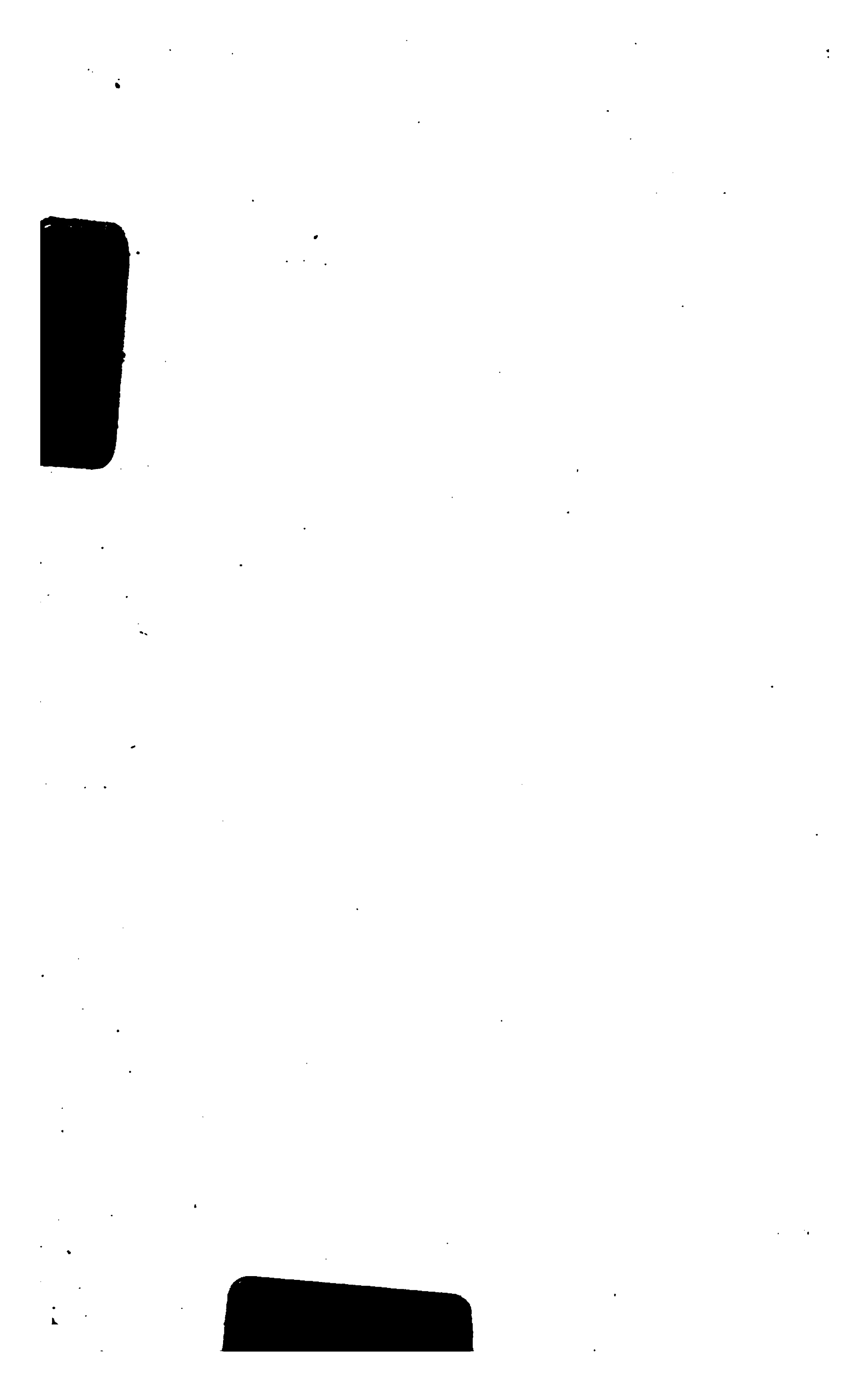


Jahrbücher der Literatur.

Ein und zwanzigster Band.

1823.

Januar, Februar, März.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXI.

Seite

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1823.

Art. I. Oesterreichs Handel in älteren Zeiten. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. — Linz, bey Cajetan Haslinger. 1822.

Die vorliegende inhaltsreiche Arbeit beginnt mit einigen Blicken auf die früheste Gestaltung der, zwischen römischer Kultur und römischem Joch, und zwischen der wilden Freyheit und Armuth der Germania magna getheilten Lande an der Donau, Traun und Enns. Die Untersuchung ist wesentlich dem Mittelalter gewidmet, sonst würden auch die Stellen der Alten, vorzüglich der alten Geographen, über die Erzeugnisse dieser Länder und deren Umsatz, insonderheit über Carnuntums Bernsteinhandel, über die norischen Gold- und Eisenminen und reichen Salzlager ꝛc., so wie die zugleich auf Vertheidigung und auf den Handelsverkehr hinzielenden Anstalten der Römer an der großen Reichsgränze der Donau eine Erwähnung gefunden haben. Die erste gehört den rhätischen Schiffen, die, nach der Legende S. Severins, unserm Fabiana in seiner Hungersnoth beyspringen. Unter den rügischen Königen Flaccitheus, Feletheus (Fava, Febana) gab es häufig besuchte Märkte. Dietrich von Bern, der große Ostgothe, verstattete Viehhandel zwischen seinen Norikern und zwischen den Alemannen, — ja selbst die Avaren, diese raubgierigen und blutdürstigen Halbmenschen, und die mit und unter ihnen in schmählicher Knechtschaft lebenden Wenden- oder Slavenstämme trieben einen Zwischenhandel mit vielerley Waaren aus dem weiten byzantinischen Reiche, die Donau aufwärts. — Karl der Große schlug endlich, nachdem des baierischen Thassilo Unabhängigkeitsversuche mit seiner Einsperrung in ein Kloster geendiget hatten, die Avaren aus unsern Gauen hinaus, Roms Nordgränze, sein Nordreich, Norikum, wurde des karlowingischen Reichs Ostgränze, Ostmark, Ostreich (Marchia, Ducatus Orientis). Karl bevölkerte es wieder durch baierische, slawische, fränkische und sächsische Ansiedler, stiftete Kirchen, setzte Obrigkeiten, die auch für den Handel zu den Slaven und Avaren zu sorgen, ihnen insbesondere keine Waffen zuzulassen hatten. Ein Warnahar saß hierüber als königlicher Misse zu Lorch, einst Markaurels Kolonie.

Merkwürdig ist Ludwig des Kindes Urtheilsspruch um 906, über die Zölle in der Ostmark für Schiffahrt und Handel, mit Salz, mit Sklaven, mit Pferden und Ochsen und

Wachs. Der Verkehr mit den Böhmen und Mährern, Marhanen, deren Reich eben damals die Magyaren von außen, und von innen ein wilder Bürgerkrieg zwischen des großen Swatopluk Söhnen und Vettern tief gebeugt hatte. — Kaiser Arnulf hatte gegen Swatopluk die Ungern herbeygerufen, gegen einen furchtbaren Mann ein furchtbares Volk! Das verzweifelte Heilmittel hatte auch verzweifelte Folgen. — Von Niederdeutschland bis ins tiefste Italien und bis in Burgund trugen die Ungern den Schrecken ihres Namens nicht nur, auch alle Gräuel ihrer reißenden Heereszüge. Insonderheit machten sie bis an die Enns Alles zur Wüste. — In einem der kurzen lichten Zwischenräume erhob sich auf den Trümmern des alten Laureacum, Enns, die Ennsburg, bis ans Ende des XII. Jahrhunderts nicht zu Oesterreich, sondern zum großen Carentanien und zu dessen oberer Mark gehörig, von der nahen Stadt Steyer die Steyrer-Mark genannt, welcher Name auf das unter dem großen Barbarossa entstandene Titularherzogthum der traungauischen Ottokare überging, die ihr markgräfliches Amtslehen, binnen kurzer Frist, durch reiches Erbe der Grafen von Lambach und Wels, von Pütten und Neuburg, durch jenes der andechsischen Seitenlinie von Hohenwart und des kärntnerischen Herzogsstammes von Afflenz und Eppenstein reich vermehrt hatten. Zu Enns war ein Hauptsitz und die Münzstätte dieser Fürsten. Hier übergab der Letzte aus ihnen, siech und kinderlos, seinen herrlichen Nachlaß, Leopolden dem Tugendhaften, dem Helden von Ptolemais und Richards Löwenherz schwer gereiztem Gegner. Von dem an, war der Herzog zu Oesterreich und Steyer der gewaltigste Fürst deutscher Zunge.

Enns hatte frühzeitig Stapelrechte und eine große Messe, besucht von den Kaufleuten der Niederlande, von jenen aus Aachen, Kölln, Ulm und Regensburg. Schon Ottokar V. (1129—1164) gab eine merkwürdige Handels- und Zollordnung. Die Regensburger erschienen mit ihrem eigenen Vorstande, Hansgrafen. Des Handels nach Rußland wird darin eigens gedacht. Die Regensburger hatten in Kiow eigene Faktore, und im Leben St. Marians kommt die Unterhandlung vor, die Moritz, ein Bruder des dortigen Schottenklosters, für seine Handelskarawane mit dem Czar von Kiow geschlossen. — Leopold erbte mit dem Lande der Ottokare auch ihre Vorliebe gegen die Regensburger, und gab ihnen gleich nach der Vereinigung beyder Herzogthümer Oesterreich und Steyer einen wichtigen Brief, der ihnen einen ganz unbeschränkten Handel mit Gold, mit Häuten und allen ihnen belie-

digen Waaren einräumte. Des Silbers bedurfte der Herzog selbst, zur Ausprägung der Wiener Pfenninge. Die in diesem Briefe erwähnten Waaren sind noch: Kupfer, Zinn, Glockenspeise, Häringe, Gewand, worunter aber jeder Zeug aus Garn, Wolle oder Seide zu verstehen ist, und unter Gewand- und Tuchschneider keineswegs Kleidermacher im engern Sinne, sondern Kaufleute, die alla minuta, nach der Elle verkaufen. Lehrreich ist auch der bis in die habsburgische Epoche fortdauernde Zolltarif für die Station Stein bey Krems.

Der österreichischen Lande ältestes Stadtrecht ist jenes von Wien, durch Leopold den Glorreichen von 1198. Dieser »Vater des Vaterlandes« sprach zuerst über Recht und Ordnung, über den Nachlaß der zu Wien verstorbenen Ausländer, verordnete über die Zeugenschaft zwischen Oesterreichern und Fremden, verpönte falsches Maß und Gewicht, und befahl, um allen Streitigkeiten bey Kauf und Verkauf, Pfand und Schenkung möglichst vorzubeugen, hundert Genannte (nominatos) zu wählen, aus welchen mindestens zwey bey jeglicher Schenkung, Verpfändung oder Kauf als Zeugen zugegen seyn mußten, deren Werth drey Pfund überstieg.

Allgemeine Hindernisse des Handels, vorzüglich für fremde Kaufleute. Dahin gehören vorzüglich die Zollerpressungen, der Straßenzwang, die Stapelrechte und Verbote längeren Aufenthalts für fremde Kaufleute, die auch nur mit den Bürgern in den Städten Handel treiben durften.

Die Deutschen haben sich wahrlich sehr verändert, denn ihre Väter waren so wenig Freunde des Fremden, daß sie den Ausländer einen Wilden nannten, wie die Griechen Barbar, und wie den Römern hostis Feind und Fremdling zugleich bedeutete!! Verdächtig konnten derley aus weiter Ferne kommende, der Sprache und Sitte unkundige Männer allerdings seyn, und es ist nicht zu verwundern, daß Oesterreich einen solchen zu Stockerau ermordeten Fremdling, Kolomann, zur Sühnung, unter seine Landespatronen gezählt hat. — Zahlreich genug waren die Abgaben, die man (weil Luft und Boden feßle, hörig oder eigen mache) von den Wanderern und Kaufleuten abnahm, vom Fußgänger, Pedagium, Viaticum, Pulveraticum, Transitura, zu Roß, zu Wagen, oder zu Schiffe: Rotaticum, Temonaticum, Volutaticum, Plateaticum, Silvaticum, Pontaticum, Portaticum, (Thorgeld, Waarengeld, Straßen-, Wald-, Brückenmaut), Sagmaticum vel Saumaticum, Salutaticum (eine Naturalabgabe von Waaren, vom Saumroß), Mutaticum (Maut). Zu Wasser: Navaticum, Bargana-

ticum (Barken- oder Kahngeld); Tranaticum, Ripaticum, Cespitaticum (Rasengeld, für die Erlaubniß, an Weide- oder Wiesenplätze anzufahren), Laudaticum, Nautum (Schiffgeld). — Schon Leopold der Glorreiche fand eine eigene Satzung nöthig, gegen unbefugte Zölle. Ein Gleiches that Rudolph von Habsburg, als er das doppelte große Zwischenreich in Oesterreich und in Deutschland endigte, doch ohne zureichenden Erfolg. Greise können sich beynahe noch erinnern an achtzig Privatzollstationen im einzigen Lande unter der Enns, verschiednen Familien und Korporationen erbeigenthümlich. — Neuhaus und Aschau, Burg und Zoll der den Habsburgern und andern regierenden Häusern verwandten Grafen von Schaumburg bedräuten den Handel stromauf- und abwärts als vorzüglich verderbliche Raubnester, ohne Scheu vor der Rache damals so mächtiger Städte, wie Nürnberg, Augsburg, Köln, Gemünd. — Aller Privatzölle zu geschweigen, waren nur allein landesfürstliche, auf jener Wasserstraße und schon im XII. Jahrhundert: Aschach, Linz, Enns, Mauthausen, Emmersdorf, Ips, Stein, Melk, St. Pölten, Tuln, Wien. — Es kam oft an den Mauten zu förmlichen Gefechten. Es bildete sich zwischen den habsüchtigen Zollbeamten und den Reisenden, die nicht gerne die Frucht ihres Fleißes verloren, oft aber auch ihre Waare nicht getreu angaben, ein selbst in Urkunden und Akten also benanntes Recht der Retorsion, der Repressalien. Die jüdischen Zollpächter hatten hierin insonderheit einen schlimmen Vorrang. Ferdinand II. ergriff gegen sie strenge Maßregeln. Leopold I. verbot 1665 den Zollbeamten aufs strengste, jede Repressalie gegen Vorbeyreisende. — Doch lastete dieser Druck nur auf dem gemeinen Volke und auf dem fremden Handelsstande. Der Adel hatte die schwere Pflicht der Heeresfolge; darum zahlte er keinerley Abgaben von Lebensmitteln. Die Klöster und die Bürger der Städte zahlten geringen Zoll. Viele, z. B. Enns, genossen völliger Mautfreyheit. — Ferdinand I. begann in der Mitte des XVI. Jahrhunderts die Zollprivilegien der Städte, zum Vortheil des Aerars, bedeutend einzuschränken. Schritt für Schritt ging es nun, Mauten und Zölle, so viel möglich, als Regal zu erklären.

Die Stapelrechte einzelner Städte und Gemeinden führten einen argen Straßenzwang herbey. Wer seine Waare oder seinen Kaufschatz außer den vorgezeichneten Straßen förderte und an Stapelörtern nicht anhielt; das Seinige nicht den dortigen Bürgern zuerst durch einige Zeit feilbot, verlor seine Waare und fiel noch in schwere Pön. — Unter den, mit solchen Stapelprivilegien begünstigten Städten, steht Wien obenan, seit dem bereits er-

wähnten Briefe Herzog Leopolds von 1198. Die fremden Kaufleute durften mit ihrer Waare nicht nach Ungern, sondern mußten selbe den Wienern verkaufen, ja sie sollten sie nur auf der Heerstraße, nicht zu Wasser, dahin führen, bis die Bürger selbst um Aufhebung des letzteren, lästigen Zusatzes baten, der die Waaren auf der Achse so sehr vertheuerte. — Die Zeyringer Straße in der Steyermark ward 1361 ausschließend erklärt, für die Bürger der oberennsischen Städte, Linz, Enns, Steyer, Wels und Freystadt. — Wien oder Laibach vorbeyzufahren wurde 1351, 1364, 1369 neuerdings untersagt. Die Behauptung Pettau's 1368, Frachten von Venedig über den Karst führen und sie an der Drau gerade nach Ungern versenden zu dürfen, erregte den heftigsten Widerspruch Wiens und jener oberennsischen Städte, und wurde auch wirklich untersagt; ja als 1393 Grätz siebenjähriges Stapelrecht erhielt, bekamen sie auch den Austrag, hierüber strenge zu wachen. Spuren des Wiener Straßenzwanges erreichen noch die Gesetzsammlungen Leopolds I. — Ein merkwürdiger Beweis des frühen und kräftigen Emporblühens des dritten Standes in unsern Gauen ist, daß selbst der unbedeutende Flecken Aschach, vor mehr als tausend Jahren, durch Karl den Großen nach Passau geschenkt, eines Stapelrechts sich freute und Straßenzwang übte. — Eine zeitliche Spannung mit den Hochstiftern Salzburg und Berchtoldsgaden mag Ursache der seltsamen Verfügung gewesen seyn, selbe dürften ihre Weine nicht mehr auf dem Wasser vor Linz vorbeyführen, sondern sie sollten künftig nach altem Herkommen dort niedergelegt und zu Lande weiter geführt werden! — Das ganze obere und untere Mühlviertel litt unter dem Straßenzwange, welchen König Rudolph 1277 den Freystädtern verliehen hatte, welche denselben auch mit großer Freyheit, selbst gegen Fürstengut, handhabten, und den Leonfeldern eine ordentliche Schlacht darum lieferten! — Uebermäßig begünstigt war unter andern auch die Stadt Steyer, von Albrecht, dem ersten in Oesterreich herrschenden Habsburger, 1287, durch ein Stapelrecht auf Holz und Eisen, späterhin durch Verbote alles böhmischen und baierischen Eisens, durch ungemessenen Holzverkauf, durch Verbot der Nebenstraßen über den Pyrhn, über den Radstädter Taurn, ja selbst durch einen argen Straßenzwang für die Ausfuhr des rohen Eisens und (beynahe unbegreiflich!) durch strengen Verbot der Vermehrung der Hämmer in Vordernberg, Innernberg und Eisenerz, also, daß die Landplage des verwüstenden Krieges zwischen Friedrich IV. und Mathias Hunniady Corvin hier zu einer Wohlthat werden mußte, da sie Freyheit des Handels gewährte. Die Hammermeister durften ihr Eisen nur allein an Steyrer verkaufen,

und diese waren zu verarmt, um es kaufen zu können. Das bisher so drückende Monopol zerfiel also von selbst. — Spuren des Stapelrechtes enthält schon das Gesetz Ludwig des Kindes von 906, da die vom Passauer Wald herunterkommenden Salzschiffe in Ebersberg, ohnferne der Mündung der Traun in den Hauptstrom, anhalten mußten, bevor sie verkaufen durften. Eben so in Ottokars und Leopolds Briefen für Enns und Wien von 1190 und 1198. — Dem verarmten Haimburg wurde durch ein fünfjähriges Stapelrecht aufgeholfen. Wels erhielt 1371 ein solches für allen Holzhandel auf der Traun und andern nahen Flüssen, auf- und abwärts. Der in seiner eignen Wiener Burg belagerte Kaiser Friedrich gab Wiens Stapelrechte an die treugebliebenen Bürger von Stein und Krems. Dem drückenden Zwange der Gränzfeste Freystadt setzte Karl IV. eine Brille auf, durch gleiche Gunst für das benachbarte Budweis. — Die byzantinische Erfindung, fremden Handelsleuten nur einen kurzen Aufenthalt zu verstatten, um sie dadurch zu zwingen, ihre Waaren und Geschäfte den Bürgern der Stapelstädte anzuvertrauen, weiset uns schon das oftерwähnte Wiener Stadtrecht Leopolds des Glorreichen. Sein Sohn, der streitbare Friedrich, des babenbergischen Heldenstammes Letzter, schenkte den Haimburgern dieselbe zweydeutige Gabe. — Die bösen Folgen für den Handel, dessen Seele Freyheit ist, mögen sich aber eingreifend genug aufgedrungen haben; denn als Ottokar in der Marchfeldsschlacht den Sieg, die Krone und das Leben an Rudolphen von Habsburg verloren und der Letztere nicht mit der Erbsünde des Sieges, in rasche Neuerung ausbrach, sondern äußerst behutsam und vorsichtig zu Werke ging, baten die Wiener selbst um Nachlaß der allzugroßen Gnaden jener Privilegien. Wien wurde dem fremden Handelsstande ohne Maß der Zeit aufgethan, die Wasserstraße eröffnet. Uebrigens sollte das Stapelrecht dauern. Friedrich IV. that noch einmal einen Rückfall in die alte Widersinnigkeit, auf die Klage: jeder Bürger, auch nicht Hauseigenthümer, treibe Handel und mache den Wirth, ohne Scheu werde gegen die alten Stapelgesetze gefrevelt; fremde Kaufleute handelten mit Fremden wider das alte Herkommen. Friedrich, nach seiner Weise, griff nach dem schnellen und wenig kopfbrechenden Mittel unbedingter Wiederherstellung des alten Standes der Sache, der in wenigen Jahren größten Theils wieder aufgehoben werden mußte, wiewohl es (Wien allein seit 1281 etwa ausgenommen) durch ganz Deutschland vollgiltiges, merkantilisches Princip war, daß Fremde mit Fremden, die Zeit der Jahrmärkte ausgenommen, gar nicht, sondern nur mit den Bürgern der Stadt oder

des befreyten Marktes Handel treiben durften. Dennoch zeigt es sich, Jahr für Jahr, in zahlreichen Beyspielen, daß diese vielseitigen Einschränkungen die Fremden keineswegs von Oesterreichs gesegneten Fluren zurückzuhalten vermocht haben, sondern daß ihr Zuströmen vielmehr immer stärker und stärker geworden sey! — Die beständige Geldnoth der Fürsten, deren landesherrliche Machtvollkommenheit ihr neues Gebäude auf den Trümmern der Feudalaristokratie und des geschlossenen Städtewesens noch bey weitem nicht vollendet hatte, und die Habsucht der fürstlichen Räthe, ließen dem fremden Handelsstande immer noch ein weites Thor offen, und die Archive der Städte enthalten manchen Beweis, daß die Privilegien eben nicht wohlfeilen Preises erstanden wurden.

Hindernisse des Handels für die einheimischen Kaufleute im Innern des Landes. — Ohne Gewalt und ohne Einheit, eine tausendfach verschlungene und verwickelte Maschine zu lenken, gehört unter die reinen Unmöglichkeiten. Nicht aus dem Eigenwillen, nicht aus der Zersplitterung, nicht aus der individuellsten Selbstsucht kann Besseres hervortreten. Unter weisen und edlen Fürsten konnte solches nur von ihren Domainen ausgehen, wo sie Herren waren, unbeirrt vom Krämergeiste, von der Unbändigkeit, von der Untreue der Vasallen, von manchem hierarchischen Trotz. Ruhe und Sicherheit, bessere Ordnung und blühender Wohlstand auf diesen Domainen, war der haltbarste Grund- und Schlußstein eigener Kraft und wiewohl eine leise, doch die stärkste Einladung an andere, mit ewig bewegten Fluten Kämpfende, den gleichen Hafen zu suchen; daher ein einladenderes, zuverläßigeres Mittel zur Ausbreitung der Landeshoheit, als manche Fehde ungerechten Beginnens, blutigen Verlaufes und ungewissen Ausganges? Somit können die Begünstigungen der Herzoge für die ihnen unterthänigen Städte, Flecken und Dörfer nimmermehr auffallen. — Den Reihen unter jenen innern Hindernissen führen: das ausschließende Handelsbefugniß der Bürger und die Meilenrechte. — Fast gleicher Beschränkung, wie die Fremden, unterlagen auch die Eingebornen, die nicht Bürger privilegirter Städte oder Märkte waren. Die Jahrmärkte ausgenommen, sollte auf dem Lande kein anderer Handel Statt finden, als mit den täglichen Erfordernissen des Lebens. Alles Uebrige mußte man sich aus privilegirten Städten oder Flecken und zwar nur von ihren befugten Bürgern verschaffen. — Die Lage des Landvolkes ward dadurch in einzelnen Fällen sehr kläglich, und der vom Bürgerstande herrührende Druck, wenigstens in Oesterreich fühlbarer als der, den die von den Landesherrn ohnehin vielfach nie-

dergehaltenen Baronen ausübten. — So z. B. wurde den Landleuten von Traundorf aller Handel, alles Gewerbe, ja sogar ihre Schnitzarbeiten aus Holz verboten, um dem benachbarten Gmunden keinen Eintrag zu thun. Ein Gleiches geschah den Bewohnern von Urfar, Linz gegenüber. Erst Max I. 1497 erlaubte den Linzer Bürgern eine Brücke über die Donau zu erbauen. Trotz ihrer Lage an dem Hauptstrom, Trotz der Nothwendigkeit für so viele Fremde, dort zu verweilen, blieb ihnen untersagt, Gäste für Geld zu beherbergen, oder Salz, Wein, Getreide, Holz ꝛc. zu verkaufen. Als 1392 die Salzarbeiter zu Hallstadt und Lauffen Aufruhr erhoben, die von Ischel hingegen treu in ihrer Pflicht verweilten, erhielten sie von Herzog Albrecht städtische Freyheit des Handels und der Gewerbe, wiewohl erst Friedrich IV. 1466 das Dorf Ischel zum Marktflecken erhob. — Dagegen waren die Monopole der Städte so umgreifend, daß (Schneider, Schuster und Weber ausgenommen) gar kein Gewerbe in Dörfern ausgeübt werden, daß in der Nähe einer Stadt es Niemand wagen durfte, Brot zu backen oder ein Gasthaus zu halten. — Eigens dagegen, wurde in Städten magazinirt. — Unter diesem Heer von Beschränkungen erschienen gleichwohl einige, lobender Erwähnung nicht unwürdige Verfügungen, z. B. das strenge Verbot des Ausschankes, oder irgend eines Handels an die Pfarrer und an sämmtliche Beamte. Auch waren die Privilegien naher Städte Gift und Gegengift, wovon eines die Wirkungen des andern aufhob. — Besonders strenge hielt Wien auf seinen Weinhandel, wo es nicht etwa selbst, wegen empfangener wichtigen Dienste, wie z. B. für das Kloster Neuburg, davon eine Ausnahme machte. — Die »allezeit getreue« Neustadt behauptete dagegen lang und hartnäckig eine eigene Taverne zu Wien, aus Privilegien, ihr zum Lohne ihrer unbefleckten Treue ertheilt. Auf solche Treue zu pochen stand freylich Wien nicht zu, das meist so in Unruhe schwebte, daß Sismondi selber, der treffliche, aber sehr bewegliche Geschichtschreiber der italienischen Freystaaten des Mittelalters, es nicht besser verlangen könnte! Die Wiener obsiegten gegen Neustadt, denn ihre Briefe waren aufs Genaueste und Besonderste ausgefertiget.

Eine noch ärgere Steigerung der Stapelrechte war das Meilenrecht. Mit allgemeinen Monopolien nicht zufrieden, wurde meilenweise festgesetzt, z. B. auf eine Meile um Enns herum gar kein Wirthshaus, eine Meile um Aspach kein Handwerk, kein Krämer, außer bey der Pfarre und auf den Burgen des Herzogs. — Rücksichtlich der Krämer gab es manchen Zusammenstoß zwischen ihnen und den Kaufleuten, die häufig

auch in den Kleinhandel eingriffen, so daß die Herzoge mehrmals in den Fall kamen, die Kleinen gegen die Großen zu schützen. Eine förmlich sondernde Ordnung zwischen ihnen war 1432 das Werk Herzog Albrechts, späterhin Nachfolgers des luxemburgischen Sigismund, seines Schwiegervaters, in den Kronen Ungerns und Böhmens und des deutschen Reiches. — Aber auch bey den bürgerlichen Handwerkern fehlte es keineswegs an beschränkenden Verordnungen. — Gastgeber sollten nicht zugleich Kaufleute seyn. Die Auswahl aber des einen oder des andern Standes blieb den Bürgern frey. Aber die Entfernung der Handwerker von allem Handel und Wandel hatte böse Folgen für den Nahrungsstand der Städte. Salz und Getreide, Wein und Bier wurden ihnen zuerst wieder freygegeben. Dennoch dauerte die Reaktion zwischen dem Handelsstand und den Handwerkern lebhaft fort, bis der Zeitgeist Abhülfe traf. — Das einst berühmte Enns war so tief gesunken, daß 1377 eine förmliche Aufforderung geschah, aus andern Städten oder vom Lande dorthin auszuwandern.

Unsicherheit der Personen und des Eigenthumes sind unstreitig des Handels größtes Hinderniß. — Aus den deutschen Landen blieb Oesterreich wohl von den Gräuelscenen der Raublust am meisten frey. Die hieher gehörigen Züge müssen, zumal unter der Regierung der Babenberger und der ersten Habsburger, mühsam aus Chroniken zusammengesucht werden. Die Herzoge statuirten manchmal strenge Exempel. In der Bezwingung des Raubnestes Leonstein, 1380, findet man in Oesterreich den frühesten Gebrauch des Pulvers und des groben Geschützes? — Je seltener solche Beyspiele, je auffallender sind einige derselben, wie z. B. die Brüder von Ehrenfels den zur Trauung des Landesfürsten reisenden Passauer Fürstbischof fangen und durch viele Monate auf ihrer steyerischen Burg Kammer in Haft gehalten. — Unter Friedrichs IV. unheilsvoller Regierung nehmen die Gräuelscenen kein Ende. Mit Max I. und seinem ewigen Landfrieden ging zwar ein günstigerer Stern auf, gleichwohl fiel noch unter Ferdinand I. auf dem Blutgerüste das Haupt Bernard Zellers zu Schwertberg, eines Raubritters, der das ganze Mühlviertel mit Schrecken erfüllt hatte. Auch Leute aus den untern Volksklassen erfrechten sich, dieser oder jener Stadt, auch wohl dem Landesherrn selbst, Absagebriefe zu senden. — Solche räuberische Angriffe wurden (nicht immer mit Erfolg) durch gewaffnetes Geleite abgewehrt und die einzelnen Grundherren gaben es über ihr Gebiet. Erst Ferdinand III. behielt das Geleitsrecht der eigenen Majestät vor. — Auch von dem Strandrechte oder der Grund-

ruhr, gibt es in Oesterreich einige, doch sehr wenige Beyspiele. — Friedrich II. und Rudolph I. befreyten die Wiener von der Grundruhr, und ein Staatsvertrag von 1375 setzte dieses für die beyderseitigen Unterthanen fest. Bis auf Leopold I. währen die Ansprüche der Grundherren auf gescheiterte Güter und die landesherrlichen Verfügungen gegen diesen unmenschlichen Anspruch.

Das Recht der Pfändung (Repressalien, des Arrestes, der Diffidation oder Klarigation) mußte nicht minder nachtheilig auf den Handel zurückwirken, wenn z. B. um der Foderung eines österreichischen Kaufmanns an einen Regensburger willen, nicht der Schuldner und seine Habe, sondern das nächste beste Regensburger Eigen in Beschlag genommen, der nächste beste seiner Mitbürger aufgegriffen wurde und bis zur Zahlung im Gefängniß schmachten mußte. Rudolph von Habsburg selbst gab den Wienern Pfändungsrechte auf alles Eigen, auf alle Habe der Bürger von Linz, Wels und Steyer, von denen sie beschädigt worden, bis dieser Schaden ersetzt sey, nur sollten Heerstraßen und schiffbare Ströme, des allgemeinen Friedens wegen, von dieser Selbsthülfe ausgenommen seyn. — Billiger Weise ist jedoch auch nicht außer Acht zu lassen, daß das ganze Verfahren nun einmal in den Begriffen jener Zeit lag, freylich nicht der unsrigen, die wir aber nicht zurückdrehen müssen, um die Vergangenheit gehörig zu fühlen und aufzufassen! Was einmal in der Entwicklung, in den Begriffen und Empfindungen der Zeit liegt, was damals rechtlich hergebracht und dergestalt im Gange war, daß Fürsten selber Brief und Siegel darüber gaben, man solle gegen sie selber die Pfändung ausüben, ohne daß sie je deßhalb eine Ungnade tragen wollten, kann nie als absolut widersinnig und ungerecht erscheinen, weil es zeitgemäß war. Es ist gut, Montesquieu's Warnung immerdar vor Augen zu haben: »Transporter dans des siècles reculés, toutes les idées du siècle où l'on vit, c'est des sources de l'erreur celle qui est la plus féconde!« — Die Repressalien und Pfändungsrechte dauerten bis unter Leopold I.; galten aber nur gegen Abwesende. Befanden sich Gläubiger und Schuldner in derselben Stadt, so pflog der Magistrat das Rechtsverfahren, dessen Form für Wien insonderheit Herzog Albrecht der Lahme oder Weise 1340 in einer eigenen Ordnung vorgeschrieben hat. Das Gefängniß für ungetreue Schuldner oder meineidige Kridatare, von denen der Gläubiger nicht einmal den dritten Pfennig herausbekam, war der Kärntner Thurm. — Der Chorherr Kurz berührt bey dieser Gelegenheit die alte Meinungsverschiedenheit, was richtiger gesprochen und gesagt sey: Kärntner-

Körner- oder Kärrner-Thor und Straße? — Die alte Zwettler Chronik spricht hierüber ganz deutlich, gelegenheitlich der großen Brunst von 1319 im März: Ignis de coquina Plebani *St. Stephani* ortus, duravit per integrum diem, et exusta fuit civitas secundario. Fuit enim maximus ventus, et Rex *Fridericus* erat praesens: nec potuit ignis compesci, quin veniret ab alta strata (Hochstraße, nun Herrengasse) per Chol-Marck, et ad Ecclesiam *S. Michaelis* cum campanis, Preyden-strass, fossatum usque in Roß-Mark, *stratam Karinthianorum*, et a porta Cimiterii, Stephans-Freithof, usque ad Scholas, Singer-strass, usque ad murum, Rott-strass, et omnes vicos usque ad novum forum.« Der Schulmeister von St. Stephan, Heinrich Abermann, in seiner Uebersetzung des Lazius sagt: »Das Kärner Thor, welches in Steyermarkt und Kärnten weiset.« Im Original Herzog Albrechts heißt es: »der Cherner Turrn«. — Jeden Zweifel behebt das schon vom Verfasser der notitia Austriae antiquae et mediae, vom Göttweiher Abte Magnus Klein, dem würdigen Nachfolger Gottfried Bessels, Herausgebers des herrlichen Chronicon gottvicense, nach Verdienst gewürdigte älteste Grundbuch der Schottenabtey zu Wien, 1314 unter Friedrich dem Schönen geschrieben, in welchem es ausdrücklich heißt: »strata und porta Carinthianorum.« Kärnten hat aber ganz und gar nichts gemein mit Körnern und mit Karren, und hier ist aus dem frühern Mittelalter zu erinnern, daß die Steyermark selber zum großen alten Kärnten gehörte, das über den Semmering bis an die Piesting sich erstreckte, wie denn Schwarza urkundlich schon karentanisch heißt und hinter Seitenstetten, die Kärnthner Berge und die Kärntner Gränze (Karinthi-Schaide) vorkommen.

Der venetianische Handel erschien schon in Friedrichs des Streitbaren Brief für die Neustadt von 1244. Der Straßenzwang und daß bloß die Wiener Großhändler nach Venedig reisen und dort kaufen durften, die Krämer aber davon ausgeschlossen blieben, bis Albrecht II, 1435 ihnen dieselbe Vergünstigung einräumte, setzte diesem Handel engere Gränzen, der sonst in den Tagen der Herrlichkeit Venedigs, seines Sieges über Genua, seines Uebergewichts in der Levante ungemein belebt war. — Daß Oesterreichs früheres Mittelalter, Wechsel und Wechselbank, Papiergeld und Agiotage (diese höchsten Kleinode und Veredlungsmotive der Menschheit!), Zeitungen, Journale und Posten entbehren mußte, hat seine volle Richtigkeit. Auch mit den Hôtels garnis, Lohnbedienten, Lohnkutschern, Frag- und Kundschaftsämtern sah es wohl auch nicht zum Besten drein.

Aber gut erhaltene Landstraßen, zahlreiche Hospitäler und Diversorien waren wohl vorhanden, selbst in den wildesten Alpenschlünden. Tyrol und Kärnten liefern denkwürdige Beweise. Keine Zeit gibt einen vollgültigen Maßstab für eine andere. Man kann nicht zugleich Kind und Mann, Greis und Jüngling seyn; die Natur duldet keinen Sprung!

Die Beförderungen des Handels folgen den Hindernissen. Hier werden: Jahr- und Wochenmärkte und sichernde Staatsverträge mit Auswärtigen darunter gezählt. — Der Markt (von Mercatum) förderte zahlreichen Zusammenfluß von Käufern und Verkäufern, hob für seine Dauer Zwing und Bann der Straßen und andere Privilegien auf, schützte die Straßen durch freyes Geleit, und es war ein willkommenes Glückszeichen, wenn der König, zum Zeichen der ertheilten Marktfreyheit, seinen Handschuh sendete, wenn Kreuz und Fahne sich erhoben und die öffentliche Messe gelesen wurde, von welcher den Märkten auch der Name Messen geblieben ist. — Es erscheint Wels mit dem frühesten Marktrecht, aber wie in Allem, so waren auch hierin die bischöflichen Städte und Orte in Allem voraus. — Königswiesen, noch ein Dorf, erhielt durch Rudolph von Habsburg dieselben Marktrechte wie Enns zum Lohne der tapfern Treue ihres Grundherrn Ulrich von Kapellen. — Das Salzkammergut, von jeher Domaine, genoß auch von jeher vorzüglicher Freyheiten. Der 1439 durch Albrecht II. entschiedene Streit zwischen den Salzfertigern von Gmunden, Ischel, Lauffen und Hallstadt eines Theils und dem Abt von Lambach, den Naufergen, Salzleckern, Steuerern und Meisterknechten andern Theils, beweisen, daß man damals schon den fürchterlich schönen Traunfall mit Schiffen befuhr.

Unter der Enns erscheint als der älteste der Maria-Geburts-Jahrmarkt, welcher der Neustadt 1239 durch Friedrich den Streitbaren verliehen ward, zum Lohne unverbrüchlicher Treue, als Reichsacht und Bannfluch schwer auf dem Herzog lagen, die meisten Getreuen, selbst Gattin und Mutter ihn verließen und eine Welt in Waffen wider ihn aufstand. — Wien war während jener Acht, 1237, durch Friedrich II., und 1276 und 1278 durch Rudolph von Habsburg zur unmittelbaren freyen Reichsstadt erhoben worden, bis sie (28. Febr. 1288) all diesen Freyheiten entsagte, und sich unter die Herrschaft des mit den Willebriefen der sämmtlichen Churfürsten neu ernannten Herzogs, des Habsburgers Albrecht, bisherigen Reichsverwesers begab. 1278 gab Rudolph, Wien die zwey berühmten Jahrmärkte, um den Auffahrtstag und um Katharina. Die italienische

Sitte des Pferderennens nach einem Scharlach oder Mantel fand auch in Oesterreich Nachahmer. Bald aber trat an dessen Stelle das Scheibenschießen. — Wegen Entheiligung des Sonntags war es schon durch Karls des Großen Kapitularien untersagt, Wochen- oder Jahrmärkte an denselben zu halten, was die Briefe späterer Fürsten bestätigten. — Doch verlegten wieder andere den Markt ausdrücklich auf den Sonntag, andere, weil am Sonntage ohnehin Zusammenfluß der Fremden und der Landleute sey, auf Wochentage.

Aus den Staatsverträgen mit den Nachbarn zum Schutz des Handels mag wohl jener mit Regensburg uralt seyn. Schon die oberwähnten Stadtrechte von Enns beruhen darauf, in Folge natürlicher Reciprocität. — Als Ludwig der Baier schnell sein Allianzsystem wechselte und sich an Oesterreich schloß, um dem wilden Böhmenkönig Johann von Luxemburg die Spitze zu bieten, gab Herzog Otto der Freudige den Münchnern gleiche Vorrechte, wie den Regensburgern, und wittelsbachischer Seits wurde hinwieder dem österreichischen Handel durch Tyrol nach Italien besonderer Schirm ertheilt. — Freyen Durchzuges und Geleites erfreute sich der österreichische Handel wohl auch in Böhmen, keineswegs aber anderer wirklicher Begünstigungen, also daß Rudolph der Weise 1364 den Pragern nur zehn Monate ließ zum Waarenzug nach Venedig. Aber zwischen Oesterreich und Polen, Wien und Krakau schlossen 1362 eben jener Rudolph und König Kasimir der Große einen Handelsvertrag. Eine Uebereinkunft von 1368 zwischen Karl IV. und Herzog Albrecht mit dem Zopfe, gab den österreicher Weinen freyen Zug nach Böhmen und nach Polen, auch den Verkauf unter Weges, in Mähren. Dagegen wurde der Böhmen Getreidehandel nach Oesterreich frey. — Doch so sehr auch die Macht der Hanse blühte, so sehr auch die Bündnisse der Städte in Ober- und Nieder-Deutschland die Sicherheit des Handels förderten, richteten sich doch die Blicke des österreichischen Handelszustandes vorzugsweise nach Italien. Verträge mit den Patriarchen von Aquileja, mit den Grafen von Görz, mit einzelnen Städten (z. B. Venzone, deutsch Peuscheldorf) waren dessen natürliche Folge.

Die Handelspolizey wurde durch verschiedene obrigkeitliche Personen verwaltet, durch die gewöhnlichen Magistrate, durch die Genannten, den Hansgrafen und die Leikaufer.

Das Municipalwesen hat in Italien weit früher gekeimt, eine mächtigere Krone und üppigere Zweige getrieben. Aber ein wilder Faktionsgeist brauste gleich einem tobenden Sturme dar-

über hinweg, während das deutsche Städtewesen nach und nach zu einem segensreichen Grade der Reife gedieh. Gleiches Bedürfniß erzeugt überall gleiche Wirkungen, ohne daß sie deßhalb bloße Nachahmung sind. — In der frühesten Zeit war die Pflege der Gerechtigkeit und der Haushalt der Städte in dem Stadtrichter vereiniget. Rathsherren, Konsulenten standen ihm zur Seite. Bald vermehrten sich die Geschäfte so, daß der Stadtrichter nur die Justiz allein behielt, und aus der Mitte der Konsulenten ein Konsul, Bürgermeister gewählt wurde. Krems, Linz, Steyer, Wels erhielten die Bewilligung, eigene Bürgermeister zu wählen, 1416, 1490, 1499, 1569. — Der Hauptstadt Wien und ihres Regiments geschieht keine nähere Erwähnung. Was in Italien die majores Consules und die Consules mercatorum, das war beyläufig in den österreichischen Städten der innere und äußere Rath, jener aus den angesehensten und reichsten, häufig selbst aus adeligen Bürgern bestehend, und mit den wichtigsten Geschäften der Stadt vertraut, diese von geringerem Vermögen und Einfluß, meist nur in solchen Fällen vom äußern Rathe beygezogen und berufen, wo es einer allgemeinen entscheidenden Maßregel, einer bleibenden allgemeinen Verbindlichkeit, einem jedes Glied der Gemeinde umfassenden Beschlusse galt. Die Genannten (nominati) waren vom äußern Stadtrath, Zeugen in zweifelhaften Fällen, Wächter des täglichen Handels und Wandels, öffentlicher Treue und Glaubens zwischen Käufern und Verkäufern. Später verschwanden die Genannten und in ihren Wirkungskreis theilte sich der äußere und innere Rath. Am deutlichsten erscheinen sie im oftgenannten Wiener Stadtrecht von 1198. Sie sollten aus allen Gässen der Stadt erkoren, in einem eignen Buche verzeichnet, und (daher ihr Name) der ganzen Stadtgemeinde genannt werden, damit jeder seine Zuflucht zu diesen Mittlern nehmen könne. Ihre Zahl vermehrte Albrecht der Lahme für Wien von hundert auf zweyhundert. In Albrechts I. Wienerischem Stadtrechte von 1296, spricht er nicht von den Genannten oder vom äußern, sondern von dem aus zwanzig Mitgliedern bestehenden innern Rathe. Wahrscheinlich gab Leopold der Glorreiche, wie für Enns und Wien, so für alle Städte Oesterreichs Municipalrechte; aber eine Reihe von feindseligen Zufällen hat die meisten derselben ihrer ältesten und wichtigsten Urkunden beraubt. — Die Genannten erscheinen übrigens noch im XVI. Jahrhundert. Ferdinand I. setzt den Welser Magistrat auf einen Stadtrichter, acht Rathsherren und zwölf Genannte fest.

Die Hauptperson im merkantilischen Gebiete war der Hansgraf, zusammengezogen aus Handelsgraf. Daß Graf und

Richter synonym sind, bedarf keiner Wiederholung. Hansa bedeutete einen Bund, eine Gesellschaft und vorzugsweise eine merkantilische. Es war ein Hansgrafenamt in Wien und eines in Linz, der Hofkammer untergeordnet, Obhut tragend über Maß und Gewicht, Viehhandel, Fleisch-, Getreide- und Papier-Aufschlag, vorgesetzt den Zimentern und den Leitkäufern, Leihkäufern, Unterkäuflern (befugte Unterhändler und Sensale).

Gleiches Maß und Gewicht im ganzen Lande, war bereits Satzung der Babenberger; dennoch gab es späterhin große und kleine Burg- und Kasten-Metzen, Kremser, St. Pöltner, Tulner und Neuburger Maß. Metreta und Modius sind gewöhnlich Metzen, Modius aber auch öfters ein Muth oder dreyßig Metzen. Bey drey, bald fünf Schaff eine Burgmuth, auf welche drey Kastenmuth gehen und sechs Dienstmuth auf vierzig Burgmetzen. Modius kömmt beym Wein, wie beym Getreide vor. Urne ist wahrscheinlich Eimer, Karrada, Fuder, — das Fuder zu zwey und dreyßig Eimern ꝛc. An Gewichten kommen der Saum, Meiler, Ster, Kark, Meder ꝛc. Auch die Elle war ungleich und das Verhältniß der venetianischen Bretschen (braccio) zu derselben, ist nicht klar auszumitteln. Wie es überall einen öffentlichen Stadtmetzen gab, gab es auch eine Stadt- und Frohnwage. — Friedrich der Schöne verordnete 1312, sie sollte nach alter Gewohnheit in den Händen der Kaufleute und der Krämer bleiben.

Merkwürdigere Polizeyverordnungen über den Handel. — Bestimmte Waarenpreise von den betreffenden Magistraten, nicht selten egoistisch und ungerecht festgesetzt, und noch in den Zeiten Leopolds I. zu verspüren, widersprechende Experimente für die Aufnahme des Handels, eben sowohl durch Taxirung der größten, wie der geringsten Waaren und dann wieder durch Freyheit und Konkurrenz. — Die Lauben der angesehensten Kaufleute, der Großhändler, davon noch unsere Tuchlauben, wie überhaupt die meisten Gassen Wiens dem Handel und den Handwerken ihre Namen danken, z. B. die Wollzeile (strata lanarum, Zeile ist Häuserreihe oder Gasse), Goldschmidgasse; Pfeilschnitzergasse, Münzerstraße, Nadlergasse, ꝛc. Alle Gegenstände hatten ihren angewiesenen Platz: Kohlmarkt, Kienmarkt, Fleischmarkt, Roßmarkt, Schweinmarkt, Haarmarkt, Mehlmarkt, Milchmarkt, Fischmarkt ꝛc. Strenge Aufsicht der Alten auf die Fleischer und Bäcker. Das Schupfen der Betrüger unter den Letztern, zugleich eine köstliche Volkslust. Die Fleischerordnungen S. 340. Fischerordnung. — Handel mit Wein, Meth und Bier. Weinkoster. Die Bierglocke, späterhin Husglocke (vom Nachhausegehen, nicht von den

Hussiten), nach der Jeder Licht auf der Straße haben mußte oder gefangen angehalten wurde. — Man kennt kein Einfuhrsverbot fremder Waaren. Erst nachdem die englische Königin Elisabeth, zu desto größerem Flor des Handels ihres Inselkönigreichs, die alten Vorrechte der Hanse als gänzlich erloschen erklärt hatte, verbot Rudolph II. 1597 zur Repressalie die Einfuhr aller englischen Waaren in Oesterreich und Deutschland. Leopold I. sah sich 1659 und 1664 durch die alljährlich ausströmenden ungeheuren Summen zu strengen Maßregeln gegen die französischen Luxusartikel genöthigt. Auch fehlte es nicht an Luxusgesetzen, sogar für den Tisch der untern Volksklassen!

Salz, unter den vorzüglicheren Gegenständen des Handels in Oesterreich. Die Saline von Ischel bestand wohl schon im XII. Jahrhundert. Jene von Hallstadt ließ Albrechts I. Gemahlin, die tyrolische Elisabeth bebauen; aber der Salzhandel blieb ein Monopol der Städte und Märkte, so daß Böhmen und Mähren ihren Bedarf von Reichenhall, Hallein und Berchtoldsgaden abnahmen und durch Oesterreich führten, was erst seit dem spanischen Successionskriege unter Leopold I. unterblieb.

Oesterreicher Weine gingen nach Baiern und Ungern, nach Böhmen und in dessen Nebenreiche. Die Einfuhr fremder Weine war zu Wien verboten. Doch erhielten die Honoratioren Ausnahmen, jedoch nur für ihren Tisch. — Gekochte Weine waren bekannt und beliebt. Die Herrschaften übten ein Vorlegsrecht, das heißt: ihres Bezirkes Gastwirthe und Private mußten von ihnen kaufen. — Der Weinbau war viel ausgedehnter, als heut zu Tage, selbst in den rauhen, vom Böhmerwald umschlossenen Bergen des Mühlviertels ob der Enns. Thassilo und Karl der Große schenkten bereits dortige Weingärten nach Kremsmünster! Späterhin wurden häufig Weingärten in Ackerland verwandelt. Vergeblich suchte Friedrich IV. den Weinbau um Linz wieder emporzubringen. — Der Eisenhandel war bedeutend in Steyer, in Wien, in Weidhofen. — Der Hopfenbau ist alt. Leinen- und Wollwaaren kamen aus Oberösterreich nach Wien und weiter nach Ungern. Häute gingen stark von Wien nach Venedig, — die alten Zollregister nennen viele Artikel des Zwischenhandels, die aber auf unser Vaterland selbst keinen weitern Bezug haben.

Die Einfuhr umfaßte in der älteren Zeit vorzüglich Gewürze, Tücher, Zeuge; denn obwohl zu Wien und Krems schon sehr frühe Tuchfabrikanten vorkommen und die Tulner Tücher sogar Ruf hatten, reichte doch die inländische Erzeugung bey weitem nicht hin. — Ulrichs von Lichtenstein, des Ritters

und Sängers ohne Gleichen, Heerfahrten und Leben, Friedrich des Streitbaren Wehrhaftmachung, die Vermählung seiner Schwester mit dem Markgrafen von Meissen, die Hochzeitfeyer, die König Ottokar seiner Nichte Kunigunde ausgebracht, jene Anna's von Oesterreich, Albrechts I. Tochter, mit Hermann von Brandenburg, die Krönung ihrer Mutter, der Königin Elisabeth, geben unverwerfliches Zeugniß dessen; Venedig und der Orient lieferten Artikel des Prunkes und der Lust ꝛc. — Arbeiten, mit Salz, mit Wein, mit Tuch arbeiten, statt: damit handeln, ist schon ein, in den ältesten Urkunden gebräuchlicher Ausdruck. — Die großen Vorrechte der Städte im Handel und Wandel, die Zugänglichkeit und Gemächlichkeit jeglicher Bedürfnisse des Lebens und Genusses zogen den Adel mehr und mehr dahin. Die Adeligen kauften Häuser und Güter im städtischen Burgfrieden, wollten aber dessen ungeachtet zu den gemeinsamen Lasten nichts beytragen, die wiederholten Befehle der Landesfürsten fruchteten wenig. Zuletzt ward es den Bürgern verboten, Adelige unter sich aufzunehmen. Da näherten sich beyde Theile. Der in der Stadt seßhafte Adelige hütete sich wohl, ihren Kaufschatz zu plündern, leistete den Bürgern vielmehr in Manchem hilfreiche Hand. Hinwieder sah der Bürger durch den Aufenthalt der Reichen den Absatz der Waare vermehrt, den Umlauf des Geldes gesteigert, und die gähnende Kluft zwischen beyden that sich mehr und mehr, gerade so zusammen, daß sie den Bau der sich immer mehr und mehr ausarbeitenden Landeshoheit schloß.

Der vorliegende, den Gränzen dieser Blätter angemessene Auszug verbürgt hinlänglich den seltenen Reichthum und das hohe Interesse dieser Arbeit. Ihr folgt nun das nicht minder bedeutende Urkundenbuch von drey und funfzig ausgezeichnet wichtigen Stücken.

Den Straßenzwang betreffen die Nummern 2, 3, 4, hinsichtlich des obgedachten Streites der oberennsischen Städte gegen die Pettauer, wegen des Transito von Venedig. Nr. 10 und 11 für Freystadt wider Leonfelden. 12, Bestimmung der Handelsstraßen zwischen Böhmen und Oesterreich, 18, Bewilligung des Brückenbaues zu Linz und 19, der berüchtigte Verbot aller Gasthäuser und alles Handels für das, Linz gegenüber liegende Urfahr. 45, 46, 47, Briefe freyen Geleits durch Böhmen, durch Görz, durch das Gebiet von Aquileja, — Sicherung des Handels, durch Staatsverträge mit Auswärtigen. Nr. 33, 34, 35, 47, mit der Stadt Venzone, mit dem Hause Wittelsbach. In denselben Urkunden zeigt sich auch die Abschaffung des Strandrechtes, oder der Grundruhr, — Nr. 50 und 53 enthalten entscheidende Aufschlüsse über den Handel mit Ve-

nedig und über die landesüblichen Maße und Gewichte. 51 und 52 berühren die in- und ausländischen Weine, 9 und 51 sind von ungemeiner Wichtigkeit für die Geschichte unseres Salinarwesens,— zu jener der Jahr- und Wochenmärkte gehören 39 bis 45 von Linz, Wels, Freystadt, Leonfelden, Rohrbach, Gmunden. Die Stapel- und Pfändungsrechte betreffen 5, 8, 15, 36, 37, 38, 48, 49 für Grätz, Freystadt, Mauthhausen, Linz, Enns rc. — Die Eidesformel für den Hansgrafen und die Zimenter 1488, als der Ungernkönig Mathias zu Wien herrschte, sind in 48 und 49; organische Satzungen aber für den Handel überhaupt 6, 16, 17, 18, 20 und von 22 bis 32 für das ganze Land, für die Ausländer, für die Landleute, bezüglich auf die Bürger der Städte und Märkte, der Kaufleute und Krämer, der Bürger und Handwerker, der bürgerlichen Häuser, welche Unmündigen gehören, Bürgerordnungen für Linz, für Enns rc.

Es wäre unnöthig, noch irgend etwas hinzu zu setzen über das Verdienst dieser reichen Sammlung und Zusammenstellung, besonders für das Land ob der Enns, das größten Theils noch eine terra incognita war, bis es der Chorherr Kurz, von Ort zu Ort, mit liebendem Fleiße und mit archivalischem Scharfblick, durchgepilgert hat. Der gute Erfolg liegt selbst dem Ungläubigsten vor Augen. — Styl und Darstellung sind einfach und verständlich, und weniger arid, als in manchen frühern Schriften des Verfassers, obgleich das Ganze, Daten an Daten, in verdienstlicher Mosaik ineinanderfügend, historischer Komposition wenig Spielraum verstattet.

Art. II. Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Wien 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822. Dreyzehn Jahrgänge.

Tageblätter werden gewöhnlich von den Lesern bald nach ihrem Erscheinen vergessen, zerstreut, verloren, von den öffentlichen Beurtheilern aber entweder mit vornehmer Geringschätzung aus dem Kreise ihrer Jurisdiktion gewiesen, oder mit einigen, wenig bedeutenden und sich wiederholenden Redensarten in kurzen Anzeigen, die dem Monatshefte der angezeigten Zeitschrift in dem Monatshefte einer andern Zeitschrift schnell nachfolgen — abgefertigt. Und es läßt sich auch eben von einem so geringen Theile einer fortlaufenden Sammlung von Aufsätzen kein besonderes Aufheben machen. — Wenn wir diesen Gebrauch bey Unterhaltungsblättern, »deren Leben von heute bis morgen,« gern löblich finden, so müssen wir ihn bey strengen, der ernsteren

Forschung und gründlichen Belehrung geweihten Schriften, die aber das Schicksal haben, Tagblätter zu seyn, als nachtheilig tadeln. Eine monatliche, ja jährliche Lieferung kann aus tausend Gründen, die in den Personen und Sachen liegen, nicht als Durchschnitt zur Beurtheilung des Werthes und Gehaltes einer solchen Zeitschrift aufgestellt werden: erst wenn eine größere Masse vor uns liegt, kann der fleißige Beurtheiler hinzutreten und fragen: Was hat sie der Wissenschaft genützt? was hat sie dem Gelehrten für Materialien, dem Leser für Nahrung gebracht? Eine sorgfältige und unverdrossene Sichtung des Inhalts mag dann wohl zur Beantwortung jener Fragen, zur verdienten freundlichen oder unfreundlichen Aufnahme, zur Beruhigung oder zur Verabschiedung des Verfassers führen.

Ein solches Verfahren scheint ganz vorzugsweise eine Zeitschrift wie die vorliegende, vom Freyherrn von Hormayr herausgegebene, zu verdienen, deren Inhalt sie zu einer Vorrathskammer für alle macht, die das Vaterland kennen wollen, und die bey ihrem schon zu dreyzehn starken Quartanten angewachsenen Umfange, doch nicht nach allen Seiten hin divergirend, sondern von mehrern Seiten convergirend, durchaus einem Ziele nachgestrebt hat, nämlich Beyträge zur Kenntniß des Vaterlandes zu geben von Seite seiner Geschichte, seiner Statistik (mit Einschluß der Geographie), seiner Kunst und Denkmale, seiner Institute und Gelehrten, seiner Verfassung, Sitten, Bewohner, Produkte und Industrie, und anderer wissenswürdigen Zweige, deren wir in der Folge ausführlicher gedenken werden.

Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, dem Herrn Herausgeber ein allgemeines Lob fleißiger Sammlung und unverdroßner Ausdauer durch die an Wechseln der ungünstigsten Zeiten reichen Jahre ihrer Dauer zu ertheilen: auch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß manche Jahrgänge an Originalität, an Fülle und Ausstattung hinter den andern zurückstehen; sondern wir wollen das Ganze selbst untersuchen und zu dem Ende in das Einzelne des reichen Vorrathes eingehen, aber nicht nach der zufälligen Folge der Erscheinung einzelner Aufsätze, sondern nach ihrem inneren Zusammenhange, nach den Zweigen, die sie behandeln. Es ist nämlich wirklich mit diesem Archive, wie mit einem wahrhaften Urkundenarchive der Fall, daß, wer es durchsuchen und benutzen will, durchaus eines Führers oder Repertoriums bedarf, und es würde dieser Zeitschrift selbst gewiß einen doppelten Werth verschaffen, wenn es nun, nach dem dreyzehnten Jahrgange, mit einem ausführlichen Registerbande versehen würde. Bis dahin mag die folgende Uebersicht der Originalaufsätze und dessen, was in allen dreyzehn Bänden zum ersten Male er-

schienen ist, den Lesern des Archivs zu einiger Aushülfe dienen. Es versteht sich hierbey von selbst, daß wir kleinere Notizen, Anekdoten, Miscellen gar nicht erwähnen dürfen, wenn dieser Aufsatz nicht unverhältnißmäßig anschwellen soll.

Den Inhalt glauben wir in folgende Hauptfächer abtheilen zu können:

I. Römerdenkmale.

II. Denkmale des Mittelalters: Urkunden, Siegel, alte Lieder, Chroniken, alte Handschriften, Grabsteine, Denksäulen.

III. Denkmale (schriftliche) der neuesten Zeit.

IV. Kriegskunst, Militärgeschichte, vorzüglich der Oesterreicher.

V. Verschiedene Aufsätze und Abhandlungen, fast durchweg geschichtlichen Inhalts, als der Hauptstoff der ganzen Zeitschrift.

VI. Beyträge zum Leben Maximilians I. und Karls V. und ihrer Zeitgeschichte.

VII. Biographien.

VIII. Statistik.

IX. Institute.

X. Kunst und Künstler.

XI. Recensionen und gelehrte Anzeigen.

I. Römerdenkmale.

Die Geschichte der österreichischen Lande muß durchaus mit diesen ihre Forschungen eröffnen; keines entbehrt eines oder mehrerer klassischen Plätze. Oesterreich, Salzburg, Tyrol, Kärnten, Steyermark, Krain, Ungern mit den Nebenreichen: alle bewahren mehr oder minder zahlreiche Reste, deren Entdeckung oder Aufhellung und Beschreibung nicht das geringste Verdienst dieses Archivs ist, und es auch ferner bleiben wird.

Kärnten. Die erste bedeutende Kunde dieser Art gab der verdienstvolle Direktor und Rath F. M. Vierthaler, im Jahrg. 1812, Nr. 57, 58, wo er eine lehrreiche Geschichte der merkwürdigen, in Kärnten schon 1502 gefundenen, dann nach Salzburg versetzten, jetzt aber im Wiener k. k. Antikenkabinette als eine der ersten Zierden verwahrten, lebensgroßen Bronzestatue aus dem Zeitalter des Augustus mittheilte. Dieses Werk erregte schon im sechzehnten Jahrhunderte die Bewunderung der deutschen und italienischen Gelehrten, und verdient sie noch heute, als die erste und bedeutendste Seltenheit dieser Art auf deutschem Boden. — Jarniks Nachricht über den Kärntner Herzogsstuhl in Nr. 55, 56, des Jahrg. 1818 gehört der folgenden Rubrik. — In der Nr. 56 desselben Jahrg. gab Eichhorn einen zu Paternion, eine Post von

Villach, von ihm gesehenen Römerstein, den er aber aus nicht genügenden Gründen für vorrömisch hält; auch irrte der, sonst besonders im Mittelalter trefflich bewanderte Gelehrte, darin, daß er aus dem Namen eines Auxiliarritters, Ambidravus, ohne weiteres den Schluß zieht: daß dieser sein Geburtsland anzeige, und weiter, daß die Ambidraver gerade auch an dieser Stelle gewohnt haben müssen. — Den Fundort jener Statue, das Salfeld, beleuchtet ein Aufsatz des Dr. Kumpf über Inschriftsteine mit Bildwerken, die er im Brandelhof entdeckte, in Nr. 71 und 72 des Jahrg. 1818. Einen andern Stein beschreibt Eichhorn 1816, Nr. 111.

Tyrol. Die tyrolische Alterthumskunde wurde durch einen gehaltvollen Aufsatz über Trientnerische und andere Inschriftsteine des südlichen Tyrol's bereichert, in welchem nicht nur die Inschriften selbst gegeben werden, sondern auch eine umsichtige und zu den wichtigsten Folgerungen (z. B. auf Trients Blüte unter August und Claudius) führende Erklärung. Die ungenannten Verfasser sind Freyherr von Hormayr selbst, der schon in seinen vier Tyroler Almanachen 1802 bis 1805, vorläufige Kunde von mehreren dieser Alterthümer gab, und der Conte Benedikt Giovanelli, Podestà von Trient, von dem wir die vollständigste Geographie beyder Rhätien erwarten dürfen, und der auch in der Münzkunde Rühmliches geleistet hat. 1815. Nr. 104. — Römerdenkmale des südlichen und mittleren Tyrols führt auch der Jahrg. 1816, Nr. 150, und 1817, Nr. 1, 2, 5, vor, wo der berühmte (jetzt in Wien befindliche) Mysterienmithras (bey Mauls gefunden), ein Stein im Valsugan, andere zu Lueg am Brenner, bey Klausen am Eisack, ferner die Lage und Geschichte der alten Stadt Majá, jetzt Meran mit der Gemeinde Mays, gelehrt beschrieben und erörtert sind; von welchem allem hier nur die Andeutung gestattet ist. —

Istrien. Eben so willkommen, in Hinsicht auf Geschichte und altrömische Baukunst, sind die Mittheilungen, welche 1815 Nr. 152, 153, Herr Kollmann aus den italienischen Handschriften des damaligen Triester Baudirektors, jetzt Baurathes und Direktors der Architekturschule in Wien, Herrn Peter Nobile, gab: über das herrliche Amphitheater und den Augustustempel zu Pola in Istrien, über die altrömische Wasserleitung zu Triest.

Salzburg. Thiersch's Nachricht über den Hergang der Aufgrabung der bekannten Mosaik zu Salzburg, darstellend den Mythos des Theseus in Nr. 122 desselben Jahrs, machte alle Alterthumsfreunde neuerdings aufmerksam auf die

Schätze, die diese Stadt verwahrt: der ganze Musivboden, dessen Aushebung und Uebersetzung von den Gelehrten und Künstlern ex officio für unausführbar war gehalten worden, ist nun 1821 ohne die mindeste Schwierigkeit durch den Direktor Steinbüchel nach Wien versetzt. In demselben Blatte gibt Finanzrath Pichler sehr lesenswerthe Nachrichten über das alte Juvavia, von Einigen verdeutscht Helfenburg. — Hieher gehört auch der in seinem Fache klassische Aufsatz von Koch von Sternfeld im Jahrg. 1816, Nr. 9, 15, 17. Er führt die Ueberschrift: Salzburg unter den Römern, und entwickelt mit bewundernswürdigem Scharfsinn die sehr verworrene und durch willkürliche Annahmen verunstaltete älteste Geschichte und Topographie dieser Gegend. Koch von Sternfelds Meisterschaft in der alten und mittleren Geographie, die auf geognostischer und genauer urkundlicher Kenntniß des Landes beruht, würde schon aus diesem Aufsatze geringen Umfangs klar, wären auch nicht seine großen Verdienste in diesem Fache längst anerkannt. — Die willkürliche Annahme einer Stadt Helffenburg, lateinisch Juvavia, wird mit Recht von ihm zurückgewiesen. Die Stadt mag ursprünglich, dem Flusse Ivarus analog, wohl Ivaro oder, wie die Tabula hat, Ivavo geheißen haben. — Der Verfasser führt die älteste Geschichte der Stadt, nur in ihren Hauptzügen lehrreich angedeutet, bis ins deutsche Mittelalter herab.

Steyermark. Doktor Mühlibach beschreibt antike Jupitersaltäre und Inschriftsteine, die er zu Pettau, wo die XIII. Legion gestanden, gesehen. Das Merkwürdigste sind feine Notizen über das Auffinden eines römischen Sarges, der ein vollkommen guterhaltenes Skelett einer Frau enthielt. Es fehlt leider auch hier nicht an Beyspielen von Rohheit der Einwohner, welche zu rügen diesen Denkmalen nützen würde, wenn die Rügen zur Kenntniß jener Leute kämen. Der Sarg wurde zertrümmert: die Knochen sammelte Doktor Mühlibach, der ihr Aussehen als sachkundiger Anatom beschreibt: das Tetrastichon, welches er diesem Funde überschrieb, ist gut gemeint, aber voll prosodischer Schnitzer. — Eine Nachlese zu diesem Aufsatze gibt Herr Povoden, Kuratenbenefiziat zu Pettau, in einem Briefe an den Herausgeber mitgetheilt, 1818. Nr. 53. Es ist erfreulich, daß dieser Boden von mehrern Männern untersucht worden, deren verschiedene Ansichten und Urtheile den Verdacht von Einseitigkeit ausschließen: so prüfte Hauptmann Ritter von Rittersberg in Nr. 83 des Jahrg. 1818 den Pettauer Boden mit geometrischem und geologischem Blicke, und thut einsichtsvolle Vorschläge zu Nachgrabungen, welche alle Beherzigung verdienen. —

Diesen Abhandlungen über Pettau (Petovio) schließt sich ein Artikel von Prof. Suppantsch tsch über römische Alterthümer im Cillier Kreise in Steyermark an, in Nr. 144 des Jahrs 1818. Er betrifft zwey auf dem Berge Vipota befindliche Denksteine vornehmer Magistrate aus Celeja.

Krain. Laibach, die römische Kolonie Emona ist der Gegenstand fleißiger Nachforschungen. Professor Vodnik lieferte (1818 Nr. 53, 55, 56, 91, 132, 133, beschlossen 1821, Nr. 34) schätzbare Nachrichten und versprach Fortsetzung derselben über alle Denkmäler Illyriens.

Oesterreich unter der Enns. Auf der Herrschaft Wösendorf, auf der Straße von Laxenburg nach Oedenburg in Ungern ist ein Grabstein und eine Columna milliaria gefunden, welche die bisher unsichere Richtung der Römerstraße und das Daseyn einer kleinen Niederlassung daselbst erweiset, s. 1822. Nr. 5, von Direktor Steinbüchel; die Nr. 83 gibt einen Römerstein zu Muthmannsdorf. Der wichtigste Punkt zu Zeiten der Antonine war wohl Carnuntum; und auch jetzt noch in bedeutendem Umkreise durch seine Denkmäler der Nachforschung werth. Bedeutende Beyträge lieferte Herr Direktor Steinbüchel 1816, Nr. 155, 156 in den Nachrichten, die er über den in Folge seiner ämtlichen Nachforschungen dort erhobenen Mithras und andere Denksteine mittheilt. — Diesem Platze wäre wohl vor allem eine planmäßige, topographisch-strategische Prüfung zu wünschen.

Oesterreich ob der Enns. — Im Jahrg. 1818, Nr. 53, deutete der Herr Herausgeber in den Miscellen auf die Wichtigkeit Lorchs, des alten Laureacum, und dessen römische Reste: worüber Kurz in dem dritten Theile seiner Beyträge zur Geschichte Oesterreichs ob der Enns lehrreiche Aufschlüsse gegeben, vermehrt durch Freyherrn v. Hormayr in den Jahrb. II. Anz. 1. ec.

Mähren. Dort in der Stadt Jamnitz gefunden seyn sollende Römerdenkmale verdienen wohl noch nähere Prüfung, da so weit jenseits der Donau nicht leicht erweisliche Spuren seyn dürften. — s. 1821. Nr. 27. S. 106.

Das nördliche Italien. Einen kleinen, nicht unwichtigen Beytrag dazu gibt 1821, Nr. 40, wo ein im Val di Cadore wieder gefundener Römerstein aus Nero's Zeit, eine öffentliche Uhr erwähnend, beschrieben wird. —

II. Denkmale des Mittelalters, Urkunden, Siegel, alte Lieder, Chroniken, alte Handschriften, Grabsteine, Denksäulen.

Diese Rubrik ist in vorliegender Zeitschrift eine der stärksten,

sie enthält einen größten Theils noch verborgenen Reichthum, zu dessen Enthüllung auch gegenwärtige Inhaltsanzeige nur summarisch einen Beytrag geben kann, da der Raum nicht gestattet, mehrere Hunderte von Urkunden, besonders aus Eichhorns und des Grafen Müllinen Sammlungen besonders aufzuführen.

Unserer Ansicht nach zerfallen diese hier gelieferten Denkmale des Mittelalters wieder in besondere Rubriken:

a) Archivalische Notizen und Sammlungen.
b) Urkunden, Briefe und urkundliche Arbeiten.
c) Chroniken und gleichzeitige Erzählungen.
d) Nachrichten und Auszüge von Handschriften alter Geschichtswerke und Gedichte. —
e) Denksäulen, Denkmäler und Denkschriften.

a) Die archivalischen Notizen und Sammlungen eröffnet (Jahrg. 1810, Nr. 1) eine ausführliche Geschichte des Wiener k. k. Hausarchives, von seiner Begründung unter Maximilian bis auf seinen Zustand im Jahre 1810. Wir finden darin aber auch schätzbare Nachrichten über die österreichischen Gelehrten, welche mittelbar und unmittelbar auf Oesterreichs geschichtliche und archivalische Schätze gewirkt, und über die Nebenarchive Innsbruck, Grätz und Prag; über die Koryphäen der diplomatischen Wissenschaften, die Aebte von Göttweih, Bessel und Klein, die Benediktiner von Mölk, Schramb, Huber, Kropf, beyde Petz, die Blasianer Heer, Herrgott, Gerbert, die Jesuiten Fröhlich, Steyerer, Calles und viele andere, von welchen Lebensnachrichten in kurzen Anmerkungen beygefügt sind. — Das Verdienst der so erwünschten Zusammensetzung des jetzigen großen Haus- und Staatsarchivs, aus jenen der Provinzen, unter Kaunitz, gebührt unstreitig dem Hofrath v. Rosenthal, der durch kluge Wahl tauglicher Subjekte, und durch ausgebreitete gelehrte Verbindungen für seine und die folgende Zeit die Einrichtung und Benutzung des ihm anvertrauten Schatzes begründete. Die eigentliche Ausführung dieser Maßregel geschah jedoch erst seit den Jahren 1806 und 1813 unter den Ministerien des Grafen Stadion und Fürsten Metternich. In diese Zeit fällt nämlich die erste wissenschaftliche Bearbeitung und musterhafte Registrirung, sowohl für den geschichtlichen und staatsrechtlichen, als für den streng archivalischen und diplomatischen Ueberblick. Ferner die Vorarbeiten, welche eingeleitet werden mußten, um Diplomatarien von Städten, Märkten, Abteyen und Familien zu retten und zu sammeln, um ein österreichisches Corpus diplomaticum seiner Vollendung zuzuführen. Viele, gewiß jedem Archivar wichtige Andeutungen

hierüber finden sich in diesen Jahrbüchern IX. 203, XI. 101, XIV. 250, XV. 214, XIX. 101, 107.

Die Siegelsammlung (Sphragidothek) des Domherrn Smitmer und des Kabinetsofficialen Löschner, die sich schon damals, 1810, auf mehr als 9000 Stücke belief, ist jetzt wirklich dem geheimen Hausarchive einverleibt, und des Verfassers Wunsch (Arch. 1810, Nr. 110) hiermit erfüllt. Die Vervollständigung dieser Sphragidothek ist nun mit leichter Mühe ausführbar. Man findet eine kurze Beschreibung davon 1810, Nr. 110, 111.

Unter der Aufschrift: diplomatische Miscellen, 1815, Nr. 139, wird auf die bibliotheca Goettingensis 1758 aufmerksam gemacht, welche unter der Nr. 5 ein höchst schätzbares Specimen codicis diplomatici bavarici enthält, an 60 Urkunden, eine reiche Nachlese zu den Monumentis boicis.

Sehr zu bedauern ist der Verlust so vieler auf Mährens und Böhmens Geschichte sich beziehender Urkunden, deren Verschleppung durch die Schweden im dreyßigjährigen Kriege, im Jahrgange 1816, Nr. 95 im Allgemeinen berichtet, und erzählt wird, wie bisher alle Schritte zur Wiedererlangung derselben aus den Archiven des Nordens theils versäumt, theils fruchtlos waren.

Die Verdienste der Abtey St. Paul in Kärnten, früher zu St. Blasien im Schwarzwalde, um Geschichte und Stammesherleitung sind im Allgemeinen bekannt genug. Rühmliche Erwähnung erhalten aber einige besondere Arbeiten der bis in unsere Tage lebenden Gelehrten dieser Kongregation, Trudpert Neugart, Ambros Eichhorn, vorzüglich Berthold Rottlers, des jetzigen Fürst-Abtes, in der Nr. 134 des Jahrg. 1816; so wie in 151 bis 153 desselben Jahres der ausgezeichnet reiche diplomatische Nachlaß des Cisterziensers von Lilienfeld, Hanthaler, ausführlich gewürdiget wird. Hanthalers größtes und bedeutendstes, schon druckfertig hinterlassenes Werk, Apparatus ad fastos Campililienses, mit mehr als 900 Urkunden, ist nun allen Freunden der Geschichte durch den Förderer alles Gründlichen, Herrn Ladislaus von Pyrker, jetzt Patriarch von Venedig, im Drucke übergeben worden — Die lange Reihe von Hanthalers nachgelassenen numismatischen, geschichtlichen und diplomatischen Schriften muß den Fleiß des Mannes und die Größe der Hülfsmittel, die er hatte, um so mehr bewundern lassen, da nach ihm die vandalische Zerstreuung des Lilienfelder Archivs und der schönen Bibliothek, deren Schicksale bey der Aufhebung neben jenem anderer ähnlichen Institute, z. B. der Rudolphinischen Schatzkammer und Archive in Prag, hier ausführlich erzählt werden — fast die Spuren dieses

ehemaligen Reichthums vertilgt haben. — Eine kürzere Nachricht von dem erwähnten Werke Hanthalers, den Fastis, findet sich auch im Jahrg. 1819 Nr. 135.

Wahrscheinlich aus der Feder des Mölker Kapitulars Kaiblinger ist die äußerst erwünschte Nachweisung: Ueber den noch unedirten Nachlaß der Gebrüder Petz in der Abtey Mölk. Das aus etwa zwey und zwanzig Stücken bestehende Verzeichniß zeigt genugsam dessen Wichtigkeit zunächst für Monasteriologie, und überhaupt für Geschichte. Siehe Archiv 1821. Nr. 130.

b) Urkunden, Briefe und urkundliche Arbeiten. Der mit allen Schätzen des helvetischen Alterthumes innig vertraute Landammann der schweizerischen Eidgenossenschaft, regierender Schultheiß des Kantons Bern, Graf Müllinen, bereicherte, wie wir schon erwähnten, das Archiv mit einem ausführlichen, nach Jahren geordneten Verzeichnisse und kurzer Angabe des Inhaltes der in seinem Besitze befindlichen Urkunden, welche die Geschichte des Hauses Habsburg, besonders auch jene der Laufenburger Seitenlinie, von 1273 bis ungefähr 1415, beleuchten. Das Repertorium der wohl nahe an ein halbes Tausend umfassenden Urkundensammlung gehört zu den schätzbarsten Beyträgen dieses Archives, und läuft durch folgende Nummern des Jahrgangs 1819: 102, 103, 104, 106, 108, 110, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, ferner im Jahrg. 1816, die Nr. 116.

Diesem Schatze steht an Reichhaltigkeit wenig nach: des Benediktiners Ambrosius Eichhorn von St. Paul in Kärnten, vaterländisches Diplomatarium, welches theils vom Verfasser selbst eingesandt, theils nach seinem Tode zur Bekanntmachung im Archive mitgetheilt wurde. Auch davon wird man keine Inhaltsanzeige erwarten, da mehrere hunderte der schätzbarsten Urkunden von diesem trefflichen Geschichtssammler eigenhändig abgeschrieben, und mit Erläuterungen versehen worden sind, die dem sie benutzenden Geschichtsforscher die Arbeit unendlich erleichtern. Diese Beyträge sind nun bereits im vierten Jahrgange fortgesetzt, von 1819 bis 1821, und umfassen innerösterreichische Urkunden vom Jahre 811 angefangen; vom größten Werthe sind darin die geographischen Bestimmungen, von des Verfassers genauer Lokalkenntniß unterstützt. Auch von diesem Vorrathe können wir uns nicht versagen, den Geschichtsfreunden, um ihnen das Nachschlagen zu erleichtern, die Nummern der Blätter anzugeben.

Jahrgang 1819: Nr. 136, 137, 140, 141, 142, 143, 150,

152, 154. Jahrg. 1820: 12, 15, 19, 22, 57, 66, 67, 69, 73, 79, 80, 83, 92, 93, 112, 128, 129, 136. Jahrg. 1821: Nr. 59, 80, 85, 92, 103. Jahrg. 1822: Nr. 20, 32, 77.

Dieser ehrwürdige Mann starb in noch kraftvollem Alter, mitten unter seinen literarischen Zurüstungen und Forschungen, am 21. März 1820, und sein Amts- und Stiftsbruder Leopold Scheichenberger, der Genosse seiner Arbeiten, weihte dem Andenken des Verstorbenen einen kurzen, in das Archiv 1820, Nr. 68 eingerückten Nekrolog.

Ungrische Urkunden, meist von wichtigem Inhalte, findet man in dem Jahrg. 1817 (Nr. 49, 53, 57, 59, 61, aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert) so wie noch manche für Ungerns Geschichte wichtige Beyträge rc. in den folgenden Unterabtheilungen, in Torstensohns Briefen, im Iter budense und in den Liedern.

Krain's Urkundenvorrath vermehrt Prof. Richter durch seine Beyträge zur Geschichte Krains, im Jahrg. 1819, Nr. 56—59, welche, mit schätzbaren Erläuterungen versehen, die Besitzungen des Hochstiftes Freysingen von ihrer Gründung bis zur Zeit österreichischer Herrschaft im Lande Krain betreffen.

Von den übrigen, keiner dieser besondern Klassen angehörenden Urkunden und Dokumenten erwähnen wir nur das Bedeutendste: Wallensteins Testament, im Jahrg. 1811, Nr. 88, 96. — Die Briefe and Urkunden, welche sich auf den schweren Zwiespalt zwischen Friedrich dem Kaiser, seinem Sohne Maximilian, einerseits, dann andrerseits dem tyrolischen Erzherzoge Sigmund und dem baierischen Albrecht dem Weisen, beziehen, im Jahrg. 1812, Nr. 97, 99, 107 (zu der diesen Gegenstand betreffenden historischen Abhandlung); Kaiser Rudolphs II. Instruktion für seinen Statthalter von Wien, Hans Ferenberger von Auer, im Jahrg. 1817, Nr. 3, 7. — die vom Herzog Ernst dem Eisernen im Jahre 1409 ausgestellte und von den ersten Landherren bezeugte Urkunde über den Drachenorden, Jahrg. 1818, Nr. 13. — zwey Urkunden des tyrolischen Ferdinand, seine Heirath mit Philippinen und die Schenkung der Herrschaft Ambras an sie betreffend, im Jahrg. 1819, Nr. 25; — über den wahrscheinlichen Justizmord des tyrolischen Hofkanzlers Biener, Jahrg. 1819, Nr. 31. — Ferdinands I. Aufforderung zur Türkenhülfe und dessen Brief von 1532, wodurch er das Jesuitenkollegium zu Innsbruck gründet, Jahrg. 1819, Nr. 43, 44. — Maximilians I. Erneuerung des St. Georgenordens wider die Türken, Jahrg. 1819, Nr. 49, 54, 56, 58. — Der Stadt Bern Verordnung zur Verhütung der bösen Kleidertracht

vom Jahre 1493, im Jahrg. 1819, Nr. 39. — Agnesens, der Tochter Kaiser Albrechts I. Anordnung von 1361, über ihr Fürstenhaus zu Königsfeld, Jahrg. 1819, Nr. 40. Anderer unter der Nummer 98 des Jahrg. 1818, dann Nr. 10, 18, 26, 32, 52, 151, 155 des Jahrg. 1819; Nr. 8, 9, des Jahrg. 1820, vorkommender Diplome und Briefe zu geschweigen.

Von kleinen, mit Urkunden belegten statistisch-geographischen Arbeiten dürfen wir den Aufsatz über Fiume, 1818, Nr. 40; Eichhorns Wort über die Stadt Karenta, 1818, Nr. 106; die Geschichte von Admont, durchaus mit Urkunden belegt, eine sehr gründliche Arbeit des Benediktiners Prof. Muchar, 1821 von Nr. 75—128, deren wir in der fünften Abtheilung noch einmal gedenken müssen; des Prof. Richter Monographie über die Herren von Radmannsdorf in Krain, 1822, Nr. 87; — die mit Urkunden belegten Nachweisungen über jene Orte in Oesterreich, welche die Sage und übel berichtete ältere Schriftsteller als Sitze der Templer bezeichnen, im Jahrg. 1822, Nr. 141, 146 — nicht mit Stillschweigen übergehen.

c) Nicht minder reich ist die Ausbeute an Chroniken, gleichzeitigen Erzählungen, Berichten, Tagebüchern.

Der ältern Zeit gehören folgende Denkmale:

Kundschaftsschreiben Ortolfs Greumann, Pflegers zu Kogel, an Erzherzogen Siegmunden von Oesterreich-Tyrol, wegen des plötzlichen Ablebens seines Vetters Erzherzogen Albrechts VI, 1463, welches man bekanntlich, allgemein, empfangenem Gifte zuschrieb. Jahrg. 1811, Nr. 135—138.

Der Tod Kaiser Ludwigs des Baiers, worüber sich in einer Chronik des Stiftes Stams in Tyrol eine merkwürdige Stelle von einer Erscheinung findet, welche der fromme Bruder, Johann von Kempten, in der Messe gehabt. Jahrg. 1812, Nr. 33.

Die Skizze Wiens aus der deutschen Chronik des Dechants Albert von Bonstetten, vom Jahre 1492, ist sehr merkwürdig, und schildert das Sittenverderbniß der Wiener mit lebhaften Farben: ihre Streitsucht, Völlerey, Unzucht, Wucher. Man sehe z. B. seine Stellen über »die richen Koufflit,« über »die guten Dirnen (dhain Frow hat selten an ainen Man Benügen), Jahrg. 1812, Nr. 48.

Die Reimchronik von Zwettel, welche der Kapitular dieses Stiftes, Johann Frast, mit gelehrten Anmerkungen mitgetheilt, verdient den wichtigsten Denkmalen dieser Art beygezählt zu werden, wichtig besonders für die Geschichte Oesterreichs

im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert und für die Gründung des Stiftes Zwettel, dessen Abt Ebro, † 1304, der Verfasser ist; Jahrg. 1818, Nr. 64, 65, 70, 73. — Bruchstücke von Chroniken werden sonst noch mehrere geliefert: eine Cilerische Chronika (Chronik von Cilly in Steyermark) von 1594. Jahrg. 1818, Nr. 117, 1819, Nr. 140.

Ein Bruchstück einer krainerischen Chronik, welche bis 1398 geht, liefert Prof. Richter, Jahrg. 1820, Nr. 107, und Herr Docen thut Meldung von einer bisher unbekannten österreichischen Chronik, 1025—1282.

Wolfgang Schmeltzl, Schulmeister zu den Schotten und Bürger zu Wien, 1548, ist der Verfasser einer gereimten Schilderung der Stadt Wien: »Lobspruch der weitberühmten küniglichen Stadt Wien.« Dieses naive Sittengemälde gibt der Jahrg. 1818, Nr. 142, 146, die Fortsetzung der Jahrg. 1819, von Nr. 3—21.

Oesterreichs betrübte Tage zur Zeit des Bauernaufruhrs im Gebirge, 1597, werden uns in einer Chronik des Stiftes Lilienfeld, wo ein Hauptschauplatz dieser Gräuel war, vor Augen geführt; die hierher gehörige Stelle siehe Jahrg. 1816, Nr. 144.

Auch die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges findet hier einige Beyträge, Jahrg. 1811, Nr. 39, 40, in Torstensohns Briefen an den Palatinus von Ungern und die Kommandantschaft in Ollmütz vom Jahre 1645, welchen auch ein Schreiben Tilly's an Wallenstein von 1631 beygefügt ist; ferner in dem Briefe von 1618 des Dichters Fabricius, der als Sekretair des Königreichs Böhmen mit Slavata und Martinitz aus dem Fenster des Prager Schlosses unbeschädigt herabgestürzt, seinem Freunde Arnoldin von Klahrstein diesen Vorfall berichtet. Sehr launig ist seine Aeußerung: »Ehrenfried von Berbisdorf ist mein vornehmster Executor gewesen, welcher auch vorher mein Haar und Bart nicht leiden können, ultima mea verba fuerunt: Deus esto propitius animae meae: ob ich nun wohl der letzte hierunter, bin ich doch mit der Hülfe Gottes wiederumb der erste auf gewesen u. s. w.« — Herr Prof. Meinert, der Mittheiler dieses Dokumentes, fügt noch eine von Stolz überschäumende Grabschrift des Johann Ziska und einen Feldgesang der Taboriten bey. Jahrg. 1812, Nr. 76. — Hierher gehört auch im Jahrg. 1816, Nr. 39. »Das Dorf Groß-Scenitz hält sich gleich einer Festung durch sieben Jahre wider die Schweden.«

Schätzbar ist das Tagebuch, welches der Freyherr von Hor-

mayr seinem Aufsatze: Die Schweden vor Brünn 1645, beygefügt hat; es führt den Titel, »gründlicher und wahrhafter Bericht alles dessen, was sich durch der Cron Schweden bestellten Kriegsgeneral Leonhardt Torstensohn in währender Belägerung Anno 1645 begeben und zugetragen ꝛc. Jahrg. 1816, Nr. 1, 5.

Des Grafen Emmerich Thurzo († 1621) Tagebuch über den Preßburger Reichstag 1681, theilt Freyherr von Mednyansky in deutscher Uebersetzung nebst historischen Erläuterungen mit. Jahrg. 1818, Nr. 14.

Die Hinrichtung des als Zauberer und Hexenmeister lebendig verbrannten Dechants von Schönberg in Mähren, Christoph Alois Lautner, im Jahre 1680, ist ein schauerlicher Beytrag zu den unsinnigen Hexenprozessen und ein Denkmal der Barbarey des siebenzehnten Jahrhunderts; die gleichzeitige Erzählung dieses Mordes siehe Jahrg. 1817, Nr. 21; eben so lesenswerth als Belege des Zeitgeistes ist die aus des bekannten Alchymikers Cavaliere Borri italienischem Manuscripte in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Unterredung dieses Mayländers mit Kaiser Leopold 1760; sollte auch der Dialog vom Verfasser nicht eben aufs Gewissenhafteste wiedergegeben seyn. Jahrg. 1811, Nr. 110, 112, 114.

Zwey alte Reisebeschreibungen vom Jahre 1602 und 1604, aus gleichzeitigen Handschriften (im Jahrg. 1819 von Nr. 11 bis 41 und Nr. 44, 45) unter dem Namen ITER PERSICVM und ITER BVDENSE. Letzteres zum ersten Male abgedruckt, ersteres längst eine typographische Seltenheit sind anziehende Denkmale der Zeit, welcher sie angehören. Das Iter budense theilte Freyherr von Mednyansky mit. Das Iter persicum ist die Beschreibung jener Reise, welche Stephan Kakasch von Zalokemeny, ein Vornehmer aus Siebenbürgen, als Gesandter des Kaisers Rudolph II. an den Schah von Iran im Jahre 1602 unternahm. Die Unbekanntschaft der damaligen gebildeteren Welt mit dem Nordost und Ost von Europa und den Gebräuchen der Asiaten, welche die Verfasser dieser Reise, der Gesandte selbst, und nach dem jämmerlichen Tode desselben in Medien, sein Sekretair Georg Tecdandrus als Augenzeugen höchst naiv beschreiben — geben der Erzählung um so viel mehr Reiz, da sie die Ansichten der Zeit und ihre Gewohnheiten lebendig aussprechen. Die Reise geht über Moskau, wo der Hof des Großfürsten Boris Fedorowitsch beschrieben wird, nach Astrachan, von da übers kaspische Meer nach Tauris (man sehe die Audienz beym Könige, Seite 120), von hier weiter nach Armenien und Persien. — Auf der Rückreise überreichte Tecdandrus (denn Kakasch

war schon vor der Ankunft am Hofe des Schahs von Irwan, gestorben) dem Großfürsten von Moskau die kaiserlichen Geschenke, deren Beschreibung lebhaft an unsere Schatzkammern erinnert. Heimkehr über Pommern und Prag. —

Das Iter Budense beschreibt die, wiewohl fruchtlosen, Unterhandlungen (Friedenstraktazion) im Jahre 1604, zu welchen die kaiserlichen Kommissarien in die damals türkische Stadt Ofen reisten. Die Schilderung ist lebendig und höchst interessant.

d) Nachrichten und Auszüge von Handschriften alter Geschichtswerke und Gedichte.

Des Thomas a Capua dictamina aus einer handschriftlichen Briefsammlung der Benediktiner-Abtey Mölk, gehören unstreitig zu den schätzbarsten Beyträgen dieses Archives aus der Feder des Mölker Kapitulars Theodor Mayer. — Diese Sammlung von Briefen, wovon nur die zwey ersten Bücher in Hahns Collectio monumentorum herausgegeben, die meisten öffentlichen Noten und Akten aber in Raynald und den Briefen der Päpste abgedruckt sind, enthält hier zehn Bücher, welche, so wenig neue Daten sie auch geben, doch durch die gelehrte und umsichtige Erläuterung des Herrn Verfassers im gedrängten Auszuge, mit Heraushebung des Wichtigsten, ein höchst überraschendes Licht auf die Zeit Friedrichs des II. und der Päpste Innozenz III, Honorius III und Gregors IX werfen, unter welchen Thomas als geachteter Diplomat lebte. Diese Beyträge sind fortgesetzt durch mehrere Nummern des Jahrg. 1821, Nr. 129—149.

Das wiederaufgefundene lateinische Gedicht des Gottfried von Viterbo, von den Thaten Kaiser Friedrichs I, verfaßt im Jahre 1180, von welchem Herr Kustos Docen im Jahrg. 1822, Nr. 56, Nachricht und Auszüge gibt, ist ein um so erwünschterer Beytrag zur Geschichte dieses großen Kaisers, da Gottfried selbst auf dieses bisher ganz unbekannte Werk in seinem Pantheon ausdrücklich hinweiset. Herr Doçen fand es in dem Kodex Nr. 43 der ältern Münchner Handschriften-Sammlung von gleichzeitiger Hand geschrieben.

Aehnlicher Art sind die lateinischen Gedichte auf den König Robert von Neapel, in einer Ambraser Pergament-Handschrift mit reichlicher Vergoldung und Malerey; die um das Jahr 1340 ohne Zweifel für den König Robert selbst geschrieben wurde. Von diesem zwar großen Theils mit ungenießbarem Schwulste angefüllten, aber doch manche Sittenzüge und historische Daten enthaltenden Werke in Hexametern, gibt Kustos Primisser Auszüge und einen historischen Kommentar im Jahrg. 1818, Nr. 78, 79.

Die höchst schätzbare Königinhofer Handschrift mit altczechischen Nationalgesängen, bereits durch Hanka

und Swoboda herausgegeben, Prag 1818, ist der Gegenstand einer Abhandlung des verdienten Prof. Meinert im Jahrg. 1819, Nr. 1, 2, der sich aber am Schlusse noch ein zweytes Wort vorbehält über die Zeit der fünf von ihm beschriebenen Heldenlieder.

Desselben Gelehrten Aufsatz über die Tribauer Handschrift mit reichem, der Geschichte Böhmens und des deutschen Reiches angehörigem Inhalte, ist ein neuer Beweis von dessen rastloser Thätigkeit im Felde der Geschichte, wie der Erforschung heimatlicher Dichtkunst. Jahrg. 1819, Nr. 17, 23, 26.

Von dem Wiener Dichter Suchenwirt gibt der Jahrg. 1822 in den Nummern 35, 41, 83 vier historische Gedichte nach Schottky's Abschrift aus der Handschrift der Wiener Hofbibliothek, die aber von der Sinzendorfschen an Fülle und Alter bey weitem übertroffen wird (über letztere sehe man die Nachricht in dieser Jahrbücher XIV. Bande). Die vier Gedichte sind: Von den fünf Fürsten, von Herzog Albrecht (III) von zwey Päpsten, von der Fürstentheilung, endlich eine Einleitung zu der gereimten Erzählung von Herzog Albrechts Ritterfahrt gen Preußen.

Volkslieder, Heldenlieder, Minnelieder u. s. w.

Das Hussitenlied. Jahrg. 1811, Nr. 120. — Das Spottlied der Breslauer auf König Georg Podiebrad, wegen des Todes Ladislaus Posthumus. Jahrg. 1812, Nr. 47. — Das satyrische Gedicht aus der Zeit Rudolphs II. Jahrg. 1818, Nr. 44. —

Das ahndungsvolle Klagelied der Königin Maria von Ungern und ihres Gemahles Ludwig, »als er von ir in streit zog wieder die Türken« (1526), Jahrg. 1821, Nr. 114.

Einen größern Beytrag liefert im Jahrg. 1819, Nr. 52 der Chorherr Maximilian Fischer in seiner Nachricht und Auszügen von der Reimchronik der Geburt, Erziehung, von dem Leben und Tode der seligsten Jungfrau Maria, welcher die apokryphischen Evangelien Nativitatis Mariae, Infantiae Christi, und Nicodemi zu Grunde liegen, eine besonders für alte Kunst, die so häufig aus ähnlichen Quellen schöpfte, nicht unwichtige Handschrift. Wir können hinzufügen, daß eine zweyte fast gleichlautende im Kloster Seitenstetten verwahrt wird.

Eine fleißige und lehrreiche Zusammenstellung der auf Oesterreich sich beziehenden Stellen in den ältern deutschen Minnesängern Jahrg. 1818, Nr. 60—94, von Prof. Meinert soll noch fortgesetzt werden. —

Hieher gehört auch des Herrn Kustos Docen Aufsatz über die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen bis auf die Zeiten Kaiser Lud-

wigs des Baiern. Herr Docen erörtert hier von neuem die Frage über den Unterschied der Minne- und Meistersänger, welche schon früherhin in dem Museum für altdeutsche Literatur von ihm gegen Grimm ausführlich verhandelt worden war. Für Oesterreich und Süddeutschland finden sich auch hier viele wichtige Stellen alter Dichter. Jahrg. 1821, Nr. 50. 53.

Das Heldengedicht Chautrun (Gudruna, die nordische Chriemhild) ist aus der einzigen bekannten Ambraser Handschrift bereits abgedruckt. Bald nach seiner Entdeckung gab Primisser den Inhalt und eine Aventüre daraus als Probe im Jahrg. 1817, Nr. 31.

Auch von dem Coloczaer Codex mit altdeutschen Gedichten Konrads von Würzburg und wohl auch anderer Dichter, welchen die Herren Graf Mailath und Köffinger, Pesth, 1817, herausgegeben haben, erschien eine der ersten erfreulichen Kunden in dem Jahrg. 1816, Nr. 106.

e) Denksteine, Inschriften, Säulen, Gebäude ꝛc., in so ferne nicht die Kunst an ihnen vorherrschend Theil hat, fügen wir noch den Denkmalen des Mittelalters bey. Dahin gehören:

Die Zderadssäule bey Brünn, deren erste Errichtung (denn die jetzige Säule mag wohl jünger seyn) die Sage dem Herzog Wratislaw zum Denkmal seines an dieser Stelle von Brzetislav erschlagenen Günstlings Zderad, im Jahre 1090 zuschreibt, deren aber auch eine eigene Urkunde Erwähnung thut, ist der Gegenstand einer historischen Abhandlung des Herrn Landesgouverneurs von Mähren, Grafen Mittrowsky, aus dessen reichen Sammlungen diese Geschichte ein willkommenes Licht erhielt. Jahrg. 1816, Nr. 37.

Ein Gegenstück zu dieser Säule ist die vor dem Znaymer Oberthore stehende, zierlichere, welche Herr Pfarrverweser Gollinger im Jahrg. 1821, Nr. 66 beschreibt. Der Mittheiler hält sie, doch nur vermuthungsweise, für eine Votivsäule (vielleicht wie die vorige und die meisten der Art, die Rec. sah, zur Aufbewahrung einer ewigen Lampe bestimmt), zum Andenken an jenen Frevel der in Znaym belagerten Aufrührer 1404, welche die Friedensstifter K. Sigmund und Herzog Albrecht V. von Oesterreich vergifteten. Sigmund genas, Albrecht starb bald darauf. — Ein recht erfreulicher Beweis der Sorgfalt für vaterländische Alterthümer sind auch die beyden Aufsätze über die runde Kapelle zu Znaym (von den Verfassern Tempel genannt) im Jahrg. 1821, Nr. 67, und 1822, Nr. 71. Der Ansicht des Herrn Gollinger, der die Sage des Volkes, daß dieß ursprünglich ein Heidentempel sey, gegründet und durch die

darin befindlichen Gemälde, welche ihm neben einigen christlichen Darstellungen, auf Wodan und den nordischen Götterdienst zu deuten scheinen, bestätigt glaubt — tritt Recensent nicht bey. Er ist vielmehr aus Vergleichung mit den ganz ähnlichen runden Kapellen zu Mödling, zu Petronell, zu Deutsch-Altenburg und den daran befindlichen baulichen Gliedern, die unläugbar frühestens dem zwölften Jahrhundert angehören, vollkommen überzeugt, daß alle diese Gebäude ursprünglich christlich sind. Das Volk nennt so vieles Alte Heidnisch (auch die Seitenthürme des St. Stephan sind ihm Heidenthürme), und wie wollte man es erklären, daß von allen heidnischen Gebäuden in unseren Gegenden gerade nur diese Tempelchen sollten erhalten worden seyn? (Vergl. hierüber Jahrb. der Literatur Bd. XVI, S. 132 und Archiv 1821, S. 439, und 1822, S. 549, 550, wo über diese runden Kirchlein ausführlicher gehandelt wird.) Dieser unserer Ueberzeugung spricht nun auch das Innere des Kirchleins das Wort, welches nach der genaueren Untersuchung des Herrn Pittner gar nichts aus heidnischer Götterlehre, sondern nur rein Christliches und Stoffe aus der böhmischen Geschichte, in Gemälden aufweiset.

Das Votivbild von Wiltau, den tyrolischen Herzog Friedrich und seinen Freund Müllinen darstellend, ist den Freunden der Geschichte und Kunst bereits auch aus der lithographirten Zeichnung im historischen Taschenbuche der Freyherren von Hormayr und Mednyansky auf das Jahr 1821 bekannt. — Der Jahrg. 1817, Nr. 84, erwähnt dasselbe in einem geschichtlichen Aufsatze: Friedrich mit der leeren Tasche und sein vielgeliebter Müllinen.

Eine Inschrift des alten Schlosses Rabs in Oesterreich gedenkt des an Niklas von Pucheim, Freyherrn zu Rabs und Grumbach ꝛc. 1591 von vornehmerem und geringem Gesindel verübten Mordes. Jahrg. 1818, Nr. 60.

Ueber die Inschrift des uralten slavischen Herzogsstuhles in Kärnten: MA. SVETI. VERI gibt Herr Urban Jarnik historisch philologische Bemerkungen, Jahrg. 1818, Nr. 55; — so wie Prof. Richter, Jahrg. 1818, Nr. 144, das an geschichtlichen Erinnerungen reiche Feistritzer Thal in Krain und den dortigen Fürstentisch (misa Firstova) von Stein beschreibt, welcher die Aufschrift hat: Ao 1564. Die 29. Aprilis Carol. Archidux Austriae hic pransit.

III. Denkmale der neuesten Zeit.

Wir zählen in diese Klasse, um nicht in die größte Weitläufigkeit zu gerathen, hier nur öffentliche Verhandlungen, Ver-

träge, Memoiren der neuesten Zeit, und als lebhaften Ausdruck des Wirkens und Lebens der heutigen Serben glaubten wir auch ihre Lieder hier aufführen zu dürfen, die ohnehin der neuesten Zeit angehören. —

Von Coxe's Memoiren des Herzogs von Marlborough, welche im Jahre 1819 in England erschienen und dem durchlauchtigsten Erzherzog Johann von Oesterreich gewidmet sind, gab Herr J. B. Rupprecht, Jahrg. 1820, Nr. 29—43 Auszüge.

Einem Aufsatze über Friedrich II. von Preußen sind mehrere Briefe dieses Königs beygefügt, Jahrg. 1810, Nr. 32.

Der Jahrgang 1810, Nro. 31, gibt das österr. Patent über die neue und sichere Begründung der Staatsfinanzen, der Bankozettel und des Kurses, mit einer in die damaligen Verhältnisse näher eingehenden Betrachtung. Dieser ernsten und gespannten Zeit, wo sich Begebenheit auf Begebenheit drängte, ist wohl auch sonst noch manches Wort in den ersten Jahrgängen dieser Zeitschrift geweiht; wir können aber Einzelnes nicht anführen, und erwähnen nur z. B. die aktenmäßige Erzählung von Napoleons Heirath im Jahre 1810 (Nr. 36).

Die (Jahrg. 1818, Nro. 10 u. 36 gelieferten) serbischen Volkslieder athmen, wie alle Volkspoesie, Leben, Gesundheit und Frische; sie haben aber noch etwas Eigenthümliches vor andern voraus, einen gewissen gediegenen Ernst, und zeigen in Wendungen und Ausdruck eine hohe Sprachbildung dieses Volkes. Der Mittheiler, der sich mit K. unterzeichnet, gibt vier Lieder kriegerischen Inhalts, die er mit werthvollen Anmerkungen erläutert: Der Aufstand der Serben gegen die Dahijen 1804. — Die Schlacht am Salaschfelde in der Matschwa 1806. — Die Schlacht am Mischarfelde 1806. — Der Tod des Meho Orugdschitsch im Zweykampfe mit Milosch Stoitschewitsch, dem Woywoden von Pozerje, May 1809.

IV. Kriegskunst, Militärgeschichte, vorzüglich der Oesterreicher.

Diese Abtheilung, wodurch die Zeitschrift einem im Titel gegebenen Versprechen Genüge thut, bildet einen redenden Beleg der Zeitgeschichte, der sie angehört. Die ersten Jahrgänge, vorzüglich 1810 und 1811, vor und während welcher die Kriegsflamme, uns nahe, gräßlich aufloderte, liefern sehr reichliche Beyträge der letzten Ereignisse; allmälich abnehmend ist die Ausbeute in den folgenden Jahren: vom Jahre 1815 an konnte sich der Blick des Geschichtschreibers ganz und ruhig dem freundlicheren Stoffe zuwenden, und nur aus der Ferne hören wir noch Stimmen über

längst vergangene Ereignisse und Thaten des Krieges. — Wer einzelne Momente der Kriegsgeschichte des Jahres 1809, eben so reich an Erweisen einer oft lange und hart prüfenden Vorsehung, als an hochherzigen Thaten der Vaterlandsliebe — kennen lernen will, wird dieses Archivs erste Jahrgänge nicht ungelesen lassen dürfen. Viele Aufsätze dieser Art sind von der Hand des Regierungsrathes Herrn J. W. Ridler.

In seinen Rückerinnerungen an österreichische Helden (Jahrg. 1810, Nr. 85, 92; Jahrg. 1811, Nr. 36, 45, 46, 141, 144, 148, 150) gibt sich vorzüglich das patriotische Streben kund, die ruhmwürdigen Thaten Einzelner, ohne Rücksicht auf den Stand der Person oder die Größe des Erfolges, dem Andenken der dankbaren Landsleute aufzubewahren.

Andere Aufsätze erzählen mit Wärme und Einsicht einzelne Thaten von 1809: das unglückliche Treffen der Oesterreicher unter Erzherzog Karl bey Tarvis 1797, Jahrg. 1811, Nr. 41. — Die Thermopylen der Karnischen Alpen (eine der Hauptwaffenthaten die Vertheidigung der Blockhäuser von Predil und Malborghetto) Jahrg. 1811, Nr. 51. — Der siegreiche Tag von Sacile (der schöne Lorber Erzherzog Johanns, 16. April 1809) geschildert Jahrg. 1811, Nr. 84. — Das Treffen bey Ebersberg in Oberösterreich, aus einer noch ungedruckten Geschichte der österreichischen Landwehre, Jahrg. 1813 (112, 128). — Rückzug des Generals Mesko nach der Schlacht bey Raab 1809, wobey der Verdienste des Majors Baron Voith rühmlichst gedacht ist, im Jahrgange 1813, Nr. 131. — Beyträge zur Charakteristik des österreichischen Heeres, Jahrg. 1813, Nr. 128.

Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Ridler durch Berichtigung so mancher unrichtigen Angaben Posselts und des nachfolgenden Herausgebers der historischen Taschenbücher, Feldzüge der Oesterreicher betreffend. S. Jahrg. 1811, Nr. 86; 1812, Nro. 27.

Ein ungenannter österreichischer Officier gibt (1817, Nr. 11, 17, 20, 31) eine ohne Zweifel autoptische Schilderung der Vertheidigung des Brückenkopfes vor Preßburg 1809.

Ein anderer Aufsatz, mit R. v. L. (General Rothkirch, mit dem verstorbenen Hofkriegsarchivs-Direktor Gomez, Stifter der trefflichen militärischen Zeitschrift) bezeichnet, behandelt mit Geist und Gründlichkeit zwey wichtige, das allgemeine Kriegsrecht und Kriegsdisciplin betreffende Gegenstände: Ueber militärische Auszeichnungen, insonderheit durch Orden (Jahrg. 1812, Nr. 63), und unter der Aufschrift: Aphorismen über Kriegsrecht, Kriegssitte,

Kriegsgeschichte, ein Artikel, welcher von dem Bedürfnisse einer festen, den wahren Verhältnissen der Dinge angemessenen Gesetzgebung über den Zweykampf handelt. Jahrg. 1819, Nr. 40.

Als Belege zur Tagsgeschichte verdient erwähnt zu werden das Danksagungs- und Glückwünschungsschreiben der schweizerischen Tagsatzung an Erzherzog Johann nach der Einnahme von Hüningen, 1815. — Jahrg. 1815, Nr. 122.

Dieses zur Geschichte unserer Tage. — Weniger ist für die Militärgeschichte früherer Zeit im Speziellen geliefert, doch gehören ihr zum Theil eine Menge von historischen Aufsätzen an, die wir in den folgenden Abschnitten berühren. Hier nur Einiges:

Anekdoten aus dem merkwürdigen Leben unseres großen Feldmarschalls Lacy, Feldzug von 1778. S. den Jahrg. 1815, Nr. 109, 111, 118.

Der preußische Einfall in Mähren und die Blockade der Hauptstadt Brünn und Festung Spielberg im österreichischen Erbfolgekriege 1742, aus einem gleichzeitigen Berichte wörtlich mitgetheilt, Jahrg. 1816, Nr. 91, 94.

Noch bemerken wir: Die Reihe der Hofkriegsraths-Präsidenten von Ferdinand I. bis zum Jahre 1809 (Jahrg. 1812, Nr. 66) und die zwey lesenswerthen Urkunden, 1) die Aufforderung des türkischen Befehlshabers an den Kommandanten von Neuhäusel, 1663, und 2) die Antwort des letztern, Grafen von Forgácz. —

V. Verschiedene Aufsätze und Abhandlungen, fast durchaus geschichtlichen Inhalts.

In diesen besteht, nächst den urkundlichen Sammlungen, die wir unter II erwähnten, der eigentliche Nerv unseres Archives, worauf es sich auch billig vor allen uns bekannten deutschen Zeitschriften zu Gute thun, und worauf es alle Geschichtforscher als auf den wahren vaterländischen Hort hinweisen darf. Hier sind die tiefgelehrten Arbeiten Hormayrs, Richters, Muchars, Kurzens, Frasts, Eichhorns, Kaiblingers, Blumbergers und vieler anderer, über Geographie, Geschichte, Stemmatologie, Genealogie, über manche staatsrechtlich wichtige, durch Geschichte beleuchtete Frage; hier die lehrreichen Beyträge Hammers über orientalische Literatur und Geschichte, hier die reichen und fleißigen Monographien einzelner Geschlechter und Städte zu finden, meistens von Landsleuten an Ort und Stelle bearbeitet. Hier zeigt es sich als einen willkommenen Mittelpunkt, wo Geschichtforscher aus allen unsern Provinzen die Resultate ihrer Untersuchungen niederlegen,

um vielleicht einst, wills Gott, in der erfahrnen und weisen Hand eines die große Masse, wie Müller, übersehenden Geschichtschreibers Frucht zu bringen. Es wird schwer seyn, bey der Darstellung dieser Rubrik eine vollkommen befriedigende Ordnung zu beobachten: die beste dünkt uns noch die geographische der Länder, die auch zugleich die der Autoren ist, weil jeder, wie billig, vorzugsweise seinen Fleiß auch seinem Lande weihte. — Wir beginnen mit dem Allgemeinen und gehen zum Besonderen über.

Römerzeit und frühestes Mittelalter.

Die sturmbewegten, drangvollen Zeiten unausgesetzter Wanderungen roher Völker von Osten nach Westen, welche das Römerreich allmälich zertrümmerten, und der Welt eine neue Gestaltung gaben, bieten dem Geschichtschreiber ein weites, aber auch mit den größten Schwierigkeiten erfülltes Feld tiefer und ernster Untersuchungen dar. — Die so schwankenden Benennungen jener östlichen Stämme, wie sie uns in alten Schriftstellern der Griechen und Römer gegeben sind, die Unsicherheit ihrer geographischen Bestimmungen, die Schwierigkeit über Sprachen und ihre Stämme und Verwandtschaften Zuverläßiges auszumitteln, erlauben nur dem mit den gründlichsten und vielseitigsten Forschungen vertrauten Geschichtschreiber ungestraft den Eingang in jenes Labyrinth. Als solchen hat sich durch eine Reihe gelehrter Abhandlungen bewährt der Professor Albert Muchar, Bibliothekar des Benediktiner-Stiftes Admont in Steyermark; das Archiv enthält davon im Jahrgange 1820 und 1821 folgende zwey überaus gehaltvolle Aufsätze:

Tibers Fehde mit Marbod, dem König der Markomannen, und die große pannonische Empörung. Nachdem der Verfasser im Vorworte auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, wie schon unter den Urbewohnern Markomanniens die vollkommen ausgesprochene Grundlage der Stände vom höchsten zum niedrigsten sich finde, welche sich in der Folge durch die Lehensverfassung der deutschen Völker so scharf entwickelte, behandelt er mit musterhafter Umsicht und Quellenkenntniß die Fragen: wie sich Marbod in Böhmen festgesetzt, was dabey mit den böhmischen Boiern, mit Pannonien und im Norikum geschehen: er schildert das markomannische Reich in Böhmen, Tibers Zug gegen Marbod, die große, wider die Römer gerichtete Empörung in Dalmatien und Pannonien, Tibers Friede mit Marbod, und den Fortgang jenes, der Römerherrschaft so verderblichen, Aufstandes (Jahrg. 1820, Nr. 99, 100, 106, 108, 109, 110, 115, 118, 123, 125, 127, 129).

Eben so wichtig, nur vielleicht noch gelehrter ist der Aufsatz: Die große römische Reichsgränze an der Donau, mit besonderer Hinsicht auf die altnorischen Landtheile (im Jahrg. 1821, Nr. 4, 11, 14, 15). Diese durchaus aus alten Klassikern und römischen Quellen, aus Vergleichungen der Tabula mit der Lokalität des Landes geschöpfte Arbeit zeigt von der tiefsten Kenntniß der politischen und militärischen Verwaltung der Römer bis zu ihrer Auflösung, die Gränz-Generale (Comites, duces limitanei) an ihrer Spitze, deren Macht und Würde erörtert wird. Punkte dieser Gränze. — Donau-Flotte, Kastelle — (von diesen römischen Kastell-Soldaten, Burgariis, qui conditioni suae locoque adstricti adfixique erant, leitet der Verfasser das in unsern Ländern noch bestehende Burgrecht ab) — Konstantins Fürsorge zur Sicherung der Reichsgränze gegen Zosimus in Schutz genommen. — Gratianus — Attila — Odoacer — Theodorich — dieß sind ungefähr die Hauptpunkte, an welche sich Herrn Muchars verdienstvolle Darstellung knüpft.

Es ist hier der Ort, noch zwey andere verwandte Arbeiten desselben Verfassers zu erwähnen, welche zwar nicht in diesem Archive erschienen sind, aber jene oberwähnten an Umfang übertreffen. Wir meinen sein altceltisches Norikum, oder Urgeschichte von Oesterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnten und Krain, abgedruckt in den drey ersten Heften der gediegenen steyermärkischen Zeischrift, deren viertes Heft den Beschluß jener Arbeit liefern soll, die in 35 Abschnitten beynahe alles erschöpft, was über die Umgränzung, successive Bevölkerung durch Euganeer, Celtogallen, Japoden, Skordisker, Taurisker rc., über die Ansiedlungen der Celtogallen, ihre Gestalt, Waffen, politische Einrichtungen, Lebensweise, Religion, über ihre Gold-, Eisen- und Salzbergwerke, ihren Handel, Sprache und Schrift, über ihre Thaten und Schicksale, in so fern dieß alles die erwähnten Provinzen berührt, zusammengestellt werden konnte. — Ein zweytes, druckfertiges Werk, das römische Norikum, welches nach solchen Vorarbeiten viel erwarten läßt, wurde gegen jede Bedingung in Wien und im Auslande zum Verlag angeboten, fand aber — keinen Verleger! —

Um unsere Ordnung nicht zu unterbrechen, werden wir Muchars geschichtliche Aufsätze, welche die Steyermark im Mittelalter betreffen, später erwähnen.

Preisfrage Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann, die Geschichte und Geographie Innerösterreichs betreffend.

Nicht leicht hat eine geschichtliche Preisfrage einen erfolg-

reicheren Impuls gegeben, als diese, die einen der schwierigsten und mit so manchen Lücken und Irrthümern behafteten Punkt in unserer Geschichte traf. Zwar lief der zur Beantwortung ausgesetzte Termin ab, ohne daß vom In- oder Auslande Arbeiten eingegangen wären: denn die Inländer bereiteten noch vor; viele ausländische Gelehrte aber hatten zwar, die Wichtigkeit der Forschung im Auge, Lust zur Arbeit gezeigt, aber aus dem unübersteigbaren Hindernisse, welches ihnen der Mangel der Lokalkenntniß entgegensetzte — nothgedrungen ihre Vorsätze aufgeben müssen. Zuerst erschien dann der Freyherr von Hormayr mit seinen: Beyträgen zur Geschichte Innerösterreichs, mit besonderer Rücksicht auf die von dem durchlauchtigsten Erzherzog Johann aufgeworfene Preisfrage. — Von dem Grundsatze ausgehend, daß der Anerkennung der Wahrheit durch Wegräumung der Irrthümer der Weg gebahnt werden muß, setzte sich der Verfasser dieses doppelte Ziel. — Nach einigen beherzigenswerthen Wünschen und Vorschlägen zu Vorarbeiten für innerösterreichische Quellengeschichtschreibung, werden manche, von Andern verbreitete, willkürliche Annahmen über die Häuser von Gösting, von Stubenberg und der letztern vermeinte Verbindung mit Habsburg (zu einer Zeit, wo die Veste Habsburg noch nicht stand!) berichtiget, wichtige Andeutungen gegeben über die von Neuern nur allzuhäufig verwechselten, im Mittelalter streng gezeichneten Unterschiede der Ministerialen, Milites, Nobiles etc.; es wird das Wahre nachgewiesen über die Kuenringer in Steyermark, über das Daseyn der Templer und ihrer Besitzungen daselbst; über die ältere ständische Verfassung der Steyermark; endlich über die wirklichen und vorgeblichen Nachkommen der steyrischen Ottokare. — Näher geht die zweyte Abtheilung in den eigentlichen Gegenstand der Preisfrage ein: sie betrifft die Folgenreihe der Markgrafen von Steyer und Traungau. Recensent glaubt, daß die vom Verfasser vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über die Grundsätze, welche bey Erörterung genealogischer Fragen leiten müssen, so wie die Feststellung des staatsrechtlichen Begriffes Graf, Herzog, von Jedem, den ähnliche Arbeiten beschäftigen, mit Nutzen gelesen werden. Den Kern der Arbeit bilden nun die nach Jahren aufgeführten Beweisurkunden, welche durch sechs Blätter fortgesetzt sind, und welche ein höchst zweckmäßiges Verzeichniß aller darin vorkommenden Ministerialen beschließt: endlich das Skelett der successiven Vergrößerung der Ottokare, sammt dem aus allen diesen mühevollen historischen Kombinationen sich ergebenden Stammbaum dieser Fürsten (Jahrg.

1815, Nr. 94, 98, 100, 105, 109, 111, 113, 115, 117, 118, 120, 122).

An diese Beyträge, die wir als den genealogischen Theil betrachten können, schließen sich zwey andere Abhandlungen des Freyh. v. Hormayr an, die eine (Jahrg. 1815, Nr. 144): »die Sachsen in Innerösterreich,« welche urkundlich zu erweisen sucht, daß zu Karls des Großen Zeit sächsische Kolonien nach Innerösterreich versetzt wurden; und die zweyte: Ueber Neustadt und Steyer, welche gewisser Maßen den geographischen Theil jener Preisfrage erörtert. Von diesen beyden, jetzt österreichischen, aber ehemals steyrischen Städten nimmt der Verfasser Anlaß, die Veränderung der österreichischen und steyrischen Gränzen, und ihre Ursache, ferner die Ausdehnung des alten Karentanien und des späteren, unter den Mürzthaler und Lavantthaler Grafen stehenden, welches er passend Neukärnten nennt, auszumitteln, und urkundlich zu belegen (Jahrgang 1816, Nr. 23).

Was in diesen Beyträgen als Resultat gegeben wird, ist vollkommen neu und durchaus Entdeckung, und machte, nach dem Ausdrucke des Jahresberichtes des Johanneums von 1819, in der karentanisch-steyrischen Geschichte Epoche, wie nicht leicht eine kritische Forschung seit den beyden Petz und Fröhlich. Von den Punkten der Preisfrage (vollständig abgedruckt in 1812, Nr. 31) sind vollkommen gelöst: 1) die publicistischen Verhältnisse, die Benennung, die Umgränzung Karentaniens und seiner Marken, der obern und untern, an der Muhr und Raab, an der Drau und Sau, wovon man jene die Püttner- oder Steyrer Mark, diese die Pettauer oder Cilleyer Mark nennen könnte. 2) Erklärung von Bairisch Gratz und Windisch Gratz und der in Urkunden vorkommenden Metae bavaricae. 3) Der große geographisch publicistische Unterschied der alten Steyrer Mark und des heutigen Herzogthums Steyermark. 4) Das staatsrechtliche Verhältniß jener Mark der traungauischen Ottokare und ihres Stammländchens, des Traungaues zum alten, großen Herzogthume Baiern und zu dem bis 1156 baierischen Oesterreich ob der Enns. 5) Die gleichen Verhältnisse Istriens zum Patriarchat Aquileja und zu den Grafen von Görz. 6) Successive Vergrößerung der Ottokare, durchaus diplomatisch belegt. 7) Ihre Identität mit den Aribonen und Ottokaren des Chiemgaues. 8) Ihre Verwandtschaft mit den Grafen von Lambach und Wels, mit jenen von Pütten und Neuburg, mit den Babenbergern und Wittelsbachern, mit den Welfen und Hohenstauffen, urkundlich und tabellarisch nachgewiesen.

Nur fragmentarisch beantwortet, zum Theil noch ganz aufzulösen sind hingegen: 1) die namentliche Aufzählung der Gauen und Grafschaften des alten, großen Karentanien, sammt den darin gelegenen Ortschaften mit ihren alten und heutigen Namen. 2) Die chronologische Reihe aller Markgrafen und Gaugrafen, urkundlich und historisch belegt: eine Aufgabe, deren Lösung wir in den folgenden Bänden der bey Cotta erscheinenden sämmtlichen Werke des Verfassers mit Grund erwarten dürfen.

Nach zwey Jahren gab Herr Friedrich Blumberger, Kapitular und Kämmerer des Stiftes Götweih in Oesterreich seine Beyträge zur Lösung der Preisfrage über Innerösterreichs Geschichte und Geographie im Mittelalter und über die Genealogie der Traungauischen Ottokare, Jahrg. 1818, Nr. 143, 145, 147, 148. — Durch diese Arbeit, welche eigentlich nur die Genealogie der Ottokare betrifft, setzt der Verfasser dem gewöhnlichen Systeme von der Folge der Ottokare sein eigenes entgegen, welches er mit reichen Stellen aus Götweiher Urkunden belegt. — Denselben Gegenstand trifft eine spätere Abhandlung Herrn Blumbergers: über den eigentlichen Zeitpunkt der Folge der Sponheimer auf die Mürzthaler im Herzogthume Kärnten, Jahrg. 1819, Nr. 47. — Beyde Arbeiten zeugen von einem hohen Grade von kritischem, beynahe ängstlichem Scharfsinne, und sind eine sehr willkommene Bereicherung und strengere Beleuchtung der früheren Stammtafeln der Ottokare, insonderheit aber der bisher allgemein als genealogischer Grund und Schlußstein betrachteten Chronik des Klosters Vorau; Ottachyr Marchio Styrensis, filius Otachyr marchionis, genuit Ozy, Marchionem etc., welche von Blumberger angestritten, durch Muchars neueste Forschungen aber, wie wir hören, bekräftiget wird.

Endlich erhob sich noch eine dritte Stimme, die denselben Gegenstand von einer andern Seite anregte. Prof. Richter in Laibach, von dessen Talent und Fleiß wir noch viele Proben anzuführen haben, faßte jene Frage vorzüglich für die Geschichte und Geographie der Windischen Mark auf. Seine Forschungen gehen aber weiter zurück, als jene seiner Vorgänger, und stehen mit andern Arbeiten in näherer Beziehung. Die heutigen Krainer sind ihm Abkömmlinge jener von Konstantin dem Großen nach Italien versetzten Sarmatae limigantes (Gränz-Slaven), deren wechselnde Schicksale unter der bald härtern, bald schonenderen Herrschaft der Hunnen, Avaren, Franken hier nachgewiesen werden, wobey die dem angehenden Geschichtsforscher sehr nützliche Bemerkung gemacht ist, daß die Ca-

rentani abendländischer Annalisten eins mit den Chrobatis der Byzantiner sind — windische Slaven. Der Verfasser kommt im Verfolge auf die windische Mark, ihre Christianisirung, ihren Zustand unter Karl dem Großen, und schließt mit Braslav, der dem König Arnulf gegen Großmähren Beystand leistete (Jahrg. 1819, Nr. 15, 16, 19, 20, 22, 24, 25, 28, vergl. mit den schon oben erwähnten urkundlichen Beyträgen zur Geschichte Krains, Jahrg. 1819, Nr. 56 bis 64).

Die folgenden geschichtlichen Aufsätze theilen wir, so viel möglich, nach den Ländern, welche sie betreffen: Oesterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnten, Ungern, dann die Slavenlande: Böhmen, Mähren und Krain, an welche sich die auswärtige Geschichte und noch zwey Abtheilungen über orientalische Literatur und Bergwerks- und Münzkunde anschließen.

Oesterreich.

Ein kleiner Aufsatz: »Dürnstein,« schildert dieses Schloß, den Verwahrungsort Richards Löwenherz, mit einem Auszug aller deutschen und englischen Quellen über die Ereignisse, welche Richards Gefangenschaft veranlaßt und begleitet haben, von F. von Hormayr, Jahrg. 1811, Nr. 143.

In einem kurzen Aufsatze: »die Marchfeldsschlacht,« stellt der Verfasser, Freyherr von Hormayr, alle gleichzeitige Stellen über diese merkwürdige Schlacht zusammen, welche dem böhmischen Ottokar Sieg und Leben kostete (Jahrg. 1814, Nr. 1).

Herr Frast, Cisterzienser-Priester in Zwettel, dessen wir schon oben bey Gelegenheit der Zwetlischen Reimchronik des Abtes Ebro S. 28 gedachten, theilte hier noch folgende zwey schöne geschichtliche Aufsätze mit:

Hugo Thurso von Lichtenfels, seine Kinder und Enkel. Aus Zwetlerischen Dokumenten wird uns das Leben dieses frommen österreichischen Edlen, eines Zeitgenossen Rudolphs von Habsburg, kurz und gemüthvoll geschildert, der seine letzten Tage als Mönch zu Zwettel zubrachte. An das Wenige, was von ihm bekannt ist, schließt sich ein Stammbaum seiner Nachkommen (Jahrg. 1819, Nr. 4, 7).

In seinen Bruchstücken über die Kuenringer, seinem größeren Werke über dieses altberühmte österreichische Geschlecht entnommen, behandelt der Verfasser diese drey Punkte: 1.) läugnet er die allgemeine Annahme, daß Przemisl Ottokars Geliebte eine Kuenringerin gewesen, aus dem allerdings nicht ganz verwerflichen Grunde, weil Abt Ebro in seinen Stammtafeln dieses dem Zwettler-Kloster durch Gutthaten

so nahe verwandten Geschlechts, von einer weiblichen Sprosse, auf welche jenes Vorgeben passen könnte, ganz und gar schweigt; 2) schildert er die Vertreibung der Kuenringer aus Weitra durch Rudolph von Habsburg, weil sie wegen der ehelichen Verbindung mit Ottokars natürlicher Tochter Agnes die böhmische Partey nicht verließen; 3) erzählt er, wie Lutold von Kuenring, im Begriffe Mönch in Zwettel zu werden, von Kaiser Albrecht eine seiner Verwandten, Agnes, Gräfin von Habsburg-Lauffenburg zur Frau bekam. — Frasts Arbeiten gehören zu den tüchtigsten Beyträgen, die nicht bloß kritisch und gelehrt, sondern auch warm und gemüthvoll sind. Wir verlangen darum sehr nach dem versprochenen größeren Werke (Jahrg. 1819, Nr. 126, 127, 128).

Mölk, von Leopold dem Erlauchten erobert, die älteste Burg der Babenberger in Oesterreich. Der Verfasser, Herr Ignaz Kaiblinger, Kapitular des Stiftes Mölk, führt seinen Beweis, daß nicht das heutige Mödling bey Baden, sondern Mölk, die von Leopold dem Erlauchten den Ungern abgenommene Gränzfeste der Babenberger gewesen, bis zur höchsten historischen Evidenz, und läßt bey dieser Gelegenheit gegen die unbedachtsamen neuern Geschichtsdilettanten, welche beyde Orte wegen ihres gleichen Namens, Medelike, den sie in Urkunden führen, so häufig verwechseln, das ganze Geschütz urkundlicher Belege und Beweise spielen (Jahrg. 1822, Nr. 1, 5, 9, 15).

Salzburg.

Der Bauernkrieg im Erzstifte Salzburg ist der Gegenstand eines Aufsatzes, der eine der bedeutendsten Scenen in jenem großen Trauerspiele schildert, welches von den Pyrenäen bis an die Aluta unter den verschiedensten Gestalten am Schlusse des Mittelalters die Kirchentrennung begleitete oder aus selber hervorging. Der große Kardinalbischof Matthäus Lang von Salzburg war einer der redlichsten Eiferer für Wiederherstellung der tief gesunkenen Kirchenzucht. Dennoch fand die neue Lehre nicht nur in der Stadt, sondern auch unter dem aufgereizten Landvolke großen Anhang: die Unruhe der Städter ward so bald gedämpft, daß man sie spottweise nur den lateinischen Krieg nannte: drohender war der Aufruhr der Bauern, welche von den Bergknappen von Hallein ausgehend, verbunden mit den steyrischen Insurgenten bald unter dem Vorwande der Religionsfreyheit fast alle Abgaben weigerten, den Bischof selbst in der festen Burg zu Salzburg belagerten. Der zu Hülfe eilende Sigmund von Dietrichstein ward bey Schladming ge-

schlagen; erst die baierische Hülfe unter Freundsberg beugte den Trotz der Aufrührer, worauf der schwer gereizte Erzbischof Friede und Verzeihung gewährte. Der Verfasser dieser gründlichen Monographie ist der kaiserliche Rath und geheime Archivar Knechtl. Jahrg. 1814, Nr. 52.

Steyermark.

Professor Muchar gab folgende Beyträge:

Gebehard Erzbischof von Salzburg und die Gründung der steyermärkischen Benediktinerabtey zu Admont. — Die zwar etwas weit ausgeholte Geschichte dieser Gründung ist nur reiner Gewinn für die Geschichte Steyermarks: denn da der Verfasser, wie wir schon wissen, in dem klassischen Alterthum zu Hause ist, erfahren wir gerne von ihm, wie es vor und unter den Römern in dem Paltenthale ausgesehen: aus der Tabula und vorhandenen Römersteinen wird das Daseyn römischer Straßen im Enns- und Paltenthale, längs der Enns und Palte erwiesen. — Auf die Erwähnung der Slaven und Hunivaren, der Christianisirung durch den heil. Virgil von Salzburg aus, des karentanischen Reichs und der Errichtung des Ennsthalgaues unter Karl dem Großen, folgt die Erzählung von Admonts Gründung. Zweckmäßig ist hierbey die Aufzählung und Nachweisung der in den ältesten Urkunden vorkommenden Ortschaften jener Gegend (s. Jahrg. 1821, Nr. 75, 76, 79, 82, 84, 85, 88, 90, 92, 100, 103).

Hieran schließt sich desselben Verfassers Aufsatz: Die uralte Felsenburg Strechau in Obersteyer mit ihren Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen. — Diese Burg, urkundlich Strachowa, Strakhov, erscheint zuerst 1044; indem der Verf. ihre Besitzer und Schicksale erörtert, gedenkt er auch einiger Szenen aus des berühmten Admonter Abten Heinrich, des Kanzlers Alberts I., unruhvollem Leben, welche uns Ottokar Hornek schildert. Von 1284 bis ins sechzehnte Jahrhundert schweigt die Geschichte von jenem Schlosse. An seine späteren Besitzer, die Hoffmanne, mahnt der noch heute dort verwahrte gläserne Pokal, mit den eingeschnittenen Namen und Devisen derer, so daraus getrunken; ein für die steyermärkische Geschichte nicht unerhebliches Denkmal — (Jahrg. 1822, Nr. 74, 77). —

Herr Muchar ist auch ohne Zweifel der, zwar ungenannte, Verfasser des Aufsatzes: Ob der berühmte steyermärkische Minnesänger, Ottokar von Hornek, Mönch zu Admont gewesen, wo Herrn Kumars ungegründete Annahme dieses Umstandes, mit den genügendsten Gründen widerlegt

wird. Die hier gegebene Notiz enthält manche erhebliche Daten zur Geschichte dieses merkwürdigen Dichters und schätzbaren Chronisten, s. Jahrg. 1817, Nr. 125. —

Muchars Fragmente zur Geschichte der steyrischen Reformationsunruhen und über Handelsverbindung der obersteyrischen Eisenbergwerke und Werkstätten mit den deutschen Hansestädten sind bloße Andeutungen und erregen den Wunsch nach weitern Mittheilungen hierüber. Jahrg. 1819, Nr. 109. Das der Steyermark gehörige uralte Grafengeschlecht der Sauraue, geschildert vom Fr. v. Hormayr im Jahrg. 1818, Nr. 22, 42. — Die Sage, welche die Gründung der Stammburg Saurau, in König Etzels (Attila) Zeit setzt, deutet wenigstens auf hohes Alter. Sauraue erscheinen in allen Kämpfen, Belagerungen, als treue Diener um ihren Fürsten; glänzen in den Geschichten des Sängers Ulrichs von Lichtenstein, wie in den Gedichten des Martin Beheim, der den Aufruhr der Wiener gegen Kaiser Friedrich, und Wilhelms Saurau Treue dabey gedenkt. Ihr Ruhm lebt bis in unsere Tage.

Kärnten.

Des Benediktiners Ambros Eichhorn (siehe oben S. 42) reichhaltiges Diplomatar von Kärnten, dessen wir unter den Urkundensammlungen des Hormayrischen Archivs gedachten, erhält durch folgenden Aufsatz von seiner Hand gewisser Maßen den Kommentar, der aber leider mit dem zehnten Jahrhundert schon endigt: Das Christenthum im mittlern Norikum, nachmals Karentanien. Der Verfasser schildert im ersten Zeitraume (vom ersten bis achten Jahrhundert) die Verbreitung der christlichen Religion von Aquileja aus, von wannen schon im dritten Jahrhundert Cilli seinen Bischof, den Märtyrer Maximilian erhielt; im zweyten Zeitraume (achten Jahrhundert) die Bekehrung der Slaven, vorzüglich von Salzburg aus, durch Domitian und Virgil; endlich im dritten Zeitraume die weitere Entwicklung und Ausbildung von Karl dem Großen bis Otto II. (neunten und zehnten Jahrhundert), in welche Zeit die apostolischen Arbeiten Cyrills und Methods, wie die Gründung Ossiachs fällt — (s. Jahrg. 1814, Nr. 26, 28). Je lieber man bey dieser kleinen Schrift Eichhorns, der diesen schönen Gegenstand mit herzlicher Liebe behandelt hat, verweilt, um so mehr bedauert man, daß der Mann, der so rastlos im Sammeln gewesen, durch den Tod verhindert ward, seinen großen Vorrath für die Geschichte der folgenden Zeit zu bearbeiten.

Seine Reise ins Jaunthal, zu den Grabmalen Hil-

degards und Alpuvins in den Kirchen zu Stein und Möchling, ist ein kleiner Beytrag zur ältern Geschichte. Alpuvin und Hildegard waren Dynasten des Jaunthals im zehnten Jahrhundert, durch ihre Frömmigkeit und Milde bekannt, und durch noch fortdauernde Stiftung von Spenden für die Armen im segenreichen Andenken jener Gegend (Jahrg. 1818, Nr. 90).

Der Aufsatz: »Der königliche Flüchtling zu Ossiach,« liefert merkwürdige Daten über jene Geschichte Boleslavs II., der, als er nach vielen tyrannischen Maßregeln den Bischof von Krakau, Stanislaus Kostka, am Altare ermordet hatte, vom Papste in den Bann gethan, auf dem Wege nach Rom als Flüchtling unerkannt in Ossiach anlangte, und dort als Laienbruder starb. Polnische und deutsche Chronisten erzählen diese historische Thatsache. Der Verfasser ist Freyherr von Hormayr (Jahrg. 1815. Nr. 92).

Bekanntlich wanderte die durch so viele ausgezeichnete Namen berühmte Kongregation der Benediktiner zu St. Blasien im Schwarzwalde, nach der Aufhebung dieser Reichsabtey, nach Oesterreich, und bezog, mit Genehmigung des Monarchen, in Kärnten das Kloster St. Paul im Lavantthale. Bey dieser Uebersiedlung kamen nun auch die irdischen Reste einiger habsburgischen Fürsten und Fürstinnen, welche der berühmte Fürst-Abt Gerbert, der Herausgeber der Taphographia Domus Austriacae aus Basel und Königsfeld erheben und in seiner Abtey beysetzen lassen, aus schwäbischem in kärntnerischen Boden, und fanden in St. Paul ihre, wills Gott, bleibende Ruhestätte. Prof. Leopold Scheichenberger, Priester dieser Kongregation, beschreibt nun die Erhebung, Bestattung und die Inschriften, welche den Verstorbenen gesetzt worden (Jahrg. 1818, Nr. 69, 71, 73).

Ungern.

Dieses Land ist reichlicher in dem urkundlichen und statistischen Theile des Archivs bedacht, als in dem historischen. Drey, dem Umfange nach kleine, aber sehr gehaltvolle Aufsätze des Freyherrn von Mednyánsky gehören hieher:

Der gesetzliche Zinsfuß in Ungern, Jahrg. 1817, Nr. 59. — Der Verfasser beweiset aus einer Reihe von urkundlichen Belegen, daß im Mittelalter ein Zinsfuß in unserm Sinne in Ungern (wohl auch in deutschen Landen?) nicht bestanden habe: sondern daß nur Verpfändung und Einräumung wirklicher Güter und ihres Genusses dem Herkommen nach Statt fand: die erste Spur einer Schuldverschreibung gegen Zinsen

erscheine in einem deutschen Preßburger Briefe erst 1431; der Verfasser schließt daraus sehr plausibel, daß jener Brauch aus Deutschland sich nach Ungern verpflanzt haben möge.

Ein zweyter Aufsatz desselben Verfassers: Ueber die angeblich gesetzmäßige Verpflichtung der ungrischen Standesherren zur Unterhaltung fester Schlösser, ist ein lehrreicher Auszug einer Schrift des gelehrten Juristen Horváth, worin, wie wir glauben, aus nicht leicht zu widerlegenden Gründen gegen Piringers Ansicht dargethan wird, daß jene Verpflichtung gesetzlich nicht existire, und daß das Gesetz König Stephans, worauf die Gegner selbe begründen zu können glaubten, von ihnen mißverstanden worden ist — (Jahrg. 1819, Nr. 112, 113).

Der dritte: Ueber eine für Ungern wichtige, angeblich zu Mölk befindliche Urkunde, das Benediktiner-Kloster auf dem Berge Zobor betreffend, ist eine Anfrage an das Kloster Mölk. Nach mündlichen Erzählungen nämlich verfaßten die in dem Verschwörungskriege wider Mathias Corvin 1471 vertriebenen Mönche von Zobor eine Beschreibung jener Ereignisse, in Folge deren das Kloster geplündert wurde, nachdem die Mönche vorher ihre Schätze und Urkunden an einer ihnen bekannten Stelle, welche in jener Beschreibung bestimmt angegeben seyn soll, vergraben hatten. — Diese Schrift soll durch die vertriebenen Mönche nach Mölk gebracht und dort noch späterhin einem Zoborer Geistlichen gezeigt worden seyn (Jahrg. 1819, Nr. 111). Aus sicherer Quelle erfährt Rec., daß zu Mölk durchaus keine Spur einer solchen Schrift sich gefunden.

Herr Gubernialrath und Kreishauptmann zu Brzezan in Galizien, Kriebel (Verfasser der erst kürzlich herausgegebenen Darstellung der Weltkunde), stellt eine Anfrage an die Gelehrten Ungerns über die Abkunft und Verwandtschaft Peters, des zweyten ungrischen Königs, worüber die Meinungen alter und neuer Schriftsteller so sehr getheilt sind, indem die einen für deutsche, die andern für italische Abkunft sich erklärten. Herr Kriebel entscheidet vorläufig für erstere. Jahrg. 1819, Nr. 81, 83.

Die wichtigen Abhandlungen über den ungrischen Bauernstand erwähnen wir in der Abtheilung Statistik. —

Die slavischen Lande: Böhmen, Mähren, Krain.

Böhmen.

Eine zweckmäßige Uebersicht der böhmisch-mährischen Geschichtsquellen gewährt der Aufsatz des Prof. Knoll: »Mittel-

punkte der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen und Mähren. Der Verfasser, der diesen Aufsatz als Einleitung in die sieben Bücher mährischer Geschichten, die wir von ihm zu erwarten haben, mittheilt, möge dann diese erfreulichen Resultate seines Fleißes in einer etwas einfacheren Darstellung, wie sie dem Historiker ziemt, und vervollständigt bieten. Der Mittelpunkte werden vier aufgeführt: 1) Die bischöfliche Kirche zu Prag, 2) jene zu Olmüz, welche die Mittelpunkte der älteren schriftlichen Geschichtsforschung bilden, 3) die Burgen der Herren und Ritter, aus welchen beyde Länder einen ausgezeichneten Kranz gelehrter Leute und schöne Früchte ihres Studiums aufzuweisen haben, und 4) endlich die gemeinsame Stimmung einer durch Religionsverschiedenheit erzeugten Erbitterung, sind dem Verfasser die bedeutenden Mittelpunkte, aus welchen sich der Sammler seinen Vorrath holen muß. — Es verdient die Aufmerksamkeit und dankbare Anerkennung der Nachwelt, daß an jenen beyden Bischofssitzen, vom zwölften Jahrhundert angefangen, durch Cosmas, die Domherren Vinzenz, Franz (des Abtes Peter von Königssal, einer auch für Oesterreich unschätzbaren Quelle, Fortsetzer und Extraktor) Benesch von Weitmüle, Neplacho, Marignola, Pulkawa, Zidek, Pontanus rc. sämmtlich Mitglieder der Prager Domkirche; und später an der Olmützer Kirche, in Bohuslav von Lobkowitz, Johann Schlechta, Augustin Käsenbrot, Zwolsky, Dubravius rc. eine wahre geschichtliche Pflanzschule blühte, wie wir sie nicht leicht anderwärts finden werden, so verschieden auch der Werth und Gehalt ihrer Schriften, unter einander verglichen, seyn mag. — Eben so wirksam waren zu ihrer Zeit die sowohl durch literarische Verbindung als auch einzeln die Geschichtswissenschaften fördernden Herren und Ritter, unter welchen, außer den bekannten Geschichtschreibern Bartosch von Drahenitz, Zdenko Löw von Rozmital, Hodiejowsky, Hajek, Zdenko Howora von Lipa, Wenzel von Wrzezowitz, Wilhelm von Slavata rc. auch den Wartenbergen, Schlicken, Zierotinen nicht geringes Verdienst zukommt. — Mit Vorsicht und Wahl müssen freylich die durch religiöse Meinungen und politische Reibung erzeugten Schriften eines Sixt von Ottersdorf unter Ferdinand I, Zacharias Theobald, Paul Stransky und anderer gewürdiget werden. Diese sehr ausführliche Arbeit, von welcher wir hier keinen Auszug geben konnten, findet man im Jahrg. 1821, in den Nummern 1, 3, 7, 10, 13, 19, 20, 22, 23, 24, 26, 29, 31.

Hat Albrecht III. Herzog von Baiern die böhmische Krone ausgeschlagen, als sie ihm von den Ständen angeboten wurde? — — Herr Pfarrer Kurz beweiset durch zwey bisher unbekannte Urkunden, die allgemeine Annahme, als habe dieser Fürst die nach dem Tode Kaiser Albrechts II. ihm angetragene erledigte böhmische Krone eben so großmüthig, als Kaiser Friedrich, ausgeschlagen, für irrig. Die Stelle in diesen Urkunden: »So wellen wir uns der (Coran) nicht wern noch entslachen, sunder gern Jr Kunig seyn« rc. scheint uns freylich schlagend genug zur Bekämpfung eines eingebürgerten geschichtlichen Irrthums. — Jahrg. 1815, Nr. 64.

Einzelne Fragmente aus der böhmischen Geschichte behandelt Freyherr von Bretfeld in der historischen Skizze, Schömbergs Ruinen und ihre Umgebungen im Taborer Kreise, wo von den Schicksalen dieser uralten, durch die Hussiten hart und oft hergenommenen Festen Hrad und Schömberg gesprochen wird, Jahrg. 1812, Nr. 101; — in dem allgemeinen Ueberblicke der böhmischen Lehensverfassung, Jahrg. 1812, Nr. 115; — in dem kurzen Artikel über den Ursprung der Grafen, insbesondere deren Aufkommen in Böhmen, Jahrg. 1813, Nr. 5; — endlich in der Untersuchung über den Ritterorden des h. Wenzel im Königreiche Böhmen, Jahrg. 1813, Nr. 7, 8, 14, wo der Verfasser den Wahn Einiger zu widerlegen sucht, als ob diese noch bestehende Ertheilung des Ritterschlages mit dem Schwerte des h. Wenzel, eine wirkliche Ordensverleihung in unserem Sinne gewesen sey. —

Die böhmische Feste Klingenberg, böhmisch Zwikow, im Prachiner Kreise, ihre Geschichte, Schicksale, ihren Bau und sonderbare Schriftzeichen, weßhalb auch sie für eine Templerburg gehalten wird, beleuchtet Prof. Millauer in einem kurzen Aufsatze, Jahrg. 1817, Nr. 156. —

Mähren.

Mährens Geschichte hat durch die Beyträge der Herren Richter, Horky, Gollinger und Anderer, welche zum Theil in den folgenden Abschnitten erwähnt werden, einen wahren Vorschub erhalten, wir können wohl behaupten, daß die für dieses Land gelieferten, durchaus quellenmäßigen Monographien an Masse und Gehalt den ersten Rang einnehmen.

Professor Richter, dessen geschichtliche Muse dem Lande seines jetzigen Aufenthaltes, Krain, sich mit Vorliebe weiht, hat früher, als er noch als Gymnasiallehrer in Brünn thätig

war, schon große Materialiensammlungen zur älteren Geschichte Mährens gemacht. Als Resultate davon betrachten wir folgende Arbeiten:

Die Quaden, im Jahrg. 1816, Nr. 121, 125, 127, 129, 134. — Durchaus aus den Daten der Schriftsteller der späteren Römerzeit erörtert der Herr Verfasser auf eine, ihm eigne, musterhafte Weise mit eben so viel Gründlichkeit als lichtvoller Ordnung folgende, die Schicksale jenes Volks betreffende Punkte: Wo wohnten sie, welches sind ihre Schicksale? — Marbod, Haupt der Markomannen und Quaden zu Hermanns Zeit. — Marbod unterliegt dem Hermann. — Vannius, der von den Römern eingesetzte, unter Claudius wieder vertriebene Quadenkönig. — Der Markomannenkrieg — (warum nennt der Verfasser in Nr. 127 die Säule Trajans immer Statue?) Besiegung der Barbaren unter Marc Aurel — Commodus und die folgenden schwachen Kaiser bis Alexander Severus und Maximin den Thracier, mit welchem in der Geschichte eine Pause über die Quaden eintritt, bis sie unter Probus, Konstantin, Konstantius wieder erscheinen. — Aus Ammianus Marcellinus und andern Denkmalen jener Zeit wurden die lehrreichen Winke vom Verfasser sorgfältig benutzt, um uns ein Bild von dem Innern des quadischen Volkslebens, ihrer Verwaltung, Lage, Sitten aufzustellen. — Unter Valentinian erschütterte das Reich der Einfall der gereizten Barbaren; sein Tod, als er den Gesandten der Quaden Gehör gab. Bald darauf verliert sich der Quadenname.

Mit diesem inhaltschweren Aufsatze steht ein anderer im Zusammenhange: »Mähren vom Jahre 375 bis 526., oder bis zur Einwanderung der Slaven. — Die Entwirrung des von den Zeitbüchern nur fragmentarisch und schwankend geschilderten Völkerdranges der Rugier, Heruler, Gothen, Longobarden, ephemerer, dieses Land durchstürmender Völker, — bewährt den unverdrossenen Fleiß des Geschichtsforschers, der uns auch über den Weg, welchen Attila, als dessen Bundesvolk die Quaden erscheinen, wahrscheinlich mag eingeschlagen haben, Resultate seiner interessanten Untersuchungen mittheilt. Jahrg. 1818, Nr. 111.

In spätere Zeiten führt uns desselben Verfassers Abhandlung: »Bruno, Bischof von Olmütz, aus den Grafen von Schaumburg (in Holstein), von 1247 bis 1281. Das Leben dieses über seine Zeit hervorragenden Mannes, des Freundes des Böhmenkönigs Wenzel, der dann auch Ottokars vornehmster Rathgeber, Vermittler, Begleiter auf allen seinen Zügen, auch wider die heidnischen Preußen, war, wo Brauns-

berg (Brunoberg) von ihm gegründet wurde, wie Königsberg von Ottokar. — Diese Lebensgeschichte greift vielfältig in die wichtigsten Ereignisse der Zeit ein, wo Rudolph Habsburgs Größe gründete. Jahrg. 1816, Nr. 44, 46.

Die Hussiten in Mähren (1421—1438), von demselben Verfasser, eine aus den zuverläßigsten Quellen geschöpfte Darstellung jener unheilvollen Zeit, in 1816, Nr. 46, 48, 53, 55.

Die Zierotine, geschildert von Prof. Richter, im Jahrg. 1815, Nr. 96, 100, stammen erweislich von dem russischen Großfürsten Wladimir, im zehnten Jahrhunderte, und wurden in der Folge so mächtig, daß man sie unbedenklich für das größte und ausgebreitetste Geschlecht Mährens im sechzehnten Jahrhunderte erklären darf. Karl von Namiest-Zierotin ist einer der ausgezeichnetsten Zeitgenossen Ferdinands II. und des Kardinals Dietrichstein; er starb 1636 in hohem Alter.

Eine Episode der eben erwähnten Zeit, die unruhvollen Jahre 1619—1623, umfaßt der Aufsatz: »Mähren unter Ferdinand II.«, in welchem Prof. Richter nach Bels bekanntem österreichischem Lorberkranz die Geschichte der mährischen Religionsunruhen vorführt. 1815, Nr. 102. (Wichtige Vervollständigung findet sich im historischen Taschenbuch, in den Ahnentafeln der Zierotine, Dietrichsteine und Wrbnas, 1820, 1821 und 1822)

Joseph Horky lieferte folgende, mit vielem Fleiße gearbeitete Monographien:

Die Dirnowitze in Mähren, deren mehrfache Linien der Verfasser geschichtlich und urkundlich nachweiset. Jahrg. 1818, Nr. 88, 90, 95, 97, 98.

Die Boskowitze in Mähren. Jahrg. 1818, Nr. 104, 105, 106, 107. Als Fortsetzung der Geschichte dieses schon um 1049, nach des Verfassers Angabe, erscheinenden, nunmehr ausgestorbenen mährischen Adelsgeschlechtes ist der sehr ausführliche Aufsatz: Protasius, Bischof zu Olmütz, und seine Neffen, zu betrachten. Man findet ihn Jahrg. 1819, Nr. 105, 106, 108, 114, 116, 118, 121, 125, 126. Dieser Mann, aus dem Geschlechte derer von Boskowitz entsprossen, in Wien und Pavia gebildet, in der Theologie, Dialektik und dem übrigen Wissen seiner Zeit vor andern bewandert, Propst zu Brünn, dann Bischof von Olmütz, wirkte vielfach ein in die unruhevollen Zeitereignisse unter Podiebrad und Mathias. — So gern wir die Gewandtheit und Staatsklugheit dieses mit so vielen Gaben ausgerüsteten Mannes anerkennen, so möchten wir doch in das unbedingte Lob, womit der Verfasser alle seine Handlungen

belegt, nicht einstimmen. — Dem Leben des Protasius sind schätzbare Literarnotizen über seinen als Dichter und Gelehrter ausgezeichneten Neffen Ladislav Boskowitz beygefügt.

Ein anderer Bischof von Olmütz, Heinrich Zdik, wird uns geschildert im Jahrg. 1817, Nr. 96, 100, 113. —

Die Burg und die Herren von Landstein, dargestellt von Jos. Horky im Jahrg. 1820, Nr. 119, 122, 124, 126. Die erste urkundliche Spur derselben fand der Verfasser 1282. Das Geschlecht der Landsteine theilte sich in die böhmische und mährische Linie. Die Burg ist jetzt Eigenthum der Herbersteinischen Nachkommen.

Die Ruinen von Tempelstein in Mähren, von Horky. Diese Burg soll, nach des Verfassers Vermuthung, einst den Tempelherren gehört haben, vielleicht der Sitz ihres Kommenthurs gewesen seyn. Er erzählt uns die Schicksale dieses jetzt in den Ruinen liegenden Schlosses, welche nun des fürstlichen Hauses Liechtenstein Eigenthum ist. Jahrg. 1820, Nr. 1.

Die Burg Holenstein in Mähren, berüchtigt durch den Raubritter Hartmann, den Wenzel, der Böhmenkönig, im dreyzehnten Jahrhunderte bändigte. Jahrg. 1817, Nr. 127, 129, von Horky.

Die Burg und die Herren von Daubrawitz in Mähren, ein durch Alter und Thatenglanz vorzügliches Geschlecht: die Sage weiset seinen Ursprung in den Tagen des altmährischen Reiches nach, wo Ivo's Sohn jene Burg gegründet haben soll. Um die Zeit des Hussitenkrieges kam die Besitzung in fremde Hände, unter Leopold I. an die Grafen Rogendorf, zu welcher Zeit, bis auf Marien Theresien, Daubrawitz noch den Blutbann (jus gladii) hatte. Jahrg. 1817, 134, 136, 138, 140. — 1818, Nr. 13, 17, 25. — Von Horky.

Die mährische Burg Raitz, das schöne Besitzthum der Altgrafen von Salm, findet eine ausführliche geschichtliche Erörterung im Jahrg. 1817, Nr. 154 (wo aber noch die Fortsetzung versprochen wird); man verbinde hiermit auch den, den beyden Rettern Wiens, Salm und Rogendorf, geweihten Aufsatz (Jahrg. 1815, Nr. 126, 129), der von dieser Burg und Herrschaft Raitz eine genaue topographisch-statistische Darstellung liefert, und Salms Leben im historischen Taschenbuche vom Jahre 1823.

Die Maidenburg in Mähren, von Horky. Sie kommt zuerst 1234 vor, in welche Zeit die bekannte Fehde Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich wider König Wenzel fällt, dessen Vasallen Cyrek und Nehrad, Burggrafen von Maidenburg und Rosenstein, durch die här-

testen Martern Friedrichs, in ihrer Treue für Wenzel nicht wankend wurden. Jahrg. 1818, Nr. 31.

Nicht einzelne Adelsgeschlechter bloß, auch Städte verdienen besondere Rücksicht, wenn Bausteine zum Dome der Geschichte herbeygeschafft werden sollen. Eine solche Monographie ist uns geboten in der Abhandlung: Die Stadt Jamnitz in Mähren. Diese unläugbar sehr alte Stadt, wenn sie gleich nichts mit dem römischen Gemnicium gemein hat, wie Manche haben wollen glauben machen — war in früheren Zeiten eine äußerst wohlhabende freye Bergstadt. Die vorliegende sehr fleißige Geschichte gibt die erste urkundliche Erwähnung von Jamnitz im Jahr 1130 an. Die sehr herabgekommene Stadt ist jetzt der Hauptort einer gräflich Stadion'schen Herrschaft. Der Verfasser dieser Arbeit ist gleichfalls Horky. Jahrg. 1821, Nr. 27, 34, 35, 38, 43, 44, 58, 62.

Hieher gehört nicht minder: »der Ehrenspiegel der königlichen Stadt Znaym, vom Justiziär Pittner. Diese beynahe tausendjährige, einst sehr bedeutende Stadt gehört, wie die vielgetreue Neustadt, zu denjenigen, deren Hauptcharakter, beharrliche Treue, von Jahrhundert zu Jahrhundert forterbte. — Unter Herzog Boleslavs Regierung widerstand es tapfer den andringenden Ungern, war lange Zeit der Sitz der alten Herzoge, mit Freyheiten und Gnaden begünstigt unter den Ottokaren und Luxenburgern; unerschüttert in den Hussitenunruhen, gedieh Znaym 1423 in Herzog Albrechts von Oesterreich Besitz; auch in den utraquistischen Stürmen blieb die Stadt treu der Religion ihre Väter, bis sie nach der Schlacht bey Mohacz mit Mähren dem Hause Oesterreich zufiel. Der Anhang, den die lutherische Lehre hier fand, war von kurzer Dauer. — Es ist merkwürdig, wie die Landesfürsten aller Zeiten an Beweisen ihrer Zuneigung für diese Stadt sich überboten: eine glänzende Reihe von Freyheitsbriefen beweiset dieß. — Jahrg. 1821: Nr. 91, 97, 102, 106, 109, 112.

Herr Graf Mittrowsky, Landesgouverneur von Mähren und Schlesien, theilte im Jahrg. 1817, Nr. 144, aus seiner reichen Sammlung von Urkunden und Dokumenten eine Nachricht mit, wonach der Landtagsschluß von 1541 schon eine Art von Gens d'armerie einführte, welche, von Ort zu Ort ziehend, die Polizey im Lande handhabte.

An diesen gewiß schon sehr reichen Vorrath zur mährischen Provinzialgeschichte schließen sich noch manche Aufsätze an, die wir ihres Inhalts wegen unter der Rubrik: Institute, aufführen werden. Sie betreffen die mährische Ackerbaugesellschaft

und das Brünner Museum, so wie die mährischen Abteyen Bruck, Raygern und Neureutsch.

Krain.

Die hieher gehörigen Aufsätze verdankt das Archiv sämmtlich dem Prof. Richter in Laibach.

Die Forschungen zur Geschichte und Geographie Krains, Istriens und Friauls im Mittelalter, im Jahrg. 1822: Nr. 27, 30, 96, führen uns in die Zeit der Karlowingen, und erörtern die so schwierige Geographie dieses Landes. Die musterhafte Einleitung, worin der Verfasser von den ihn leitenden Grundsätzen Rechenschaft gibt, zeigt, wie sorgfältig er die reinen Quellen von den unlautern geschieden. Zwey synchronistische Tabellen, diesem Aufsatze beygefügt, stellen kurz die Resultate vor Augen. Der versprochenen Fortsetzung sehen wir erwartungsvoll entgegen. — Eben so lehrreich sind die Andeutungen, welche über die Krainer Slaven im Mittelalter, im Jahrg. 1818, Nr. 1, gegeben worden. Dieser letzte Aufsatz zerfällt in zwey Abtheilungen: I. das Verhältniß der Slaven zu den Avaren, zu den friaulischen Herzogen; wie sie als Knechte der Franken gelebt; ihre Feuerdienstgebräuche, ähnlich jenen der Ormuzddiener; ihre Christianisirung von Aquileja und Salzburg aus; ihre Beherrschung durch die spätern Grafen der Mark Kraina; welche Abstufungen der Leibeigenschaft unter den Servis, Casatis (noch jetzt deutsch: Keuschler, z. B. in Kärnten), Gassindis (Gesinde) Statt fanden. Die II. Abtheilung behandelt das spätere Mittelalter; wo die Nachrichten fehlen, durfte der Verfasser das Schicksal der Slaven wohl aus wahrscheinlichen Kombinationen nachweisen. Den Schluß macht die Herrschaft der Habsburger, von Rudolph I. bis Max I.

Die Mosburg des Privinna hat bekanntlich, da mehrere Orte diesen Titel ansprechen, unter den Geschichtsforschern Inner-Oesterreichs nähere Erörterungen veranlaßt. Prof. Richter berührt diesen Gegenstand zum zweyten Male in seiner vorläufigen Antwort auf eine Stelle des Aufsatzes: Ueber die Mosburg in der steyermärkischen Zeitschrift. Diese Antwort ist abgedruckt, Jahrg. 1822, Nr. 131. — Schon früher (Archiv 1814, Nr. 26) gedachte, zwar nur im Vorbeygehen, Eichhorn dieser Mosburg; von Richter erwarten wir bestimmtere Aufschlüsse: und der Kaplan Hermann in Klagenfurt wird denselben Gegenstand, seinem uns gegebenen Versprechen gemäß, in der Kärntnerischen Zeitschrift abhandeln. So wird wohl die Meinungsverschiedenheit sich endlich ausgleichen.

Die Frage und Bitte an die Historiker Inner-Oesterreichs von Prof. Richter, ob der 899 nach Baiern geführte Zuentobolch, Sohn Swatopluks, nicht derselbe sey mit dem in drey Urkunden Arnulphs und Ludwig des Kindes 898 und 903 beschenkten Zwetboch, viro progenie bonae nobilitatis exorto, — scheint dem Recensenten so klar die Bejahung zu fordern, als man solche in ähnlichen Fällen nur erwarten darf. Jahrg. 1817, Nr. 73.

Bruchstücke aus Richters druckfertigem Werke, Swatopluk, oder das großmährische Reich und seine slavische Kirche, enthält der Jahrg. 1815, Nr. 146, 148, in dem Artikel: das Geschlecht der Moymaren und das slavische Christenthum in Mähren.

Kaiser Friedrich IV und Krain, von Prof. Richter. Was hat der Kaiser für Krain, was dieses für jenen gethan? Im harten Streit des Kaisers mit Cilli und seinem unruhigen Bruder Albrecht litt das Land nicht wenig, doch hielt es fest an dem Kaiser, der dem Lande und besonders der Stadt Laibach, die ihn in Cilli, wo er belagert ward, beschützt hatte, hinwieder mit besondern Gnaden gewogen war. Friedrich ist auch der Gründer des Laibacher Bisthums; den Anlaß dazu, ein Gelübde für überstandene Gefahr in Cilli, wie die Sage meldet, hat Prof. Richter in einem recht anmuthigen Gedichte eingekleidet (Jahrg. 1818, Nr. 69). — Gegen das Ende von Friedrichs Regierung ward Krain von dem schrecklichen Einfall der Türken heimgesucht. — Jahrg. 1818, Nr. 33.

Unter der Aufschrift: »Zehn Tage in Friaul,« gibt Prof. Richter aus seinem Notatenbuche Nachrichten über eine Reise in Friaul, die von diesem Gelehrten doppelt erwünscht sind, je mehr ihm die Geographie und Geschichte Krains verdankt. Er beschreibt uns 1) Görz mit seinen Gebäuden und sehenswürdigen Dingen und macht uns mit seinen gelehrten Männern bekannt; gibt 2) eine schöne Erzählung von dem Ausfluge nach dem nahen Gnadenorte Monte-Santo und von dessen Entstehung; 3) überrascht er durch die Nachricht von einem bedeutenden Archive in Cividale, wo sich noch schöne Gebetbücher aus dem eilften und dreyzehnten Jahrhundert finden, dessen schönste Zierde aber, der herrliche Evangelienkodex aus dem fünften Jahrhundert, nach Venedig gewandert ist. 4) Aquileja mit seiner gesunkenen Herrlichkeit. Jahrg. 1822, Nr. 100, 101, 105, 107.

Ein kaiserliches Inkognito aus dem zehnten Jahrhundert (Jahrg. 1822, Nr. 152, 153) betrifft die Anwesenheit Ottos III. in Krain.

Die Auersberge, Vordermänner des krainischen Adels, fanden im Jahrg. 1821, Nr. 40, 41, 46, 52, 56 durch Prof. Richter eine Monographie ihres Geschlechts; nach ältern Geschichtschreibern, jedoch mit Wahl bearbeitet. Zu den Erlesensten dieses Stammes gehört Freyherr Herbard von Auersberg; der Erzherzoge Karl und Ferdinand Rath, Hauptmann der kroatischen Gränze, Sieger über die Türken bey Novigrad, dann Landeshauptmann von Krain, starb er den Tod des Helden in einem Kampfe mit den Türken. Sein Sohn wurde gefangen nach Konstantinopel geführt, und erst nach vielen Gefahren ausgelöst. —

Die Gallenberge (Jahrg. 1818, Nr. 4), in deren Stammwurzel auch die Scherffenberge verschlungen sind.

Möge Prof. Richter, der Verfasser aller dieser Aufsätze, die vaterländische Geschichte noch mit recht vielen solchen Partikulararbeiten bereichern!

Bisher die geschichtlichen Abhandlungen, welche den österreichischen Staatenverein oder seine einzelnen Lande insbesondere betrafen. Wir müssen nun auch noch jene Originalaufsätze berühren, welche sich nicht unter die bisherigen Unterabtheilungen bringen ließen, und welche
Auswärtige Geschichte, — Münz- und Bergwerkskunde, — Orientalische Literatur und Geschichte, — Industrielle und polytechnische Gegenstände abhandeln. —

Der auswärtigen Geschichte gehört der Aufsatz: »Cypern, Savoyen und die Sultane von Aegypten, größten Theils aus veneziamischen Urkunden geschöpft, Jahrg. 1819, Nr. 66, 67.

Herr Joseph Schön, ein hoffnungsvoller Schüler der Geschichtswissenschaft in Olmütz, wählte sich zum Gegenstande eine geschichtliche Skizze, den bisher noch nirgends recht quellenmäßig dargestellten Abfall Siciliens vom Hause Anjou, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Er beleuchtet ihn aus Fazello's Dekaden der sicilianischen Geschichte und vier von Muratori edirten Quellen. Diese gründliche, wenn auch nur in Grundlinien gezeichnete Arbeit behandelt im ersten Abschnitte die Darstellung der Ursachen, durch welche das Haus Anjou zum Throne Siciliens gelangte, im zweyten die Veranlassung und im dritten den Abfall selbst, bis zum Kampfe Arragoniens mit Anjou. Jahrg. 1822: Nr. 66, 69, 75.

Sehr verdienstliche Beyträge zur Geschichte der Slaven enthalten die beyden Aufsätze: Ableitung des Namens der

Preußen und Russen,« Jahrg. 1817, Nr. 51, und Erklärung der slavischen Benennung der sieben Wasserfälle im Dnjeper bey Konstantinus Porphyrogenitus Tom. I. bey Banduri p. 50 de administr. Imp. (edit. Venet.). Diesen letzten von Dr. Rumy eingesandten, von einem ungenannten Großen herrührend, finden wir Jahrg. 1817, Nr. 73.

Unter den historischen Denkwürdigkeiten, deren die dreyzehn Jahrgänge eine Unzahl, besonders von rein geschichtlichen Anekdoten, meist unter der Rubrik Miscellen liefern, und darunter viele Originalaufsätze, bemerkten wir eine beachtungswerthe Notiz, durch Freyherrn von Bretfeld mitgetheilt, worin von einem im Jahre 1721 in Rußland, in der Gegend des kaspischen Sees entdeckten Gewölbe die Rede ist, welches nebst vielen andern Seltenheiten auch eine Bibliothek von 3000 Bänden enthielt. Diese Bücher waren, dem Bericht zufolge, in einer Schrift geschrieben, die in Petersburg, wohin man sie sandte, Niemand zu lesen im Stande war. Auch auswärtige Universitäten sind zu Rathe gezogen worden: die ferneren Resultate sind uns aber unbekannt. Möge ein russischer Literator hierüber Aufklärung geben! — Dieser Artikel findet sich im Jahrg. 1813, Nr. 5.

Gabriel Bethlens Gesandtschaft nach Konstantinopel, in 1817, Nr. 57, muß zu den wichtigeren Beyträgen gezählt werden, so wie der Aufschluß über den Retter Max des I. auf der Martinswand, im Jahrg. 1821, Nr. 4; — Gesammelte Blätter von Docen, beginnend von Nr. 12, Jahrgang 1822.

Bergwerks- und Münzkunde. — Gehaltvoll, wie alles, was aus Kurzens Feder kommt, sind die Aufsätze über Oesterreichische Salinen, welche dann auch von Andern im Archive mannigfache Beleuchtung erhielten. — Kurzens erste Mittheilung über diesen Gegenstand ist im Jahrg. 1811, Nr. 26, in seinen Miscellen aus dem Lande ob der Enns. Hier weiset er die Geschichte der oberensischen Salinen von der Stiftung Kremsmünsters (777) bis Max I. nach, und gibt dabey die sehr merkwürdige Nachricht, wie beym Salzbau zu Hallstadt eben damals einige hundert Fuß tief in der Erde das Skelett eines Römers sammt Rüstung und Waffen und Münzen aus Trajans Zeit gefunden worden. Zu diesem Aufsatze legte der in der Geschichte Oesterreichs und Salzburgs nicht minder, als im klassischen Alterthume trefflich erfahrene Direktor Vierthaler, im Augusthefte der vaterländischen Blätter von demselben Jahre, seine Bemerkungen nieder. Später entdeckte der Bergmeister zu Ischel, Hr. Deckelber-

ger, wichtige, die Salinengeschichte betreffende Urkunden, welche Kurzen zu einem neuen Aufsatze über Ober-Oesterreichs, vorzüglich Hallstadts Salzwerke veranlaßten (Jahrg. 1816, Nr. 147, 159), wo er schätzbare Urkunden, vorzüglich über die Entdeckung des Salzberges durch Elisabeth, Kaiser Albrechts I. Gattin, beybringt.

Im Jahrg. 1812, Nr. 11, wurde auch ein Auszug aus der, am Dankfeste der fünfhundertjährigen Erhaltung des Hallstädter Salzberges, von dem Oberamtsrathe und Oberbergmeister Maximilian Kneer in Hallstadt gehaltenen Rede, mit einschlägigen Bemerkungen, mitgetheilt. Diese Rede berührt zwar auch das Geschichtliche der Entstehung des Bergwerkes, verbreitet sich aber mehr über das Technische, vorzüglich den Salzsud, und verspricht erfreuliche Aussichten für die Zukunft aus wissenschaftlichen Gründen.

Die Münzkunde des Mittelalters erhielt bisher nur sparsame Beyträge. Baron Bretfeld gab im Jahrg. 1812, Nr. 111, Nachricht über einen merkwürdigen Fund deutscher Brakteaten und Dickpfennige des Mittelalter, in Böhmen auf der Herrschaft Wildstein. Unter den fünf bis achthundert Fundmünzen, wovon der Verfasser selbst einen Theil an sich brachte, befanden sich, außer unbestimmten und schlecht erhaltenen Stücken, mehrere Brakteaten von den sächsischen Ottonen, von Heinrich von Baiern († 995) aus der Münzstadt Eger (EGRA). Eine andere mit der Umschrift REGINA CIVITAS und ELLON (Ellbogen?) verdient wohl noch nähere Untersuchung. — Hieher gehört auch der sehr kurze Auszug aus den schönen und umfassenden Werken über englische Münzen des Mittelalters Jahrg. 1814, Nr. 207.

Es ist gewiß eine gerechte Forderung an dieses Archiv, wenn wir diesen noch so wenig bearbeiteten Zweig historischer Hülfswissenschaften fürs Mittelalter, seiner besondern Aufmerksamkeit angelegentlichst empfehlen. So viele Verehrer und Bearbeiter die antike Münzkunde gefunden hat und noch findet, so wenig befriedigend ist, aus leicht begreiflichen Ursachen, unsere Kenntniß von den Münzen des Mittelalters in ihrer ganzen Ausdehnung. Zwar fehlt es nicht an einzelnen trefflichen Werken, die sowohl dem Sammler als dem Kritiker und Geschichtschreiber genügen, sondern an zusammenhängender wissenschaftlicher Bearbeitung, an einer Doctrina numorum medii aevi, wodurch allein Kombination, Uebersicht, gleichmäßige Ordnung, ja gemeinnützige Verbesserung, Berichtigung und Ergänzung an den rechten Stellen möglich wird. Dazu wäre aber eine Verbindung aller Münzkabinette Europens zur einverständlichen

Herausgabe ihrer Schätze nöthig, damit nicht das Alte und Bekannte zehnmal wiederholt, und das Neue und Seltene in dreyßig verschiedenen Büchern aufgesucht zu werden brauchte. — Freylich ist zu solchem Unternehmen der oft nur nach Seltenem, nach Stempelfehlern, nach Münzbuchstaben, nach Kopfwendungen und Punkten jagende, meist der Geschichte und ihren genealogisch-heraldisch-sphragistisch-diplomatischen Hülfswissenschaften ganz fremde Münzliebhaber, Sammler und Händler eben nicht der geeignete Mann: er müßte den Fleiß und die Kenntniß Köhlers, die Genauigkeit Götzens, die Kritik Maders besitzen, und ihm müßten pekuniäre Mittel zu Gebote stehen, welche der schwierige Stich und Druck, die Größe des Werks und die geringe Zahl der Abnehmer unabweisbar erfordern. Bis diese pia vota Gewährung finden, sey es uns erlaubt, nur auf einen uns zunächst angehenden Punkt zu deuten, der noch ein schönes Feld zur Diskussion eröffnet: wir meinen die österreichischen Münzen des Mittelalters. Diese höchst schwache Seite unserer geschichtlichen Literatur ist in den Monumentis domus Austriacae, in der Abtheilung Numotheca, zwar abgehandelt, aber sehr unvollkommen; Mader hat die Mängel nachgewiesen, in seinen kritischen Beyträgen, und dasjenige, was er dort nur gleichsam berichtigend und berührend sagt, ist unläugbar noch das Beste, was überhaupt über dieses Fach gesagt ist. Das Schwankende in der Bestimmung unserer babenbergischen Münzen, welche auch durch Obermayers gutes Werk über die baierischen Münzen nur dürftiges Licht erhält, sollte es denn gar nicht zu heben seyn? Recensent, der diesen Gegenstand einmal ausführlicher zu behandeln die Absicht hat, erlaubte sich hier nur diese Aufforderung an Oesterreichs Gelehrte, um vielleicht durch vereinte Hülfe, besonders durch Zusammenstellung der Stellen in Urkunden, Chroniken ꝛc. welche von Werth, Gehalt, Namen, Verringerung, Verbesserung der Münzen und dergl. handeln, durch Anfragen und Anzeigen neuer Funde mit Angabe des Ortes, wozu sich ja dieses Archiv besonders eignet, die gute Sache zu fördern.

Bedeutender sind die Beyträge über die antike Münzkunde im Jahrg. 1822: Nr. 18, 24, 36, 42. — Es scheint ein glücklicher Plan des Mittheilers der Fragmente über griechische Münzkunde, Herrn J. C. Arneth, die so häufig nur als Gemeingut des Pedantismus verschriene Münzkunde hier populär zu machen, und aus dem zahllosen ein zählbares, das Wichtigste für Kunst und bildliche Archäologie fragmentarisch herauszuheben. Die vom Verfasser vorzüglich berücksichtigte Kunstvortrefflichkeit alter Münzen konnte nicht besser belegt werden als durch Beyspiele aus den schönen Münzen

des eigentlichen Griechenlandes, Korinths, Athens, Thebens, Macedoniens, Siciliens, Großgriechenlands; wohin uns der Verfasser von Land zu Land führt, und mit erläuternden Stellen aus Klassikern begleitet. — Dasselbe lobenswerthe Streben, der leider heute so gemeinen Vernachläßigung der Münzprägekunst und Medallieurkunst, beschämende Beyspiele entgegen zu setzen, hat ihn auch zu einigen Worten im Jahrg. 1822, Nr. 66 veranlaßt, wo er bey Gelegenheit der Beschreibung einiger schönen neuen englischen Münzen auf die Wichtigkeit besserer Stämpel und die Forderungen aufmerksam macht, die wir an eine Medaille zu stellen berechtiget sind. Unser verdienstvoller Graveur Würth ist leider nicht genügend ersetzt, und der Ruhm, in neuerer Zeit die schönsten Medaillen aufzuweisen, wie wir es zu Marien Theresiens Zeit konnten, ist uns bald durch die englische Industrie streitig gemacht worden. —

Orientalische Literatur und verwandte Gegenstände.

Eine Uebersetzung der mit dem Accessit gekrönten Abhandlung des Herrn von Hammer über die Preisfrage des französischen Instituts: »Welchen Einfluß hatte der Muhammetismus auf den Geist, die Sitten und die Regierungsform jener Völker, bey denen er in Aufnahme kam, in den ersten drey Jahrhunderten der Hegira?« gibt der Jahrg. 1811, Nr. 92, 95.

Von mannigfachem Werthe für Oesterreichs Geschichte sind die Urtheile und Erzählungen der Osmannen, wenn sie von unsern Einrichtungen, Sitten und Orten reden. Herr von Hammer hat das verdienstliche Geschäft übernommen, von Zeit zu Zeit Uebersetzungen türkischer Gesandtschaftsberichte aus den zu Konstantinopel gedruckten Geschichten des osmanischen Reiches, in diesem Archive zu liefern. So gab er 1822, Nr. 48, den Bericht des im Jahre 1665 nach Wien gesandten Botschafters Mohammed Pascha, der die Reise durch Ungern, die Besichtigung der Festung Komorn ꝛc. umständlich beschreibt: und in der Nr. 51 jenen des Großbotschafters Ibrahim Pascha, der nach dem Passarowitzer Frieden 1719 nach Wien zog, während der kaiserliche Botschafter nach der Zusammenkunft mit jenem zu Belgrad, nach Konstantinopel reiste. Der Einzug in Wien am 14. August, die Audienz beym Kaiser, beym Prinzen Eugen (dem Wesir, Besitzer des Siegels), die Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten ist von mannigfachem Interesse. Diesem Berichte ist in Nr. 63 aus dem Reichsgeschichtschreiber Raschid die geschichtliche Schilderung beyder Gesandtschafts-

reisen, der österreichischen sowohl als der türkischen Botschaft nach dem Passarowitzer Frieden, beygefügt.

Durch den Aufsatz: »die Geschichtschreiber der Osmanen,« füllte Herr von Hammer eine lange bestehende Lücke in unserer Kenntniß osmanischer Literatur aus. Er gibt nämlich ein nach XII Hauptabtheilungen, in materieller Ordnung zweckmäßig abgefaßtes Verzeichniß aller jener Quellenschriften, welche den türkischen Geschichtschreibern zur Grundlage dienen. Aus der Gesammtzahl der hier wissenschaftlich geordneten Werke, gerade 200, mag man die Wichtigkeit der Mittheilung ermessen. Ungefähr die Hälfte dieser geschichtlichen Schriften besitzt Herr von Hammer selbst. Jahrg. 1822, Nr. 57, 60, 72, 75, 78.

In den vier astronomischen Gesprächen zwischen einem Griechen und einem Araber, entwirft der tiefgelehrte Verfasser, Herr von Hammer, eine sehr durchdachte, und bey dem anziehendsten und populärsten Vortrage, doch ungemein gedrängte Zusammenstellung der arabischen mit der griechischen Sternkunde. Auch den Unkundigen, zu welchen Referent sich leider bekennen muß, weht der orientalische Duft dieser schönen Gespräche anmuthig an: die beyden Sprecher mustern in vier sternenhellen Nächten, um die herbstliche Tag- und Nachtgleiche (1816, Nr. 140), um die Wintersonnenwende (1817, Nr. 5); um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (1817, Nr. 53) und um die Sommersonnenwende (1819, Nr. 110) den ganzen prächtigen Sternenhimmel, und tauschen ihre Ansichten gegenseitig aus, wobey der Grieche freylich sich für den Lehrling des Arabers, dieser nicht selten für den Jünger des Inders erkennen muß. — In den Anmerkungen des vierten Gespräches nimmt der Verfasser Anlaß, über des Herrn von Nell Versuch über den Kabirendienst, dessen wir gleich gedenken werden, seine Bemerkungen niederzulegen.

Diese Abhandlung des Herrn Franz Maria von Nell: »Versuch einer kosmologischen Deutung des phönizischen Kabirendienstes (Jahrg. 1819, Nr. 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75), gab mehrfache Gelegenheit zu Erörterungen sowohl über astronomische Fragen, als auch über die bekannten, durch Herrn von Hammer angeregten Gefäße und Idole, über deren Sinn und Bedeutung die Meinungen höchst getheilt sind. Das Archiv enthält den größten Theil der Erklärungen und Gegenerklärungen, welche bey diesem Anlasse zwischen Herrn von Hammer und v. Nell gewechselt wurden, und wenn gleich an literarischen Fehden nicht Alles erwünscht und von Gewinn ist, so glauben wir doch, daß durch die vorliegende manche wichtige Frage mehrfach beleuchtet, und die fernere For-

schung, welche das Mysterium Baphometis unstreitig fruchtbringend entwickelte, ihrem Resultate näher gebracht worden ist.

Jener Versuch, der uns zu diesem Vorgriffe veranlaßt, sucht nämlich die Ansicht zu beweisen, daß die von den Phöniziern als göttlich verehrten Leitsterne ihrer Schifffahrt, die Kabiren, keine andern als die sieben Sterne des großen Bären und der Polarstern gewesen. Den Kabirendienst selbst stellt Herr von Nell, als einen doppelten, den astralischen und vulkanischen, dar, und seine Gründe sind von der Art, daß sie gewiß auch Creuzers, Schellings und Münters Beachtung nicht entgehen werden, wenn wir gleich manche seiner Behauptungen zu gewagt finden, z. B. daß die heilige Sieben gerade aus Phönizien nach Aegypten gekommen (S. 293), als ob nicht jene Siebenzahl in dem ganzen Orient tief begründet wäre, und schon bey den Indiern vorkäme; ferner, wenn das Fig. 3 gegebene Bild einer Grablampe ohne weiteres kabirisch gedeutet wird, mit Hintansetzung der ganz nahe liegenden, und in zahlreichen altchristlichen Denkmalen ihre Analogie findenden Erklärung. Auf die Frage des Verfassers: »doch nicht gar Jonas?!« müssen wir, auf die Gefahr von ihm verlacht zu werden, erklären, daß die beyden Gestalten, die neben dem unter den Lämmern stehenden guten Hirten vorkommen, allerdings beyde Male den Jonas darstellen, einmal wie er unter der ihm über den Kopf gewachsenen Staude schläft (et praeparavit Dominus Deus hederam et ascendit super caput *Jonae* etc. *Jon.* Cap. IV. v. 6.), welche Staude nach den Auslegern breitblättrig ist, im Hebräischen Kikajon heißt, in griechischen, lateinischen und andern europäischen Uebersetzungen durch Kürbis oder Epheu (mit Recht oder Unrecht) erklärt wird, womit Frucht und Blatt auf dem Bilde genau übereinstimmt. Gegenüber ist abermals Jonas, vom Fische ausgespieen, Vorbild des auferstehenden Heilandes, wie noch im Mittelalter unzählige Male dieses Bild wiederholt wurde, z. B. in Missalen und Antiphonaren des eilften Jahrhunderts beym Osterfeste, mit der Umschrift: Terra vomit Christum redivivum cetus ut istum. — Der gute Hirt und der Jonas finden sich bekanntlich ja auf den allerältesten christlichen Denkmalen. — Helios und Luna oben neben den Sternen sind auf einer Lampe, wenn sie auch sonst christlich ist, kein so arger Mißgriff, als die Venus Marina unter der Grotte des Gekreuzigten, wie ein geschmackloses Kunstwerk des sechzehnten Jahrhunderts aufweiset, und hundert Darstellungen aller Zeiten ähnliche Künstlerfehler zeigen. Man verzeihe diese ganz außer dem Plane dieser Anzeige liegende Erinnerung; sie sollte nur wieder

einen Beweis geben, wie oft das ganz Klare verkannt und ohne Noth mit mühsam hergeführter Gelehrsamkeit übertüncht wird. —

In der Schlußbemerkung dieser gelehrten Abhandlung greift Herr von Nell nun, bey Gelegenheit der heiligen Achtzahl, das Mysterium Baphometis an, und erklärt die meisten dort als templerisch-ophitisch ausgegebenen Figuren, Graale ꝛc. für gnostisch-alchymische, aus so plausiblen Gründen, daß wohl Viele in jener Ansicht dürften seyn wankend gemacht worden.

Herr von Hammer gedenkt dieser Schrift in dem schon erwähnten letzten astronomischen Gespräche mit Auszeichnung, und entgegnet darauf, daß er des Verfassers Ansicht von der Identität der phönizischen Kabiren mit dem großen Bären und dem Polarstern zwar wahrscheinlich finde, seine (Hammers) frühere Deutung des Derwischtanzes auf die Planeten und den Morgenstern aber, als uralte und weit verbreitete orientalische Ansicht dadurch nicht erschüttert glaube. Die Antwort auf den Angriff gegen das Mysterium Baphometis verspricht Hammer in den Fundgruben zu geben, wo sie denn auch wirklich erschienen ist. Denn als Herr von Nell seinen früher besprochenen Versuch mit einer förmlichen Abhandlung gegen Hammers Schrift über die Templer, vermehrt, in einem besondern Werke unter dem Titel: Baphomet, Wien 1820, herausgegeben, worin er besonders auch die im Mysterium Baphometis revelatum von einem Becher des k. k. Antikenkabinettes abgezeichneten arabischen Schriften als unrichtig erklärte: so ließ Herr von Hammer, noch vor Erscheinung des Schlußheftes vom VI. Bande der Fundgruben, im Jahrgange 1820 dieses Archivs, Nr. 50 eine »Ehrenrettung wider Herrn Franz Maria von Nell« abdrucken, worin er seine Inschrift vertheidigt und dagegen Nells Kopie, die dieser, der arabischen Schrift und Sprache unkundig, fehlerhaft mitgetheilt hatte, durch ein förmliches ämtliches Zeugniß der Unrichtigkeit überführt. In den folgenden Blättern finden die Leser ferner Nells »Nothgedrungene Aufklärung gegen Hrn. von Hammer (Jahrg. 1820, Nr. 68) und endlich Hrn. von Hammers letztes Wort (Nr. 76) in dieser Sache. Zur Vervollständigung dieser unstreitig wichtigen Reihe literarischer Erörterungen lieferte das Archiv dann auch, wiewohl nicht ganz, im Jahrg. 1821, Nr. 3, 13, die bereits erwähnte, in den Fundgruben des Orients zuerst erschienene »Gegenrede wider die Einrede der Vertheidiger der Templer und den (oben S. 28) erwähnten Aufsatz über die Templer.

Industrielle und polytechnische Gegenstände.

Wir erwähnen hier, um nicht noch weitläufiger zu werden, als wir es schon sind, nur die beyden Hauptmittheilungen, die

Reiseberichte des Grafen Salm, und die ontologischen und polytechnischen (jetzt auch, Handels-) Neuigkeiten.

Die vielfältigen Vortheile, welche die englische Reise der erlauchten Erzherzoge Johann und Ludwig k.k. Hoheiten zur bessern Würdigung fremder und heimischer Landeskultur gebracht haben, wurden auch dadurch vermehrt, daß Seine kaiserl. Hoheit der Erzherzog Johann sein mit dem größten Fleiße geführtes Tagebuch (worin die Reise durch Nordengland und Schottland allein 142 Bogen einnimmt) dem Herrn Altgrafen Hugo von Salm zur gemeinnützigen auszugsweisen Bekanntmachung im Archive überlassen haben. Zwar vorzugsweise dem, worin England hervorragt, den industriellen, landwirthschaftlichen und dergleichen Fächern gewidmet, berührt die Reise doch auch das Meiste, was in anderer Beziehung merkwürdig erscheint. Die Auszüge, welche Graf Salm im Jahrg. 1816, Nr. 132, 138, 140, 142, 145, und im Jahrg. 1817, Nr. 140, 154 mittheilte, betreffen beyde Reisen der Erzherzoge, die nordenglische und die schottische, und schildern uns die in jenen Beziehungen wichtigsten Punkte. Die Beschreibung der so zahlreichen Anstalten und Erfindungen wird durch die sachkundigen Bemerkungen und Winke des Herrn Mittheilers in Hinsicht auf Anwendbarkeit und Nutzen bey uns (z. B. S. 586 über Faßmaschinen) noch lehrreicher und gemeinnütziger.

Die ontologischen Neuigkeiten des Hauptmanns Rittig von Flammenstern bilden seit dem Aufhören des Wiener Konversationsblattes eine stehende Rubrik des Archives. Ihr Inhalt ist das ganze Gebiet der Gewerbs- und Fabriksgeschichte, der neuen Erfindungen, Verbesserungen, Plane und Vorschläge in diesen Fächern. Den Reichthum dieser fortlaufenden Uebersicht des Neuesten kann man schon aus der Menge der in diesem Jahrgange gelieferten Artikel und den jeder Nummer vorgedruckten Inhaltsanzeigen abnehmen. Man findet sie im Jahrg. 1822, Nr. 8, 9, 12, 18, 21, 30, 33, 36, 45, 48, 51, 54, 60, 63, 72, 78, 84, 99, 102, 104, 105, 108, 111, 116, 126, 131, 134. — Hier raffte der Tod den fleißigen Sammler dahin. Ihn ersetzte dann der Assistent am polytechnischen Institute, Hr. Karl Karmarsch, der diese, bisher mit so vielem Beyfalle aufgenommenen Mittheilungen unter dem veränderten Namen »Polytechnische und Handels-Neuigkeiten« in den Nummern 140, 143, 147, 150, 153 fortsetzte.

VI. Beyträge zum Leben Maximilians I. und Karls V. und zu ihrer Zeitgeschichte.

Die Geschichte Maximilians des I. und seines Enkels Karls V. scheint eine Lieblingsaufgabe der vorliegenden Zeitschrift. Die Beyträge, die sie liefert, bestehen größten Theils in schriftlichen Denkmalen, die durch sie zum ersten Male bekannt gemacht wurden.

Kaiser Maximilian I. Wir bemerkten etwa zehn Abtheilungen mit Geschäfts- oder ämtlichen Schriften, welche den Kaiser selbst und dessen Regierung betreffen, und die dem Geschichtschreiber eine beträchtliche Zahl von Aktenstücken liefern. Das meiste kommt vor unter der Ueberschrift: »Denkmale der vaterländischen Vorzeit,« und das Wichtigere dürfte wohl Folgendes seyn:

Maximilians Tagebuch über den Heerzug wider Ungern, als er nach Mathias Korvins Tode 1490 bis Stuhlweissenburg vordrang; aus dem flamändischen Originale ins Deutsche übersetzt (Jahrg. 1810, Nr. 40), wozu die deutschen Briefe desselben Königs Mathias an Gotthard von Starhemberg (in Nr. 132) vom Jahre 1480 bis 1488 gewisser Maßen das Gegenstück bilden. Merkwürdig ist auch die Instruktion, welche Kaiser Max durch den Kardinal d'Amboise seinem Sohn Erzherzog Philipp gab, 1501, betreffend die Heirat des Königs Wladislaw von Böhmen mit Korvins Witwe Beatrix (Jahrg. 1810, Nr. 145). — Das Kredenzschreiben von 1503 an gemeine Landschaft ist ein Beglaubigungsbrief Maxens für seine Räthe am Landtage, dem auch der Fürtrag des Kaisers an die Stände selbst beygefügt ist: er betrifft die Stellung von Soldaten, verbreitet sich aber auch über das allgemeine Verderbniß der christlichen Welt, welcher vom Himmel so viele Strafen drohen (Jahrg. 1811, Nr. 139). — Unter der Aufschrift: »die Venediger in Fiume,« kommt ein Bericht vor, welchen der kaiserliche Feldherr Herzog Erich von Braunschweig 1509 über die Landung und Plünderung Fiume's durch Venezianisches Kriegsvolk, an den Kaiser erstattet (Jahrg. 1812, Nr. 155). Noch wichtiger für die Geschichte Maxens und Venedigs sind des Kaisers zwey strenge Briefe an die Republik und sein eigenhändiger Aufsatz über seinen Krieg mit Venedig. — Die beygefügte Notiz über Maximilians Art zu schreiben, selbst und durch Geheimschreiber, enthält manches noch wenig Bekannte (Jahrg. 1812, Nr. 143, 147). — Einen Blick in die geheime Verwaltung der Signoria gestattet der (im Jahrg. 1812, Nr.

25 gegebene) Auszug aus den geheimen Protokollen der venezianischen Staatsinquisition und des Zehentnerrathes. — Gern wendet man sich zu der heitern Schilderung des sittigen, aber nach unsern Begriffen oft sehr dürftigen Hoflebens jener Zeit, wo einst der Hofmeister der Kaiserin Blanca an den Statthalter zu Innsbruck schreiben mußte, um mit dem damals dort anwesenden Herrn Fugger zu handeln, daß durch ihn schwarze Tücher zu Trauerkleidern für Blancas Hofstaat herbeygeschafft werden, denn, »da alle Dienerschaft roth geklaidet, zu neuer Klaidung aber gar khain gelt vorhanden, möchte sonst leicht Aergerniß entstehen.« Es war nämlich eben 1506 Erzherzog Philipp gestorben (Jahrg. 1812, Nr. 42). — Jene gefahrvollen Tage Maximilians in der Gefangenschaft der übermüthigen Brügger und seine Befreyung schildert eine gleichzeitige Druckschrift, die erste Spur einer Art von Hofzeitung, durch welche das äußerst bekümmerte Volk über jenen Vorgang und des römischen Königs Befreyung beruhigt wurde, s. den Jahrg. 1812, Nr. 59. — Der höchst bedeutenden und staatsrechtlich wichtigen Aktenstücke über den Zwist zwischen Kaiser Friedrich IV. und Erzherzog Sigmund von Tyrol gedachten wir schon oben unter den Denkmalen des Mittelalters, Seite 27.

Kaiser Karl V. — Nach einer Aeußerung im Jahrgange 1810, Nr. 2, setzte sich das Archiv das Ziel, die bereits im österreichischen Plutarch und dann in den vaterländischen Blättern gegebenen Daten zur Geschichte Karls nach und nach zu vervollständigen und zu vermehren. Es hat auch wirklich schätzbare Beyträge hiezu in Menge geliefert, besonders Briefe, Berichte und andere Geschäftsschriften, meist aus dem so reichen Brüsseler Archive herstammend.

Außer vielen Zügen und Anekdoten aus Karls Leben (im Jahrg. 1810, Nr. 2) finden wir eben da (Nr. 3, 116, 118, 122, 129, 130, 132, 150, ferner 1811, Nr. 11) das sehr wichtige Tagebuch oder Reisebuch Karls von seinem Geheimschreiber und unzertrennlichen Begleiter, Heinrich Vandenesse. Zwar nur kurz gibt es die Ereignisse Tag für Tag an, aber diese Angaben stehen natürlich in Hinsicht auf historische Treue oben an. Es wurde vom Jahre 1519 bis 1552 fortgesetzt, ist aber hier nur bruchstückweise geliefert, nach den wichtigsten Momenten in Karls Leben.

Die fortlaufende Rubrik: »Karls Helden,« in den Charakterzügen und Anekdoten großer österreichischer Fürsten und Landsleute, ist deßhalb vorzüglich auszuzeichnen, weil sie meist

ganz neue, höchst wichtige Briefe und Schriften dieser Männer mittheilen, welche die Grundlage der geschichtlichen Skizzen über sie ausmachen, und dadurch unzählige Irrthümer Robertsons, Guicciardini's, Häberlins, Roscoe's, Hénaults und Guillards berichtigen. — Auf diese gründliche Weise finden wir Nachrichten über den Connetable von Bourbon (Jahrg. 1810, Nr. 6); über Pescara, Alba, Doria (Nr. 14); über die Stifter des Damenfriedens zu Cambray, über Wolsey, mit schätzbaren Briefen (Nr. 25); über den Vicekönig Lannoy und seinen Sekretär Dürant (Jahrg. 1812, Nr. 95); über Freundsberg, dessen Tagebuch und Briefe Nr. 106, 111, Briefe des Herzogs v. Ferrara (Nr. 109); über den kaiserl. Agenten Dr. Angerer zu Venedig, dessen geniale Briefe von hohem Interesse sind (Nr. 113); über Schertlins Zug wider den Kirchenrath von Trient und Morizens von Sachsen Zug wider den Kaiser (Jahrg. 1815, Nr. 107, 124, 130, 131); eine fleißige Zusammenstellung aus Burglehner, aus Schertlins Kriegsgeschichte, den tyrolischen Landtagshandlungen, Sepulveda, aus Briefen Karls, und Vandenesse's Tagebuch; endlich über Niklas Salm und Wilhelm Rogendorf (Jahrg. 1815, Nr. 126).

Franzens I. Gefangenschaft in Spanien, der Madrider Frieden bis zu des Königs Befreyung 1526 ist der Gegenstand einer Reihe von höchst merkwürdigen Staatsschriften des Kaisers und der mit und unter ihm handelnden Personen, wie der Herzogin von Alençon, Perenot, de Praet, Clement Champion, Granvella, Lannoy rc., Aktenstücke, die man vorzüglich im Jahrg. 1811, Nr. 1, 32, 38 findet.

Das Verzeichniß der Pensionen, welche der Kaiser nach England zahlte, der Abschiedsbrief der großen Statthalterin Margaretha an Karl vor ihrem Tode 1530, und die Grabschriften Gattinara's und Särentheins, der thätigen Minister Karls zu Innsbruck, verdienen Beachtung, s. Jahrg. 1810, Nr. 153.

Die Geschichte der Reformation in Oesterreich erhält ihren Theil durch achtzehn Briefe Luthers an die Familie Jörger, welche in vielfachem Verkehre mit ihm stand (Jahrg. 1810, Nr. 110). Ein Brief Christophs von Knillenberg an den Bischof von Trient, Christoph von Madruzzi, gibt authentische Kunde von Kazianers Tode durch Zrini (Jahrg. 1810, Nr. 140).

Recensent bedauert aufrichtig, daß die Betrachtungen aus der Geschichte von Deutschland, vom Hofrathe Freyherrn von Frank, schon mit der ersten Nummer geschlossen

wurden; denn der eine hier gelieferte Aufsatz: »Ueber das, dem Torgauer Bündnisse vom Jahre 1526 vermeintlich vorhergegangene Offensivbündniß katholischer Reichsstände,« zeigt bey der würdevollsten Mäßigung so viel Gelehrsamkeit und gründliche Umsicht, mit welcher jene Annahme nach ihrem wahren Gehalte erwogen wird, daß gewiß jeder Unbefangene noch mehr dergleichen Erörterungen von demselben Verfasser gewünscht hätte (Jahrg. 1814: Nr. 36, 38).

Die letzten Lebenstage K. Ferdinands, des Bruders Karls, zeigen uns das schöne Bild eines wahrhaft christlichen Fürsten in einem Briefe seines Beichtvaters an Papst Pius IV. aus Wien, vom 3. August 1564. Freyherr von Mednyansky gibt ihn in deutscher Uebersetzung (Jahrg. 1817, Nr. 15).

VII. Biographien.

Wir zählen zu dieser Klasse nicht die größern Abhandlungen, denn diese wurden fast durchaus schon früher erwähnt: nur die kleineren biographischen Notizen, dem Andenken verdienter Männer geweiht, welche meist unserer Zeit angehört haben.

Beyträge zu Loudons Leben — Graf O'donell, Hofkammer-Präsident, † 1810; — die prachtliebende Familie der Madruzzi von Trient; — Schlözer † 1809. (s. Jahrg. 1810: Nr. 46, 61, 76, 129).

Peter Freyherr von Herbert, verdienstvoll als Orientalist, Staatsmann unter Kaunitz, später Minister † 1802, s. Jahrg. 1811, Nr. 28, wo auch Nachrichten über andere Orientalisten, Thugut, Jenisch, Brenner, Hammer, vorkommen.

Joh. Jos. Grohmann, österreichischer Staatsrath, vorzüglich in böhmischen Geschäften, † 1811, (Jahrg. 1811 Nr. 60). Auszüge aus der Selbstbiographie des Serbiers Obradowitsch, genannt Dositheus (Jahrg. 1811, Nr. 62). Theobald Wallaschek, Edler von Walberg, erfahrner Landwirth und Forstmann (Jahrg. 1811, Nr. 116): überhaupt viele Beyträge zu einem »gelehrten Oesterreich.«

Andreas Hofers (des Sandwirths) Geburt und Tod, aus Aktenstücken, Jahrg. 1815, Nr. 11, womit Körners und Weissenbachs Gedichte auf Hofers Tod (auch im Jahrg. 1814, Nr. 54 und Jahrg. 1816 Aug.) zu vergleichen sind.

Bartensteins Wirksamkeit als Staatsreferendär fürs Auswärtige, Vicekanzler und Archivsdirektor in Wien † 1767 (s. Jahrg. 1815, Nr. 104).

Die beyden Fontana aus Roveredo, Felix Ferdinand und Gregor, von welchen der erste als Arzt in Pisa

berühmt war, ein Freund Kaiser Josephs und Leopolds, des großen Haller und Anderer. Jahrg. 1815, Nr. 117.

Joh. Roßbüchler, Priester und Geschichtschreiber zu Brixen † 1814. — Blasius Hueber, der berühmte tyrolische Feldmesser (geschildert vom Hrn. Präsidenten di Pauli). — Der bekannte Zavisch von Rosenberg, Kunigundens von Böhmen Günstling; — der thätige Landwirth Mark zu Klosterneuburg und sein Mitbürger und Freund, der ausgezeichnete Botaniker Trattinik. — Graf Hugo Salm, der verdienstvolle Förderer der Natur- und Landeskunde in Mähren und der vorzüglichste Gründer des Franzensmuseum in Brünn. Alle diese Skizzen findet man im Jahrg. 1816: Nr. 19, 55—75, 61, 79, 83.

Der Böhme, Leopold Graf Berchtold, dessen Reisen durch Europa, Asien, Afrika, menschenfreundliche Schriften und Anstalten, Jahrg 1817, Nr. 33.

Dr. Rumy's Erinnerung an früher verstorbene ungrische Literatoren liefert nur Nachrichten von Gabriel Dayka, dem Philologen und Dichter (Jahrg. 1817, Nr. 82, 88, 90), so wie ein Verzeichniß der Preßburger Maler im achtzehnten Jahrhunderte.

Die Brüder Primisser; Cassian, der Cisterzienser zu Stams, Geschichtsforscher und Sammler, und Johann, der griechische Sprachforscher und Schloßhauptmann zu Ambras. s. Jahrg. 1817, Nr. 94.

Mark Anton Mamucca della Torre, kaiserl. Hofdolmetsch im siebenzehnten Jahrhunderte, Jahrg. 1818, Nr. 65. Bouquoi's Tod, dessen Grab und hinterlassene Briefe und Effekten, in einem Aufsatze des Prof. Millauer, Jahrg. 1818, Nr. 126. — Die beyden mährischen Sonderlinge, Ritter Ekrik von Füllstein, Nachkomme des von Kaiser Rudolph erschlagenen Riesenritters Herbot, und J. Wenzel Przebitzky s. 1818, Nr. 91.

Unter dem Titel Napoleon und Timur ist (Jahrg. 1818, Nr. 95) eine interessante Parallele gegeben zwischen den Briefen, Manifesten und Bülletins dieser beyden Weltstürmer.

Jos. August Kumar, ein junger steyrischer Geschichtsforscher, † 1818 (s. Jahrg. 1819, Nr. 150); der als Professor der Hermeneutik und der orientalischen Dialekte an der Wiener Universität hochverdiente Domdechant Ferdinand Mayr in Linz, † 1820 (s. Jahrg. 1821: Nr. 60, 72); und der verdienstvolle Hofrath Adam von Bartsch, Herausgeber des Peintre graveur, und ausgezeichneter Kupferstecher, † 1821, (s. 1821, Nr. 136).

So wie Prof. Richter im Jahrg. 1819: Nr. 79, 80, 81, 85, 86, 87 in den illyrischen Gränzhelden eine Reihe von tapfern Männern, welche dem Vaterlande besonders gegen die Uskoken und Türken Schutz gewährten, aufführte, so gab Prof. Millauer, die Ahnen der Grafen von Harrach und Nachricht von dem Geschlecht der aus Italien stammenden, früher im Lande ob der Enns ansäßigen Herren von Walch (s. 1820: Nr. 39, 40, 139), und Endlicher einen recht fleißigen Beytrag zur Geschichte der Wissenschaften in dem Aufsatze über Konrad Celtes, den gekrönten Dichter unter Max I. (Jahrg. 1821: Nr. 96, 99, 105, 117, 123).

Der Aufsatz: »Das Geschlecht der Cotta,« im Jahrg. 1821, Nr. 94, welches unter Kaiser Sigmund 1420 eine Erneuung seines alten Adels »Römischer Abkunft,« wie es in der Urkunde heißt, erhielt, und mit den seit dem eilften Jahrhunderte in Mailand blühenden Cotta's einen Ursprung hat, ist durch manche Winke in Hinsicht auf die Unterschiede des deutschen und des italienischen Munizipalwesens lehrreich.

Die Biographien sind im Jahrg. 1822 unter der Rubrik: »Ebenbilder aus der Vorzeit und merkwürdiger Zeitgenossen« fortgesetzt, wo der Reihe nach folgende Skizzen vorkommen: Marschall Wrede, Nr. 104, die Brüder Stolberg, Nr. 105; Inez de Castro, Nr. 110; Albrecht von Baiern und Agnes Bernauerin, Nr. 120; *Jean de Werth*, der kühne Parteygänger im dreyßigjährigen Kriege, Nr. 125, 128; Nelson, Nr. 132, 135; Michael Kohlhaas, der Roßhändler, zur Reformationszeit als Landfriedenstörer hingerichtet, Nr. 137, 140, 141, 143; Franz Johann Bemb, ein Wiener, als Student Vertheidiger Wiens 1683, dann Platzlieutenant in Belgrad, wo ihm Frau und Kinder in türkische Gefangenschaft geriethen. Er entsagt darauf der Welt, wird Benediktiner zu Fiecht in Tyrol, endlich Abt. Hier fand ihn nach zwanzigjähriger Gefangenschaft seine Familie wieder. Geliebt und geehrt von allen, verläßt der gebeugte Mann dennoch das Kloster und flieht mit Weib und Kind in die Einsamkeit, Nr. 144. Das Leben Mehmet Ali Pascha's von Aegypten (aus Dr. Burgharts Tagebuch) Nr. 8, 10, 12, 42.

VIII. Statistik.

Die Aufsätze über allgemeine statistische Gegenstände des Kaiserstaates eröffnen im Jahrg. 1811 Pfuels kurze Darstellung der Nationalökonomie, nach Adam Müller, Nr. 80. Aus des letztern geistvollem Werke über die Elemente der Staatskunst wählte der Mittheiler den Theil im Aus-

zuge, welcher die Nationalökonomie behandelt. — Die folgenden zwey Originalaufsätze Adam Müllers, Nr. 106: Idee eines Seminariums der Staatswirthschaft für die österreichischen Staaten, und Nr. 120: von den Vortheilen, welche die Errichtung einer Nationalbank für die kaiserl. österreichischen Staaten nach sich ziehen würde, sind höchst schätzbare Beyträge. Beyde zeigen die tiefste Einsicht in Oesterreichs spezielle Verhältnisse, jener besonders auch durch die siegreiche Widerlegung der völlig unpraktischen Physiokraten, welche alles, zwar relativ gute Ausländische, im Fabrikswesen, Gewerben, Gartenbau ꝛc. unbedingt in ihr Land, das andere Forderungen macht, verpflanzen wollen. — Einer unserer verdientesten Statistiker, Joseph Rohrer, durch lange Zeit öffentlicher Lehrer in Lemberg, gab im Jahrg. 1810, Nr. 106, 122, 144, durch eine Reise in die Marmarosch, durch lokalisirte Prüfung des sogenannten Bevölkerungsprincips und durch Beleuchtung der Wohlthätigkeit der österreichischen Regierung für Galizien, Proben seines Talents und praktischen Blicks. — Ein anderer Aufsatz: »die Deutschen in Ungern,« wurde von demselben Verfasser im Jahrg. 1811, Nr. 110, geliefert.

Oesterreichs Fabrikswesen behandelt ein Aufsatz von F. Frieschling (F—g). Seine Ansichten über Stockung des Handels durch Schmuggeln, und über die vorzüglichsten Gebrechen der Fabriken scheinen alle Beachtung zu verdienen, so wie die ins Detail eingehenden Vergleichungen Oesterreichs mit Böhmen, Sachsen, Preußen, England, in Beziehung auf Handel und Industrie (Jahrg. 1822, Nr. 114, 117). Recht gut gemeint ist auch das Wort über eine Hundesteuer, Jahrg. 1822, Nr. 110.

Die, Ungern betreffende, Aufsätze dieser Rubrik sind die zahlreichsten, und können, durch die bescheidenen Konflikte der Meinungen in denselben, die allerbesten Vortheile gewähren. Ohne uns hier in Entscheidungen über Streitfragen einzulassen, die wir den mit den wahren Verhältnissen vertrauten, unbefangenen Eingebornen überlassen, wollen wir nur die Schriften, die das Archiv lieferte, in geschichtlicher Ordnung zusammenreihen.

Der kurz verstorbene, im In- und Auslande bekannte ungrische Edelmann Gregor von Berzeviczy hatte ein Werk de conditione indoleque rusticorum in *Hungaria* verfaßt, welches durch Veranstaltung eines Andern gedruckt und öffentlich gemacht wurde. Die Schilderung des Zustandes der ungrischen Bauern, und das dringende Verlangen nach Verbesserung desselben, aus der Feder eines begüterten Edelmannes mußte natür-

lich Aufmerksamkeit und Theilnehmer für und wider erregen. Zu den ersten gehört der Verfasser des Auszuges im Archiv, Jahrg. 1816, Nr. 99. Ein anderer Auszug war im ersten Bande des Göttinger Magazins für Geschichte rc. der österreichischen Monarchie, erschienen.

Dagegen nun schrieb ein Ungenannter (Jahrg. 1817, Nr. 9): Freymüthige Berichtigungen der Abhandlung Berzeviczi's, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf jene beyden Auszüge. Der Verfasser ist nicht ganz gegen Berzeviczi, er berichtiget nur manche seiner unerwiesenen Behauptungen, und zieht den Schluß, daß zwar noch Einiges an einer genügenden gesetzlichen Verfassung und Sicherung des Bauernstandes fehle, daß aber das Loos desselben vergleichungsweise bey weitem nicht so lästig sey, als manche es schilderten. Hierauf antwortet Berzeviczi (Jahrg. 1817, Nr. 109) in einem Artikel: Abermal etwas von und für Ungern, belegt manche seiner Behauptungen näher mit einzelnen, aus dem ganzen großen Reiche zusammengesuchten Beyspielen, und verlangt Revision und legale Reform der ungrischen Konstitution. — Als eine Gegenrede ist zu betrachten der Aufsatz im Jahrg. 1818, Nr. 25: »der ungrische Bauer in dreyfacher Rücksicht betrachtet, in seinem Verhältnisse zum Grundherrn, zum Staat und zum Klerus; der Verfasser sucht darzuthun, daß in der ersten Beziehung der Bauer sich nicht im Nachtheil gegen andere Länder befinde (das Verhältniß zum Klerus ist hierbey nicht entwickelt). Vorzüglich gegen die oberwähnten Berichtigungen, und auch gegen die zuletzt angeführte Schrift ist die umfassendere Abhandlung: »Noch ein Wort eines ungrischen Edelmanns über den Zustand der Bauern in Ungern,« gerichtet, im Jahrg. 1818, Nr. 46, 49, 51. Der ungenannte Verfasser nimmt Berzeviczi's Schrift in Schutz, und sucht zu beweisen, daß des österreichischen Bauers Zustand besser sey, als jener des ungrischen. Von vielem Interesse sind die von zwey andern Männern herrührenden Noten über das gesetzliche Verhältniß des österreichischen Bauers. — Hieher gehören auch die zwey sich gegenüberstehenden Aufsätze über die Konstitution; wovon der erste: »Von und für Ungern,« der zweyte: »Von aber für Nicht-Ungern« betitelt ist (Jahrg. 1817, Nr. 40, 59). Jeder Unbefangene, welcherley Meinung er auch sey, wird diese mit Anstand und Mäßigung geführten Reden und Gegenreden über einen der wichtigsten Punkte des Staatsinteresse, als wahren Gewinn für die gute Sache ansehen.

»Von dem nordischen Handel der österreichischen Monarchie« spricht Berzeviczy (im Jahrg. 1816,

Nr. 157), und thut Vorschläge zur Aufnahme desselben. Ein anderer Aufsatz: »Der Tiers-Etat in Ungern« (Jahrg. 1817, Nr. 13), betrifft das Städtewesen, welches, nach dem Verfasser (der aber hier, ohne die nöthige Lokalrücksicht, bloß tabellarisch summirt), gegen andere Staaten so weit zurücksteht, daß hier das Verhältniß der Städte zum Lande eins zu zwanzig ist, während es anderwärts wie eins zu vier sich verhalte.

Baron Mednyansky schildert eine Sitte des rohen Biharervölkchens in den Karpathen in seinem Aufsatze: »Der Mädchenmarkt zu Bihar,« Jahrg. 1819, Nr. 37, und Graf Mailáth gibt (im Jahrg. 1821, Nr. 100) Nachricht von einem kürzlich aus Asien nach Ungern gekommenen Stammesverwandten, der die ungrische Sprache, nur mit asiatischem Accente, spreche. Diese für die Frage vom Vaterlande der Ungern in Asien, folgereiche Notiz ist von ihm der ungrischen Zeitschrift: Tudományos Gyüjtemény entlehnt.

Noch sind ein Paar Beyträge zu erwähnen: »Krönung der Könige und Königinnen in Ungern,« dargestellt nach den in der Verfassung vorgeschriebenen Formen; und Parallelen zur ungrischen Geschichte, Jahrg. 1818, Nr. 8, 10.

Zwey treffliche Abhandlungen über Siebenbürgen verdankt das Archiv dem Grafen Alexis Bethlen: 1) Grundlinien zur Kulturgeschichte Siebenbürgens, besonders in Rücksicht des Handels, und 2) Mittel zur Belebung des Handels und der Industrie in Siebenbürgen. Während der Verfasser in dem ersten Aufsatze das Geschichtliche, die Entwicklung der Kultur durch das Christenthum, durch Kreuzzüge und Ritterorden, durch Einwanderung der Sachsen, durch Schulen &c. schildert, und die wirklichen kommerziellen Verhältnisse des Landes im Detail auseinander setzt, thut er im zweyten Vorschläge, die sich gewiß, durch sich selbst, jeder Regierung zur aufmerksamen Würdigung empfehlen (Jahrg. 1822, Nr. 3, 15, 21, 24 liefern den ersten, Jahrg. 1822, Nr. 54 enthält den zweyten Aufsatz, und in Nr. 27 finden sich Bemerkungen eines andern Verfassers zu einer den Handel und die Industrie betreffenden Stelle der Grundlinien in Nr. 21).

Die Beyträge zur Geschichte der Sumpfaustrocknung im österreichischen Kaiserstaate (jener zu Aquileja und zu Laibach) von Prof. Richter, enthalten schöne Beweise der mütterlichen Sorgfalt Marien Theresiens (Jahrg. 1819, Nr. 83, 87, 89, 90) und die Schilderung der bey dem Dorfe Schloup in Mähren gelegenen Höhle und des dortigen Abgrundes, Mazocha genannt, ist einer der k. k. Hof-

bibliothek gehörigen Handschrift entlehnt, welche der Mathematiker Nagel für Kaiser Franz I. verfaßte, der ihn die wichtigsten Hölen Krains und Mährens hatte auf seine Kosten bereisen lassen (Jahrg. 1819, Nr. 85, 86, 87). Eine recht fleißige Partikular-Statistik liefert der Versuch einer statistisch-topographischen Schilderung des Lavantthales, von Johann R. v. Gallenstein (Jahrg. 1821, Nr. 88, 92, 108, 114, 115).

IX. Institute.

Das Johanneum in Grätz. — Seit seinem Entstehen lieferte das Archiv fortwährend Berichte über den Zustand dieses schönen Institutes, welches, von dem kaiserlichen Prinzen, dessen Namen es führt, gegründet, bald auch in andern Provinzen nacheifernde Schwestern gefunden hat. Die Gründungsurkunde lesen wir im Jahrg. 1811, Nr. 154, und von seiner fortgesetzten Wirksamkeit überzeugen uns die zehn ausführlichen Jahresberichte, welche sich nach einer gewissen Ordnung über die mit dem Johanneum in Verbindung stehenden Unterrichtsanstalten und Vorlesungen, über die Beyträge, welche an Münzen, Siegeln, Urkunden, Antiken, Denkmalen, Kunstwerken, an Mineralien, Gewerbs- und Industrieprodukten rc. einliefen, über die Einrichtung der Bibliothek, der Ackerbaugesellschaft, des Gartens und Herbariums, des chemischen Laboratoriums rc. verbreiten. Die steyrische Zeitschrift ist nicht minder ein Resultat der Sorgfalt des Johanneums, so wie die schon beträchtliche Bildersammlung nebst der Zeichnungsschule.

Das Brünner Franzens-Museum, hat ähnliche Einrichtungen: es wurde eigentlich schon im März 1816 der Grund dazu gelegt (wir lesen hier die Stiftungsurkunde der Grafen Salm und Auersperg), 1818 aber von der Behörde für die ganze mährisch-schlesische Provinz seine Gründung ausgesprochen (Jahrg. 1818, Nr. 58). Es besitzt schon sehr bedeutende Sammlungen für Natur- und Landeskunde, eine schöne Mineraliensammlung, ein physikalisches Kabinett, ein Herbarium, eine Kunst- und Seltenheitensammlung. Hierüber und über die mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau rc. und deren Verhandlungen gibt das Archiv erschöpfende Berichte. Jahrg. 1816 Nr. 77. Jahrg. 1817, Nr. 120. Jahrg. 1820, Nr. 48.

Des Prager Museums Gründung, Plan und Einrichtung wird uns in mehrern Aufsätzen beschrieben, Jahrg. 1818, Nr. 100; Jahrg. 1819, Nr. 51; 1821, 61, — eben so das im Jahr 1817 zu Kesthely in Ungern gegründete landwirthschaftliche Institut, Georgicon, welches mit einem an-

dern, eigentlich der ästhetischen Bildung der Jugend geweihten, dem Helicon, in Verbindung steht. Man lese die Berichte über die dort gepflogenen Zusammenkünfte ungrischer und anderer Güterbesitzer, im Jahrg. 1817, Nr. 88; Jahrg. 1818, Nr. 101, 102; Jahrg. 1820, Nr. 128, 130, 132, 150; Jahrg. 1819, Nr. 51.

Den Plan und die Leistungen der, 1817, durch die vereinten Bemühungen ungrischer Literatoren, erschaffenen wissenschaftlichen Zeitschrift Tudományos Gyüjtemény, welche gleich bey ihrer Entstehung achthundert Pränumeranten und zweyhundert eingesandte Aufsätze aus allen wissenschaftlichen Fächern zählte, beschreibt uns Baron Mednyansky in den Jahrgg. 1820, Nr. 128, und 1821, Nr. 109.

Eine wichtige Anstalt verdient auch das Schönfeld'sche Adelsarchiv genannt zu werden, welches einen großen Reichthum an genealogisch-heraldischen Dokumenten, aus vielen Sammlungen, z. B. Rüxners, Bienenbergs, Clausers Nachlaß, ferner Stammbücher, Privat- und Stiftsurkunden enthält. Jahrg. 1811, Nr. 152. Jahrg. 1812, Nr. 95. Beyneben wird auch erwähnt das Schönfeld'sche Museum, ein überreicher, antiquarischer, artistisch-technologischer Schatz, der größte Theil der berühmten Schatzkammer Rudolphs II. zu Prag und Vieles, dem Vandalismus der damaligen Klosteraufhebungen Entrissene.

Eine zusammenhängende Uebersicht gewähren die Blicke auf Oesterreichs innere Verwaltung unter des jetzt regierenden Kaisers Majestät. Sie umfassen die Unterrichtsanstalten, die Sorge für Lehrerpflanzschulen, für theologische, medizinische, philosophische, Lyceal- und Gymnasialstudien, bis zum Dorfschullehrer, dessen Zustand sehr verbessert ward; Unterrichtsanstalten der geistlichen Stifte, Regimentsschulen, Judenschulen. Unter den Einrichtungen für Gewerbe und Handel verdienen die polytechnischen Institute in Prag und Wien vor allem Erwähnung. Auch die milden Stiftungen und die Kunstanstalten sind nicht vergessen. Jahrg. 1821, Nr. 118, 120, 121.

Die Verdienste der mährischen Abteyen um Aufnahme der Wissenschaften sind in mehreren Aufsätzen gewürdiget: Gelehrte Mitglieder der Benediktiner-Abtey Raygern, von Gregor Wolny, Jahrg. 1822, Nr. 54, 57. Wissenschaftliche Leistungen der mährischen Abteyen unter Franz I. (die Abteyen Raygern und Neu-Reusch betreffend) im Jahrg. 1822, Nr. 101, ferner: die Prämonstratenser-Abtey Bruck an der Thaya, deren Geschichte und literarische Verdienste Joseph Gollinger, Jahrg. 1822, Nr. 90, 93, 113, 126, 131, 134, 149 umständlich erörterte.

Einen Beytrag zur Geschichte der Prager Universität

geben Millauers Proben aus einer noch ungedruckten Geschichte derselben (Jahrg. 1821, Nr. 124, 126).

Endlich bleiben uns noch die menschenfreundlichen Bemühungen des Majors Högelmüller, für Wien eine Brandschadenversicherungsanstalt zu gründen, hier zu erwähnen, welchen Gegenstand Nr. 75 und 132 des Jahrg. 1822 betreffen.

X. Kunst und Künstler.

Hier müssen wir vor allem auf ein Hauptstreben des Archivs, so wie der übrigen Werke des Freyherrn von Hormayr, vorzüglich des Plutarch, der historischen Taschenbücher ꝛc. aufmerksam machen, die vaterländische Geschichte durch die Kunst zu popularisiren, das ist: die Geschichte aus dem Staube der Archive, aus den Stuben der Forscher, aus dem ungekannten Horte alter Chroniken heraus ans Tageslicht, dem Volke, dem sie gehört, zuzuführen, in einem ihm allein verständlichen, volksmäßigen Vortrage, der die mühsam errungenen Resultate der Forscher in sich verschließend, den Kern und das Lebensmark seiner Geschichte fruchtbringend vor ihm entfalte. Dieses innerste, wenn auch unbewußte Streben jeder wahren Geschichte, von den Musen Herodots bis zu den Schweizergeschichten Müllers, liegt der Kunst, der poetischen wie der bildenden, so nahe, ja es ist mit der Kunst selbst so innig vereint, daß es nur die nüchternste Zeit verkennen mag, die mit der Zergliederung aller Seelenkräfte auch die lebendige Fülle vereinter göttlicher und menschlicher Wissenschaft in einzelne Fächer sonderte, und jedem seinen Kreis kalt und streng ausmaß.

In diesem Sinne also steht die Geschichtschreibung selbst mitten in der Kunst, und wer darf es ihr verargen, wenn sie zur Steigerung ihrer Wirksamkeit auch die mit ihr vom Himmel gebornen Schwestern zu Hülfe ruft? So, meinen wir, darf keine sich der andern schämen, keine vor der andern sich erheben; nur dürfen sie nie ihr gemeinsames Vaterland, dem sie entsendet sind, und zu dem sie zurückleiten müssen, verläugnen.

Die Anwendung dieser uns theuren Wahrheit auf die wirklichen Bedingungen der Zeit kann, so sehr wir auch ihr Bedürfniß fühlen, nicht die Absicht dieser Anzeige seyn, eben so wenig als eine ausführliche Prüfung aller einzelnen, diesen Gegenstand betreffenden Ansichten und Kunst-Mittheilungen des Archives: Als getreue Berichtleger deuten wir nur an, was diese Zeitschrift in ihrem Streben, die Anwendung der redenden Kunst auf vaterländische Gegenstände zu fördern, geleistet hat.

Gewiß ist es eine in der Literargeschichte nicht zu übersehende Erscheinung, wie sehr in Oesterreich, seit nicht

zwey vollen Decennien, diese Anwendung der Poesie und bildenden Kunst auf nationale Geschichte sich verbreitet hat. Hatten wir im Jahre 1806 noch in Schillers Grafen von Habsburg die einzige vaterländische Ballade, so wendeten sich (vorzüglich seit dem Erscheinen des österreichischen Plutarch) eine Menge von größeren und kleineren Dichtergenien, die sich sonst wohl in antiken griechisch-römischen Stoffen erschöpft hätten, der vaterländischen Romantik zu, und nicht den geringsten Theil jener Ausbeute bewahrt dieses Archiv, welches über hundert Gedichte der Art enthält, wovon viele trefflich genannt werden können. — Sahen wir noch vor zwanzig Jahren die römische Geschichte in unzähligen Wiederholungen die Maler beschäftigen, so ziert jetzt ein achtbarer Kreis geschichtlicher Kompositionen ihre Werkstätten in und außer Wien. Seit zehn Jahren ist jenes Streben auch in Ungern, und seit etwa fünf Jahren in Böhmen auffallend sichtbar geworden.

Die Ursachen dieser Erscheinung, so wie den stufenweisen Gang ihrer Entwicklung sucht Matthäus von Collin in seiner tief gedachten Abhandlung (Jahrg. 1811, Nr. 122): Ueber die nationale Wesenheit der Kunst, darzustellen, welche die allgemeinen kunstphilosophischen Umrisse gibt, denen wir nur an der Hand der Geschichte eine streng mit Beyspielen zu belegende, mehr populäre Ausführung wünschten.

Den praktischen Beweis für jene theoretisch ausgesprochenen Ansichten liefert der große Aufsatz: »Ist denn des österreichischen Kaiserstaates Geschichte ärmer an herzerhebenden oder hochtragischen Stoffen für Dramaturgie, Ballade, Legende, Roman und bildende Kunst, als die des Alterthums und eines fremden Mittelalters? Diese Abhandlung, die mehrere Gelehrte zu Verfassern hat, liefert dergleichen Stoffe in solcher Menge, daß man wohl den von ihr vertheidigten Satz nicht mehr anfechten wird. Wir fanden unter den Beytragenden die Namen Bar. Mednyansky, Hormayr, Dr. Hohenegger, ꝛc. (Jahrg. 1817, Nr. 98, 105, 107, 136, 146, 154, 156. Jahrg. 1818, Nr. 10, 31, 92, 93, 94, 118, 119, 120, 121, 122, 130, 131, 132, 152.)

Um nun vor allen der poetischen Beyträge zu gedenken, welche, wenige Ausnahmen abgerechnet, Originale sind, und meist in Balladen und Legenden nationale Stoffe behandeln, so mag es hier genug seyn, die Namen ihrer Verfasser zu nennen, und dann einige der vorzüglichsten Arbeiren anzuführen, ohne über den relativen Werth der andern ein Urtheil fällen zu wollen. Wir fanden die Namen: Therese Artner (genannt Theone), Binder, Canaval, Castelli,

Collin (Heinrich und Matthäus), Deinhardstein, Fischel, Fouqué, Gollinger, Gräff, Hammer, Hannusch, Hermannsthal, Horky, Kalchberg, Knoll, Kollmann, Kuffner, Mayer, Nell, Petter, Karoline Pichler, Richter, Rupprecht, Sachse, Schröckinger, Seidl, Swoboda, Varnhagen von Ense, Weidmann.

Heinrich Collins »Max auf der Martinswand« 1810, Nr. 4, führt billig den Reihen, und ein an Erhabenheit und frommer Gesinnung so hervorstrahlendes Gedicht konnte nicht wetteifernder Nachfolge ermangeln. Sein Leopold vor Solothurn, Nr. 8, Kaiser Albrechts Hund, 1811, Nr. 19, und die Proben aus der unvollendeten Rudolphiade (1810, Nr. 53—88) stehen nicht unverdient zur Seite.

Maximilian Fischel's »Liebe Herzogs Ernst des Eisernen,« 1812, Nr. 1; sein schön eingekleidetes Lied von Kaiser Albrechts Tode, 1812, Nr. 55, scheinen uns musterhaft; und Karolinen Pichler's schöne Gedichte auf Maria-Zell, ihr Hunnyad, Albrechts Rache an Basel, Gamming, die Gründung von Hohenfurt (1811, Nr. 133, 1812, 48, 63, 1817, 39) und viele andere erfreuen durch einfachen frommen Sinn.

Es thut uns leid, aus dem schönen Kranze hier nicht die duftendsten Blumen alle nennen zu können, die uns auf mannigfache Weise freundlich angesprochen haben.

Die Aufsätze über bildende Kunst, welche in den früheren Jahrgängen zwar nie ganz ausgeschlossen, aber doch nur sparsam aufgenommen wurden, gehören seit dem Jahrgange 1819 mit in den umfassenderen Plan der Zeitschrift, die mit immer steigender Vorliebe, Kunst und Künstler ihren Lesern in Erinnerung bringt. Als einen der frühesten Aufsätze über Kunst müssen wir jenen unseres wackeren Künstlers Ludwig Schnorr in 1819, Nr. 8, anführen, wo er seine Ansichten über das Entstehen der neueren deutschen Schule und ihre fördernden Ursachen darlegt, so wie über den Kampf, den sie mit der alten, bisher auf Orthodoxie pochenden Kunstschule zu bestehen hatte. Wenn wir mit ihm die Forderungen der Akademie billig in ihre Schranken weisen müssen, damit sie nicht die Bedingung der Kunst, die freye Entwicklung des Geistigen in derselben hemme, so wollen wir dabey nie vergessen, daß dieser Freyheit auch noch andere Klippen drohen, zwischen welchen viele stecken geblieben sind, die sich gerade recht los und frey dünkten, ein Unglück, welches zwar nicht unserem Künstler, aber manchem der neudeutschen Schule begegnet ist. — Schnorr theilte bald darauf in Nr. 29, 30,

32, 34 Bruchstücke aus Fügers Nachlaß mit, welche in Briefen an Klopstock, einem lateinischen Gedichte Birkenstocks auf Fügers Messiade, und in einem Aufsatze Fügers über Kunst bestehen. — Das treffliche, jetzt bekanntlich von Seiner Majestät für die k. k. Gallerie erkaufte Bild von Schnorr, Faust mit Mephistopheles, ist der Gegenstand einer ausführlichen, mit Stellen aus Göthe's Faust belegten, Beurtheilung in Nr. 13; so wie unter der Aufschrift »des Kustos Ruß österreichische Pöcile« (Nr. 96, vergl. auch 1821, 1, 55; 1822, 32, 152), eine Beschreibung der, auch im Morgenblatte besprochenen Sammlung vaterländischer Geschichtsgemälde von der fleißigen Hand dieses phantasiereichen und genialen Malers beschrieben wird. Denselben Zweck, den Einheimischen und Fremden mit den Blüten unserer Kunst vertrauter zu machen, als dieß bisher der Fall war, verfolgte der Herausgeber auch in seiner Schilderung der Wiener akademischen Kunstausstellung von 1822, in demselben Jahre, Nr. 92, und der Prager Ausstellungen von den beyden letztverflossenen Jahren (im Jahrg. 1822, Nr. 35 und 50); endlich in der mit Beharrlichkeit fortgesetzten Rubrik: Wanderungen durch die Ateliers der hiesigen (und anderer) Künstler. Die Künstler, deren Lebensnachrichten und Werke uns in dieser Abtheilung beschrieben werden, sind: Arnold 1822, Nr. 35; Bär 1821, Nr. 1; Craffonara 1821, Nr. 17; Decker, 130: Fendi 1822, Nr. 27, 152; Ferenczy 1822, 153; Füger 1821, 52; Gauermann 1821, 43; Jaschke 1821, 112, 115; Kaiser 1821, 132; Kißling 1821, 38; 1822, 152; Knapp 1821, 35; — Krafft 1821, 1, 36, 47; 1822, 6, 152; — Macheck 1821, 43; Julie Mihes 1821, 17; Nußpammer 1822, 86; — Perger 1821, 49; — Petter 1821, 1, 37, 53; 1822, 152; Pichler 1821, 17; Rahl 1821, 129; — Rehberg 1821, 6; — Reinhold 1821, 27, 1822, 152; — Rhomberg 1821, 37; — Ruß 1821, 1, 55, 1822, 5, 152; — Schaller 1821, 27; — Scheffer 1822, 15; — Schiavone 1821, 129; — Schnorr 1822, 40; — Schöpf 1821, 6; — Schuster 1821, 111; — Stadler 1821, 17: — Stark 1822, 129; — Steinfeld 1821, 108; — Tkadlik 1822, 14; — Zauner 1810, Nr. 61.

Der permanenten Kunstausstellung bey St. Anna in Wien gedenkt der Jahrgang 1822, Nr. 2, 20, 152, der Ausstellungen in Breslau, Karlsruhe, Zürch, London in Nr. 40, 42, 47; der Ausstellung in Dresden, der schönen Sammlung Quandts und der neuen Denkmale Berlins, die mit künstlerischem Sinn geschriebenen Reisenachrichten

in 1822, Nr. 143, 144, 146, 147; reiche Kunden über römische Kunst und Künstler gibt die Korrespondenz aus Rom, Venedig und Padua ꝛc. z. B. 1821, Nr. 111, 114, 117, 123, 124, 127, 130; 1822, Nr. 50 ꝛc., ferner über die Erzeugnisse unsers lithographischen Institutes die Nummern 68 des Jahrganges 1821 und namentlich über den lithographirten Ambraser Stammbaum und die Portraitsammlung, 1822, 122, 134.

So viel über lebende Künstler. Auch an Nachrichten und Beschreibungen merkwürdiger Denkmale alter Kunst fehlt es nicht. Hieher gehören im Jahrg. 1821, Nr. 5, 8, die Abhandlung über die zehn großen Cartons von Hans Vermeyen, darstellend den siegreichen Heereszug Karls V. wider Tunis, treffliche, bis dahin völlig ungekannte Kunstwerke, die noch eine Entscheidung über ihre Aufstellung erwarten; die Beschreibung der schönen Kirche von Maria Stiegen, eines der wichtigsten Baudenkmale Wiens aus dem Mittelalter, im Jahrg. 1821, Nr. 12. — Der Aufsatz über zahlreiche, in Innsbruck und der Ambraser Sammlung befindliche Bilder der beyden Cranach, im Jahrg. 1821, Nr. 17. — Ueber den seltsamen silbernen Trinkbecher der Margaretha Maultasche, 1821, Nr. 25. — Ueber eine neu aufgefundene Pergamentrolle, mit den Bildnissen der Ahnen Kaiser Maximilians I. 1821, Nr. 89.

An diese Aufsätze, sämmtlich Mittheilungen des Custos der Ambraser Sammlung, Primisser, schließen sich desselben »Reisenachrichten über Denkmale der Kunst und des Alterthums in den österreichischen Abteyen und in einigen andern Kirchen Oesterreichs und Kärntens;« ein durch die beyden letzten Jahrgänge durchgeführter Aufsatz, der zuerst die gänzliche Unbekanntschaft der Landsleute mit den reichen Kunstschätzen ihrer Abteyen und alten Kirchen aufzuhellen suchte. Dem Schlußworte des Verfassers gemäß sind diese Reisenachrichten nur Grundlage und Vorarbeit zu einem größeren Werke mit den nöthigen Abbildungen, und in erweitertem Plane. Wir heben hier den Inhalt heraus: I. Klosterneuburg (1821, Nr. 97, 100, 106): die Stiftskirche — der Kreuzgang mit seinen Kapellen und Kunstwerken, dessen Fenster — die Stiftsbibliothek — Psalter des heil. Leopold — die Bilder- und Kunstsammlung — die Schatzkammer — der Verdüner Altar aus dem zwölften Jahrhundert — der Reisealtar des heil. Leopold — Capella speciosa — das ewige Licht — der Prachtbau Allio's. — II. Heiligenkreuz mit den Kirchen zu Mödling (Nr. 109): Friedrichs II. des letzten Babenbergers Grab — Kirche, Kreuzgang, Brunnkapelle, Dormitorium — Pfarrkirche zu Mödling — rundes Kirchlein daselbst aus dem

zwölften Jahrhundert. — III. Herzogenburg (Nr. 118): Bibliothek — Kunst- und Alterthümer-Sammlung. — IV. Lilienfeld (Nr. 121, 134): Kirche, Kreuzgang, Kapelle, Schlafsaal — Bibliothek. — V. Götweih (Nr. 134, 136, 139): Grabmäler, Gemälde, Kupferstiche — Münzsammlung — Glasgemälde — Bibliothek. — VI. Zwettel (Nr. 139, 142): Kreuzgang — Kirche, alte Altäre und Figuren — Bibliothek, Münzsammlung. — VII. Mölk (1822, Nr. 20): Kloster und Kirche — Gemälde, Kapelle des Abtes mit altdeutschen Gemälden, Markt Mölk — Bibliothek. — VIII. Seitenstetten (Nr. 26): klassischer Boden ad muros — Bibliothek — Bildersammlung. IX. St. Florian (Nr. 29): Alte Kapelle — neue Kirche — Bildersammlung — Bibliothek. X. Kremsmünster (Nr. 41): Kirche — astronomischer Thurm mit den Naturalien, Gemälden, Alterthümern — Bibliothek. — XI. Lambach (Nr. 68): Sandrarts Altarblätter — Handschriftensammlung — Bilder — Kirche zu St. Wolfgang — Kirche zu Hallstadt. XII. Villach (Nr. 89). XIII. Ossiach und Maria-Gail in Kärnten (Nr. 92). XIV. Petronell und Deutschaltenburg in Oesterreich (Nr. 102). — XV. Maria-Zell in Steyermark (Nr. 107).

XI. Recensionen und gelehrte Anzeigen.

Im Plane dieser Abtheilung liegen vorzüglich Werke, welche der Tendenz des Archivs überhaupt verwandt sind: Geschichte, Geographie, Dramaturgie ꝛc. Die Anzeigen sind meist nur kurz; nur Werke über vaterländische Geschichte fanden fast immer ausführlichere Würdigung, z. B. Kurzens Werke (1816, Nr. 33, 39); Eichhorns Beyträge zur Geschichte Kärntens (1817, 43); Hormayrs sämmtliche Werke, beurtheilt von dem gelehrten Benediktiner Muchar, im Jahrgange 1822, Nr. 68, 70, 71; vorzüglich auch geschichtliche Schauspiele, z. B. Uhlands Ernst von Schwaben, Ludwig der Baier, Fouqués Stauff, Oehlenschlägers Erich und Abel, sein Palnatoke u. v. a. Die bey weitem zahlreichsten Recensionen enthält der letzte Jahrgang. Eine ausführlichere Darlegung des Inhalts dieser Rubrik gestattet der Gegenstand nicht.

Wir scheiden von den vor uns stehenden dreyzehn Quartbänden des Archives, in der Hoffnung, daß diese unter unsern Händen nur zu sehr angeschwollene Berichtlegung, die Kenntniß und Benutzung der gewaltigen Masse erleichtern möge. Nicht leicht dürfte ein bedeutenderer Original-Aufsatz vergessen worden seyn. Alle kleineren Mittheilungen anzuzeigen, hätte der doppelte Raum nicht hingereicht.

Betrachten wir die Zeitumstände, unter welchen das Archiv

seine Laufbahn begonnen, und mit welcher Beharrlichkeit es sich mit sehr gesteigertem Gehalt seiner letzten Jahrgänge erhalten hat, so dürfen wir wohl von der Thätigkeit des Herausgebers und seiner unverdrossenen Mitarbeiter aus allen Provinzen des Kaiserstaates, in Zeiten der Ruhe und des allgemeinen Friedens, noch viele die Vaterlandskunde und Geschichtswissenschaft fördernde Mittheilungen und eine eben so lange Reihe von Jahrgängen wie die bisherige, erwarten. —

Art. III. Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde, herausgegeben von Böttiger. 2ter Band, mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Göschen, 1822.

Der zweyte Band dieses Museums, an sich erfreuend, versichert durch sein Erscheinen die Fortdauer eines Unternehmens, das seiner Beschaffenheit nach erwünscht, in seinen Mitarbeitern auf Kräften beruhet, welche demselben ausgedehnte Verbreitung, verbunden mit dauerndem Werth und Nutzen verbürgen müssen.

Der Vorbericht des Herausgebers bespricht theils manche über den ersten Band des Werkes gefällte Urtheile, theils beziehet er sich auf den Inhalt der vorliegenden ersten Fortsetzung.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Herausgebers, dessen Fleiß und geistiges Interesse so vieles umfaßt, daß er gern vergleichend zusammenstellt, ohne durch übereiltes Entscheiden oder Hervordrängen der eigenen Ansicht unduldsam einzugreifen. Namentlich in den Forschungen über das Alterthum berücksichtigt er auch das Widersprechende; und das ist gerade in dieser Wissenschaft höchst ersprießlich. Je vollständiger uns die Verschiedenheit der Ansichten über Mythologie und Alterthumskunde bis zu ihren Extremen vor Augen gelegt wird, um so mehr werden wir gegen den Irrweg der Einseitigkeit gewarnt. Dagegen verbürgt nichts die Annäherung zur Wahrheit sicherer, als das Entdecken einer innern Einheit mit möglichster Schonung aller und jeder individuellen Mannigfaltigkeit.

Dem Auffinden solcher innern Einheit förderlich zu werden, ist die fortgehende Absicht dieser einen früheren Bericht über das Werk fortsetzenden Anzeige. Um indessen allen Irrungen vorzubeugen, sey nochmals erinnert, wie das Streben, alle mythischen Ueberlieferungen, alle archäologischen Andeutungen in Uebereinstimmung zu bringen, sich zwiefach zu äußern vermag. Eine vorgefaßte Ansicht, eine liebgewonnene Erklärungsmethode, eine zum obersten Princip erhobene Weltanschauung kann einen in Dunkel gehüllten, mangelhaft überlieferten Stoff, wie der mythologische ein-

mal ist, beugen, wenn sie versucht, das Fehlende und das Unvollständige durch Hypothesen und Kombinationen zu ergänzen. Diese Art zu verfahren operirt gern ausschließend; sie will unbedingt als richtig anerkannt seyn, und sie pflegt alles zu verwerfen, was sie nicht sich übereinstimmend findet. Verschieden von ihr jedoch ist ein anderes Bestreben, welches beym ersten Anblick leicht der Mißdeutung und Verwechslung unterliegen mag, das Bestreben, allmälich und im stufenweisen Fortgange Widersprüche zu lösen, welche bisher immer nur noch scheinbar erst gehoben worden. Dazu dürfte aber das Verfolgen gewisser überall sich darbietender Analogien und das Bestreben führen, an die Stelle mancher mangelhaften Anschauungen fester gestaltete und durchgreifende Auffassungen hinzustellen. Gewiß leisten Scharfsinn und Phantasie dafür um so trefflichern Dienst, als sie sich von Witz und Einbildung unterscheiden, welche letzteren Kräfte leicht zu Willkür und Verwechslung führen. Und der Gebrauch dieser Kräfte dürfte um so weniger auf Irrwege führen, wenn im voraus erklärt wird, daß keinesweges die bestehenden mannigfachen Anschauungsweisen eines in Dunkel gehüllten Stoffes zu beherrschen oder zu verdrängen, sondern daß nur dem Kreis jener sich mit anreihen zu wollen die Absicht ist.

Nach diesem Vorwort zur Beurtheilung des Standpunktes für den gegenwärtigen Bericht lassen sich die einzelnen Abschnitte des vorliegenden Bandes besonders betrachten.

Der erste Abschnitt, Fortsetzungen überschrieben, gibt die Folge der Abhandlung des Hofrath Hirt, über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der bildenden Kunst bey den Griechen und den damit verwandten italischen Völkern. Nachdem der Verfasser seinen Betrachtungen über Steinschneidekunst und Stämpelschneidekunst allgemeine Bemerkungen angefügt, benützt er das Ganze seiner Erörterungen zur Entscheidung der Frage: ob die Griechen aus sich selbst geschöpft, oder von andern Völkern gelernt haben?

Der Aufsatz ist sehr schätzbar, weil die gelehrten Resultate über technisch-mechanische Gegenstände zugleich benutzt werden, Aufschlüsse über anderweite Fragen aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaften zu befördern. So führen den Verfasser seine Mittheilungen über die Stämpelschneidekunst zu Bemerkungen über Münzen im Allgemeinen und über das Wesen derselben, die sogar bis auf die Ansichten und Theorien vom Gelde hin ein Licht verbreiten. Interessant ist es, wie Hrn. H. Hirt seine archäologische Kenntniß zu einer Betrachtung über das geprägte Geld leitet, die wichtiger ist als das, was in den meisten Theorien vom Gelde darüber gefunden wird.

Die Metalle, sagt derselbe, wurden als Waare bloß gegen andere Waare ausgetauscht, bis die Erfahrung lehrte, daß wegen der großen Theilbarkeit und Dauer derselben es unter allen Stoffen keinen gebe, der geschickter wäre, in dem Umtausch einer Waare gegen die andere den Ueberschuß — das Mehr und Weniger — auszugleichen. Die einzige Unbequemlichkeit dabey war, daß bey dem größeren oder kleineren Handel der Probierstein und die Wage zur Hand seyn mußte, um sich nächst der Qualität des Metalles zugleich des Gewichtes zu versichern. Diesem Uebelstande ward dadurch abgeholfen, daß die oberste Gewalt es über sich nahm, den Metallen unter gesetzlichem Ansehen ein Gepräge aufzudrucken, welches den Handelnden bestimmtes Gewicht und innere Güte des Metalles zusicherte.

Nach den Geldtheorien soll das geprägte Metall bald Waare, bald Repräsentant der Waare, bald Repräsentant des Kredits seyn, bald dem rohen Produktentausch Platz gemacht haben. Von dem allen weicht die obige Darstellung ab, aber sie berichtigt jene sämmtlichen Ansichten in wenigen klaren Worten, deren überzeugende Wahrheit sich jedem Denker aufdringen muß.

Die wichtigste Folgerung, welche der Verfasser aus seiner Abhandlung über das Material und Technische in den verschiedenen Zweigen der griechischen Bildkunst glaubt ziehen zu müssen, bestehet darin, daß die Griechen ihre Kunst nicht aus sich selbst schöpften, sondern ihre Lehrer und Führer wesentlich die Aegypter waren. Der Herausgeber erklärt sich in der Vorrede nicht frey von Bedenken über diese Meinung. Einige Betrachtungen darüber dürften hier wohl an ihrer Stelle seyn, nur maßen sie sich in keiner Art eine entscheidende Kraft an; sie wollen lediglich der Lösung eines Problems entgegen kommen, wegen dessen wir zuverläßig mit der Zeit ins Reine kommen werden.

Der Verfasser wird zu seiner Ansicht durch Folgendes geleitet. Vor der dreyßigsten Olympiade ist ein Kunstzustand bey den Griechen nicht anzunehmen; bald nach dieser Zeit erscheinen alle Kunstzweige; doch sie verbleiben bis zur sechzigsten Olympiade in einem Zustande von Kindheit. Merkwürdig ist, daß mit der dreyßigsten Olympiade nicht einzelne, sondern alle Zweige der Kunst wie mit einem Zauberschlag, nicht bloß an einem Punkte, sondern überall hervortreten, wo die vielgetheilten Griechen und ihre italischen Anwohner leben. Es drängt sich daher dem Forschungsgeist die Frage auf: ob diese Kunsterscheinungen urplötzlich auf griechischem Boden selbst entstanden sind, oder ob sie aus der Fremde hinüber kamen nach Griechenland. Nur findet der Verfasser, daß ihrer früheren Kunstausübung wegen, nur die Aegypter, Israeliten, Phönizier und Babylonier in Betrachtung

kommen können. Die Aegypter sind es aber, welche die meisten Spuren ausgezeichneter Kunstausübung darbieten, und folgende historische Momente sind von Wichtigkeit. Die Griechen standen im Verkehr mit den Phöniziern und Aegyptern; wir haben in solcher Beziehung zwey Epochen vor uns, die erste mythische, bis zum Psammetichus, und die dann beginnende historische Zeit. Im ersten Zeitraum sind die Spuren von Verkehr nicht unbedeutend, in dem zweyten wird derselbe anhaltend und regsam. Sogleich erscheint, wie mit einem Zauberschlag, überall in Griechenland Kunstgeist und Kunstzustand. Jene Periode aber ist die, welche den freyen Verkehr mit Aegypten völlig aufschließt, da vorher derselbe nur die Begleitung einzelner Unternehmungen und Abenteuer gewesen. Dieses Zusammentreffen der wissenschaftlichen und Kunstkultur mit der Zeit, wo die Griechen freyen Zugang und selbst eigene Niederlassungen in Aegypten erhalten, ist nicht als zufällig zu betrachten, nur Paradoxie wird abläugnen wollen, daß die Griechen nun die Kenntnisse der Aegypter nach dem Mutterlande verpflanzten.

Dieß ist des Verfassers Ansicht, die troß einer sehr richtigen Folgerung, von der sie einen Beweis gibt, sich mit sehr widersprechenden Ansichten begegnet. Dahin gehört z. B. die Darstellung von H. P. Ottfried Müller, wegen welcher bemerkt werden muß, daß die Arbeit des Hrn. Hofrath Hirt in früher geschriebenen Vorlesungen bestehet. Jener Autor, dem das ausschließliche Ableiten der griechischen Kultur von Aegypten her aus gewiß sehr wichtigen Gründen nicht einleuchten will, glaubt in jener Periode das Entstehen einer übertriebenen Neigung bey den Griechen selbst entdecken zu müssen, alles aus Aegypten ableiten zu wollen. Wie die Handelsverbindung inniger ward, scheint sich eine gewisse Einseitigkeit der Ansicht gebildet zu haben, welche sich zur Pflicht machte, einen engen und alten Zusammenhang zwischen Griechen und Aegyptern jeder Beziehung nach auffallend hervor zu heben, und obenan zu stellen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß sehr viel für sich habe. Aehnliche Erscheinungen sind nicht selten.

Dennoch kann durch diese Ansicht Hr. Hofrath Hirt noch nicht widerlegt werden; seine Darstellung hat zu viel Ansprechendes. Er ist auch besonnen genug, eine zweyte Frage aufzuwerfen, bis zu welchem Punkte nämlich die Griechen die Kunst von den Aegyptern lernten? Der Verfasser zeigt nämlich, daß die Griechen von den Aegyptern mehr annahmen, als das Technische im gröberen Sinne; sie konnten von ihnen auch in Beziehung auf künstlerische Darstellung lernen. Troß des Steifen und Ungelenken in den meisten Gestalten, sind bey ägyptischen Kunstwerken

doch die Handlungen oft sehr verständig, ja kühn bezeichnet, und in der Geberdung bey fast unbewegten Gesichtszügen entwickelt sich nicht selten tiefes Zartgefühl und eigenthümliche Großheit. Der Faltenwurf, wenn die Hieroglyphik es erlaubt hätte, würde von solchen Meistern leicht zierlicher und natürlicher darzustellen gewesen seyn; bey Bildung der Thiere zeigen sie durch wunderbare, bis in die feinsten Details gehende Auffassung der Eigenthümlichkeit seltene Virtuosität, deßgleichen bey Darstellung des Nackten.

Doch alle diese Angaben dürften schwerlich ein Bedenken anderer Art entkräften. Sollte den griechischen Künstlern alle Begeisterung für ihre Götterbildungen gemangelt haben, die hieratischen Ursprungs gewesen? Weßhalb wäre den Griechen, wenn sie von der bezeichneten Periode im Epos und Hymnos ausgezeichneter waren als irgend ein Volk, wenn sich damals die Lyrik zur höchsten Vollkommenheit aufschwang, wenn sich bewundernswürdige Tonweisen in der Musik bildeten, und wenn mit der jonischen und dorischen Lyrik auch eine eigenthümliche Architektur sich entwickelte, weßhalb wäre ihnen versagt gewesen, sich als Bildner aus sich selbst eben so vollkommen zu entwickeln? In der Poesie, Metrik, Musik und Architektur hatten ihre Virtuosen nicht von andern Völkern gelernet. Weßhalb konnten sie nicht in der Bildkunst, durch vaterländisch-religiöse Begeisterung getrieben, gleich eigenthümlich seyn? Sämmtliche griechische Gottheiten waren, wie auch Hr. Böttiger schon bemerkt hat, gewiß nicht ägyptischen Ursprungs. Würden Künstler, die erst des Vorbildes ägyptischer Technik und Plastik, ja der Unterstützung derselben bedurften, um sich emporzuschwingen, wohl jemals einen hohen Grad von Künstlervollkommenheit erreicht haben?

Wenn sich diese Betrachtung Herrn Hirts Meinung sehr bestimmt entgegen stellt: so ist dagegen nicht abzuläugnen, daß das Zusammentreffen eines regeren Handelsverkehres mit einem regeren Kunstverkehr in solcher Ausdehnung als wirklich Statt gefunden, Berücksichtigung verdient.

Zuvörderst ließe sich dieser Zusammenhang in Gefolge einer Bemerkung erklären, welche sich vielfältig in mehreren Zeitperioden und bey mehreren Völkern anstellen läßt. Einem lebhaften Handelsverkehr ist es jedes Mal eigen, wie er alles auf den Markt bringen und vervielfältigen will, so auch die Schätze der Kunst auf den Markt des Lebens zu bringen und zu vervielfältigen. Die Kunst entsteht nicht in solchen Perioden, sondern wird Gegenstand weiter verbreiteter Neigung und um sich greifender Erwähnung, Bilder treten aus den Tempeln in die Häuser u. s. f. Historisch spricht das Beyspiel der Fugger in Augsburg, so wie der

Medizeer in Florenz für diese Behauptung; aber aus innern Gründen läßt das Ereigniß sich gleichfalls erklären. Nur ihrer Ausführung ist hier eben so wenig Raum gegönnt wie einer andern gleichfalls wohl zu erweisenden Behauptung, daß sehr oft das Beginnen eines feineren regsameren Handels die Periode bezeichnet, mit welcher die mythische Zeit anfängt eine historische zu werden. Es dürfte also wohl noch Erforschung verdienen, welchen Einfluß das Erwachen eines regen und blühenden Handels auf ein belebteres Kunsttreiben in Griechenland ausüben konnte, und welchen Handel das von Hrn. H. Hirt herausgehobene Ereigniß aus sich selbst erklärt, ohne daraus gerade den Einfluß ägyptischer Vorbilder auf die griechische Kunst nothwendig folgern zu müssen. Als leise Andeutung, als bloßer Fingerzeig, in Mitberücksichtigung der Ansicht des Hrn. H. Böttiger über den phönizischen Einfluß auf Griechenland und der Darstellung des Hrn. Prof. O. Müller über den plötzlich sich hervorthuenden Hang zum Aegyptisiren bey den Griechen selbst, mag Folgendes aufgenommen werden.

Wenn Phönizien und Aegypten in einem früheren Zusammenhang gestanden hätten, und wenn phönizische Kolonisationen auf einzelne Punkte Regungen hinpflanzten, die dem Charakter der griechischen Urbewohner entgegen liefen, warum dürfen wir nicht annehmen, daß diese einem Gährung erregenden Element glichen, wodurch das pelasgische Leben in jene neue Thätigkeit und Entwicklung versetzt ward, in Gefolge deren es sich allmälich zum Hellenismus umwandeln mußte? Dann erklärt sich sehr geschickt, wodurch der Hellenismus so viel Spuren eines phönizischen Einflusses darbietet. Dann wird begreiflich, wie unmittelbar durch den phönizischen Einfluß auch ägyptischer Geist im Hellenismus stellenweis an den Tag tritt. Sogar für jenes Ereigniß, welches Hr. Hofrath Hirt so bedeutungsvoll heraushebt, wäre sodann vielleicht der Grund gefunden. Je mehr ein neuer Handelseinfluß Aegyptens sich über das griechische Leben verbreitete, um so natürlicher war es, daß nun alles, was durch phönizischen Ursprung sich dem ägyptischen Geist verwandt zeigte, für ursprünglich ägyptisch erklärt ward.

Die phönizische und die ägyptische Einwirkung auf Griechenland zu entwirren, gehört immer zu den schwierigsten Aufgaben. Haben phönizische Unternehmungen auch einen großen Einfluß auf die Umwandlung des pelasgischen Charakters Griechenlands in Hellenismus ausgeübt; so ward auch eben so gewiß durch ägyptische Emigrationen eine lokale Einwirkung einerseits verwandter und doch auch wieder abweichender Natur hervorgebracht, und diese zu sondern ist ein sehr schwieriges Geschäft.

Der zweyte Abschnitt, archäologische Gegenstände aus dem Orient, enthält einen zweyten Beytrag über persische Ikonographie auf babylonischen und ägyptischen Kunstwerken, von G. F. Grotefend, und den Auszug eines von Hrn. Hofrath von Hammer an den Herausgeber erlassenen Briefes über den Ursprung griechischer Mythen und Götterbenennungen aus dem Orient.

Wenn bey der Anzeige des ersten Bandes der Amalthea die Bemerkungen über den Beytrag zur persischen Ikonographie vorbehalten worden, um sie beym Erscheinen der Fortsetzung zu liefern; so wird die Erörterung dieses Gegenstandes hier vorzugsweise ihren Platz finden müssen.

Der Verfasser, der mit Erklärung einer Walze von ganz besonderer Art aus Caylus Recueil seinen ersten Beytrag eröffnet hatte, findet, weil die Absicht dahin gehet, die Abbildungen persischer Götter auf eine möglichst systematische Weise nach ihren eigenen Merkmalen zu entwickeln, nöthig, in diesem Aufsatz das voraus zu schicken, was die Zendbücher von den Urgöttern lehren, und nächst den Bildwerken babylonischer und ägyptischer Künstler das zu berücksichtigen, was echt persische Denkmäler dieser Art darbieten. Vollkommen wahr und richtig ist, daß wir einer vertrautern Kunde dessen, was die Zendbücher von den Urgöttern lehren, für den angedeuteten Zweck nicht entbehren können; aber eben so gewiß ist auch das Anschauen und Verständniß der einzelnen Bildwerke nöthig, um jener vertrauteren Kunde mächtig zu werden. Deßhalb müssen wir einen jeden Aufschluß über einzelne bildliche Darstellungen willkommen heißen, doch wird man dabey sich zu gestehen haben, welche Klippen vermieden und welche Richtungen verfolgt werden müssen.

Der Erklärer hieroglyphischer Bildzeichen hat Chiffern vor Augen, deren Entzifferung er beabsichtiget. Wird er nun schwerlich jemals bis zur vollkommenen Auflösung gelangen, so darf er doch dem Streben niemals entsagen, eine Erklärung zu finden, die eine bestimmt ausgezeichnete auch eine logisch richtige Vorstellung gibt, aber zugleich einer in der Geschichte und in dem Wesen der Natur begründeten Wahrheit sich erfreut. Zu dieser gelangt man nun aber selten, wenn man sich begnügt, die eine Hieroglyphe lediglich einer andern verwandt scheinenden anzureihen, und sie vielleicht darein zu verwandeln. Wir sind leider zu reich an Erklärungen, die sich damit begnügen, jedes einzelne Räthsel in ein anderes zu übersetzen, für die eine unbekannte Zahl X uns ein anderes X, nur verschiedenartig geformt, darzubieten. Allen hieratischen Bildungen ist eine gewisse Aehnlichkeit eigen, die der Verwandtschaft gleicht; diese läßt sich benutzen, jede Darstellung

aus dem Geiste einer andern aufzufassen, und damit kommen wir nicht weiter. Eben so hat man sich zu hüten, im Verfolgen der Ideen nicht jedes unbestimmte Gewölk für eine Idee zu nehmen, und muß vermeiden, die gegebenen bildlichen Darstellungen nicht mit benachbarten und verwandten dergestalt zu verschmelzen, daß nun alles durch einander schwimmt. Aus der Vermeidung dieser Klippen ergibt sich nun aber auch die Richtung, die zu nehmen ist. Man muß suchen, die Uebereinstimmung der in gewissen Abbildungen ausgedruckten Vorstellungen mit dem Inhalt solcher allgemeiner Urvorstellungen aufzufinden, von denen der denkende Geist sich gestehen kann, er fasse sie mit einer gewissen Klarheit und Bestimmtheit auf, und denen die Vernunft nicht abläugnet, daß sie eine mit ihren Anforderungen übereinstimmende Vorstellung darbieten. Man hat sich aber auch zu bemühen, dieser Einstimmung, wo möglich, die genetische Verwandtschaft an die Seite zu stellen, nämlich man hat zu ergründen, wie durch Fortpflanzung die Modifikationen gewisser Urwahrheiten, die stets Urverhältnissen entsprechen, in abweichend modificirten Individualerscheinungen sich ausgeprägt haben.

Wenn z. B. der Verfasser bey der Ausführung seiner Meinung, die höchste Gottheit der Parsen, das in Herrlichkeit verschlungene Wesen, werde unter dem Bilde eines Vogels gedacht, eine Anmerkung Kleukers vorträgt; so wird es beynahe unmöglich, aus den Worten derselben eine bestimmte Vorstellung hervorgehen zu lassen. Kleuker sagt: Zeit ohne Gränze, ohne Anfang, ist der Begriff für das begriffslose, ewige Wesen. Weder dem Theologen, noch dem Physiker, nach dem Philosophen wird hiedurch irgend etwas dargeboten. Wir nehmen sogar keinen Anstand, von einer Zeit ohne Anfang zu sprechen, ohne uns klar zu machen, was wir Zeit nennen. Ueberall ist uns Zeit nur denkbar und eine Vorstellung gebend, wenn wir einen Anfangspunkt für sie besitzen. Uns ist und bleibt alle Zeit Succession, Fortsetzung eines Anfangspunktes. Heben wir den Anfang auf, so verschwindet uns die Zeit von selbst. Daher ist Zeit ohne Anfang nicht nur keine Zeit, sondern überhaupt nichts; sie ist etwas durchaus Unvorstellbares. Dennoch soll sie nach jenen Worten Begriff seyn, und zwar Begriff für das Begriffslose. Ueberlassen wir den Philosophen auszufechten, ob für das Begriffslose ein Begriff, für das Unvorstellbare eine Vorstellung möglich sey: sie werden nimmermehr zum Schluß kommen; sie bemühen sich höchstens das Unbegreifliche als Unbegreifliches zu begreifen, wie Fichte that, und dieß bleibt immer nur eine Täuschung, welche der Mensch sich selbst macht. Dergleichen kann nicht Urdogma einer Religion, am wenigsten einer so erhabenen Religion seyn, wie — was sich nach-

weisen läßt — die der Parsen in wesentlichen Beziehungen gewesen. Eben so wenig hat es als Tradition über die Schöpfung, oder als Kunde über das Entstehen der Erde Gültigkeit und Werth. Ein ähnliches Hinaufsteigen zu Ideen oder Ableiten aus Ideen, die eigentlich keine Ideen sind, wird in der erwähnten Abhandlung mehrmals angetroffen. Nicht selten liefert sie Beyspiele davon, daß durch Aneinanderreihen der Darstellungen eine in die andere hinüber gespielt wird; denn geschieht dieß z. B. nicht, wenn aus dem Würfel mit dem Quincunx zugleich aus der Zahl Fünf ein Deuten der Irrgänge des Labyrinths und auch wieder die Lehre von der Seelenwanderung versucht wird, weil zufällige, keineswegs wesentliche Aehnlichkeiten oder Uebereinstimmungen sich berühren, nämlich weil die phrygische Kybele mit den nach ihr benannten Würfeln (κύβοι) spielt, und weil der Seelengeleiter Hermes ihr die fünf Schalttage abgewann? So läßt sich alles willkürlich zusammenbinden.

Dergleichen hat aber den Verfasser oft irre geleitet, wiewohl er sich in zwey sehr wichtigen Punkten auf ganz richtigem Wege befand. Denn es ist vollkommen gegründet, daß, um der persischen Ikonographie näher zu treten, wir nach einer richtigen Vorstellung von dem suchen müssen, was in den Zendschriften einmal als zervane akerene, zum andern als in Herrlichkeit verschlungenes Wesen, namentlich als verschlungen (welches Anquetil absorbé übersetzt und was in der Zendsprache speànto heißt) bezeichnet wird.

Wenn der Herausgeber in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande bemerkt, daß des Referenten Ansicht vom Kretensischen Zeus und seinen Attributen durch einen Aufsatz im zweyten Hefte der Schrift: Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde, eine weitere Entwicklung enthalten hätten, so dürfte hier wohl angeführt werden, daß in dem bereits ausgearbeiteten dritten Hefte derselben Schrift der Versuch einer Entwicklung jener beyden Vorstellungen unternommen worden war, bevor der Verfasser sich mit dem zweyten Bande der Amalthea vertraut gemacht hatte. Diese Erwähnung geschieht lediglich in der Absicht, um die Ueberzeugung auszusprechen, wie mißlich es sey, eine einzelne monographische Darstellung enträthseln zu wollen, bevor nicht wegen jener beyden Ideen, welche mit allem Fuge die Grundideen der Zendreligion zu nennen sind, und bevor nicht wegen der Lehre von den Feruers der Parsen einige feste Punkte gewonnen sind, in Absicht deren eine vorläufige Uebereinstimmung unter den Freunden der Alterthumskunde eingetreten ist. Es gehört aber auch fast zu den Unmöglichkeiten, eines isolirten Verständnisses dieser Materien mächtig zu werden, denn

es ist unerläßlich, bis zu dem Punkte des Ungeschaffenen hinanzudringen, das beweiset schon die vorliegende Arbeit. Weder Anquetil, noch Kleuker, noch Rhode, noch Grotefend haben es vermeiden können, von der ungeschaffenen Zeit zu sprechen. Es ist einmal nicht möglich auf dem Wege isolirter Betrachtungen in die Parsenreligion einzudringen, Philosophie und Physik muß zu Hülfe genommen werden. Um nun die Betrachtungsweisen nicht auszuschließen, welche die genannten Wissenschaften an die Hand geben, und um doch auch nicht alles durch einander zu mischen, ist in jener Schrift der Ausweg ergriffen worden, die philosophische, naturgeschichtliche, etymologische und symbolisch-theologische, oder wenn man will, mystische Auffassungsweise durch Abfassung einzelner Aufsätze zu sondern, aber doch alles in innerem Zusammenhange zu erhalten. Darum wird das ganze Verständniß immer nur aus der Totalität jener Versuche hervorgehen, und es ist fast eben so unmöglich, Einzelnes daraus zu entlehnen, wie die für die vorliegende Aufgabe vielleicht förderlichen Resultate in den hier gestatteten Raum zusammen zu drängen. In wie fern der Inhalt der Zendschriften mit der mosaischen Urkunde übereinstimme oder nicht, darüber sind die Alterthumsforscher sehr uneinig. Creutzer wirft der Parsenreligion vor, daß sie auf einem Dualismus beruhe. Rhode hat vieles entwickelt, was sie gegen diesen Vorwurf zu schützen scheint, und offenbare Uebereinstimmung mit dem Mosaismus nachgewiesen. Herr Grotefend behauptet, daß sich Zoroasters Vorstellung von der Gottheit nicht bis zur Höhe der mosaischen erhob, der zufolge ein einiger Urheber des Alls, wie ihn die reine, Einheit des höchsten Wesens bedingende Vernunft verlangt, von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, sondern unfähig, das Böse in der Welt durch eine Ausartung der mit der Willensfreyheit begabten Geschöpfe zu erklären, auf eine Zweyheit gleich wirksamer Wesen verfiel, deren eins als der Urheber alles Guten, wie das andere als der Urheber alles Bösen gedacht ward.

Moses und Zoroaster können, nach Dafürhalten des Referenten, in vollkommene Uebereinstimmung gebracht werden, und es ergibt sich, daß die uns überlieferte Urkunde über die Schöpfung nicht bloß symbolisch oder als theologische Offenbarung zu nehmen ist, sondern daß sie zugleich historische und physikalische Wahrhaftigkeit mit philosophischer Folgerechtigkeit verbindet. Noch mehr aber wie in den scheinbar unauflöslichsten Widersprüchen glauben wir Uebereinstimmung in dem Grundthema anzutreffen. Denn die Zendschristen sagen völlig dasselbe was die ersten Worte der Genesis derjenigen Auslegung nach bedeuten, welche das erste und

zweyte Heft der angeführten Morphologie mittheilt, wie das dritte Heft der genannten Schrift die nähere Darlegung davon liefert.

Nur in Bezug auf alles dort Festgestellte, weil es allein die hier mitgetheilten Andeutungen zu begründen vermag, läßt sich Herrn Grotefends Arbeit mit einigen Erörterungen in Absicht mancher Behauptungen und Bestrebungen begleiten.

Es wird die Frage berührt, in wie fern bey den Persern eine Bilderverehrung anzunehmen sey oder nicht? dieß läßt sich, weil alle Bilderverehrung doppelt ist, nur aus einer Unterscheidung jener Zwiefachheit alles Bilderdienstes beantworten. Seine beyden äußersten Gegensätze sind Fetischismus und Ikonographie oder Hieroglyphik. Sie stehen im entschiedensten Widerspruch, und doch sind sie bildliche Darstellung; aber bildliche Darstellung zu seyn ist nur ihr Zufälliges, und dadurch löset sich der scheinbare Widerspruch. Dem Fetischdiener ist nach dem Grade seiner Rohheit der Fetisch bald sein eigener Gott selbst, bald der Repräsentant, und zwar ein bis zur Surrogation vollständiger Repräsentant seines Gottes. Entweder er bedeutet gar nicht, oder wenn er bedeutet, so trägt er das Bedeuten der vollkommensten Stellvertretung. Die Hieroglyphe, oder das ikonographische Bild dagegen symbolisirt nur irgend ein religiöses Dogma. Es gibt keinesweges dem Gott eine Gestalt als Gott, sondern es braucht nur Zeichen, die bildlicher sind wie die Buchstaben, um Lehren und Ueberlieferungen über das göttliche Wesen auszudrücken.

Nach dieser Unterscheidung wird das Beantworten der Frage leicht. Wird der Fetisch durch Kunstfertigkeit in eine Erscheinung des Schönen verwandelt, so nähert sich das Anbeten der bildlichen Darstellung dem Bilderdienst. Werden dagegen die symbolischen Bezeichnungen verschönert, so kann dieß nicht Bilderdienst genannt werden, denn das Bild empfängt nicht als solches Anbetung, sondern man zollt sie dem unsichtbaren Wesen, woran das Bild erinnern soll. Wird aber gar, wie dieß wohl bey manchen Völkern des Alterthums der Fall ist, einer übertriebenen Verschönung der symbolischen Darstellung von priesterlicher Seite entgegengewirkt, dann liegt Bilderdienst der Sache durchaus fern.

Diese Betrachtung gewährt einen durchgreifenden Blick in die griechische Kunst. Eine fast einzige Vollkommenheit scheint derselben dadurch zu Theil geworden zu seyn, daß höchste Verschönung des Fetisch-Bildes und höchste Verschönung der symbolisirenden Darstellung sich in Griechenland, am Isthmus und den Umgebungen bis zur Erreichung der höchsten Harmonie begegneten und durchdrangen. Mit dem dodonäischen Zeus — wenn es vergönnt ist an die Anzeige des ersten Bandes der vor-

liegenden Schrift und die dort vorgetragenen Ansichten anzuknüpfen — mit der Poesie eines Orpheus, Linus und Hesiodus kam kein anthropomorphischer, kam kein hellenischer Zeus nach Griechenland. Die Lehre von einem Schöpfer und Vater aller Dinge, von einem Erhalter, der nicht befiehlt und zwingt, sondern in allen Wesen wachsend und schaffend waltet, zog mit traditionellem Priesterthum nach dem nördlichen Griechenlande, und wenn im Geleit derselben sich entweder genetisch-mythische Sagen oder bildliche Darstellungen befanden, so bezogen sie sich auf die göttlichen Eigenschaften eines dem sinnlichen Auge unsichtbaren Wesens. Daß der Gegensatz hiervon, der bildliche anthropomorphische Zeus, der Ursprung und die Bedingung des Hellenismus über Kreta nach Griechenland eingewandert ist, dieß durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes zum ersten Male mit begründender Gewißheit ausgesprochen, gehört zu den glücklichsten und förderlichsten Wahrnehmungen im Gebiete der Alterthumskunde, weil es uns zur Einsicht in das wahrhaft richtige Sachverhältniß führt.

Creuzers Ansicht von der Griechen Mythologie und Kunst gehet davon aus, daß dieses Volk die Symbolik und Hieroglyphik des Orients umzuschmelzen wußte in vollendete Gestaltung. Diese neue und wahre Ansicht bleibt indessen nur vorbereitend. Es führt weiter, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir eine von der Kunstgeschichte auch vollkommen bestätigte Kunstverschönung so der symbolischen wie der anthromorphischen Darstellung und ein endliches Verschmelzen beyder annehmen. Denn das unterscheidet die griechischen Götterbildungen vor allen andern, daß der Charakter ihrer Menschengestaltung, und der Charakter des ihnen beygelegten symbolischen Attributs durch die vollkommenste Verschmelzung in die schönste Harmonie aufgehen.

Wenn diese Betrachtung vielleicht auf die von Grotefend in Anregung gebrachte Frage, in wie fern den Parsen ein Bilderdienst zuzutheilen sey, einiges Licht verbreitet; so würde, wenn der Raum es erlaubte, auch mancher theilweise Aufschluß über die mitgetheilten einzelnen ikonographischen Abbildungen zu geben seyn.

Daß jenes in den Zendschriften so wichtige Zervane akerene und das Spéântô meenîom auf das Innigste zusammenhängen, ferner, daß sie jenes Verhältniß anzudeuten streben, welches versucht worden ist, als Immanenz und theilweise Emanenz zu erklären, dieß kann hier nur beyläufig angeführt werden. Namentlich bedeutet das Wort spéântô das Begründetseyn in Gott, so fern auf ihn gleich sehr die Bezeichnung von Einheit wie

die von Allheit paßt, das Seyn in der Wurzel der Gottheit; Anquetil übersetzt das Wort absorbé, und Kleuker verschlungen. Es ist kein müßiges Beywort, es wird ganz vorzüglich nur dem guten Wesen beygelegt. Herr Rhode scheint dieß nicht genau beachtet zu haben, wenn er einmal vom lichtverschlungenen Ormuzd und vom lasterverschlungenen Ahriman spricht. Die Zendbücher geben dem Ahriman niemals das Wort speântô, sondern das Wort engré, welches Kleuker mit schwanger, und Anquetil mit plein übersetzt. Ahriman wird todtschwanger oder plein de mort genannt, und die letztere Uebersetzung, plein de mort, ist gewiß die richtigere. Nämlich Ormuzd ist begründet, verschlungen oder absorbirt, wie man nun will, im ungetheilten sich selbst gleichen göttlichen Wesen, und hat deßhalb auch einen Feruer; nicht so jenes ungetheilte Wesen, denn dieß ist selbst der Feruer aller Wesen. Ahriman aber ist nicht in jenem Wesen mehr begründet, nicht darin verschlungen und absorbirt, sondern losgerissen, und dadurch voll Todes. Gerade so sagt die Genesis, daß nach der Trennung jedes ausgeschiedene Wesen einsam und verlassen gewesen sey. In den meisten der mitgetheilten ikonographischen Abbildungen möchte sich eine Beziehung auf diese Vorstellung entdecken lassen, jedoch in sehr individueller Bedeutung.

Allgemeiner dürfte jene Bezeichnung zu nehmen seyn, welche dem Schriftzeichen eines geschwungenen S gleichkömmt. Dem Verfasser ist sie wichtig als bedeutsame Bauverzierung, und sie scheint ihm gleich der schneckenförmigen Windung an den Kapitälern der Säulen zu Tschilminar, an dem Becher Kavan, an den Bogenfutteralen, Dolchscheiden u. s. w. eine religiöse Beziehung zu haben? Dem gemäß hält er sie vielleicht für das vollkommenste Symbol des in Herrlichkeit verschlungenen Wesens.

Aber sollte es nicht Kleukers Uebersetzung des Worts speântô allein seyn, was Hrn. Grotefend verleitet, dem Symbol diese Deutung zu geben? — Würde sie nicht vielleicht anders ausgefallen seyn; wenn wir keine weitere Uebersetzung als die des Anquetil absorbé besessen hätten? — Eine symbolische Bauverzierung scheint jener Zug allerdings gewesen zu seyn, doch dürfte er gerade das Gegentheil von dem andeuten, was in dem Zendworte speântô liegt.

Es ist merkwürdig, daß die sämmtlichen in den sieben mitgetheilten Kupferabdrücken gegebenen Figuren, welche unläugbar an Bauverzierungen und nicht eigentlich an Arabesken erinnern, Modifikationen von zwey Figuren sind, deren eine sich der schlangenförmigen Windung, die andere dem nach innen sich verschlin-

genden Quadrat nähern. Wenn die erstere Figur in allen ihren Modifikationen, ein Ausdehnen, ein Ausrecken darstellt; so streben in allen Modifikationen der letzteren zwey das Quadrat suchende Linien sich durch ihr Zusammentreffen im Innern auf einem Punkt auf mannigfache Weise wieder zu vereinen. Die Figuren in ihrer stummen Erscheinung drücken jene Doppelheit aus, welche wir überall wieder finden, das Auge mag sich wenden wohin es wolle; die Richtung nach innen und die Richtung nach außen, zwey Richtungen, denen so vieles in der Natur entspricht, z. B. Kontraktion und Expansion, Systole und Diastole, nebst allen den endlosen Gegensätzen, deren Erwähnung hier nicht gestattet ist. Es bleibt sehr merkwürdig, daß die mosaische Urkunde in den ersten Worten auf jene Zwiefachheit der Richtung sich in theologischer und vielleicht auch in physischer Rücksicht beziehet. Die ersten Worte der Genesis, wenn sie das Göttliche und Physische noch keinesweges trennen, wenn das, was sie uns offenbaren, sich über beydes ausdehnt — wie dieß in der mehrmals erwähnten morphologischen Schrift näher dargethan wird — sprechen von einer Trennung. Diese Trennung ist theologisch und auf die Menschen angewendet, der Sündenfall, der zum Bedürfniß der Religion, nämlich der Wiedervereinigung führt. Dieselbe Trennung ist dort in Natur-Expansion, die zur Kontraktion zurückführt. Das nun drücken sogar die hebräischen Schriftzeichen aus. Betrachtet man diese ikonographisch, so gehen zuerst alle Zeichen der Konsonanten vom Quadrat aus. Vollständig findet sich dasselbe nicht mehr im Alphabet; denn der Buchstabe Mem wird nur am Ende des Worts als geschlossenes Quadrat dargestellt, um das Schließen anzudeuten. Am vollständigsten findet sich das Quadrat in der Buchstabenbezeichnung Beth ב und wird diesem die untere Linie genommen, so ist das Resch ר da, welches sich dem Keil nähert. Dieß ר ist auch im Pentateuch der zweyte Buchstabe. Wenn das Beth die Ganzheit, das Streben zur Geschlossenheit andeutet, so charakterisirt das ר die Trennung. In den beyden ersten Schriftzügen der ältesten Urkunde, wenn sie ikonographisch angesehen werden, liegt solchergestalt schon die erste aller Wahrheiten, diejenige Wahrheit, welche kein Sinn abläugnen wird. Denn in jeder Wahrnehmung bestätigt sie sich. Hieratisch sagen jene beyden Schriftzeichen uns, wie alles ehedem Gott völlig hingegebene Wesen im Sündenfall sich von ihm getrennt habe. Physisch sagen sie uns, wie alles Naturleben noch darin besteht, daß eine Urgeschlossenheit theilweise aufgehoben worden, und daß nun ein doppeltes Drängen alle Körper bewegt; sie wollen im steten Hinaustreten aus der sich gewonnenen Basis

die Vereinigung mit der Urbasis fortwährend wieder gewinnen. Zu den endlosen Wahrheiten, welche jene beyden Schriftzeichen offenbaren, gehört nun ferner noch, daß das erste als Typus der Quadratschrift, das zweyte als Typus der Keilschrift aufzufassen ist. Betrachtet man aber die hebräischen Schriftzeichen, so komponiren sie sich sämmtlich aus jenem Typus für das Quadrat und aus dem Typus für den Keil, mit Hinzutritt einer neuen Darstellung. Noch nämlich ist der Vokal, der bloße Hauch, die Bewegung nicht in der Sprache vorhanden. Jenes Blasen, welches wegen seiner Kraft alles Getrennte von Neuem zu durchdringen und zu beleben, als spiritus, als Geist und Seele bezeichnet wird, fehlt noch. Alle seine Modifikationen aber konsonantisch zu bezeichnen, ist der liquide Buchstabe Lamed entstanden, für den wir das sich schlängelnde Zeichen finden. Streng genommen finden sich nun die sämmtlichen hebräischen Schriftzeichen aus dem Beth und dem Lameth komponirt, denn das ר entsteht aus dem ב. Alle Buchstaben sind Zusammensetzungen der Bestandtheile des Quadrats und der Schlängelung, denn der keilartige Buchstabe Resch entsteht aus dem Beth durch Wegnahme der untersten Linie.

Geht man nun nach Maßgabe dieser vorangestellten Anschauungen, so fern sie auch nur bedingt berücksichtigt werden, weiter, so bietet sich Folgendes als nicht abzuläugnender Befund dar.

Wenn die Quadratschrift mehreren orientalischen Völkern, namentlich den Babyloniern eigenthümlicher blieb, wie andern Nationen, wenn ihre Schriftzüge sich dem Quadrate näherten, so nähern sich alle persischen Schriftzüge der Schlängelung oder dem Schriftzeichen für den liquiden Buchstaben l. Und es ist wohl kaum gleichgültig, daß, wenn dieser Buchstabe alles Verflüchtigen und Bewegen, folglich auch das Wiedererreichen des Fernen mittelst der Verflüchtigung bezeichnet, wenn er gerade dadurch das Gemeinsame von Wasser, Luft, Feuer und Licht andeutet, wir ihn auch bey dem Zendvolke vorherrschend in allen Schriftzügen wieder erkennen. Es ist nicht gleichgültig, daß dies Volk ehedem und als es noch eins war mit den Indern, alles Verflüchtigte als Symbol des Reinen und Verklärten sehr hoch stellte, und daß, nachdem es sich von den Indern trennte, welche die Form des Wassers über die des Feuers erhoben, sich alle persische Ikonographie bis auf die Buchstabenzeichen hinunter der Schlängelung nähert; wogegen im Indischen sich die Schlängelung mit dem Keilzeichen vereinigt, dem der hebräische Buchstabe ר Resch am nächsten kömmt. Recht auffallend ist dieß in manchen Worten,

z. B. im indischen Worte [Devanagari] sasa, der Hase, [Devanagari] aiva, das Pferd.

In den Tempelverzierungen aber, namentlich denen, welche sich den sogenannten Arabesken nähern, zeigt sich gleichfalls dasselbe doppelte Hinneigen, bald zum Streben eines doppelten Quadrats sich im Mittelpunkte wieder zu schließen, bald zum schlängelnden Auseinandergehen.

Wenn nun Hr. Grotefend selbst in jenen Tempelverzierungen eine Beziehung auf Ormuzd und vielleicht auf Ehoremezdao finden will; wenn er durch die Uebersetzungen Kleukers verschlungen für speàntó, auf das Zeichen der Schlängelung geräth; so entsteht die Frage, welche Figur entspricht dieser Bedeutung? die, welche sich dem Quadrat, oder die, welche sich der Schlängelung nähert?

Unbedingt scheint sich dieß nicht beantworten zu lassen. Vielleicht aber darf sich folgende Hypothese hervorwagen. Das Wort speàntó verschlungen oder absorbé, stehet niemals müßig in den Zendschriften als Epitheton des Ormuzd, welcher schon deßwegen, weil er einen Feruer besitzt, ein doppeltes Bestehen manifestirt. Er ist bald verschlungen, d. h. begründet (vielleicht immanent) in Ehorehemezdao, in Gott als das Ur- und Allwesen, bald manifestirt (vielleicht emanent geworden) durch sein Lenken und Wirken, indem er das Weltall mit seiner Kraft durchdringt. Es ist dieß die Zwiefachheit, worin er sich dem Zoroaster fortwährend offenbart. Ormuzd offenbart sich dadurch gerade, daß er verschlungen bleibt in Ehorehemezdao. Vielleicht ist für diese Doppelheit in seiner Einheit kein treffenderes symbolisches Zeichen als Bauverzierung denkbar, wie jenes doppelte Bild der sich nach innen vereinigenden Quadratlinien, und der sich nach außen hin schwingenden Windung?

Auf den Grund dieser Annahme möchte sich die Bedeutung fast aller der zwey und zwanzig ikonographischen Figuren entziffern lassen, welche die vorliegende Abhandlung begleiten. Nur würde sich die Ausführung dieses Versuchs ziemlich zu einem eigenen Werk erweitern. Freylich möchte dadurch erst des Referenten Ansicht in dem Grade unterstützt werden, daß sie sich der Berücksichtigung erfreuen dürfte; indessen ist jene Ausführung hier einmal nicht möglich, und so finde nur noch die Bemerkung dermalen ihren Platz. Referent konnte sich über Hrn. Grotefends Hypothese, wegen des altpersischen Denkmales mit Figuren zu Bissutun, welches den Aufsatz veranlaßt hat, nicht ausspre-

chen, weil es nöthig scheint, zuvor die ersten Grundzüge für das ikonographische Verständniß festzustellen. Es dürfte auch ein jeder Schritt zur Annäherung in dieser Beziehung, und zur Uebereinkunft wegen der Hauptpunkte und Hauptlinien in diesem Gebiete bey weitem das Förderlichste seyn.

Der dritte Abschnitt, alt-ägyptische Gegenstände überschrieben, welcher eine Abhandlung über das Memnonsbild im brittischen Museum zu London, von Dr. Nöhden, nebst zwey Kupfertafeln, begleitet mit einem Nachtrage des Herausgebers liefert, gibt zuvörderst zu folgender Bemerkung Anlaß. Die Bemühungen derjenigen Gelehrten, die sich mit ihren Forschungen nach Aegypten und Indien hingewendet haben, sind nicht von allen Seiten nach Verdienst anerkannt worden. Man hat ihnen vorgeworfen, daß sie einer Neigung zum Fratzenhaften nachgeben, und man hat jene Länder als die Heimat des Fratzenhaften betrachtet. Diese Meinung konnte nicht besser widerlegt werden, als durch die Büste des jungen Memnon im brittischen Museum und die davon mitgetheilten Kupfertafeln, die uns jenes Bild zugleich im Profil zeigen. Hr. Nöhden sagt davon, es sey eine jugendliche überirdische Schönheit nach dem ägyptischen Ideal, eine ruhige Wonne und Anmuth, belebt von heiterer, glücklicher Empfindung, die sich dem Lächeln nähert; kaum lasse sich begreifen, wie man diesen Ausdruck des Gefühls über den harten Stein habe verbreiten können. Noch treffender sind vielleicht die Schilderungen in der Description de l'Égypte, T. 1. p. 129, und in den Voyages dans l'Égypte, T. 1. p. 98, denn der lächelnde Ausdruck, von welchem Herr Nöhden spricht, möchte nicht von jedem Auge wahrgenommen werden.

Die von Herrn Nöhden mitgetheilten Notizen gestatten keinen Auszug; höchst schätzbar aber sind die Zusätze, mit denen der Herausgeber sie begleitet hat, und die einer Deutung der Memnonien, namentlich des großen Memnons-Bildes näher treten, von dem behauptet wird, daß es beym Aufgang der Sonne einen der Menschenstimme ähnlichen Klang von sich gab.

Creutzer gibt eine bloß symbolische Deutung davon, als Gruß und Gegengruß, Sonnenfeyer und Lichtdienst. Der Herausgeber, sich dieser Ansicht anschliessend, tritt aber sehr glücklich dem wahren Verständniß der Memnonsbilder durch die bestimmte Beziehung auf den Horus um vieles näher. Das Hinweisen auf diesen Mythus ist ein Fingerzeig, der gewiß nicht unbeachtet bleiben darf, und es wird gut seyn, bey Verfolgung desselben die eigenthümliche Schönheit der Form mit zu berücksichtigen, vielleicht gar etwa davon auszugehen.

In der Description de l'Égypte lesen wir von diesem Bilde: on seroit tenté de le croire sorti de la main des Grecs dans les plus beaux temps de l'art, s'il ne portoit avec évidence l'empreinte de ce style Égyptien, que les Grecs n'ont jamais imité avec précision. Denon aber sagt: s'il manque à cette tête ce qu'on est convenu d'appeller du style, c'est à dire les formes droites et fières, que les Grecs ont données à leurs divinités: on n'a pas rendu justice ni à la simplicité, ni au passage grand et doux de la nature, que l'on doit admirer dans cette figure.

Also ein vom griechischen abweichender Styl und Typus wird dem Memnonsbilde beygelegt. Dennoch ist es unmöglich, sich eine gewisse Annäherung zu manchen Darstellungen aus der griechischen Kunstwelt abzuläugnen, und H. H. Böttiger hat dieß wohl bemerkt, indem er an einen im Dresdner Antikenmuseum bewahrten, zum Horus gestalteten Antinouskopf von seltener Schönheit erinnert, der von Becker für einen Sphinxkopf gehalten wurde. Manchem Auge möchte indessen jener Memnonskopf auch noch eine Erinnerung an das Medusenhaupt erwecken. Man entkleide letzteres von dem Ausdrucke eines inneren verzweifelnden Schmerzes, welchen Auge und Muskeln ausdrücken, man halte sich an die festen Formen, ganz vorzüglich an Kinn, Mund und Nase, so wird man geneigt, sich zu sagen: wenn das Memnonsbild gewissen griechischen Bildwerken sich mehr nähert wie andere; so ist es keinesweges der Apollotypus, sondern jener Typus, der sich in dem Medusenhaupt der Furienmaske, wie sich diese nach und nach gestaltet hat, und in den Sphinxköpfen ausdrückt. Namentlich wird die Meduse oft als der schönste Frauenkopf, mit edler, hoher, nur betrübnißvoller Miene dargestellt. Medusa war die allein sterbliche unter den drey Gorgonen, eine Tochter des Gorgon, dieser aber ein Sohn des Typhon und der Ceto. Ueber den griechischen Typhon haben wir zwey Sagen, die des Hesiod, welche sich hier nicht brauchbar zeigt, und die des Homer, nach welcher, als die Titanen vom Olymp verjagt waren, die Erde mit dem Tartarus ein Ungeheuer mit hundert Schlangenköpfen gebar, welches mit Jupiter um die Oberherrschaft der Welt stritt, bis dieser es durch den Blitz traf und unter die arimischen Berge in den Tartarus niederlegte. Auch Herodot stimmt im Ganzen hiermit überein; und schildert den Kampf des Typhon mit dem Jupiter gleichfalls, und nur in Nebenmomenten weicht er ab.

Wendet sich das Auge aber nun auf die ägyptische Mythik; so findet sich eine wunderbare Uebereinstimmung, sobald wir nur

erst zum Vater des Memnon gekommen sind. Ueber diesen Vater nämlich gibt uns die ägyptische Mythenlehre keinen Aufschluß. Aber nach Hesiod ist der griechische Memnon ein Sohn des Tithon und der Aurora, König der Aethiopier, Theogon. v. 784; und bekanntlich wird Ober-Aegypten oft Aethiopien genannt. Mehr als den Vater des Memnon sagt uns Hesiod nicht. Aber Homer schildert uns den Kampf des Memnon mit dem Achill, Sophokles und Aeschylos dichteten Tragödien darüber, auch Arctinus Milesius und Quintus Calaber. Memnon starb vor Troja durch Achilles, und daß seine Ueberbleibsel nicht ganz verloren gingen, darin kamen Sagen und Dichtungen überein. Seine Asche, die dem Vaterland zurückgesendet werden sollte, ward nach dem einen Mythus durch die Schwester Himera zu Paphus beygesetzt, nach Andern stürzte Memnon in den Fluß Paphlagonius, der jährlich an seinem Todestage mit Blut floß.

Dadurch, das Hesiod den Memnon zum Sohn des Tithon und der Aurora oder der Eos macht, werden wir auf diesen Mythus gewiesen, und um so dringender als der ägyptische Memnon mit der Eos offenbar in Verwandtschaft stand. Denn die älteste und wichtigste der Inschriften auf der tönenden Memnonssäule, die, auf welche Jakobs am meisten Werth legt, und die er S. 42 seiner in den Denkschriften der Münchner Akademie enthaltenen Abhandlung also herstellend übersetzt:

> »mich diesen Stein, zu des Eoischen Königs Ebenbilde gestaltet, verletzte Kambyses. Meine Stimme war vormals ein Weheklagen, die Unfälle Memnons beseufzend, und diese hat mir Kambyses entrissen rc.«

nennet Memnon den Eoischen König.

Noch bestimmter spricht die zweyte Inschrift; in dieser heißt Memnon ausdrücklich der Sohn des Tithon und der Eos. Tithon aber war des Laomedon Sohn, der die Mauern von Troja mit Neptuns Hülfe erbaute, und dem Apollo die Herden am Ida weiden mußte. Gegen beyde Götter wies er sich gewaltthätig. Tithon ward durch Aurora entführt, und sie bat sich für ihn die Unsterblichkeit aus, ohne ihm die Jugend zu erflehen. Er ward Greis, Auroras Liebe schwand, aber sie pflegte seiner und hegte, als er fast schon Mumie war, der einen Fabel zufolge, stets noch seine Gebeine, ja seinen Schatten in einer Höle, wo sie täglich ihn besuchte. Nach einer andern Fabel verwandelte sie ihn in eine stets singende Cikade.

Dieser ganze Mythencyklus ist darin mit sich übereinstimmend, daß Tithon und sein Sohn Memnon mythische We-

sen waren, die entweder in einem Kampf besiegt oder auf andere Weise entkräftet wurden, aber entkräftet fortlebten, als täglich bepurpurter Schatten, oder singend, als Asche oder als jährlich wieder erquellendes Blut, und Auroren hat Tithon es zu danken, daß er entweder singt als Cikade, oder daß er täglich vom Strahl des Morgens von neuem besucht wird.

Dieser Mythencyklus bedurfte der Erwähnung, um die Meinung zu widerlegen, Tithons und Memnons Beziehung zum Horus sey die einer Verwandtschaft. Im Gegentheil, Tithon und Memnon scheinen das besiegte oder entkräftete Wesen, das aber ewig fortlebt, singend und in der Erinnerung, ja das Aurora selbst nimmer verläßt. Auch lebt der Stammvater Laomedon, durch ihn aber das ganze Geschlecht mit dem Apoll im Kampf. So müssen wir Tithon und Memnon auffassen als ein durch den Horus besiegtes, entkräftetes, doch aber nicht völlig getödtetes Wesen, keineswegs als den Sonnengott, sondern als seinen Widersacher und Gegensatz. Wie kühn dieß scheinen mag, so gut lassen doch sich die Stellen widerlegen, welche bey Virgil und in den orphischen Hymnen dafür zu sprechen scheinen, daß Tithon der Sonnengott sey. Er wird überall nur der frühe, der goldrothe genannt, also das vorüberschwebende Morgenroth, nicht aber Licht oder Sonne.

Findet sich dieser Irrthum nur erst gehoben, so lösen sich alle übrigen Schwierigkeiten sehr leicht. Denn, wissen wir, daß Tithon und sein Sohn Memnon Gegner des ägyptischen Horus sind; so ist es möglich sich in der ägyptischen Sagenlehre nach den Gegnern des Horus umzusehen. Da fänden wir nun statt des Tithon vielleicht den Typhon; und wenn auch die Frage, ob nicht zwischen beyden eine Analogie denkbar sey, gewagt scheinen kann: so darf doch nicht vergessen werden, wie auf den verschiedenen Inschriften der Memnonssäule bald Tithoon, bald Titan, bald Tipan (nämlich in V. 1. der dritten Inschrift) gelesen wird. Auch sind andere Daten hiermit in Verbindung zu stellen. Die Aegypter hatten anfänglich acht, dann zwölf, zuletzt siebzehn Götter, der jüngste von diesen ist Typhon. Diesem folgt Horus, und mit ihm hört die Götterherrschaft auf, und die Regierung der Könige beginnt, d. h. das Ende der Theokratie ist da, und die weltliche Macht siegt über das Priesterregiment. Wie die weltliche Macht den Horus, so hat Horus wieder den Typhon besiegt. Denn dieser verwandelt sich nach den von Hirt in seinen ägyptischen Gottheiten angeführten Stellen des Plutarch und Aelian, um dem Horus zu entgehen, in ein Krokodill.

Diese bloße Zusammenstellung der Sagen, abgesehen von ihrem hieratisch dogmatischen Inhalt, dessen Betrachtung sogleich begonnen werden soll, hätte nur den Memnonskopf und das Medusenhaupt in eine Annäherung gebracht, welche sich vielleicht bis zur Idealität beyder Wesen erheben ließe. Was ungemein dafür spricht, ist eine Bemerkung des Hrn. H. Böttiger, daß der Kopfzierat am Memnonsbilde die Schlangenhieroglyphe zu seyn scheint. Dann hätten wir ja das Schlangenhaupt der Medusa ganz unbestritten. Und allem diesem wäre noch anzufügen, was Hr. Nöhden über den weiblichen Ausdruck im Memnonsbilde sagt. Seine Worte sind:

»So sanft und zart ist der Ausdruck des Gesichts, daß man sich kaum erwehren möchte, es für eine weibliche Figur zu erklären, wenn nicht gewisse Umstände gleich für das Gegentheil entschieden. Der schönen, offenen — und Referent möchte wohl sagen etwas weiblichen — Brust, fehlen die Kennzeichen des weiblichen Geschlechts.« Ueber das, was Hr. Nöhden für den Bartersatz hält, möchten sich Zweifel erheben lassen.

Dahin führt das, was abgesehen von aller dogmatischen Deutung sich aus bloßer Anschauung des Bildwerkes und aus bloßer Zusammenstellung der Sagen ergibt. Wird aber in den dogmatischen Sinn der Mythen eingedrungen, dann möchte alles, was in jenem Wege sich dargeboten hat, erst zum Zusammenhange der belehrendsten Bedeutsamkeit zu erheben seyn.

Um nun dasjenige an das Licht zu ziehen, was in den Mythen vom Typhon, Horus und Memnon, dogmatisch und historisch wahr zugleich ist — denn das Zusammentreffen des Dogmatischen, Historischen und Natürlichen bildet eben den Mythus — wird es nöthig, auch den Kampf mit dem Osiris näher zu betrachten, in Verbindung mit der Isis und dem Serapis. Es hat aber Schwierigkeiten den Osiris und die Isis als Gottheiten zu charakterisiren. Sie erscheinen als Beförderer des Ackerbaues und Wohlthäter der Menschen. Doch ist Osiris auch wieder Beherrscher des Todtenreichs, so heißt er Serapis, und dann ist er eins mit dem Pluto. Auch als phallischer Gott erscheint er, ferner als Bacchus, und Herodot verräth jedesmal eine heilige Scheu, von ihm zu sprechen, namentlich wenn von seinen Leiden durch den Typhon und seinen Begräbnißorten die Rede ist. Dieß mag seinen Grund darin haben, weil dieß alles etwas ausdrückt, was dem Inhalt der Mysterien wohl nothwendig entsprechen mußte.

Denn wie verschiedenartig, ja widersprechend die Mythen der Völker des Alterthums sich immer darbieten mögen; so darf

man doch vielleicht sagen, daß sie sämmtlich von einem Gedanken ausgehen. So manches, womit sich die Philosophie der Neueren zu thun machte, war der Vorzeit fremd; denn es ward bey ihnen durch die Vorstellung von Leben und Tod ersetzt. Diese Vorstellung war aber so vollständig, war so hoch und umfassend genommen, daß kein Gegenstand von ihr undurchdrungen blieb. Lebend nämlich war von den Alten, nicht wie bey uns wohl geschieht, auch das genannt, was sich nur bewegt, sondern das wahrhaft Keimende und Sprießende. Wie nun alles Keimen und Sprießen ein Ende hat, sobald der Zusammenhang mit der Wurzel gelöset ist; so war auch, moralisch und physich, den Alten die Bedingung des Lebens die, sich nicht von der ewigen Gesammtheit Gottes und der Natur losgemacht zu haben. Was dieser Gesammtheit angehörte, das lebte, was ihr gegenüber gestellt sich isolirt erhalten wollte, das war todt. Hieraus ist der hohe Werth zu erklären, welchen das Alterthum dem Leben beylegte, den Alten war dieses Leben in der That das höchste Gut, der Tod aber der Abfall von Gott. Der Apfel und die Schlange, welche die heilige Schrift uns als das Symbol des ersten Verderbens andeutet, behaupten durch die gesammte Mythik dieselbe Bedeutung. Aber sie müssen zusammengefaßt bleiben und dürfen nicht getrennt werden. Der Apfel bedeutet die vom lebendigen Baume des Ganzen gebrochene Frucht, die der Mensch in seinen ausschließlichen Besitz zu bringen trachtet, deren Genuß der Proserpina eben so verderblich ist wie der Eva. Die Schlange aber ist das Verführerische jener Sucht im Menschen, die eben ihn zur Eigensucht treibt. So erklären die Alten jedes Geschäft, jeden Erwerb für dämonisch dadurch, daß sie solchen mit jenen beyden Attributen begleiten. Dieß ist denn auch natürlich mit dem Ackerbau der Fall, und Referent darf sich auf das beziehen, was er in diesem Betracht bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes vorliegender Schrift als einzelne Bestätigungen über die Vorstellung von Pluto, Ceres, dem Apfel, dem Fruchthorn mit geernteten Früchten, dem Fruchthorn mit den sprießenden Aehren, von der guidischen und cyprischen Venus nebst so manchem andern mitgetheilt hat.

Nämlich auch das finden wir im Alterthum — und dadurch wird es vielleicht heidnisch im bösen Sinne — daß gleichfalls diejenigen, die den Begriff des Erwerbens, Eroberns, Gewinnens und Beherrschens zu höchst stellten, bestrebt woren, etwas zu verklären, das sich nicht verklären ließ. Auch dem Pluto, dem Hermes, dem Mars, dem Bacchus, der Venus victrix und andern Gottheiten wurden Tempel erbaut. Der Kampf zwi-

schen diesen beyden Principien und die Versöhnung derselben, was als Kriege und Vermählungen, aus denen neue Wesen und Heroen durch Zeugung entstehen, dargestellt wird, das ist es, was den Inhalt aller Mythik bildet. So werden alle Götter, die besondere Eigenschaften darstellen, doppelt personificirt, als gut und böse, und der Ceres, der Mutter alles Lebens und Werdens, schließt sich sogleich Pluto, der finstre Gott des mit Sucht aufspeichernden Reichthums an, welcher in der Unterwelt wohnt.

Nun findet sich in der griechischen wie in der ägyptischen Theogonie ganz der nämliche Gang, nicht durch Annahme des einen Volkes von dem andern, sondern nach allgemeinen Gesetzen, die sich in jeder Volksgeschichte verschiedenartig individualisiren. Das Gesammtleben war jenes herrliche, wahrhaft fruchtbar beseligende Keimen, welches vom Priesterthum gehütet wurde, und bey welchem der Hieraten Sorge einzig und allein die ist, daß kein Sproß, Trieb oder Keim sich durch Ablösung von der Wurzel frey mache. Wenn dieß denn aber doch nicht ausbleibt, wenn die Freyheit denn doch von dem Einzelnen gesucht wird; so muß denen, welche nach ihr gerungen haben, sobald sie den Sieg davon getragen, ihr Schicksal werden; kriegerische Gewalt bezähmt sie. Damit beginnt denn ein langer Götter-, Völker- und Dogmenkampf. Dieser bereitet eine dritte neue Periode vor, die nämlich, wo Einsicht nach der Herrschaft trachtet; sie wird mit dem Symbol des Lichtes und der Lichtvermehrung bezeichnet. Das ist diejenige Epoche, mit welcher der mythische Charakter der Geschichte zu Ende geht, und der historische Charakter einer weltlichen Parsengeschichte beginnt.

Alles dieß dreyes zeigt Aegypten und Griechenland in vollkommenster Entsprechung. Zuerst treffen wir in dem letzten Lande die orphische Zeit einer um die Eiche von Dodona versammelten Priesterschaft. Ihr folgt der Kampf mit dem vergötterten phönizischen Anführer, der die Seinen um sich versammelt und mit Gewalt und Weisheit lenkt. Den Schluß bildet die Verehrung des, wie sich an Ende dieser Abhandlung zeigen wird, mit dem ägyptischen Horus verwandten, und in unmittelbarer Beziehung stehenden Apoll, des jugendlichen Gottes, mit dem das Bestreben erwacht, das in der Einsicht zu besitzen, was im Wesen verloren gegangen, den daher Orakel und Seher begleiten, mit dem jedoch auch die mythische Zeit in eine historische übergeht. Bey den Aegyptern, wo das Symbol, das hieratische Zeichen vorherrscht, findet sich die Sache in den Symbolen ausgesprochen, in dem Phallus, in der Peitsche und in dem Augurstabe.

Vom Phallus darf nur zu Gemüthern gesprochen werden, die in ihrem Innern keusch sind; denn es gab auch ein dämonisches Phalluszeichen. Nicht immer bedeutet dasselbe jenes Werden, in welchem alles Leben als Keimen, als Wachsen aus der Wurzel erscheint; in Verbindung mit Rausch und Wollust wird es entarteter heidnischer Dienst. Man behauptet, das Halten des Phallus sey ein Symbol der Enthaltsamkeit. Warum soll es aber nicht jene Urzeit andeuten, wo alles Werden, das ganze Leben ein Wachsen ist? Die Peitsche dagegen möchte ein Zeichen zwingender Herrschaft seyn, und die verschiedenen Arten wie der Phallus jedesmal mit der Peitsche verbunden wird, scheinen verschiedene Beziehungen in sich zu fassen. So z. B. wenn beydes sich mit der Lotusblume in Verbindung gestellt zeigt. Hr. Hirt in seinen ägyptischen Gottheiten, liefert und erwähnt Darstellungen, nach welchen der Phallus in die Lotusblume gesenkt wird. Er bemerkt, man könne daraus abnehmen, wie die Aegypter die weibliche Scham andeuteten. Sollte der Sinn aber nicht vielmehr der seyn, daß jene Zeit, wo alles Leben ein Keimen war, im Schooße des Vergessens versunken ist, und die Weltherrschaft durch die Peitsche bezeichnet, nur vorwaltet? Der Augurstab aber scheint die Beyhülfe der Einsicht zu bedeuten, die sich zu jener gesellt. —

Wenn nun Osiris von Typhon, und Typhon wieder vom Horus bekämpft wird, so dürfte eine ausgedehntere Untersuchung nöthig werden, um festzustellen, was die besondere dogmatisch-historische Wahrheit dieses Kampfes seyn möchte. Dagegen läßt sich aus dem bisherigen Vortrage so viel im Allgemeinen entnehmen, daß Horus den Typhon, und im Typhon wieder den Osiris besiegte. Jene beyden Götter scheinen in der Hauptsache verwandte Wesen, und ihr besonderer Kampf bezog sich wohl nur auf eine partielle Differenz in dem sie betreffenden Dogma. Wird nun die Verwandtschaft des Memnon mit dem Typhon angenommen; so scheint es ziemlich klar, daß der tönende Memnon jener entkräfteten produktiven Urzeit verwandt ist, welche die Verehrung des Horus verdrängt hat. Er ist es, der bey jedem Sonnenaufgang von neuem sein Klagelied erhebt, zum Zeichen schmerzlicher Erinnerung sowohl, als daß jenes Urwesen zwar entkräftet, aber nicht völlig todt sey, sehr analog mit der Fabel von Tithon, und der Aurora. Denn nachdem die Abkunft des Tithon bis zum Laomedon hinaufgeführt worden, darf nicht der Vater des Laomedon, Ilus, unberücksichtigt bleiben, dem eine Kuh mit dem Befehle zum Geschenke gegeben ward, da eine Stadt zu bauen, wo sie stehen

bleiben würde, ein Zeichen seiner Verwandtschaft mit dem Ackerbau.

Noch erhöhen mancherley Nebenumstände die Probabilität der vorgetragenen Vermuthung. Der tönende Memnon, der, wie Jakobs vermuthet, vielleicht Ismandos oder Osymandias war, stand unter den vielen Kolossen des Tempels zu Medinat Abu, der für einen Pallast des Sesostris gehalten wird. Ob dieß sich beweisen läßt, stehet dahin. Zu beachten ist aber, daß in jenem Tempel oder Pallast Siege des Sesostris auf vielfache Weise vorgestellt sind. Man hat die Besiegten für die dem Hirtenleben angehörigen Hyksos gehalten, und die Darstellungen sind häufig, daß die Besiegten mit ihren Herden in die Wälder und Sümpfe flüchten. Sesostris ist wahrscheinlich die Benennung einer neuen Regentendynastie, und das Wort soll nach Jablonski in der koptischen Sprache den Sonnenanschauenden bedeuten. Sesostris ist Eroberer und Vertilger eines früheren Princips; mit ihm beginnen auch neue Bauwerke, die Obelisken und Pyramiden, wogegen die Kolosse früheren Ursprungs waren. Wie nun, wenn jenes Faktum, daß die Kolosse und mit ihnen die Symbole der früheren Zeit, ja die frühere Zeit selbst erliegen mußten, seit Sesostris Herrschaft, die ganz natürliche Sage veranlaßte: daß die verdrängten Kolosse jene frühere Zeit beklagt hätten? Die Memnonien mit ihren Kolossen als Reste aus der Zeit des Osiris erhielten sich noch, aber es entstand von ihnen die Sage: sie beklagten das frühere Alter und ständen da hoffend auf Wiederverjüngung. Dieß sollte vielleicht von den Anhängern des früheren Kultus dogmatisch festgestellt werden, und geschehen konnte dergleichen nur bildlich.

Betrachtet man nun die gesammte westliche Nilküste in Rücksicht auf die dortigen Denkmäler; so findet sich zuerst die Rennbahn, in deren Bildwerken, Mysterien und Symbolen der Bezug auf Theben vorwaltet, wo sich der alte Kultus am längsten erhalten. Dann folgt jener Tempel, der für einen Pallast des Sesostris gilt, hierauf das Memnonium, oder das Grabmal des Osymandias, dann nach der lybischen Bergkette zu eine Reihe kleinerer Tempel und Monumente. Dieß sind die Denkmäler der Westseite, und in den beyden mittleren finden wir die zwey Memnonsäulen, in der einen den beym Sonnenaufgang tönenden Memnon, in der andern den jüngern Memnon mit rosenrothem Angesicht.

Daß der erstere Memnon wirklich getönt habe, läßt sich nicht bezweifeln; es bezeugen solches der Zeugenaussagen zu viele. Möglich und erklärbar ist das Ereigniß gleichfalls, da Alexan-

der v. Humboldt Nachricht von unterirdischen Tönen gibt, die zwischen Felsen oder Steinen am Oronoko beym Sonnenaufgang gehört wurden, was v. Humboldt auch physisch erklärt. Konnten nun die Anhänger des früheren Kultus nicht die Meinung niederlegen wollen, mit der Herrschaft des Sesostris, oder des Sonnanschauenden, fängen die alten Gottheiten an zu klagen, zum Zeichen, daß sie erdrückt wären, aber noch lebten? Es war ja möglich, daß auf einen schon vorhandenen Kolossus, der an einer Stelle sich befand, wo jenes Tönen beym Sonnenaufgang gehört ward, seitdem erst jenes Naturereigniß angewendet wurde. Aber es konnte auch seitdem erst von den Anhängern des alten Kultus dort ein Kolossus gebaut oder vorzugsweise geweiht werden. Kurz, man benutzte nur das Naturphänomen symbolisch im sogenannten Sesostristempel. Den zweyten Tempel, das Memnonium, oder Grab des Osymandias, hatte die Natur mit keinem solchen Emblem ausgestattet, und hier ward vielleicht der jüngere Memnon absichtlich errichtet, und so gestaltet, daß den Körper ein dunkler, den Kopf ein röthlicher Stein abbildete. Weil dieser Memnon beym Sonnenausgang nicht sang, so ward ihm das morgenrothe Angesicht gegeben, gleichsam Aurora, die den gealterten begrabenen Tithon nicht verläßt; daher denn auch Memnon der eoische König heißt. Sogar die beyden griechischen Mythen, die von der singenden Cikade, worein Tithon verwandelt worden, und die von der täglichen Begrüßung durch die Aurora könnte man vielleicht in den beyden Memnonssäulen wieder anzütreffen versuchen dürfen.

Um aber auch den Bezug auf die Medusa nicht ganz fallen zu lassen, sey noch erwähnt, daß Medusa, troß ihrer Sterblichkeit, ein beharrliches Fortleben ausspricht, aber sehr starr, und die Bezeichnung der Schlangen mag wohl ausdrücken sollen, daß in diesem Symbol sich das keimende Leben nicht mehr vollständig und echt, sondern getrübt und entartet antrifft, wie vielleicht die Schlange am Hauptschmuck des jüngeren Memnon ähnliche Bedeutsamkeit behaupten könnte.

Aber auch auf Hrn. Hofrath Hirts Ansicht über den ägyptischen Ursprung der griechischen Kunst läßt sich nun nochmals ein Blick werfen. Der ägyptische Typus kommt nur in einigen griechischen Bildungen vor; die Griechen haben neben diesen einen eigenthümlichen, den sie selbst ausgebildet. Wenn sie dessen fähig waren, wenn sie das Größere vermochten, weßhalb wollen wir annehmen, daß ihnen mit der Handelsverbindung erst das Kleinere habe zugehen müssen, um Künstler zu werden? Die griechische Kunst läßt sich unmöglich im Ganzen für etwas

Angebildetes erklären; sie ist etwas Ausgebildetes, Eigenthümliches.

Der vierte Abschnitt, Kritiken und Beurtheilungen alter Bildwerke, setzt zuerst des Herrn Hofrath Mayer Bemerkungen über die Antiken in der herzoglichen Gallerie von Florenz fort. Die treffliche Beschreibung, welche der Verfasser von den Antiken jener Gallerie gibt, kann hier nur im Allgemeinen erwähnt werden. Auch mit dem, was Hr. Dr. Schorn über die Pallasstatuen im Dresdner Antiken-Museum mittheilt, ist dieß der Fall.

Hiernächst theilt Herr P. Welcker Zoega's Bemerkungen über ein Borghesisches Marmorbasement mit, und von fünf hieroglyphischen Kreidetafeln im Museum zu Velletri gibt Herr D. Münter die Beschreibung desselben Archäologen. Nur über ersteres, als Auslegungsversuch, werden einige Worte zu sagen seyn.

Der Herr Herausgeber bemerkt schon, wegen der ungenügenden Auslegung, welche Winkelmann über dies Monument, anerkannt eines der räthselhaftesten, gab, sehr richtig, das erste Gesetz bey Erklärung solcher Basemente, alle drey Seiten als ein Gemeinschaftliches, als einen Cyklus aufzufassen, sey vernachläßigt worden. Aber auch Visconti und Zoega haben dies Gesetz nicht ganz streng erfüllt. Letzterer nimmt sogar seine sämmtlichen Deutungen von jeder Seite und Figur wieder zurück, und schließt jetzt damit, daß er alle Deutung aufgeben müsse.

Nicht bloß durch die drey Seiten der Candelaber-Basen, sondern noch durch manches Andere wird man genöthigt, diese Basemente mit den Tripoden in Verbindung zu stellen, d. h. sie auf den Apoll und auf den Mythencyklus dieses Gottes zu beziehen. Das erste Gesetz aber, um über diesen klar zu werden, bestehet darin, Neptun und Apoll nicht zu sondern, vielmehr beyde Götter gemeinschaftlich aufzufassen, weil sie einem Naturprincip und einem Dogma angehören, welches ursprünglich beyde vereinigte, und aus dem sie sich nur abweichend ausschieden. Der Gegensatz, welchen die beyden Elemente Wasser und Feuer in der Natur behaupten, der Gegensatz, welchen sie als geistige Richtungen im Menschen annehmen, entlehnt seine fast polarische Natur nur aus der ursprünglichen Gemeinsamkeit. Diese Gemeinsamkeit, als Naturprincip und als geistige Kraft oder Richtung, lieh einer Religion, welche eines bedeutenden Theiles der Erde sich bemächtigte, die Grundanschauung und die Glaubenswahrheiten: es ist die Religion des Zendvolks. Schismen, welche nicht auf die Hauptsache gingen, sondern sich auf Zufälliges, auf Untergeordnetes bezogen, stifteten Trennungen in derselben, aus

denen einzelne Völkerbildungen zu erklären sind. Die Hauptscheidung aber wurde die zwischen Persern und Indern. Beyden Völkern war und blieb Wasser und Feuer ein wichtiger Religionsgegenstand, als Weltkraft und als geistiges Wesen; aber sie veruneinigten sich darüber, und — vorläufig mag dieß nur als unerwiesene Betrachtung noch gelten — die Verehrung des Bacchus fand auch in dieser Veruneinigung einen mitveranlassenden Grund.

Die alte Mythologie, Poesie, Philosophie, Geographie und Geschichte bereichert uns mit unzähligen Daten, welche für diese Behauptung sprechen. Vielleicht ist keiner in dem Maße mit Beweisen zu belegen, wie diese. Doch hier werden sie an dem Ort zu suchen seyn, der dem Vorwurf der Untersuchung zunächst liegt, und dieser Ort ist das Delphische Orakel. Die Delphische Seherin, die Priesterin des Apoll, ward zu ihren Prophezeyungen durch den Wrasen, eines der Sage nach Anfangs kalten Quelles begeistert. Wir besitzen eine Darstellung, welche diesen Umstand ganz von der physischen Seite auffaßt; denn das Bizarre der Komposition leidet keine andere Deutung. Der der Priesterin in den Schooß dringende Wasserbrodem verwandelt sich innerhalb des Körpers der Seherin zum Vaticinium. Das Wasser im Gegensatz zum Feuer, das produktive Element, verwandelt sich im Körper der Priesterin zum reflektiven Licht, und wird dadurch Seherkraft. Auch der Tripode war ursprünglich Träger eines Wasserkessels, und im Pindaros, dem beynahe vorzugsweise Apollinischen Sänger, ist es fast Dogma, sowohl dem Wasser wie dem Feuer sein Recht zu lassen. Ganz vorzüglich wichtig aber ist die berühmte Candelaberbase in Dresden, die, ebenfalls darauf hindeutend, zugleich einen Fingerzeig gibt, worin das Typische bestehet, das allen jenen Basementen gleichsam als das beygegeben ist, was ihnen nicht entzogen werden darf. Die Ureinheit des Wassers und Feuers scheint das mystische Grunddogma der Mysterien des Delphischen Apoll gewesen zu seyn. Jede griechische Gottheit und ihre Verehrung, namentlich die der später entstandenen Götter, muß einen Kampf mit den früheren bestehen, wie sie auch wieder von den spätern angegriffen wird. Zeus bekriegt die frühere Verehrung des Kronos, aber er geräth auch mit den spätern Göttern, sogar Heroen in Kampf, z. B. mit dem Apoll, mit dem Herkules. Eben so geht es dem Apoll: er, Anfangs selbst angreifend, wird angegriffen vom Herkules. Aber wie Zeus, so stiftet auch er wieder Frieden und Versühnung. Das stellt nun die Candelaberbase zu Dresden in ihren drey Reliefs in Beziehung auf den Herkules dar, welcher den Dreyfuß rauben will. Es werden jedes Mal drey Momente aus-

gedrückt: zuerst Angriff, dann Besiegung und Ergebung, endlich neue priesterliche Weihung. Jene drey Momente stellt das angeführte Basement nicht nur sehr einleuchtend dar, sondern die Attribute des Apoll sind auch jedes Mal zugleich Wassersymbole; nämlich der Tripode, Anfangs ein Untersatz der Wasserkessel, dann der ungemein breit ausgedehnte Teller unter der Fackel, der sich fast der Kesselform nähert. Kurz es findet sich ein Symbol, welches denen entspricht, von welchen Ritter in seiner Vorhalle der Beyspiele so unendlich viel anführt, daß ein leuchtendes Wesen im Wasser begründet, und ihm entsteigend vorgestellt wird, eine Deutung, die bis zum Regenbogen, ja bis zum Hundsstern Taschter, der die gewaltige Flut veranlaßte, hinaufzuführen ist.

Wie nun das Basement zu Dresden den Kampf des vereinten Apoll- und Neptun-Kultus mit dem Herkules darstellt; so dürfte vielleicht das jetzt zu Paris befindliche Basement aus der Villa Borghese denselben Mythus in Beziehung auf den Kampf mit Zeus darstellen. Die Reliefs zu Dresden enthalten zwey analoge Delphische Symbole, von denen das eine dem Wasser, das andere dem Feuer ein leises Uebergewicht gibt. Gerade so auf unserm Basement. Das Roß ist dem Apoll und dem Neptun eigen. Die erste Seite stellt das Roß als Centaur, gebildet als Jäger dar, von dem vermuthet wird, daß er in der verlornen rechten Hand den Bogen gehalten habe, also als Apollinisches Symbol. Die zweyte Seite stellt das Roß dar, statt der Mähne mit Fischfloßen und andern längern Floßfedern; wahrscheinlich ging auch der Schweif aus in einen Fischschwanz; hier also findet sich dasselbe Roß als neptunisches Symbol. Aber auch der Bezug auf den Zevs ist in derselben Weise zwiefach. Die erste Seite stellt den Centaur mit Stierattributen dar, die offenbar auf den Zevs als Beschützer des Ackerbaues deuten. Die zweyte Seite zeigt eine Figur, die man Bedenken trägt für den Mars zu nehmen, an der sich aber einige Spur von einer gleich dem Diadem des Zevs gebundenen Schnur zeigt, und deren Kümmerlichkeit wohl auf den durch Apoll besiegten Zeus deuten mag. Die übrigen Figuren sind schwer zu erkennen; aber sie scheinen entweder ein Scorpion oder ein Krebs, oder ein Triton, vielleicht auch Delphin zu seyn. Wie wenn nun das Ganze eine Versöhnung des Apoll und Neptun mit dem besiegten Zevs andeuten sollte, und zwar in so fern, als diese drey Götter die Menschen mit Bedürfnissen des Lebens begaben. Die Stierandeutung ginge auf Zevs, den Förderer des Ackerbaues, nach dem ιερος γαμος mit der Ceres auf Kreta, der Rehbock in der Rechten des Schützen auf die Jagd, und das Seethier auf den Fischfang. Von der dritten Seite ist wenig zu sehen; sie

zeigt ein Weib von matronenhaftem Charakter, bekleidet mit vielleicht umgürteter Tunika und Peplos. Die Stellung ist sitzend; sie scheint getragen vom Rücken eines Mädchens, auf dessen Schultern sie sich mit dem rechten Elbogen stützt. Alles dieß hindert wenigstens nicht, eine priesterliche Figur anzunehmen, und deren grade bedürften wir auf der dritten Seite, welche die Weihe darstellt.

Im fünften Abschnitt: kritische Bemerkungen und Lesarten zur Erklärung alter Denkmäler, liefert zuerst Hr. Hofrath Jakobs Auslegungen über die σκολια ἔργα beym Strabo und über das Olympium beym Plinius. In dem erstern Aufsatz will der Verfasser, weil alle Auslegungen nicht befriedigen, die vom Worte σκολια versucht worden sind, eine frühere Emendation σκοπα ἔργα wieder herstellen. Wenn es mit der gerügten Unzulänglichkeit der früheren Erklärungsversuche allerdings seine Richtigkeit hat: so ist doch auch die Emendation σκοπα immer etwas kühn, und am Ende hebt sie doch nicht alle Anstände. Wo so viel schon versucht worden, mag ein nochmaliger Erklärungsversuch den frühern sich anreihen. Das Wort σκολια bedeutet unläugbar alles Oblique, und gewiß auch dieses Oblique, in so fern es Anspielung ist; so fern ein Gegenstand nicht direkt, sondern indirekt durch Anspielung, Beywerk u. s. w. ausgedrückt wird. Es kann wohl Tadel verdienen, wenn etwas, das durch richtige Hervorhebung seines Wesens und seiner Natur gerade und unzweydeutig darzustellen ist, statt der vollendeten Darstellung durch anspielendes Beywerk mehr angedeutet als dargestellt wird. Namentlich in der Kunst ist dieß ein großer Fehler, eine Abweichung vom vollendeten und reinen Styl.

Wenn nun Strabo, nachdem er in der Beschreibung von Ortygia bey Ephesus Einiges den Mythus der Latona betreffendes erzählt hat, sagt, in den alten Tempeln finde man ἀρχαῖα ξόανα, in den neuern aber σκολιὰ ἔργα; so ist zuvörderst der Unterschied von ξόανα und ἔργα nicht zu übersehen. Jenes Wort bezieht sich streng auf Sculptur, bedeutet durch seine Ableitung vom Worte ξεω das mit dem Meißel Gearbeitete, und wohl eigentlich eine Statue; εργον ist wohl auch ein Kunstwerk, indeß wird mit dem Worte gleichfalls bezeichnet, was nicht eben mit dem Meißel gearbeitet, und was nicht eben Statue ist. Sollte Strabo nun nicht vielleicht haben sagen wollen: »in den alten Tempeln findet man alte Statuen, in den neuern aber anspielende Kunstwerke. Da wird der Latona ein Scepter in die Hand gegeben; auch Ortygia muß hinzugefügt werden, wie sie in jeder Hand ein neugebornes Kind hält.« Das letztere Kunstwerk ist offenbar eine anspielende, fast dramatische Gruppe, von der die ältere Sculptur nichts wußte. Dieser war es noch eigen, in der

ruhigen Darstellung des Gottes selbst, ohne daß sie ihm allegorische Attribute gab, ohne daß sie ihn mit andern Figuren in Verbindung brachte, in den Proportionen, in dem Ausdruck seines Körpers das Wesen zu offenbaren, was er darstellen sollte. Wenn dieß einen annehmlichen Sinn geben sollte; so widerstrebt er auch der Bedeutung des Wortes σκολιον in Beziehung auf jene Gattung von Liedern keineswegs, welche die Alten Skolia nannten. Denn zu ihrem Charakteristischen gehörte gleichfalls die Anspielung.

Der sechste Abschnitt, welcher sich mit der Fabel des Neptun und der Amymone zugleich mit dem Dreyzack des Neptun beschäftigt, wird auf Betrachtungen führen, welche die frühern Andeutungen über die ursprüngliche Einheit des Apoll und Neptun fortsetzen.

Apolls Geburt auf einer Insel, die erst später aus dem Meere hervortrat, ist nicht gleichgültig, um die Berührung anzudeuten, worin er mit dem Neptun stand. Beyde Götter kriegten über Korinth, und der Streit ward durch Briareus so geschlichtet, daß Poseidon den Isthmus und Helios das Vorgebirge erhielt. Helios vermählt sich auch mit einer Okeanidin und zeugt den Phasis, einen Flußgott, dessen Namen an Leuchten, an Phas erinnert. Ferner bedeutet Phasis geweihtes Wasser. Endlich wird Phaeton, weil er sich zu hoch mit den Sonnenrossen erhebt, wieder in die Flut des Eridanus gestürzt. Wer weiß, ob ein richtiges Verstehen aller Mythen über Helios und Poseidon uns nicht zum Theil mit wichtigen physikalischen und astronomischen Offenbarungen bereichern würde. Letztere dürften mit den Resultaten von Schubarts Werk: »die Urwelt und die Fixsterne,« in völligster Uebereinstimmung stehen; ja sie möchten uns den Schlüssel zur Astrologie bieten und es physisch erklären, wie bis zu einem gewissen Punkte die Sterndeutung erklärbar wird. Alle Lichtwesen, folglich auch die Gestirne, sind Verwandlungen des Produktiven in Reflektives. Sie gleichen den Sternen jenes ersteren Elements, erscheinen gewisser Maßen ausgeschieden aus dem produktiven Stoffe, von ihm entblößt, und möchten dadurch wohl eine Kraft gewinnen, die dem divinatorischen Nervenreitz analog ist.

Dieser Verwandtschaft des Apoll und Neptun, für welche jener Tragiker, der die Mysterien verrathen haben soll, und dessen Dramen vorzüglich mystisch erscheinen, durch seine Niobe vielleicht eine Bestätigung liefert, entspricht etwas anderes, nämlich die Gemeinsamkeit der Abkunft, wenn man nämlich den Weg so nennen will, auf den Einwanderungen Statt gefunden, mittelst welcher Ideen aus dem Orient und einheimische sich begegnen mußten.

zieren. Auf Rhodus nämlich findet sich eine dem Delischen Mythus analoge Sage, die zugleich einen tiefen naturhistorischen Sinn hat. Bey Theilung der Erde war dem Apoll nichts übrig geblieben. Da sah er unter der Tiefe des Meeres die Insel Rhodus, und erbat sich dieses Eyland, das auch sogleich dem Ozean entschwebte; ein Mythus, der sich gleich dem von Delos auf das erste Entstehen des Feuers aus dem Wasser beziehet. Wo ist der Sonnendienst mehr zu Hause gewesen wie auf dieser Insel, die Pindar in der berühmten olympischen Hymne die Braut der Sonne nennt? — Auf allen rhodischen Münzen findet sich die Sonne abgebildet. Aber eben dieselbe Insel ist zugleich als die Schule der Schiffahrt nach Strabo und Polybius; Diodorus Siculus nennt sie den Stapelort für alle Schiffe, die von Aegypten nach Griechenland gehen, und den umgekehrten Weg machen.

Aus allen diesen Thatsachen lassen sich gewisse Folgerungen ziehen, die vielleicht wenig Widerspruch finden dürften. Von keinem Gott ist es gewisser, daß er nicht griechischen Ursprungs, daß er vielmehr eingewandert sey, wie vom Apoll. Er steht mit dem Stammbaum der griechischen Götter in gar keiner Verbindung. Hesiod und Homer sind darüber einig; also die priesterlich Orphische und die kriegerisch Homerische Poesie weicht nicht ab. Er hat unbezweifelt nur eine Mutter, und zwar eine ägyptische Gottheit zur Mutter; auch ist uns der Weg, den er gewandelt, als seine Verehrung nach Griechenland kam, durch Rhodus und Delos sehr bestimmt angedeutet. Der Weg aber, welchen er genommen, so wie die Orte, woselbst er in Kleinasien besonders verehrt worden, bezeichnet zugleich blühende und weise Schiffahrt.

Da hier die Rede vom Neptun und nicht vom Apoll ist, so darf uns der letztere Gott nicht lange beschäftigen. Nur Einiges hat Referent zu erwähnen, um den Vorwurf des Widerspruchs von sich abzuwenden. Es ist nämlich bey anderer Gelegenheit die Darstellung geliefert worden, als habe sich in der Gegend um den Isthmus, welche zuletzt den Mittelpunkt für die Verehrung des Apollo bildete, das Wesen des dodonäischen und des Kretensischen Zeus, oder der priesterlichen und der kriegerischen Völkerlenkung zu einem neuen Wesen aus sich selbst gestaltet. Dieß scheint durch die Annahme einer Einwanderung des Apoll aufgehoben: aber nur zum Theil hat es diesen Anschein. Denn der Heliosdienst stellt eben, wie bey Gelegenheit des Memnon erwähnt worden, zugleich die intellektuelle Kraft dar, welche das von außen her lenkende, und das von innen her keimende Princip vereinigt. Wenn nun die Zeit gekommen war, die jene

Vereinigung reifen mußte, so begreift sich, daß die durch den Handel mit den Aegyptern und ihrem Horus bekannt gewordenen Griechen den Begriff dieser Gottheit am lebhaftesten ergriffen zu einer Zeit, wo dessen versöhnende Vermittlung nöthig war, und in einer Gegend, die zu dieser Versöhnung am meisten reif geworden schien.

Ferner ist in Rücksicht des Apollo noch zu bemerken, daß, wie sonderbar dieß auch erscheinen mag, die Griechen ihre Lichtanbetung von den Aegyptern durch den Horus der letztern erhielten. Ob die Aegypter aber ihren Horus von den Persern, nämlich durch Annahme des Ormuzd empfingen, oder ob die Aegypter nicht wirklich anfänglich die Nacht anbeteten, dadurch aber auf das Licht zuletzt von selbst geführt werden mußten, dieß würde in das Gebiet einer nicht hieher gehörigen Untersuchung führen, eben so wie alle Untersuchung des Bacchuskultus.

Nun ist aber noch die Frage wegen des Neptun zur Entscheidung zu bringen, und dem muß eine Betrachtung vorangehen. Es frägt sich nämlich, ob wir annehmen wollen, daß die Griechen das Gemeinste, den Erwerb und ihr Gewerbe göttlich verehrten? ob ihnen das, was sie verschluckten, von den Gaben der Ceres an bis zu ihren Fischen, ob ihnen ihre Geschirre und übrigen Bequemlichkeiten das Höchste, ob sie ihnen das Ewige und Unvergängliche waren, dem sie göttliche Verehrung widmeten? ob ihre Kunst die Gegenstände des gemeinen sinnlichen Genusses verklärte, und ob ihre Absicht dahin ging, diese Ansicht über alles andere zu erhöhen? oder ob ihre Musen etwas Höheres, etwas Göttliches verkündeten? Im erstern Fall wäre nichts besser, als das Buch der Alterthumskunde nur zur Stelle zuzuschlagen; denn mit aller Herrlichkeit des Alterthums wäre es ja nichts denn Täuschung. Jenes Alterthum erklärte ja lediglich zu unserer Verführung alles das, dem wir den niedrigsten Platz vergönnen sollen, als das Höchste. Die Musen des Alterthums müssen uns also wohl etwas Höheres singen, und die wahren Erhalter des Alterthums möchten also wohl diejenigen Gelehrten seyn, die dahin streben, jenes Höhere wieder zu enthüllen.

So frägt sich denn in Beziehung auf den Poseidon, ob die Griechen wirklich nichts denn so gemeine Abgötter waren, daß sie im Poseidon nur den Fischfang anbeteten, oder ob ihnen dieser Gott nicht mehr war, denn dieses? Die Antwort ist nicht zu schwierig. Ob sie einen phönizischen Poseidon hatten, davon nachher. Wenn sie aber einen ägyptischen besaßen; so bedeutete ihnen dieser so wie der ureigenthümliche, der orphische, wenn dieser Ausdruck hier richtig verstanden wird, mehr und Höheres. Wie sehr dieß der Fall seyn muß, ergibt sich schon aus

der bewundernswerthen Tiefe von physikalischer Einsicht; die sich in den Darstellungen und Epitheten für den Poseidon bekundet, wobey nicht zu vergessen, daß alles dieses nächst seiner physikalischen Wahrheit noch eine moralische und eine künstlerische plastische besitzt.

So das Beywort, der Erderschütterer. Wenn dieses Epitheton auch plastisch sich auf das Anschlagen der Meereswellen an die Küste mag bezogen haben; so ist es doch erfreulich, beym Verfasser noch zugleich eine andere Erklärung zu finden, die bestanden haben kann, ohne jene erstere auszuschließen oder aufzuheben. Nämlich Poseidon wird für die Ursache der Erdbeben gehalten. Sehr bedeutend ist, was Hr. H. Böttiger anführt, daß jedes Erdbeben ein Zorngericht (μηνιμα) Poseidons sey, und daß ihn zu versöhnen nach Diodor dem beruhigenden Gott (ασφαλιος) Tempel und Altäre erbaut worden. Ferner erwähnt er, daß nach Ammian XVII. 7. die älteste Theorie der Erdbeben gewesen, daß sie durch eindringende Wasserfluten veranlaßt worden. Verstehen wir dieß aber ja nicht als ein Entstehen der Durchbrüche von eindringenden Wasserwogen. Es deutet darauf hin, daß jedes vulkanische Ereigniß ein neptunisches zugleich ist, und daß seine Veranlassung eine neptunische war. Denn das Wasser ist die Ursache des Feuers, und die Uebereinstimmung des asphalischen Neptun mit dem Worte asphaltisch zeigt sich hier wiederum nicht gleichgültig. Es liegt eine vollständige Theorie der Sache in den Worten. Das Wort φαλλος, bezieht sich, wie bey anderer Gelegenheit näher ausgeführt werden soll, seinem reinen Sinn nach auf das Unveränderliche, Unerschütterliche, auf die Grundlage alles Werdens und Seyns, das Wachsen und Entstehen von innen aus, angehörig dem Urquell alles Lebens. So bedeutet auch φαλος gleich wieder rein, weiß (im dritten Hefte der Morphologie wird entwickelt werden, wie die Begriffe von Reinheit bey den Persern mit dem Begriffe von Unveränderlichkeit sich entsprechen); σφαλλω bedeutet die Erschütterung zunächst durch gewaltsames Umwerfen, aber auch im Worte σφαλερος durch einwankend und schlüpfrig machen, ασφαλιζω bezeichnet die Wiederbefestigung. Beym Worte Aphalt erneuert sich rein physisch dieselbe Reihefolge von Begriffen: erst ein Flüssigmachen, dann ein Konglomeriren.

Daß nun im Gebiete der Physik, namentlich der Geognosie, wir nicht eher zu festen Resultaten kommen dürften, daß unter andern der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten nicht zu schlichten seyn wird, bevor wir uns die ursprüngliche Einheit des Wassers und Feuers, das Entstehen des letzteren aus dem erste-

ren klar gemacht haben, darüber sind vom Referenten bisher von Zeit zu Zeit schon verschiedene Andeutungen gewagt worden. Es ist von großer Wichtigkeit, daß richtiges Verstehen der Vorzeit uns wieder leiten muß, um Irrthümer einzusehen, welche unsere Physiker vorbereitet haben, indem sie wähnten Fortschritte zu machen. Je mehr wir hinaufsteigen in die ältesten Urkunden, um so wahrhafter finden wir alle Räthsel der neuen Naturwissenschaften gelöset. Das wahrhaft Befriedigende, das, wodurch alle Täuschung gehoben wird, bietet uns aber die älteste Urkunde des Menschengeschlechts in ihrer Schöpfungsgeschichte dar.

So wußten denn die Alten, daß die Erdbeben, die vulkanischen Eruptionen vom Wasser herrührten, und nannten deßhalb den Poseidon den Erderschütterer. Es wird aber einer Untersuchung bedürfen, ob nicht eine andere Wahrheit noch sich dieser Ansicht anschloß, daß nämlich die Schiffahrt und der Erwerb durch Schiffahrt und Handel den geweihten uralten Ackerbau erschütterte, und diese Betrachtung führt auf Hrn. H. Böttigers Hauptgedanken zurück, Poseidons Ankunft aus Phönizien. Zuvörderst darf uns der Dreyzack nicht irren; denn das Hindeuten auf eine Dreyheit finden wir in allen Gotterattributen, namentlich in den dem Apollokultus verwandten Verehrungen und mit dem Hervortreten dieser Verehrung in Griechenland; denn Apoll war eben der jüngste Gott, und er vereinigte auch zwey zum Kampf auseinander gefallene Kräfte und Ansichten wieder. Ferner dürfte Neptun bey den Katabathern, dem Kopaischen See und bey manchem Verwandten wohl eine andere Rolle spielen als die, so ihm beygelegt wird, als vulkanische Kraft scheint er gewirkt zu haben. Die schätzbaren Vorarbeiten des Hrn. P. O. Müller werden in dieser Beziehung eben sowohl den Resultaten nach eine andere Stellung gewinnen müssen, wie sie in Absicht der griechischen Bevölkerungsgeschichte überhaupt, namentlich aber rücksichtlich der Mynier einen andern wie den angenommenen Zusammenhang erweisen durften, der sich auch bis auf den Minos und Dädalus ausdehnen möchte. Eben so gewinnt, was Hr. H. Böttiger von den warmen Bädern, den Schwefelquellen und den phlegräischen Erscheinungen an den Küsten von Syrien und Cilicien sagt, hiernach mit etwas veränderter Beziehung, Bestätigung. Nur scheinbar sind diese Erscheinungen vulkanisch: ursprünglich sind sie neptunisch. Die Veranlassung nämlich ist neptunisch, das Ergebniß trägt äußerlich den Anschein der Vulkanität an sich. Weil die Alten dieß wußten, deßhalb schrieben sie jene Naturphänomene nicht dem Gotte des Feuers, nicht dem Vulkan, sondern dem Neptun zu, ohne gerade den Apollo ganz auszuschließen. Es darf hier auch

wohl kaum unbemerkt bleiben, daß Göthe seit lange dahin arbeitet, über das Entstehen der warmen Quellen die verbreitete Meinung von einem vulkanischen Ursprunge zu widerlegen, und ihr Hervorgehen aus der Natur des Wassers selbst, bald durch den Druck, bald auf andere Weise zu erklären, wie denn dieser große Naturforscher auch von je an gegen die beliebte Sonderung des neptunischen und vulkanischen Einflusses und die Succession des einen auf den andern gewesen, vielmehr jederzeit eine Verwandtschaft beyder Wirkungen verfolgt hat.

Endlich das Entstehen der Quellen durch das Aufschlagen des Dreyzacks mit Bezug auf die Amymonen-Fabel. Dieser Mythus scheint demjenigen Neptun anzugehören, von dem Hesiodus singt, der nicht eingewandert war, sondern vom Saturn und Rhea entsprungen, in Beziehung auf den Vater das Schicksal des Zeus theilte. Dieser wußte als selbstständiger Gott sich Grund und Boden zu verschaffen. Dieser Neptun, bevor er mit dem Apollo verbunden war, bezog sich wohl auf das Urwasser, wenn sich nämlich dies Element so nennen läßt, in so fern die verzehrende Feuerkraft sich in ihm gebunden findet, und es in diesem Zustande mehr befruchtend denn verzehrend wirkt. Eben dieser Neptun verbindet sich mit der Ceres und zeugt mit dieser Göttin das Pferd Arion. Eben dieser Neptun erhielt auch beym Titanenkampf seinen Dreyzack von den Cyklopen geschenkt. Es ist also ein Gott, der auf das Meer, auf Seefahrt und Fischfang wenig Beziehung duldet; er stellt die milde befruchtende Kraft des Wassers vor. Die Danaiden aber sind, gleich allen zum Orkus Verbannten, solche Wesen, die sich durch die Sucht haben hinreißen lassen, den produktiven Urgottheiten abtrünnig zu werden. Sie wollten das, was nur die Urgötter ihnen geben konnten, sich selbst eigen zuwenden und aneignen in den mannigfaltigsten Formen und Weisen. Daher leiden sie die Strafen bald rastloser Arbeit, bald des ungestillten Hungers, bald des zur augenblicklichen Zerstörung übergehenden ungemäßigsten Wachsthums, bald der zu keinem Ziele führenden Bewegung. Das Schöpfen der Danaiden ist wohl ein Symbol des ungestillten Durstes. Gleich ihnen lechzt das Gefilde, und die Fabel von der Amymone, um kurz zu seyn, bezieht sich wohl schwerlich auf ein leichtfertiges Abenteuer, sondern auf Reue und Wiederversühnung jener Danaustochter mit dem Neptun. Der Raum gestattet es nicht, sonst wäre über das schöne Vasengemälde noch manches zu sagen. Es verräth einen wunderbaren dramatischen Zusammenhang, der sich von dem links stehenden Satyr bis zu dem auf der rechten Seite in jeder Stellung, ja jedem Gliede ausdrückt und zugleich symbolisch ist. Alles

greift in die Haupthandlung und deren Sinn dramatisch ein; aber mit zugleich tieferer Bedeutung. Es ließe sich vielleicht aus diesem Gemälde ein richtiger Aufschluß über die Satyrdramen, wenigstens die des Aeschylos gewinnen.

Doch es ist Zeit, wegen des Neptun zum Endresultat zu gelangen, und dieß dürfte sich aus den bisherigen Mittheilungen also feststellen lassen.

Wir finden in Griechenland und haben zu unterscheiden einen dreyfachen Poseidon, gewinnen auch durch dieses Unterscheiden einen Leitfaden für die Geschichte der dortigen Bevölkerung und Einwanderungen. Der älteste Neptun ist der hesiodisch saturnische. Er stellt das Wasser mehr als befruchtendes Wesen dar, denn daß er dieses Element als Flut und in seinen großen angesammelten aus dem All der Natur ausgeschiedenen Massen betrachtete. Der zweyte Neptun ist der libysche oder ägyptische. Das Wasser, wenn es aufhört latent zugegen zu seyn, wenn es ausscheidet und sich zu großen Massen versammelt, ist Ursach alles Entzündlichen. Es ist aber auch die Wurzel alles Reflektiven, folglich so mancher Feuer- und Lichtkraft und Erscheinung. Dieser Seite nach steht das Wasser mit dem Sonnendienst und den Auguren in Berührung. So kam eine Verehrung des Neptun zugleich mit der Verehrung des Helios über Aegypten nach Griechenland. Endlich sind die Meere, abgesehen von aller höheren Bedeutung, auch Erwerbsquelle dem, welcher den Sinn nur auf den Erwerb richtet, dem Seefahrer, dem Fischer. Und so hat denn auch der Phönizier seine Weise, wie er den ihm sehr wichtigen Gott anbetet, und dessen Attribute bezeichnet oder deutet. Es kommt sonach auf eine Unterscheidung der Neptunmythen an, welche sich als hesiodisch, derer welche sich als ägyptisch, und derer, welche sich als phönizisch bezeichnen lassen.

Für die Bevölkerungs- und Einwanderungsgeschichte ist das Resultat aber wieder folgendes. Die ersten Bewohner Griechenlands zeugen von einer mit der Urzeit unmittelbar zusammenhängenden Einwanderung mit priesterlichem Charakter, die auf dem Ackerbau beruhte. Ihnen begegneten in mehreren Stationen und von mehreren Seiten her Einwanderungen aus dem Orient zur See. Dadurch kamen wieder Dogmen aus der Urwelt nach Griechenland, aber in zwiefacher Vermittlung durch ägyptische über Rhodus u. s. w. und durch phönizische über Kreta. Das Aegyptische ist reiner und hat hieratischen Charakter, das Phönizische ist schon korrumpirt und nähert sich dem Fetischismus; selbst was die Phönizier früher vielleicht Aegyptisches mitbrachten, scheint in phönizische Eigenthümlichkeit um-

gewandelt. Alles Dreyes wirkte in einander. Das Phönizische und das Allerfrüheste begegnete sich, und das brachte einen Kampf, eine Wechselwirkung hervor. Aegyptischer Einfluß und die nun beginnende Heliosverehrung gab dem Ganzen seinen Charakter. Hellenismus war es, der so aus jener Wechselwirkung hervorging. —

Der siebente Abschnitt, als Beschreibung von Kunstwerken, erlaubt keinen Auszug.

Wilhelm von Schütz.

Art. IV. Les Soirées de Saint *Pétersbourg*, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence, suivis d'un traité sur les sacrifices; par M. le Comte de *Maistre*, 2 Volumes. *Paris*, 1821.

Erhabenheit in der Gesinnung, Pomp im Ausdruck, mit Energie gepaart und mit ungesuchten Wendungen verbunden, eine kühne Nachläßigkeit, die aber der Größe des Styls nicht schadet, ist es, was den Grafen de Maistre als Schriftsteller unter seinen Landsleuten heute auszeichnet. Er ist nicht gedrungen wie Bonald, er ist aber dafür in seinem Style biegsamer und freyer wie dieser edle Philosoph; er ist nicht elegant wie Chateaubriand, aber auch frey von aller Manier; er bedient sich oft glücklicher Trivialitäten, oder simpler, aber nachdrucksvoller Redensarten des gemeinen Mannes, an denen Bossuet auch nicht arm ist, welche aber die französischen Grammatiker ihren Schriftstellern fast immer zu Verbrechen anrechnen.

Graf Maistre ist ein Theosoph im katholischen Sinne, wenn es nur je Einer war. Er hat eine Scheu, in seiner Theosophie zu weit zu gehen und sich gegen die Autorität und den Sinn der Kirche zu verfündigen. Er empfindet eine ehrfurchtsvolle Scheu, in die Mysterien der Natur und der Gottheit einzudringen, und doch berührt seine Hand ihre Schleyer. Seine Ansichten über Gott, Natur, Geschichte, Völker und Menschheit, über Stern- und Arzneykunde und andere Zweige höheren Wissens sind theosophisch. Freylich lehrt er nicht ex professo diese Kunde, auch glaubt er nicht, die Worte der Weisheit müßten Geheimnisse bleiben; sind und werden sie doch ewig es seyn für den großen Haufen der Gemeinen, für die schwächeren Intelligenzen, für mystische Träumer ohne Energie und ohne Gesinnung, endlich für die absoluten Rationalisten, und wären sie auch zu Millionen von Exemplaren gedruckt. Was das Höchste und Tiefste ist, wird nur immer das geistige Eigenthum einiger Empfänglichen seyn, und Geheimnißkrämerey streift zu nahe an Charlatanismus, als daß es nicht gut gethan seyn sollte, sich davor zu verwahren.

Theosophie besteht aus Anschauungen, die sie in ihren Elementen nicht untersucht, sondern auf religiöse Weise annimmt. Von der Gottheit geht sie aus, und in die Gottheit kehrt sie zurück. Das Verhalten der Theologie, Philosophie und Theosophie zu einander überlassen wir den Geübteren; Theologie ist Dogmenlehre, Philosophie im engeren Sinne Verstandeslehre und Theosophie ist eine Vermittlungslehre zwischen der ersten und andern. Scharf gesondert sind im Grunde, ihrer innern Natur nach, keine von diesen dreyen Lehren der Weisheit.

Das hier angezeigte Werk ist in Dialogsform, und der Tod hat den Verfasser in Vollendung desselben überrascht. Die Charaktere, welche der Graf de Maistre aufführt, sind ein russischer Senator, der griechischen Kirche anhänglich und Illuminat, das ist Martinist, ganz ohne Feindseligkeit gegen die katholische Kirche. Ein junger französischer Chevalier, glänzend, gutartig, brav und leicht bildet den Kontrast mit ihm, und zwischen beyden tritt ein Graf in die Mitte, durch den unser Schriftsteller sich selber ausspricht, und seine innerste Seele aufdeckt. Der Dialog nimmt alle Töne an: er ist phantasiereich, leise humoristisch, edel, zart, schwungvoll, erhaben, energisch, und wiederum hart und finster; alle Stufen der Ausdrücke durchwandelt unser Verfasser, in nicht immer korrekter, aber durchaus blühender, ungeschminkter und seelenvoller Schreibart.

Die erste Unterredung beginnt mit einer Beschreibung, voll Frische, lieblicher Grazie und Imagination, eines schönen Sommerabendes an den Ufern der Newa, der die beyden älteren und den jüngeren Freund zu gemeinsamen Gesprächen einladet. Der Eingang ist gleich von vorn an lebhaft, und ungesucht. Der Jüngling, mitfühlend in der allgemeinen Stimmung der Natur, äußert den Wunsch, einen hartherzigen Bösewicht in Gegenwart der reizenden Scenen zu sehen, die ringsum ihn ansprechen, um zu wissen, ob für solche Schönheit der Mißrathene empfänglich wäre. Der Graf erwiedert, die Bösen könnten sich wohl betäuben, und in Belustigungen gewisser Maßen untergehen, aber niemals echter Freuden genießen. Leichtsinnig erwiedert der Chevalier, mit dem allgemeinen Diktum, daß das Glück den Bösen auf Erden anlächle und daß der Lohn der Guten nur im Himmel sey. Das Glück der Bösen, das Unglück der Gerechten! ruft der Senator aus, es ist dieß ein Geheimniß göttlicher Metaphysik und hängt auf das Genaueste zusammen mit den Wegen der Fürsehung in Beherrschung der moralischen Welt. Ihm sagen die meisten Moralisten und religiösen Ascetiker nicht zu, in ihrer Behauptung, daß die göttliche Gerechtigkeit nur im Himmel ihren Sitz habe, und auf

der Erde sich geflissentlich nicht wahrnehmen lasse. Das Glück, sagt der Graf, ist eine Art Lotterie, in der Böse und Gute gleich blind, gleich geschickt, gleich ungeschickt ziehen; klüger wäre zu fragen, warum ziehen die Guten nicht immer die guten Lose und die Bösen umgekehrt? Ein edler Mann fällt im Kriege; ist es Ungerechtigkeit? nein, ein Unglück. Ein allgemeines Gesetz, welches nicht ungerecht für Alle ist, ist es auch nicht für den Einzelnen. Nicht weil er brav ist, leidet der wackre Mann, und nicht weil er ein Böser ist, jauchzt der Ungerechte; sondern weil es Umstände also wollen, die oft anders sind und anders seyn können. Das Uebel ist auf Erden vorhanden, es ist da durch die Schuld des Menschen, durch Gerechtigkeit, und Gott hat das Uebel nicht gestiftet. Gott, sagt der heilige Thomas, ist Urheber des Uebels, welches da straft, und nicht des Uebels, das da beschmutzet. Der Dieb baut sich den Galgen durch sein Verbrechen, obwohl im indirekten Sinne Gott es ist, der ihn straft am Galgen. Nicht nur ist Gott nicht Stifter des moralischen Uebels, der Sünde, er ist es auch nicht des physischen, einer wahren Strafe der Sünde, die ohne das Verbrechen nicht vorhanden wäre. Der biedere Mann straft seinen Sohn, tödtet den Feind in der Schlacht, verdammt den Bösewicht zum Tode, und doch bleibt er der biedere Mann; Gott ist also gerecht wie immer er auch strafet.

Gibt es keine Ungerechtigkeit in Vertheilung der Strafen, spricht sich der Graf aus, wie darf die Tugend sich darüber beklagen, daß, nach der gemeinen Redensart, das Laster hier unten nicht bestraft werde? Da die Welt nur nach allgemeinen Gesetzen beherrscht wird, so kann man keine beständigen Wunder verlangen, um den Lauf dieser Gesetze zu hemmen. Denn mit einem Wunder wäre es nicht gethan, stets wären neue erforderlich und die Wunder würden so alltäglich werden, daß die Unordnung dadurch zur Ordnung würde. Jeder Mensch als Mensch ist den Unfällen der Menschheit unterworfen, der Reine wie der Bösewicht: wo ist hier die Ungerechtigkeit? Und doch ist es nicht wahr, daß vollkommene Gleichheit hienieden Statt finde in Betreff der Guten und Bösen; die Guten haben, genauer besehen, den Vortheil. Die größte Masse des Glücks, sogar des zeitlichen, gehört nicht den tugendhaften Menschen, sondern der Tugend. Wollte man jede gute Handlung bezahlen, wo wäre ihr Verdienst? Würde jede böse Handlung bestraft, wer würde Uebels thun und seiner Freyheit sich bedienen? die moralische Ordnung verschwände ganz. Die Tugend wird belohnt, das Laster schon hienieden bestraft, aber das Individuum ist dessen nirgends versichert: so ist die moralische Freyheit des Menschen gerettet.

Die Herrschenden, in dieser Welt, sagt der Graf weiter, stellen besonders darin die Gottheit dar, weil ihnen das Strafamt auferlegt ist. Die eigenste Prärogative ihrer Souveränität zeigt sich bey Bestrafung der Schuldigen. Ein Wesen eigener Natur übt diese in letzter Instanz aus; überall findet man dieses Wesen, in allen geselligen Ordnungen, und man begreift nicht wie, denn es gibt keine erklärliche Ursache, wie einer desselben Funktionen übernommen, dieses Wesen ist der Büttel. So viele tausend Ernährungsmittel gibt es, wie konnte man solch furchtbares Handwerk zu demselben sich wählen? Der Scharfrichter ist alleine in der moralischen Welt, er ist ruhig, und wie er auch sein Geschäft ausübt, man kann ihn keiner Ungerechtigkeit zeihen, und doch sagt man nicht leicht, er sey ein tugendhafter Mann? Doch beruht alle Macht und Sicherheit auf ihm, er scheint das Entsetzen und das Band der menschlichen Vereine. Nehmt ihn hinweg, die Strafen hören auf, das Chaos bricht ein. Es gibt also, in dem Kreise der weltlichen Regierung der Gottheit, ein sichtbar Gesetz für die Strafe der Verbrechen. Das überall anwesende Uebel wird überall durch alle Gesetzgebungen gezüchtigt. Wie kann man also klagen, daß die Frevel nicht in Strafen vergolten werden? Irrthümer der Tribunale, Verfinsterungen menschlicher Einsicht erschüttern nicht die unwandelbare Regel. Und diese Irrthümer, diese Verfinsterungen sind weit seltner als man sich einbildet, denn es liegt in dem Menschen, über die Fehler der Autorität ein offenes Auge zu haben, und sie werden begränzt durch die sich auf irgend eine Weise offenbarende öffentliche Meinung. Der Satz bleibt, trotz aller Ausnahmen, wahr, daß auf Erden es eine allgemeine und sichtbare Ordnung gibt für die zeitliche Bestrafung der Verbrechen.

Von den körperlichen Züchtigungen, welche die Vorsehung auferlegt, geht der Graf zu den Krankheiten über. Unsere Leidenschaften, unsere Unmäßigkeiten sind eine große Quelle von Leiden, die Krankheiten entfließen meistens aus ihnen. Gäbe es kein moralisches, so gäbe es kein physisches Uebel auf Erden. Alle Krankheiten haben zum ersten Grunde irgend eine Art geheimer Verbrechen. Die Religion ist eine Arzney der Körper wie der Seelen, und ein geschlossener Verein echter Frommen würde nur an Alter verbleichen. Die Krankheiten pflanzen sich fort, mischen sich, gehen durch Zuthaten in neue Kombinationen über, so daß wir heute durch eine Plage die Schuld des Exzesses eines frühern Jahrhunderts dulden können. Trotz dieser Mischung, gibt es eine sehr wirkliche Analogie zwischen den Krankheiten und den Verbrechen. Es gibt Verbrechen und Krankheiten mit furchtbaren und charakterisirten Namen, es gibt deren schwächere, mit vager

Bezeichnung und fast namenlose; je reiner der Mensch ist, desto ferner sind von ihm die Krankheiten, so einen nachdrucksvollen Namen führen. Baco, obwohl Protestant, hat auf das lange, von harten Plagen freye Leben der Heiligen aufmerksam gemacht; von dem Leben arger Sünder kann man das Gegentheil sagen. Christus, eh er die Kranken heilte, sprach sie los von ihren Sünden. Keine Krankheit hat eine bloß materielle Ursache, in den moralischen Unordnungen, Völlereyen und Schlemmereyen aller Art und Natur ist der Sitz aller Uebel. Abstinenz ist das größte Präservativ gegen physische Erduldungen.

Der Akt der Ehe erhebt einerseits den Menschen bis zur schöpferischen Intelligenz, und erniedrigt ihn andrerseits bis zum Viehe. Wie viele krüppelhafte Generationen sind nicht aus den Unordnungen schuldiger Nächte entstanden! Die Keuschheit in der Liebe und Ehe kann allein nur auf das Heil der Nachkommen einwirken. Die Kinder tragen die Schuld ihrer Aeltern durch deren Unenthaltsamkeit; es wollten die Weisen, daß man sich durch geistige Betrachtungen, in Herzensreinheit und Tiefe der Gedanken auf den gesetzmäßigen Beyschlaf bereiten sollte. Moralische Laster können bis aufs Undenkliche die Krankheiten vermehren, und echte Tugenden auf das Bedeutendste ihre Zahl vermindern.

Das zweyte Gespräch beginnt mit der Bemerkung des Senators, daß die Einführung neuer Nahrungsmittel mit einem geheimen wunderbaren Wege zusammenhängt, den wir in der Welt nicht entdecken können. Die irdische Welt ist der Spiegel einer geistigen, die Materie ist an und für sich nichts, da ohne die Hülfe der Intelligenz sie keine Selbstständigkeit haben würde. Da jedes Uebel eine Strafe ist, so ist auch keines an und für sich eine baare Nothwendigkeit; da kein Uebel an und für sich in dem Muß der Dinge liegt, so kann auch jedem vorgebeugt werden, entweder durch Unterdrückung der Laster, die es bewirkten, oder durch das Gebet, welches da Kraft hat der Strafe zuvorzueilen, oder sie zu mildern. Der Chevalier fällt mit dem Einwurf in die Unterredung, daß die Kinder nicht in der Folge der Zeiten die Sünden der Aeltern zu büßen haben sollten, und daß es mit einer Erbsünde genug sey. Die Erbsünde, sagt der Graf, wiederholt sich täglich, nur in untergeordneterem Sinne. Jedes Wesen, welches sich fortpflanzt, kann nur ein sich ähnliches Wesen erzeugen. Das seiner höhern Vorzüge Entkleidete kann nicht ein vollkommneres Wesen hervorbringen als sich selber, im Geistigen wie im Physischen. Aber derselbe Unterschied als zwischen den verderbten und dem schuldigen Menschen, findet auch zwischen dem unpäßlichen und dem kranken Statt. Scharfe Krankheit erbt sich nicht, aber wohl eine die Säfte ver-

verbende, so zur Urkrankheit wird, und ein ganzes Geschlecht anstecket. So auch was die moralischen Krankheiten betrifft; einige gehören zum gewöhnlichen Zustande menschlicher Unvollkommenheit, aber es gibt Gattungen von Schulden, welche den Menschen gänzlich seiner höchsten Vorzüge berauben können. Es ist das eine Erbsünde untergeordneten Ranges, aber ein lebhaftes Abbild der uranfänglichen. Daher die Wilden. Sie sind nicht die Menschen der Natur, aber Trümmer untergegangener und verfaulter Geschlechter, ihre Sprachen sind keine anfänglichen, aber zerrüttete; denn die Sprachen verfinstern sich mit den Ideen.

Diese Ansicht des Grafen de Maistre ist von großer Tiefe und, unserer Ansicht nach, von ungemeiner Wahrheit. Man hat nirgends den sogenannten Wilden in einem rohen, und unserer Ansicht nach, überhaupt erträumten Zustande gefunden, in so fern dieser Zustand in dem Sinne der Unabhängigkeit der Thiere gedeutet wird. Alle Wilden, die wir, wie z. B. die nordamerikanischen, genauer kennen, haben eine Staatsverfassung, sind aber rein unfähig, wie sehr auch die Europäer sich bemühen mögen, aus den sonderbaren Formen, in denen sie sich einmal hineingenistet, zu freyerer Anschauung des Lebens und zu größerer Erhebung der Gedanken sich heraus zu winden. Sogar das Christenthum scheint bey ihnen seine volle Wirkung nicht zu äußern, wenigstens möchten sich schwerlich jemals lehrende Priester unter den Wilden bilden. Doch haben sie ihre Priesterschaften, ihre Initiationen und ihre Art von Wissen. Die ganze künstliche Organisation der nordamerikanischen Völkerschaften und die labyrinthische, aber gelehrte Verflechtung ihrer Sprachsysteme hat mit großer Einsicht der protestantische Missionarius Heckenwelder in dem vor kurzem zu Philadelphia erschienenen ersten Bande der Memoiren einer in dieser Stadt und glücklicher Weise nach christlichen Principien gebildeten gelehrten Gesellschaft, auf klare Weise, obwohl selbst ein Freund der Wilden, aufgedecket. Die sogenannten Thiermenschen von Neuholland, welche selbst unter den Affen stehen sollen, mögen freylich am Gräßlichsten von Allen verwildert seyn; indessen hat man bis jetzt sie beurtheilt ohne sie zu kennen.

Um wieder auf den Inhalt der zweyten Unterredung zurück zu kommen: es gibt eine Erbkrankheit, sagt der Graf, so gut als eine Erbsünde, alle Menschen sind demselben Gesetze physischer Uebel unterworfen, und so auch demselben Gesetze des Lasters. Die Erbkrankheit ist die Fähigkeit zu allen Uebeln, wie die Erbsünde (deren Mysterium hier unbetrachtet) zu allen Lastern. Aber es gibt Erbkrankheiten und Sünden untergeordneter Gattung,

die mehr oder minder gewisse Personen herabwürdigen und versinken lassen. Das Christenthum hat auf tiefe Gedankenwege hingezeigt, indem es, um große Vergehungen der Fortpflanzung zu verhindern, mit seinen Gesetzen und Verfügungen zwischen Allem was eheliche Akten betrifft, getreten ist: so sorgte es dafür, daß aus tief verderbten Wesen nicht verderbtere Generationen entsprängen. Laster erben sich wie Krankheiten.

Jede Intelligenz will kennen und lieben, gewisse Gränzen, die sie nicht überschreiten kann, deuten auf ihre beschränkte Natur. Diese Sucht des Wissens und Liebens ist dem Menschen eigen, denn die obwohl gesunkenen Thiere ahnen nicht ein früheres Verhältniß, welches in der Tendenz des Wissens und Liebens dem Menschen gegeben ist, denn der Mensch wußte und liebte im vollkommenen ersten Zustande seiner Existenz. In der jetzigen Lage der Dinge schmachtet der Mensch nach allen Seiten hin in Elend, ein Centaur ungeheurer Natur, Mittelding zwischen Engel und Vieh, drücket sich der Verfasser aus. Jede Intelligenz ist, Kraft seines Wesens, das dreyeinige Resultat einer Anschauung die da ahnet, eines Verstandes der da behauptet, eines Willens welcher handelt. Anschauung und Verstand sind im Menschen geschwächt, der Wille aber gänzlich gebrochen. Der Mensch möchte wollen und weiß nicht was er will. Ein unbekanntes Etwas zwingt ihn wie wider seinen Willen, aber die Reue durchbohrt ihn alsbald. Gott schuf den Menschen nicht also vernunftwidrig, das ist die Hinzufügung der Sünde. Alle heidnischen Philosophen erkannten diese große Wahrheit, und unser Verfasser führt dazu die Beweisstellen an. Die Fähigkeit zum Bösen deutet auf des Menschen uranfängliche Schuld hinauf; die Anschauung der geistigen oder intellektuellen Sonne ist ihm unmöglich geworden.

Die vorflutige Welt ist uns mit Schleyern entzogen, Verbrechen ungeheurer Natur bereiteten sie zum Tode, und diese Verbrechen deuten auf höhere uns verschlossene Zustände des Wissens. Die Gesellschaft der Gerechten (die Noahiden) rettete einen Theil des Wissens, rein ihn erhaltend von der alten Einwirkung des Geistes des Verderbens. Jetzt, wo meistens man sich nur mit den Wirkungen abgibt, wo höchstens man nur von den Wirkungen auf die Ursachen zurückschließt, begreift man eine Zeit nicht mehr, wo die Menschen die Wirkungen in den Dingen selber unmittelbar erblickten. Alle unsre Entdeckungen sind leicht aufzufassen, wenn man sie uns lehrt. Die schwierigsten Aufgaben gehen nicht übet die Fassungskraft gewöhnlicher etwas unterer und gestärkter Intelligenzen hinauf. Die ersten Menschen der neuen Welt mußten reich begabt seyn, um ungeheurer Hinder-

wisse Herren werden zu können. Das ganze Heidenthum, unser Verfasser citirt zahlreiche Stellen, zeugt für die wunderbaren Geistesfähigkeiten und das höhere Wissen der frühesten Menschen. Das erste Wissen der Menschheit, so ausgezeichneter Natur, war um desto gefährlicher, wurde geheim gehalten, verschlossen und verlosch, bis auf den matten Docht, in den Tempeln. Doch besaß das Heidenthum außerordentliche Bruchstücke der alten Weisheit, nur verunstaltet. Asien hat den Geist der Urzeit, den Geist unmittelbaren Schauens am treuesten beybehalten, die Europäer bedürfen mehr der Krücken logischer Folgerungen. Sich zu erschwingen bedarf der Adler keiner Mongolfiere, nur daß man ihm die Fittige frey lasse. Nicht unserer mühsamen Vorarbeiten bedurfte das erste Wissen, es lag im Schauen.

Keine Sprache ist erfunden worden, fährt der Verfasser nach einigen Uebergängen fort, weder durch einen Mann, der sich nicht hätte gehorchen machen können, noch durch mehrere, die sich zusammen nicht verständigt hätten. Das Wort ist von Ewigkeit. In den alten und uranfänglichen Sprachen sind Gedanken hoher Metaphysik eingeschlossen, und doch waren die Völker, welche sie redeten, keine Metaphysiker. Der Graf de Maistre führt solche Beyspiele tiefster Redensarten an. Homer redet von Dingen, die in der Sprache der Götter und Menschen verschieden lauten. Unser Verfasser widerlegt in der Kürze die Meinungen derer, welche die Sprache erfinden, aus lauter Stückwerk mühselig zusammen setzen lassen; die Frage über den Ursprung der Sprache ist dieselbe als über den Ursprung der Ideen; junge Völker besitzen einen wahren Genius in dieser Hinsicht, und fühlen die eigenste Kraft und Grammatik in ihren zartesten Bestandtheilen, aus der Verwicklung und organischen Ineinanderbeugung der Ideen so zu sagen heraus. Ursprüngliche Menschen schaffen, was niemals durch ihre Analyse Sprachkünstler auszumitteln vermögen. Jede Sprache ist wie ein Individuum, in sich selber ganz ausgebaut, und doch gibt es gleichsam eine geheime Konvention (welche aber nicht Statt findet), daß auch die Ungebildetsten denselben Geistesathem ziehen. Es gibt Sprachen, in denen einzelne Redetheile polypisch ineinanderwachsen, so daß der Geübtere auf das Leichteste die Worte in ihren einzelnen Theilen zerlegen kann; andere sind nicht so schmiegsam und natürlich lebendig, aber vielleicht noch künstlicher, obwohl versteckter geordnet. Wie ein Volk räsonnirt und nachahmt, hört der schöpferische Naturtrieb in seiner Sprache auf zu blühen. Je höher man hinaufsteigt gegen den Ursprung der Sprachen zu, desto gewandter sind sie, desto mehr drücken sie die eigenste Metaphysik aus; je näher die Zeiten den unsern entgegenrücken, desto mehr erkrankt und verarmt Alles an Sprach-

bildungsfähigkeit. Die Sprachen haben einen Anfang gehabt, aber niemals das Wort, es ist älter als der Mensch. Die Rede ist nur möglich durch das Wort. Die Sprachen entstehen magnetisch, stets hat der Mensch gesprochen, und die Hebräer nennen ihn tiefsinnig redende Seele. Man erfindet keine neuen Worte, aber der Bildungstrieb der bestehenden nährt sich lebendig von ihren Elementen und setzt mit künstlerischem natürlichen Tief- und Triebsinn neue zusammen. Jedes Wort hat seinen geistigen Beweggrund, grobe Zeichen fingerten nirgends auch nur die unvollkommenste Rede hervor. Nichts Willkürliches ist in den lebendigen Redetheilen, und die Worte sind mit den Ideen in dem gründlichsten Verhältniß. Die Worte sind Bilder und körperliche Bekleidungen höherer Gedanken. Neue Sprachen winden sich aus den Eingeweiden in ihrer Wurzel veralteter Sprachen heraus, und immer hat diese Gebärmutter ihren Zeugungstrieb. Eine schöpferische Intelligenz und die überzeugende Macht fehlen der Ueberkultur, um aus der bloßen Vernunft sogenannte philosophische Sprachen herauszuklauben. Graf de Maistre zeigt die Lächerlichkeit der todten Wortmacherey französischer Gelehrten während der Revolution. Wenn ein Sprachbaum in allen seinen Zweigen und Aesten volksmäßig ausgewachsen ist, ergreifen große Schriftsteller seine Frucht, nicht um nichtig und leer an der Sprache zu schaffen und zu modeln, sondern um ihren Kern und den Blätterschmuck in der schönsten Fülle mit zarter Angemessenheit aller Redetheile zu enthüllen. Keine Sprachen sind arm in ihrem Beginne; in ihrem ersten Wurfe offenbart sich schon der ganze Genius der Nation. Maistre macht weiter auf die Bedeutsamkeit der Sprachen sogenannter wilder Völker aufmerksam, von denen wir schon oben ein Wort geredet haben.

Unser Verfasser bekämpft hierauf jene, welche den materiellen Ursprung unserer Ideen, nach Art des Locke, behaupten, und sie nicht bloß aus sinnlichen Bildern und Figuren, sondern auch aus rohester Einwirkung der groben Außenwelt mit den Materialisten ableiten. Graf Maistre vertheidigt den Aristoteles gegen die Behauptung der französischen Freydenker, welche den Griechen bis zur Stufe des Condillac herunterwürdigen möchten. »Der Mensch,« sagt Aristoteles, »kann nichts lernen als durch jenes Vermögen, durch welches er schon wissend ist.« Der heilige Thomas zeigt, daß von der figürlichen Anschauung der Mensch allein sich zur Betrachtung des Dinges an sich erhebt, was nicht seyn könnte, kämen alle Gedanken ihm von außen; denn dann würde er ewig auf einer thierischen Stufe verbleiben, und sich nirgends zum Universellen erheben. Ob die Ideen in uns eingeboren sind, oder ob wir sie in Gott sehen, gleichviel fürs Erste,

Zuvörderst ist die Autorität der höheren Geister für den geistigen Ursprung derselben, und die subalternsten Intelligenzen läugnen allein diesen ab. Die Frage über den Ursprung der Ideen ist übrigens abgeschmackt, wenn man sich nicht zuvor über das Wesen der Seele verständigt hat. Condillac will nicht über das Wesen der Seele aussprechen, Graf Maistre zeigt, aus welcher Unredlichkeit. »Kann man den Gedanken als Accidenz einer undenkenden Substanz begreifen,« fragt der Verfasser. Plato sagt: »Der Gedanke ist die Rede, welche der Geist an sich selber hält, woraus auch hervorgeht, daß die Frage über den Ursprung der Ideen, wie vorhin gesagt, dieselbe als über den Ursprung der Rede ist. Gedanke und Rede sind zwey mächtige Synonyma; die Intelligenz kann nicht denken ohne zu wissen, daß sie denkt, und sie kann nicht wissen, daß sie denkt, ohne zu reden, weil sie sagen muß: ich weiß. Das Wort verstehen ist durchaus nicht das Wort hören; es hören ist nur Sache des Lautes, es verstehen ahmt sich nicht nach, ererbt sich nicht, ist eingegeben. Die Idee, das ist der Begriff, ist nur eingeboren, nicht aber die Behauptung, die Zuversicht des Wissens, und diese Idee kann daher untergehen, erwidert unser Verfasser denen, die einwerfen, wie es möglich sey, daß mit klaren Begriffen geboren, alles sich doch verdunkeln kann. Es ist ganz etwas anderes von eingebornen Ideen als von eingebornen Räsonnements zu reden; letzteres kann nur einem Tollen einfallen. In Heiden und Christen ist die Idee Gottes eingeboren, nur wird sie verschieden entwickelt. Jede Notion, jeder Begriff der Idee ist unmittelbare Wahrheit. Graf Maistre endet die zweyte Unterhaltung mit hohen Ansichten über die wunderbare Fügung, welche jetzt den Europäern gestattet, auch die unbemerktesten Sprachen ferner Welttheile sich grammatisch anzueignen. Die Menschen eilen einer großen Einheit hinzu, die der Verfasser von Weitem begrüßt. Nach allen Weltgegenden hin strömen, zu Meer und Land, mit geistiger Forschung, Handelsthätigkeit und Herrschaft die Europäer.

Die dritte Unterredung beginnt mit neuen Betrachtungen über die weltlichen Wege der Vorsehung. Der Verfasser bemerkt, wie trivial beyde Redensarten sind, über das Glück und die Belohnung der Edeln für tugendhafte Handlungen, und über das Glück der Lasterhaften, denen Alles gelinget. Zwey entgegen gesetzte Probleme zerrütten so die Menschheit. Aber das Weltall selber gehorcht, obwohl mit Widerstande, zwey sich anfeindenden Gesetzen; dem sanfteren, innigeren, zarteren muß man sich hinneigen, es trügt nie. Man lärmt dem Guten wie dem Bösen Beyfall zu, aber auch das Geräusch des Beyfalls, wie verschie-

den ist es in beyden Fällen; das edle Ohr verkennt dieses nicht. Zwey Menschen sind in uns, verschieden aber in der Wage. Der Reine, wie tröstet er uns über den Gang der Gottheit; der Unreine, wie bitter spricht er sich nicht aus! Kein Wunder, daß wir zwey Stimmen vernehmen, aber auch mit ganz verschiedenen Geistesohren. Das Glück der Unreinen ist ein Sophisma unseres Verstandes, die Wahrheit liegt nicht darin. Der Verstand ist gewiß ein großes Licht, gegeben ist er uns worden, uns seiner zu bedienen; aber kaum betreten wir das Heiligthum, so fallen die Schuppen ab, im Heiligsten des Heiligsten geht uns eine andre Klarheit auf. Zweifel sind wie die unreinen Fliegen, die den Wandernden immer anwehen, immer beschmeißen, der Verstand mag sie fortweisen, dem Glauben ist es allein gegeben sie zu ersticken. Das Sprichwort sagt: »Reichthum flieht die Tugend,« aber sagt auch: »Uebel erworbnes Gut gedeiht nicht.« Nein, der Reichthum entzieht sich nicht der Tugend; nur die mit Ehre besessenen Glücksgüter sind schätzbar und dauernd, auf den andern liegt, man möge es anstellen, wie man wolle, Unruhe und Verachtung. Bös erworbne Güter sind eben so viele Anatheme über Individuen und Familien.

Graf Maistre deckt einen Irrthum in mehreren gutgesinnten Schriftstellern auf, die in dem Glücke der Lasterhaften und den Leiden der Tugendhaften eine starke Probe der Unsterblichkeit der Seele zu finden glauben, oder Strafe und Lohn für das zukünftige Leben. Weßhalb, sagt der Verfasser, einer Gattung von Wahrheit die Waffen rauben, um die andere damit auszurüsten? Jeder Böse, fährt, nach Leibnitz, unser Schriftsteller fort, ist ein Heautontimorumenos (Selbstpeiniger). Wenn sich edle Männer in so fern trügen, als sie, unüberlegt, im Sinne des großen Haufens etwas Unwahres nachreden, wenn sogar ein Leibnitz hin und wieder spricht wie der Haufe, so beugen sie sich doch auf ihre Natur zurück und ihre eignen Ausdrücke widerlegen, was sie bewußtlos nachgesprochen haben. Zwey Irrthümer sind also in diesen Unterredungen siegreich zurückgewiesen worden, Irrthum des Hochmuths, der vor der Klarheit sein Auge zuthut, um seine strafbaren Einwürfe zu entschuldigen, und Irrthum der Tugend, die sich verführen läßt aus Verlangen, eine Wahrheit, wäre es auch auf Unkosten einer andern zu bekräftigen. Eine dritte Art Irrthum gibt es über die Frage des weltlichen Ganges der Vorsehung, er gehört jenem großen Haufen an, der immer vom guten Erfolge des Lasters redet, ohne zu wissen, was denn da Glück oder Unglück ist. Man schreyt aus: Glück, Rang, Vorrecht, alles fällt denen anheim, so es nicht verdienen. Wer aber sagt, daß diese Dinge auch das echte Wohlseyn, unser

wahres Heil befördern? Ein großer Theil der Leiden eines Volkes rührt von übel Angestellten her. Wenn Jeder die Wahl abwartete, ohne sich derselben entgegen zu drängen, die Masse der Uebel würde sichtbar vermindert werden. Welch ein Recht hat man zur Behauptung, man tauge besser wie ein anderer für diesen oder jenen Posten? Denn das scheint man stillschweigend zu behaupten, wie man um ein Amt anhält. Wer weiß, in wie fern man nicht dadurch den verborgenen Wegen der Fürsehung ein Hinderniß wird? Jener, der tief in und um sich schaut, wird wohl verstehen, wo der wahre Beruf ihn hervorhebt, oder nur Selbstbetrug ihn verlocket. Daseyn und Gang der Regierungen werden von oben gelenkt, es sind nicht die Menschen, so alles bestimmen, so wie auch keineswegs die Körper durch mechanische Bedingungen sich in ihrer Bewegung bestimmen lassen. Ein lenkender Geist ist in allen Reichen; fährt er hinaus, so erstirbt das Volk. So wie die physische Welt, obwohl sie von untergeordneten Ursachen abzuhängen scheint, doch einer höheren Ordnung unterwürfig ist, so auch die politische. Ohne den lenkenden Geist, wie erklärt man Dauer und Entstehung der Regierungen, die nationale Einheit, die bunten Willen, welche sich unbewußt in einen Sinn zusammen lenken (ein Zeichen, daß eine höhere Hand sich ihrer bedienet), die vielen so genannten Zufälligkeiten, Verkehrtheiten, Tollheiten, Verbrechen sogar, die doch dazu dienen, ganz wider ihre Natur, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Was die Menschen oft Glück nennen, ist öfter eine furchtbare Strafe; der Mensch weiß nicht, was ihm noth thut; ohne höheren Unterricht, sagt Plato, hätte er nicht zu beten verstanden. Wenn die Tugend nicht immer so weltlich geschickt, linkischer ist wie das Laster, um desto besser für sie, es gereicht ihr sogar zum zeitlichen Heile. Laßt uns das Verbrechen nicht beneiden, die Tugend hat andere Arten von Segnungen; es hat den Frieden der Seele, dem Laster ganz unbekannt; es hat auch den guten Ruf, dessen das Laster nur sehr uneigentlich genießt. Gott hat jenen Menschen Alles gegeben, sagt Seneka, die er vor dem Frevel bewahrt oder davon sie befreyt hat.

Die Verkehrtheit aller Verkehrtheiten ist es übrigens, noch genauer besehen, sich über die Verfolgungen und Trübsale der Unschuld zu beklagen, da die Unschuld nirgends vorhanden ist. Wo ist der Gerechte? Wer darf sich selber so heißen? Steigen wir in uns selber hinab, und beschauen das Uebel in uns. Unzählig ist die Menge unserer Vergehungen, und wie oft wir uns, unbefugt, in die Wege der Vorsehung geworfen, ahnen wir nimmer. Eine furchtbare Kette der Verbrechen umschlingt das Menschengeschlecht; die Fehler stehen nicht einzeln, sie entwinden sich

einer dem andern; wo sind die Gränzen unserer Verantwortlichkeit? Wenn einerseits die Masse der Sünden ins Ungeheure sich aufthürmt, wie schwach, schwankend, wie wenig vor einer schärferen Prüfung bestehend sind unsere Tugenden! Unsere Vorurtheile spielen eine größere Rolle bey Aufzählung der Tugenden, als Betrachtungen allgemeiner auf Gottes Willen erbauter Ordnungen. Nicht sowohl, weil eine Handlung bös, als weil sie beschimpfend ist, empört sie uns. Was thun wir in unserm Leben? Was uns gefällt. Wir fürchten nicht das Laster, aber die Schande. Es gibt keine Tugend ohne Selbstüberwindung. Laßt uns von unsern elenden Tugenden hinwegnehmen, was wir dem Temperament, der Ehre, der Meinung, dem Stolze, dem Unvermögen, den Umständen schuldig sind, was bleibt? Große Diebe läßt man laufen, kleine aber hängt man; trotz dessen ist Dieb Dieb, und der geringere ist nicht schuldlos; des großen Pein, obwohl anderer Natur, ist um nichts geringer. Es gibt keinen Gerechten auf der Erde, sagt Salomo; die am tugendhaftesten sind, beschweren sich aber am wenigsten ihrer Leiden. Nur das Laster beschwert sich, durch sonderbaren Kontrast, über die Leiden der Tugend; letztere klagt um so weniger, je reiner und erhabner sie ist.

Die vierte Unterhaltung beginnt mit Betrachtungen über die Kraft des Gebetes. Der Verfasser knüpft an, was er in der zweyten Unterredung abgebrochen. Da jedes Uebel, wie oben gesagt worden, eine Strafe ist, so kann kein Uebel als nothwendig angesehen werden, da man ihm hätte vorbeugen können. In diesen wie andern Stücken ist die zeitliche Ordnung das Abbild einer höheren. Die Strafen sind nur Folge der Laster, jedes Vergehen ist freywillig; die Strafe könnte also verhindert werden, wenn man nicht frevelte. Ja, nach begangenem Verbrechen sogar, kann auf gedoppelte Weise der Strafe vorgebeugt werden; zuvörderst kann das Verdienst des Schuldigen oder können die Verdienste seiner Vordern zum Gleichgewichte seiner Sünden abgewogen werden; dann auch können seine dringenden Bitten oder die seiner Freunde die Gnade vom Fürsten erlangen. Wir sollen uns hüten, sagen die Philosophen, Gott uns gleich machen zu wollen; das ist wahr, aber wir sollen uns Gott ähnlich machen. Die göttliche Gerechtigkeit kann in der menschlichen mehr betrachtet und ermessen werden, als wir uns oft vorstellen. Nach Gottes Bild sind wir geschaffen, und uns ist anbefohlen, zu streben ihm ähnlich zu werden. Der Verfasser widerlegt die modernen Kläglichkeiten, welche den Menschen gänzlich herabstimmen möchten, indem sie immer von seinem Nichts zum Kontrast des All der Gottheit reden. Jesus hat die Menschen Freunde,

Kinder, ja Brüder genannt; Gott ist der Freund unserer Seelen, wie er selber sagt. Die Intelligenzen können nur von einander in Hinsicht der Vollkommenheit unterschieden seyn, wie ähnliche Figuren nur durch den Umfang. Die göttliche Investitur ist von vorne an den Menschen gegeben: »Laßt uns den Menschen uns ähnlich machen, und daß er herrsche über Alles, was athmet;« es herrscht also der Mensch über die Erde, bloß weil er Gott ähnlich ist. Man kann also zu Gott bitten, wie man einen Fürsten bittet, und mit Erfolge. Die Bitten in weltlicher und göttlicher Ordnung eilen den Strafen öfter zuvor.

Der Chevalier wendet ein, daß eine so unwandelbare Ordnung in der Natur herrscht, daß er nicht begreift, wie Gebet diesen Lauf ändern kann, wie z. B. durch religiöses Fürbitten Regengüsse oder Dürre abzuwenden sind. Der Physiker lacht darüber. Trotz aller Fürbitten sind fast immer die größeren Bataillone im Kriege die Sieger. Wie oft singt nicht der ungerechte Eroberer ein Te Deum? Hier citirt der Chevalier Verse von Voltaire, und der Graf erwiedert ihm mit einem Gemälde dieses Schriftstellers, worin er dessen Hochverrath an der Menschheit mit den energischesten Zügen ausmalt. Auch der Verstand, sagt der Graf, hat seinen Zorn, und dieser Zorn bewaffne seine Geißel gegen den Sophisten. Der heilige Geist selber hat die Gerechtigkeit dieses in edlem und tiefem Unwillen auflodernden Zornes gebilligt.

Eine der größten und gefährlichsten Versuchungen, welche dem menschlichen Geiste sich darbieten kann, ist, an der Idee unwandelbarer Naturgesetze zu haften. Dieses System reizet, führt aber dazu, das Gebet zu vernachläßigen, des geistigen Lebens verlustig zu gehen. St. Martin nannte das Gebet den Hauch der Seele; wer nicht mehr betet, lebt nicht mehr. Keine Religion ohne Gebet, sagt sogar Voltaire; daraus ergibt sich, daß, wo kein Gebet, auch keine Religion ist. Daran sind wir jetzt in unserm deistischen Zeitalter, denn der unvermögende Deismus ist keine Religion; auch suchen die Weisen nach irdischen Gesetzen, ohne ihres Ursprunges zu gedenken. In diesem moralischen Stumpfsinne finden mehrere unserer Physiker einen scheußlichen Reiz, der die furchtbarste aller Strafen ist, wenn man ihn genau betrachtet; auch fehlt ihnen die Macht, sich aus ihrer Tiefe zu erschwingen; die Flügel sind im Schlamme gebrochen. So ist der Mensch, der aufgehört hat, zu beten, und gäbe es keinen öffentlichen Kult (einer der vielen Zeichen seiner Nothwendigkeit), der dieser Masse von Gesunkenheit durch einige Gegenwirkung widerstände, die Menschen würden wahrhaft verwildern. Auch hassen solche Physiker den Kult und seine Diener. In der Kirche fühlen sie sich er-

drückt, wie in Stickluft, da hingegen reine Seelen in derselben gleichsam die Flügel ausbreiten und in reiner Atmosphäre athmen. Ueberall, zu allen Zeiten, in allen, auch den am meisten verunreinigten Religionen haben die Menschen gebetet. Sie haben schlecht beten, Unverständiges erflehen können, aber das Universalprincip ist aus dem Schiffbruch der frühesten Zeiten gerettet worden. Das System unwandelbarer Gesetze würde uns zu einem abstrakten Fatalismus verleiten, und uns wahrhaft versteinern.

Nicht der Vernunft will der Verfasser widersagen, so oft man auch heute sie mißbraucht, nur wo sie dem gesunden Menschenverstande (sens commun) entgegen steht, ihrer Ansprüche Tyranney von sich abweisen. Die Vernunft sagt: »nichts geschieht als was geschehen soll;« der gesunde Verstand erwiedert: »betet ihr, so wird dieses oder jenes, welches geschehen sollte, nicht eintreffen.« Uebrigens wenn einmal die Wahrheit erkannt ist, was bedeuten da noch subtile Einwürfe? Nichts gegen die Wahrheit, nur daß wir nicht jedes Mal erleuchtet genug sind, den Einwürfen zu begegnen. Man hat gegen den Moses Geschichte, Chronologie, Astronomie, Geologie empor gerufen, das wahre Wissen hat die Einwürfe geschlagen, aber jene waren hochweise, welche, ohne sich bey ihnen aufzuhalten, die Schwierigkeiten als null und nichtig verwarfen. Sogar der mathematische Einwurf soll verachtet werden; denn man gibt ihn zwar als eine erwiesene Wahrheit, aber niemals wird man beweisen können, daß er die früher erwiesene Wahrheit widerleget. Thatsachen sind und bleiben unumstößlich, und über kurz oder lang vergehen alle Hindernisse, mit denen man sie verwerfen will, wie Schatten. Jedes Mal, wenn eine Aufgabe bewiesen wird durch die ihr eigenthümliche Prüfung, soll man nicht mehr auch auf den unauflöslichsten Einwurf achten. Aus dieser Unauflöslichkeit erfolgt nur, daß die beyden für wahr gehaltenen Thesen durchaus nicht im eigentlichen Widerspruche mit einander stehen.

Keine Autorität hat Recht zu behaupten, um ein Beyspiel anzuführen, daß Drey nur eins sind; denn eins und drey sind bekannt; und sagen, daß sie zugleich dasselbe und nicht dasselbe sind, wäre absurd. Aber wenn man sich erklärt, daß drey Personen nur eine einzige Natur bilden, da die Offenbarung, sogar hierin übereins mit der tiefern Psychologie und mit den wenn auch noch so dunkeln Traditionen aller Völker dafür zeuget, so bin ich bereit zu glauben; und frage nichts darnach, daß dreye nicht eins sind, denn davon handelt es sich nicht, sondern nur zu wissen, ob drey Personen nicht eine einzige Natur seyn können, was ganz anders klingt.

Wo gibt es denn in der Natur diese unwandelbaren Regeln,

diese starre Kette der Begebenheiten, von denen so oft gesprochen wird? Man gewahrt nur in derselben eine schmiegsame Triebfeder, so wie sie seyn muß, um sich, so viel als möglich, der Handlung freyer Wesen zu fügen, die so oft hienieden mit materiellen Naturgesetzen sich verflicht. Wie mannigfach und bis zu welchem Grade ist es nicht, daß wir auf Fortpflanzung der Thiere und Gewächse einfließen! Um ein schlechtes Räsonnement einiger Meteorologisten für den Augenblick anzunehmen: sie sagen, daß jährlich in jedem Lande, in einem allgemeinen Durchschnitte der Regen sich in solch oder solcher Masse ergießet; laßt uns dieses, obwohl rein unerwiesen, als durchgängiges und feststehendes Gesetz annehmen; so wird doch die Vertheilung dieses Wassers den flexibeln Theil desselben Gesetzes bilden. Trotz der unwandelbaren Gesetze erfolgen Ueberschwemmungen und Dürre; allgemeine Regengüsse für Jedermann, und Ausnahmsregengüsse für die, welche sie zu erflehen verstanden haben. Wir werden nicht bitten Oelbäume in Siberien und sibirische Produkte in der Provence blühen zu lassen; aber wir werden bitten, daß die heimischen Früchte überall gedeihen. Manche Philosophen des Jahrhunderts reden nur von unwandelbaren Gesetzen, um in Zorn auflodern zu können gegen Prediger und Moralisten, welche da sagen, daß die materiellen Plagen, wie Erdbeben u. s. w. von Gott gesandte Strafen sind. Sie behaupten, daß es nothwendig war, daß Lissabon an dem Tage und in dem Jahr durch die Erschütterung, welche es verschlang, untergehen mußte; eine schöne Theorie zur moralischen Veredlung des Menschengeschlechtes! Die Stadt ist bestraft worden ob ihrer Verbrechen, und ohne diese Verbrechen wäre sie nicht bestraft. Unschuldige sind zugleich mit untergegangen, aber alle Menschen sind dem Tode unterworfen, und Tod bleibt immer Tod, er möge nun erfolgen, wie er wolle. Jede Plage des Himmels ist eine Strafe, alle Gesellschaften, alte und neue, wilde und gebildete haben diese Ueberzeugung gehabt; sie ruht im Busen des Menschengeschlechtes. Diesen Plagen konnte man also vorbeugen, entweder durch ein reineres Leben, oder auch durch inniges Gebet. Gewiß ist es, daß die Erde inflammable Substanzen enthält; aber ist es gewiß, daß um diese oder diese Zeit sie Lissabon zerrütten sollten? Zuverläßig gibt es Tiger; ist es auch eben so zuverläßig, daß dieser oder jener Tiger in ein Haus einbricht und dessen Bewohner erwürgt? Der regelmäßige Gang der Gestirne ist ein Gut, daher in der Natur der Dinge; aber die Plagen sind ein Uebel, und worin liegt die blinde Nothwendigkeit ihrer Existenz?

Die fünfte Unterredung beginnt mit einer Betrachtung des Senators, welcher anmerkt, daß die Naturscenen wahrschein-

lich das für uns sind, was die menschlichen Handlungen für die Thiere, welche sie betrachten. Kein lebendes Wesen kann andere Kenntnisse haben, als die, so sein Wesen selber bilden und so lediglich Bezug haben auf die Stelle, welche es in der Welt einnimmt; eine der vielfachen Proben eingeborner Ideen, sonst könnte jedes Wesen aus seiner Stelle treten und die öffentliche Ordnung trüben. Die Thiere werden Eins, Zwey, Drey gewahren, aber niemals Einheit, Dualismus, Dreyheit. Der Hund sieht alles wie der Mensch, aber begreift davon nur, was er als Hund begreifen soll. Wer sagt, ob ein Erdbeben z. B., um das alte Gleichniß fortzusetzen, nicht für uns, was Anschauungen menschlicher Handlungen für das Thier. Doch gibt es einen Unterschied, der Hund weiß nicht, daß er nicht weiß, der Mensch aber. Die Thiere sind umringt und von allen Seiten angesprochen durch alle Zeichen der Intelligenz, können sich aber niemals zu der geringsten von ihren Handlungen erheben. Eben so ist es möglich, daß wir durch Tausende von Zeichen der höchsten Intelligenz umringt sind, ohne sich zu ihr erschwingen zu können. Die Alten sahen überall Geister, wir nennen sie abgeschmackt; die Modernen sehen überall physische Ursachen: was sind physische Ursachen? Etwas Materielles, also etwas, was nicht Ursache ist, denn Materie und Ursache schließen sich wechselseitig aus. Die Materie handelt nur durch den Antrieb, jede Bewegung ist eine Wirkung, also ist physische Ursache ein Unding. Die Materie kann nichts durch und für sich, sie ist nur ein Beweis des Geistes. Das Princip aller Bewegung liegt außerhalb des Körperlichen, in uns selber tragen wir den Beweis, daß der Wille der Beweger ist. Festhalten muß man, daß die Ideen von Materie und Ursache sich einander ausschließen.

Baco ist auf eine Chimäre verfallen, indem er einen Stammbaum von Wirkungen annimmt, die von Ursachen zu Ursachen bis zu unmittelbaren hinaufreichen. Wie kann man aber Ursachen in der Natur suchen, da die Natur selber eine Wirkung ist? Man entdeckt nur in der Körperwelt unbekannte Thatsachen, aber keine Ursachen. Das behauptet auch Newton, obwohl seine mißverstehenden Jünger auf tolle Art sogenannte mechanische Gesetze annahmen. Uebrigens wiederholt der Verfasser, der Mensch weiß, daß er nicht weiß, ein Titel für seine Größe, ein Hinderniß für seinen Hochmuth. Alles ist Leichnam, nichts hält sich aufrecht, wenn nicht etwas darin ist. Die Welt ist die Hülle der Ideale. Nichts ist wahr, was seinem Anscheine nach ist, doch ist alles wahr dem Wesen nach. Wenn man dieses einsieht, begreift man auch, wie das Gebet nicht nur das physische Uebel abwenden kann, aber auch dessen Heilmittel ist, wie das Holz,

so uns Südamerika sendet, das Fieber abwehrt. Holz ist Holz, aber die verborgene Kraft in der Chinawurzel ist weder das allgemeine noch das specielle Holz, sie ist nicht materiell, todt, unlebendig, sie ist geistig und lebhaft ihrer eigensten Natur nach, sie ist unerklärlich. Um auf das Gebet zurück zu kommen, es ist eine untergeordnete Ursache, wie z. B. ein Gewitterableiter gegen den Blitz. Kein Mittleres gibt es zwischen dem öden absoluten Fatalismus und dem allgemeinen Glauben der Menschheit über Wirksamkeit des Gebetes. Moderner Hochmuth verwechselt allein die Entdeckung oder Hervorbringung einer Wirkung mit der Offenbarung einer Ursache. Je mehr die Menschen entdecken, desto mehr vergrößern sie den Kreis des Wundervollen, was wissen sie aber deßhalb über das Wesen der Dinge? Nichts! die moderne Chymie analysirt die Gewitter, nichts ist simpler ihr zufolge, sie sind uns so nahe, daß Gott nichts damit zu schaffen haben kann. Also unsere Furcht und Bitten sind eitel! Die Alten, die uns geistesüberlegen in Allem waren, hatten eine religiöse Scheu vor dem physischen Wissen; nur den Christen ward dieses gestattet, weil in dem Christenthume, trotz des wissenschaftlichen Giftes mechanischer Physik, deren tiefste Heilwurzel liegt. Der Verfasser zeigt in Baco schon die Anlagen der modernen materiellen Gesinnungen, obgleich sie unbewußt in ihm liegen und seiner großen Geistesgaben unbeschadet. Unser Zeitalter hat den Baco vergöttert, nicht seiner großartigen Wahrheiten wegen, sondern weil er das Princip der Materie in der Materie suchte und das geistige Wissen in der Theologie verschloß, und diese in die Kirche gefangen wissen wollte. Ein Buch wäre zu verfassen, sagt Graf Maistre, über den Schaden, der den Produkten des Genius angethan, und wie selber der Charakter ihrer Urheber geschwächt worden, durch die Irrthümer, so sie während der drey letzten Jahrhunderte bekannt haben. Große Geister, wo sie grob irren, sinken in den Schlamm der gemeinsten hinab. Heute ist es Zeit die Götzen zu entthronen, nicht aus Partey- und Sektengeist, sondern aus Achtung für die Wahrheit.

Kann man, sagt unser Verfasser, in seinen Gedankenweg zurücklenkend, die mindeste Schwierigkeit in der Idee finden, daß das Gebet eine sekundäre Ursache ist? alle Einwürfe, die man dagegen hat, kann man sie nicht auch z. B. der Arzneykunde machen? »Dieser Kranke, sagt man, soll sterben oder nicht sterben, also ist es unnütz für ihn zu beten; Graf de Maistre fügt hinzu, also ist es unnütz, ihm Heilmittel zu reichen, also gibt es keine Arzneykunde.« Die sekundären Ursachen verflechten sich mit der höheren Handlung. Dieser Kranke wird sterben oder genesen,

zuverlässig, er wird sterben, wenn er nicht Arzney nimmt; er wird genesen, empfängt er sie; diese Bedingung ist, so zu sagen, ein Theil des Dekretes von Ewigkeit. Gott ist der allgemeine Beweger, aber jedes Wesen wird bewegt der Natur zu Folge, die es von der Gottheit empfangen. Gott regt Engel, Menschen, Thiere, Materie, alle Wesen, aber jedes nach den Bedingungen ihrer Natur; der Mensch, frey geschaffen, wird frey auch bewegt. Das ist das ewige Gesetz. Gott selber hat übrigens erklärt (Lukas XIII, 24) daß er Dinge gewollt hat, die nicht eingetreten, weil der Mensch nicht gewollt hat. Die wahre geistige Kraft des Menschen ist im Gebet, denn dann will er mit Gott, ins Unendliche. Seine körperlichen Kräfte sind groß, er kann sie durch mechanische Kombinationen vermehren; aber in Allem sind ihm weise Schranken gesetzt, auf daß seine Ueberlegenheit nicht alleszerstörend werde. Das Gebet ist der geistigen Kraft des Menschen das, was mechanische Hülfsmittel seinem körperlichen Vermögen.

Die Schriftsteller des letzten Jahrhunderts, fährt der Graf fort, haben die Gottesscheu gehabt. Man sagte nicht: es gibt keinen Gott, aber man sagte: Gott ist nicht dort. Er ist nicht in Euern Ideen, sie sind eine Geburt der Sinne; er ist nicht in Euern Gedanken, sie sind verwandelte sinnliche Empfindungen; er ist nicht in den Plagen, die euch rühren, es sind physische leicht erklärbare Phänomene. Er denkt nicht an euch, er hat nichts für euch insonderheit gethan, die Welt ist da für das Insekt wie für den Menschen; er rächt sich nicht an euch, ihr seyd zu gering u. s. w. Keine physische Begebenheit kann von höherer Ursache in Bezug auf den Menschen herrühren, sagt die Philosophie des verwichenen Jahrhunderts. Nirgends zeigt sich die Gottesscheu stärker als in Hinsicht des Dogma von der Sündflut. Die modernen Physiker wurden gezwungen ein allgemeines Kataklysma anzunehmen, aber von Gottes Gericht dabey sagten sie kein Wort. Den Menschen von Gott zu trennen, ist die ganze Aufgabe moderner Weisheit.

Nichts ist nothwendig als Gott, und nichts ist es weniger, als das Uebel. Jedes Uebel ist eine Strafe; der Verbrecher wird gezüchtigt, das ist der Akt der Gerechtigkeit; man nimmt sich vor, ihn zu bessern, das ist das Werk der Liebe; jede Strafe ist also ein Zeugniß der Gerechtigkeit sowohl als der Liebe; nur die letzte aller Strafen, der geistige Tod, wie der weltliche für den zum Beile verdammten, ist ein Werk der Gerechtigkeit allein, und ihr kann nicht abgeholfen werden. Wenn der Mensch gänzlich verdirbt, wie diesem an das Rad gehefteten Ixion helfen?

Die sechste Unterhaltung führt die Betrachtungen über die Natur des Gebetes fort. Man sagt oft, der Krieg ist verloren,

so gerecht er war, und doch haben wir gebetet. Erstens ist es die große Frage zu wissen, ob der Krieg gerecht war, und dann glaubt man gebetet zu haben mit Glockenläuten und Aufwand; der Grund des Gebetes ist die Sehnsucht, und wo diese nicht vorhanden ist, gibt es kein Gebet, sagt Nicolle. Unser Verfasser widerlegt diese Ansicht aber; nicht immer hat man die Empfindung und kindliche Stimmung zum Beten, die Hauptsache ist, daß man es ernsthaft meint, und den aufrichtigen Willen hat. Es ist eine niederschlagende und erdrückende Meinung der Jansenisten, wie Nicolle, welche Alles von Gnade und Sehnsucht abhangen lassen. Die Sehnsucht ist nicht der Wille, sondern vielmehr eine Leidenschaft des Willens; sie ist frey im Menschen und kann sich wie magnetisch anziehen lassen, aber befehlen und auftragen kann man sie nicht. Das Gebet ist eine Erhebung des Willens durch die Einsicht, es ist kein sehnsüchtiger Wunsch an und für sich selber, obwohl es dahin gelangen kann. Kann man, fragt der Senator, nach der Sehnsucht sich sehnen? Das ist nicht hinlänglich wahr genug, erwiedert der Graf. Der Grund des Gebetes ist der Glaube. Diese Wahrheit erblickt man auch in der zeitlichen Ordnung. Kein Fürst wird die mit Gnaden überschütten, so an seiner Souveränität zweifeln. Wenn kein Gebet möglich ist ohne Glauben, so kann auch kein wirksam Gebet Statt finden ohne Reinheit; diese Reinheit nicht in dem strengsten Sinne genommen, und so wie sie, verhältnißmäßig, mit der menschlichen Schwäche zusammen stimmt. Nichts ist so schwer als in Wirklichkeit beten. Die Furcht schon allein, nicht gut zu bitten, kann am Gebet verhindern; wie viele können nicht beten, erinnern sich nie gebetet zu haben, glauben nicht an den Erfolg des Gebetes! Ein geschriebenes Gebet ist zuweilen das allerschwierigste.

Alle Völker haben gebetet, aber immer kraft einer wirklichen oder erdichteten Offenbarung, das ist kraft alter Ueberlieferungen. Wie der Mensch sich lediglich auf seine Vernunft stützt, hört er auf zu beten; so bekennt er stillschweigend von selber, daß er nicht weiß, was er fordern, noch wie bitten soll, noch an wen er sich denn eigentlich zu wenden habe! Plato sagt, daß der Mensch auf sich selber beschränkt, unvermögend ist, zu beten. Alle Religionen sind reich an Gebeten, die Wahrheit der echten erkennt sich aber alsbald an den ihren. Gott selber flößt seinen Geist in das Herz dessen ein, der in Wahrheit betet, ohne diesen Geist und Beystand Gottes, wie könnte der Mensch bitten? Die Feder ist unmächtig, Gebete aufzuschreiben, wo der Unsichtbare sie nicht selber eingegeben hat; kein Talent ist an und für sich geschickt dazu. Da nichts schwerer ist als zu beten, so ist ein Gipfel der Verkehrtheit zu sagen, daß man gebetet hat, und

nicht erhört worden. Nationen beten für das Nationalwohl. Welche Bedingungen sind aber erforderlich, auf daß ein Volk wahrhaft bete? Wer hat ein Recht für dasselbe zu beten, und woran erkennt man dieses? Nie hat aber eine Nation in Wahrheit gebetet, ohne erhört worden zu seyn. Ausnahmen sagen nichts, auch wenn sie wirklich dargethan werden, und sie selber scheitern gegen die allgemeine Regel, daß keiner wissen kann, selbst wenn er auf das vollkommenste betet, ob er nicht etwas, das ihm oder der allgemeinen Ordnung zuwider ist, verlanget. Uebrigens sind auch die nicht erhörten Gebete nützlich, denn sie setzen den Menschen in einen Bezug von Unterwürfigkeit, Zutrauen und Liebe zur Gottheit. Im Gebet an und für sich selbst betrachtet ist eine reinigende Kraft, deren Wirkung uns oft heilsamer ist als Erhörung des Gebetes, um welche, in unserm Unverstande, wir oft flehen. Jedes legitime auch nicht erhörte Gebet steigt zu Gott empor, und thaut segnend auf uns herab. Nur wenn wir Gott bitten, daß sein Wille geschehe, das ist, daß das Uebel verschwinde, sind wir durchaus versichert, erhört zu werden. Der Mensch sollte beben ungeistig zu bitten, dadurch könnte das Gebet in Verbrechen gewandelt werden, und ein Anathema auf ihn herabziehen.

Der Verfasser beleuchtet dann des Locke System durch, und deckt, in seinem Humor, eine Fülle der Gemeinheiten und Trivialitäten auf, wodurch sich dieser Schriftsteller in Ausdruck und Gedanken auszeichnet. Er gibt die erlustigendsten Beyspiele von Lockes Schalheit in den Definitionen. In seinem geistigen Porträte des Voltaire hatte Graf Maistre sich früher bis zu hochberedtem Unwillen in seinem edeln rationellen Zorne hinreißen lassen, über den Locke läßt er sich mit der feinsten, lebendigsten und treffendsten Ironie aus. Er überführt ihn der gröbsten Fehler, selbst in den Fächern der Logik, der Physik und Gelehrsamkeit, und wie sehr ihm ein ganz geistlos aufgefaßter Protestantismus, zu Beschränkung seiner natürlichen Einsicht hinzugefügt, den Kopf abgeflacht hatte. In seinem naiven Witze bildet er sich ein, daß die Katholiken Dummköpfe sind; glaubt er, sagt Maistre, wir hätten nicht eben so viel Verstand als er? Alle Abgeschmacktheiten des Locke sind seinem Genius zu verzeihen, wie aber ihm die Ausführung der Ansicht verzeihen, daß der Gedanke der Materie eigen seyn kann? Locke hat ein Denker geheißen, weil er viele Dinge angesehen hat; aber nirgends hat er sie gesehen, und bey höherem Anblick vergeht ihm ganz und gar das Gesicht. Auch hat ihm Newton einige leichte Ohrfeigen auf die gelehrte Wange gegeben, die erschallt haben; nichts desto weniger proklamirten die französischen Philosophen des

letzten Jahrhunderts Locke als das tiefste spekulative Genie; es war ihnen nur um den Materialismus zu thun. Darauf stellt unser Verfasser ihn mit seinem Schüler Condillac zusammen, der noch der Masse liberaler Franzosen, ob seiner klaren Seichtigkeit, das Muster menschlichen Verstandes ist. Dem Locke fehlte es an Kopf, sagt de Maistre, dem Condillac an Stirn; der Eine ist redlich, engherzig und beschränkt; der Andere ist frech, verwegen und erröthet nicht.

Hume wird von dem Verfasser für einen Sophist erklärt, der mit dem größten Talente am überlegtesten viel Uebles gethan, und daher am schuldigsten befunden werden möchte. Er sagt, daß die Wahrheit allen Dingen voranschreite, vor dem Glauben und allen Empfindungen, und wo diese nicht mit der Wahrheit übereinstimmen, man sie aufopfern müsse. Aber kein Irrthum kann nützlich seyn, keine Wahrheit kann schaden, erwiedert Graf de Maistre auf dieses Sophisma. Man verwechselt nur den Irrthum mit irgend einem wahren Elemente, das ihm gesellt ist, und die verkündete, oft unzeitige Wahrheit, mit der empfangenen und anerkannten. Der Irrthum schadet, weil man ihn aufnimmt; die Wahrheit da wo man sie zurückstößt. Alles was an sich schädlich ist, ist falsch; alles was an sich nützlich ist, ist wahr.

Der Verfasser bekämpft darauf die Ansichten des Locke über die Geburt der Ideen, und zeigt in wie steten Widersprüchen er, durch sein Gewissen verwickelt, mit sich selber befangen ist. Jede rationelle Doktrin ist auf eine frühere Kunde begründet, denn der Mensch kann nichts lernen, als durch das was er weiß. Ehe wir zu einer besondern Gattung von Wahrheit gelangen, kennen wir sie schon zum Theil, weil wir vom Bekannten ausgehen. Man zeigt Jemanden einen wirklichen Triangel, den er nie gesehen, er kannte ihn nicht, aber wohl den abstrakten Triangel, oder die Triangulität. So kann man derselben Sache, unter verschiedenen Augenpunkten, kundig und nicht kundig zugleich seyn. Wenn man dieses läugnet, so ist man gezwungen, des Plato Dilemma anzunehmen: entweder daß der Mensch nichts zu lernen im Stande ist, oder daß Alles was er lernt nur aus Reminiscenzen besteht. Verweigert man diese ersten Ideen gelten zu lassen; so ist keine Beweisführung mehr möglich, weil es keine Grundsätze mehr gibt, von welcher sie abgeleitet werden kann. Das Wesen der Grundsätze ist, daß sie von vorne an, evident nicht abgeleitet seyn, daß man sie nicht beweisen kann, und daß sie Ursachen sind in Bezug auf die Schlußfolge, sonst bedürften sie selber demonstrirt zu werden, sie würden aufhören Principien zu seyn, und man müßte, nach den Worten der Schule, den Fortschritt ins Unendliche annehmen, was unmöglich ist. Diese

Grundsätze, welche die Beweisführungen bilden helfen, müssen nicht nur natürlich bekannt seyn, sondern auch bekannter als die Wahrheiten seyn, so durch ihr Mittel entdeckt werden. Denn Alles, was eine Sache mittheilt, begreift sie natürlicher Weise in sich, und ist vollständiger als das Subjekt, welchem es sie einflößt; jede Wahrheit, die wir erwerben, ist uns daher weniger klar, als das Princip, welches sie zu Tage gefördert. Man muß nicht nur an die Wissenschaft, sondern auch an das Princip der Wissenschaft zu glauben verstehen; alle Wissenschaften hangen durch ein Universelles zusammen, welches die Erfahrung mir gibt, welche nur das Einzelne bis ins Unendliche hinein mittheilt. Locke mit seiner Erfahrungstheorie, was die ersten Grundsätze betrifft, ist erbärmlich.

Jede Idee ist also eingeboren in Bezug auf das Universelle, von welchem sie die Form empfängt, und ist ganz den Sinnen entfremdet, vermittelst des intellektuellen Aktes, der da behauptet; denn der Gedanke oder das Wort (was dasselbe ist) ist der Geist selber, und kein Unterschied darf in dieser Hinsicht gemacht werden zwischen den verschiedenen Ordnungen der Ideen. Wie der Mensch sagt: das ist, redet er nothwendiger Weise Kraft einer inneren oder vorderen Kunde, denn die Sinne haben nichts gemein mit der Wahrheit, welche die Fassungsgabe allein erreichen kann. Da was den Sinnen entfremdet ist, nicht der Materie gehört, so ergibt sich, daß im Menschen ein immaterielles Princip vorhanden, in dem das Wissen inwohnt. Die Sinne können nur Eindrücke dem Geiste geben, so ist nicht nur die Urtheilsgabe nicht von diesen Eindrücken geleitet, sondern wird auch oft durch sie gestört und verwirrt. Der Mensch kann nicht einmal das Wörtchen und sagen, ohne den Locke dadurch zu widerlegen, denn wie ist das und uns z. B. durch die Sinne gekommen?

Der Verfasser zeigt, daß die Philosophie und Politik des Locke die wahren Vorhallen der modernen gesellschaftlichen Revolutionen waren, Materialismus in den Ideen und im Staate haben sie gründlich durchführen helfen. Die französischen Philosophen des letzten Jahrhunderts bedurften eines ehrlichen Mannes, der streng und gerecht lebte, und der die Wahrheit zu zwingen schien, in einen materiellen Ideengang hineinzudringen. Aber keiner von den großen Lobrednern des Locke, weder Voltaire noch D'Alembert und nicht einmal Condillac haben ihn wirklich gelesen, es war ihnen nur, da sie Nebenabsichten besaßen, um seinen Ruf zu thun. Auf das Lächerlichste spricht Voltaire die Namen Newton und Locke in einem Athem-

zuge aus, und Meister Arouet und Laharpe, um zu zeigen, wie sie ihn kennen, loben an ihm gerade seine Schwächen.

Die siebente Unterredung beginnt den zweyten Theil des vorliegenden Werkes. Es dreht sich um Betrachtungen über den Krieg. Mit dem Verstande, den Gefühlen und Zuneigungen der Menschen ist der Krieg, menschlich genommen, nicht zu verstehen, sagt der Senator. Je toller der Krieg an und für sich, desto unbegreiflicher. Die Könige befehlen, erwiedert der Chevalier, man muß gehorchen. Die Souveräne, entgegnet der Senator, befehlen nur wirksam und dauernd innerhalb jenes Kreises der Dinge, den die öffentliche Meinung verkündet, und sie sind es nicht, welche diesen Kreis ziehen. Es gibt sehr unbedeutende Dinge, welche die Autorität doch nicht anzutasten wagt, wie sollte sie mit dem Kriege spielen dürfen? Indessen ist nichts wahrer, der König kann oft die leichtesten Sachen nicht zu Stande bringen. Peter der Große sah sein Reich in Aufruhr, weil er das Kostüme änderte, kaum aber ordnete er Krieg, so reihte sich Alles willig unter seinen Fahnen und man gehorchte blindlings. Trotz der Entartung des Menschen führt ihn doch Liebe zu seines Gleichen; woher seine Wuth im Kriege? Man kann noch einen Nationalkampf begreifen, aber wie wenige Kriege tragen diesen Charakter! Man sagt, der Ruhm gibt hier die gewünschte Erklärung; aber der Ruhm ist nur für die Häupter, und woher dieser dem Kriege anhaftende Ruhm? Soldat und Henker tödten gesetzlich; der Eine ehrliche Leute und ist geachtet, der Andere Bösewichter und man flieht ihn; der Eine ist das Edelste, der Andere das Gemeinste in der geselligen Ordnung. Für den Soldaten muß es auch gewisser Maßen privilegirte Strafen geben, damit sein edler Beruf aufrecht erhalten werde. Obwohl der Soldat eine Gefahr ist für Wohlseyn und Freyheiten eines Volkes, so haben doch immer auch die freyesten Völker dem Kriegsstande den Vorrang zuerkannt. Das Problem ist, wie es möglich, daß der angesehenste Beruf gerade der sey, unschuldig unschuldiges Blut zu vergießen?

Ein anderes Phänomen verdient ebenfalls Aufmerksamkeit. Das Handwerk des Krieges sollte, allem Anschein nach, grausam machen, aber das zeigt sich keineswegs allgemein; es mildert oft sogar die Herzen und flößt den Seelen ein hohes Mitleid ein. Die Lizenz der Feldlager mag groß seyn, aber ein Volk lernt dorten nicht erst ausschweifen, es trägt seine Laster hin; ein moralisch gebildetes Volk verdirbt keineswegs in den Lagern. Ein Heer, das für Gott stritte, wäre unüberwindlich, selber Voltaire gesteht es. Der religiöse Geist kann sich auf das vollkommenste mit dem kriegerischen zusammen finden. Legionen von Atheisten kön-

nen ihres gleichen gegenüber siegen, aber nicht gegen Legionen unerschütterlicher Christen. Der sanfteste Mensch ist oft der edelste Held, voll Enthusiasmus der Schlachten. Nie befleckt der Soldat, wenn er rein ist, im Blutkampf seinen Charakter; er ist, sagt der Verfasser, inmitten der Metzeley menschlich, wie die Gattin keusch ist in den Entzückungen der Liebe. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. hat mitunter Beyspiele einer schönen Menschlichkeit und Zartheit mitten unter den Kriegsbewegungen gegeben; wie sehr auch die Schlachtenfurie schnob, Mäßigung und ritterliches Festhalten blieben doch in ihrer Begleitung. Die heilige Schrift redet von dem Gott der Schlachten sehr tiefbewußt.

Das so schreckliche Gesetz des Krieges ist nur ein Theil des entsetzlichen Gesetzes, welches auf dem Weltall lastet. In der ganzen lebendigen Welt herrscht eine furchtbare Raserey, ein allgemeines Verschlingen und ewiges Zerstören. Schon die Pflanzen werden von den Pflanzen erdrücket, die Thiere wälzen sich mit Wuth über die Thiere, Raubthiere aller Arten gibt es, von den Insekten zu beginnen. Ueber alle diese zerstörenden Wesen thront der Mensch, dessen Hand Alles vernichtet. Er mordet um zu essen, um sich zu kleiden, sich zu schmücken, anzugreifen, zu vertheidigen, sich zu belehren, zu erlustigen, er tödtet um zu tödten. Welches Wesen wird den vernichten, zufolge des allgemeinen Gesetzes, der Alle vernichtet? Er selber. Wie aber wird er, voll Mitleid, er, dem gesagt worden, man würde von ihm bis auf den letzten Tropfen ungerecht vergossenes Blut abfordern, das allgemeine Gesetz auszuführen im Stande seyn? Der Krieg wird den Beschluß zu Stande bringen. Die Erde schreyt und lechzt nach Blut; sie trinkt der Thiere Blut, der Schuldigen Blut, sie ist noch nicht gesättigt. Krieg wäre nicht, wenn alle Schuldigen fielen; aber sie fallen nicht, und der Erde Schlund ist offen. Krieg bricht los und sie wird sattsam getränket. Eine mehr als menschliche Wuth ergreift den Menschen, ohne Neid und Haß; er füllt der Erde Maß. Was ist das für ein Räthsel? Nichts ist seiner Natur mehr zuwider, nichts doch vollzieht er leichter. Niemals versagt auf dem Schlachtfelde der Soldat den Gehorsam, folgt dem Tyrannen wie dem Gerechten. So wird das große allgemeine Gesetz heftiger Zerstörung der lebenden Wesen vollzogen, bis das Uebel endet, bis der Tod selber zu Tode geschlagen werden wird. Aber das Anathema ist am sichtbarsten über den Menschen, der Würgengel umkreist die Erde, als einen wahren Altar, wo die Geopferten bluten. Bald spornt er Nationen gegen Nationen, bald, wo das Maß der Frevel von gewisser Natur überfüllt ist, setzt er Alles in Brand. — Es ist wunderbar, aber wahr,

daß nach manchen, auch den mörderischesten Kriegen eine Vollzahl der Bevölkerung zum Erstaunen anwächst, und oft zeigt uns die Geschichte blühende Völker, an Reichthum sich mehrend, mitten unter furchtbaren Stürmen des Krieges. Andere Kämpfe sind ein Fluch, die hart auf den Nacken des frechen Siegers zurückfallen, so daß nichts ihm gedeiht, das Volk zusammensinkt und erstirbt. Graf Maistre widerlegt die Meinung der Nichtdenkenden, daß der Triumph für die Mehrzahl ist, er ist es fast in allen Dingen für die Geistesüberlegenheit und höhern Einsichten. Uebrigens bricht der Krieg in den meisten Fällen nur zwischen Mächten aus, die sich die Wage halten; eine Alles fortreißende Riesengewalt zerschmettert sich immer selber in ihrem Gange. Die moralische Kraft ist nirgends sichtbarer als im Kriege. Die Meinung gewinnt und verliert die Schlachten. Die Furcht, nicht die weibische, aber ein Entsetzen furchtbarer Natur steigt oft in das männlichste Herz hinab, macht es starren und flößt ihm den Glauben ein, es sey besiegt. Diese schreckliche Plage spreitet immer ihre Flügel über die Heere aus. Man fragte einen General: was ist denn eine verlorne Schlacht? Ich weiß nicht, erwiederte er, und bald darauf: es ist eine Schlacht, die man glaubt verloren zu haben. Siegen ist vorandringen, sagte der alte Friedrich; wer vorandringt, ist der, dessen Austritt und Zuversicht den Andern zurückweichen macht. Die Heere dringen vor, wie wunderbar getrieben, in das Schlachtenherz hinein. Ein General durchbricht zwey Korps, ist aber zugleich zwischen zwey Feuern; wer von den Angreifenden oder Angegriffenen wird siegen? Der, welcher sich zuerst von der kalten Göttin ergreifen lassen wird; die Macht der Vorstellung verliert die Schlachten. Sie werden weder auf physische Weise gewonnen noch verloren; übrigens versteht sich, daß man diese Sätze auf die lebendigste und schmiegsamste Weise, das ist mit allen möglichen Einschränkungen nehmen muß. (Auch führen sie auf keine praktische Gesetze des christlichen Handelns.)

Das Tedeum ist oft sehr schlecht gesungen worden, oft haben die Unwürdigsten es angehoben; doch ist es eine heilige und löbliche Sitte, vor und nach den Kämpfen sich zu dem Gott der Schlachten betend und dankend zu erschwingen. Aus den Gebeten bricht der Charakter christlicher Völker zum Unterschiede jüdischer und heidnischer hervor. Alle Völker, hieß es oben, haben gebetet; nur die Christen allein nennen Gott im Gebete Vater. Die Heiden haben niemals auch die Reue im Gebete auszudrücken gewußt, und doch peinigte ihr Gewissen sie wie andere; überall suchten sie Expiationen, aber das reuige Herz zeigt sich nirgends; sie flehen nie um Verzeihung in ihren Gebeten. Durch

die Offenbarung allein wissen wir, daß wir Gott beleidigen können, die Alten wußten nur, daß man ihn reizen konnte. Die Worte Verbrechen und Verbrecher sind allen Sprachen eigen; die Worte Sünde und Sünder gehören nur den Christen. Gott konnten die Menschen wohl von jeher Vater nennen, ob seiner Schöpferkraft und Macht, aber niemals (auch nicht das mosaische Gesetz) mein Vater; denn das ist ein Bezug der Liebe, der nur dem Gekreuzigten verdankt wird. Die Gebete der Hebräer überströmen an Kraft, Fülle und Hoheit, der göttliche Flug ist besonders im David merkbar. Der Verfasser gibt eine herrliche Schilderung des Geistes, der erhabnen und liebenden Größe der Psalmen. Er geht zu Betrachtungen über die Nacht über, welche eine wahre Dithyrambe, mit tiefsinniger Metaphysik uud Physik durchwoben, bilden.

Die achte Unterhaltung beginnt wieder mit einer kurzen Widerlegung der Klagen gegen Gottes Gerechtigkeit. Es gibt keinen Gerechten, im strengen Sinne; jeder Mensch hat etwas auszusühnen. Wenn der verhältnißmäßig Gerechte die Leiden, so ihm als Mensch gebühren, geduldig aufnimmt, und wenn die göttliche Gerechtigkeit dieses sein Dulden annimmt, so kann es nichts Glücklicheres und nichts Gerechteres für ihn geben. Wenn übrigens der Mensch hienieden ganz ohne Unglück leben könnte, so würde er durchaus gemein, flach, sinnlich werden, und Gott endlich selber vergessen. Es kann keinen unglücklichern Menschen geben, als der, so niemals ein Unglück empfunden; nie kann ein Solcher seiner gewiß seyn, noch wissen, was er werth ist. Duldungen sind für den Tugendhaften, was Schlachten für den Krieger: Prüfungen. Die selbstaufgelegten beweisen des Menschen Muth und Höhe, und religiöse Strenge bezeichnet einen hochsinnigen Charakter. Gott straft hienieden, um weniger in einer andern Welt strafen zu dürfen. Der niemals hienieden geduldet, müßte an seiner Zukunft verzweifeln. Auch in einer andern Welt gibt es zeitliche Strafen, Büßungen und Reinigungen.

Hume läugnet die Gottheit, indem, um sie anzunehmen, er ihr alle Ungerechtigkeiten zuschreiben müsse; dieser Atheist, wie alle seine Geistesbrüder, ist gezwungen, um die Idee der Gottheit zu widerlegen, sie vorauszusetzen. Graf Maistre sagt: ich nehme provisorisch den abgeschmackten Gedanken eines hypothetischen Gottes an, ich will auch annehmen, daß die Gesetze der Weltordnung ungerecht und grausam gegen uns sind, was will das gegen das Daseyn der Gottheit beweisen? Nichts. Die Intelligenz offenbart sich nur der Intelligenz durch die Zahl; die Zahl führt auf Ordnung und Symmetrie, denn die Ordnung ist nur die geordnete Zahl, und die Symmetrie ist nur die begriffene und verglichene Ordnung. Nero, der die Christen

wie Lichter in einer allgemeinen Illumination seiner Gärten brennen ließ, offenbarte also den Zuschauern das Daseyn einer ordnenden Intelligenz, so gut als wir in unsern friedlichen und unschuldigen Erleuchtungen. Brächte uns der Julius stets die Pest, so wäre dieser schwarze Cyklus eben so regelmäßig als die Ernte. Eine Hauptsache ist, zu erfahren, ob die Zahl in der Welt vorhanden; eine ganz andere Frage ist zu wissen, ob und weßhalb der Mensch auf dieser Erde übel behandelt wird. Die Zahl ist die auffallende Schranke zwischen uns und dem Thiere. Gott hat uns die Zahl gegeben, offenbart sich uns durch die Zahl, wie der Mensch sich auch Seinesgleichen durch die Zahl bekannt macht. Ohne die Zahl verschwinden Kunst, Wissen, Sprache, Intelligenz; mit der Zahl erscheinen Harmonie und Schönheit, die Himmelstöchter; der Schrey wird Sang, der Lärm Rhythmus, der Sprung Tanz, die Kraft Dynamik, die Spuren Figuren. In den meisten Sprachen drücken dieselben Worte die Zahl und den Gedanken aus; man sagt: er rechnet darauf sie zu sehen, und er zählt sein Geld u. s. w. Ueberall tritt in der Rede die Zahl zum Vorschein als gleichbedeutend mit dem Gedanken oder seinen Verfahrungsarten. Der Spiegel der Intelligenz ist die Zahl, deßhalb unser Sinn für Symmetrie, das Zeichen jedes intelligenten Wesens ist die Ordnung, wir lieben in allen Dingen ihre Rückkehr, weil das Denkvermögen in derselben das Denkvermögen gewahrt. Wie der Redende oder Schreibende dem Hörenden oder Lesenden sich offenbaret, so auch beweisen alle Wesen durch ihren Syntax gleichsam das Daseyn eines höchsten Schreibers, der durch Zeichen zu uns redet. Alle Wesen sind Buchstaben, deren Vereinigung eine Rede bildet, so uns die Gottheit offenbart, das ist die Intelligenz, welche sie ausspricht. Es gibt keine Rede ohne redende Seele, keine Schrift ohne Schriftsteller. Eine Zahlenordnung durchzieht auf das Wunderbarste und mit der kunstreichsten und regelmäßigsten Verwicklung die ganze Natur. Die Philosophen des Tages, durch diese Planmäßigkeit eingeenget, sind auf den Gedanken gekommen zu sagen, es sey unmöglich die Absicht einer so wunderbaren Weltordnung einzusehen, weil man nicht das Objekt der Absicht kennt, und man solle sich hüten, die Wirkung mit der Absicht zu verwechseln. Diese Philosophen verschanzen sich ganz besonders in der Geologie, weil da weniger als in der Thier- und Menschenwelt die Absicht zum Vorschein kommt. Um ihre Atomistik nicht aufzugeben, begeben sie sich in eine Art vornehmer Ignoranz, welche hinlänglich ihren bösen Willen kund gibt. Wie kann es aber eine Symmetrie ohne Zweck geben, da die Symmetrie an sich selber ein Zweck des Symme-

tristen ist? Welcher Zweck geht uns nicht an, aber der Zweck ist vorhanden, und der Ordner kennt ihn.

Sie reden von Unordnung in der Natur; was aber ist Unordnung? Ein Abweichen von der Ordnung; also setzt sie die Ordnung voraus. Die Ordnung ist in der Natur überall so sichtbar als die Unordnung, sie springt sogar aus jedem Bruche der letztern hervor. Ein aufmerksames Auge gewahrt auch eine Art von Wiederherstellung, die Analogien suchen sich, nähern sich einander und drängen sich zusammen. Der wie Hume also die Unordnung zum Einwurf gegen Gottes Daseyn erhebt, setzt dieses voraus, um es läugnen zu können.

Die neunte Unterhaltung dreht sich um die Idee, daß der Gerechte, freywillig leidend, nicht allein für sich selber genug thut, sondern auch für den Schuldigen, der von sich selber nicht genug thun könnte. Es ist ein uraltes Dogma, so alt wie die Welt, daß die Schmerzen der Unschuld den Strafwürdigen zum Heile gereichen. Von diesem Dogma leiteten die Alten die Opfer ab, so sie überall anstellten, und die den Lebenden wie den Todten zum Heile gereichen sollten. Die so berühmten Aufopferungen des Alterthumes beruhten auf demselben Dogma. Das ganze Christenthum hat, in dem allgemeinsten und erhabensten Sinne, zur Grundlage, daß die Unschuld die Schuld des Vergehens bezahlt. Die Menschen haben auch immer geglaubt, daß das Blut eine sühnende Kraft in sich begreift; so daß das Leben, welches Blut ist, ein anderes Leben erkaufen könnte. Hätte Gott nicht diesen Glauben eingeflößt, wie hätte er beginnen können? Die großen Worte Aberglaube, Vorurtheil heißen hier so viel wie nichts, denn es hat niemals einen beständigen und Universalirrthum gegeben. Der Gedanke des Frevels und der Buße des Frevels zeigt sich zu allen Epochen in einander verwachsen. Mit dieser Theorie der Opfer verbunden sehen wir bey außerordentlich vielen Völkern des Erdtheils die der Beschneidung, das ist eine schmerzliche blutige Operation an den Zeugungsorganen; Anathema über der Menschen Geschlechter und Heil durch das Blut. Seit dem Sturze dachte so die Menschheit, bis in Christi Opfer Alles vollbracht war. Die Andeutungen aller Zeiten waren der prophetische Schrey der Menschheit, Heil im Blute, was das Christenthum verwirklichte.

Gott straft seine Lieben, wie ein zärtlicher Vater die Kinder, an denen er Unarten merkt, die Strafe soll sie vervollkommnen, und ist ein Werk seiner Liebe. Indem er den Gerechten dem Unglück gegenüber stellt, reinigt er ihn von alten Schulden, und reift ihn für das Himmelreich. Der Gerechte opfert noch außerdem durch seine Leiden, für andere Menschen; eine Wonne

muß er also finden in seiner Pein, sie dient ihm und andern. Gott, indem er uns in anscheinender Unschuld mit Plage heimsucht, verhindert oft den Ausbruch eines moralischen Giftes, das in uns schlummerte. Den entschiedenen Verbrecher trifft er nicht immer, weil der Schlag unnütz wäre; aber den geheimeren Frevel sucht er heim, weil diese Heimsuchung einen Menschen zu retten fähig ist. Des Wundarztes Instrumente sind in seinen Händen zur Ausrottung des physischen Uebels, was die Plagen in den Händen Gottes, zur Vertilgung des moralischen. In der körperlichen wie in der geistigen Ordnung ist der Schmerz das Heilmittel der Unordnung.

Der Verfasser beendigt diese Unterhaltung mit einer Dissertation über den Seneka, in welchem, wie im Plutarch, er Spuren der Bekanntschaft mit dem Christenthum vorzeigt, und sie aus der allgemeinen Bekanntschaft mit dem Judenthume und der schnellen Verbreitung christlicher Doktrinen ableitet.

Je genauer man das Universum betrachtet, heißt es in der zehnten Unterhaltung, desto mehr ist man geneigt zu glauben, daß das Uebel von einer gewissen unerklärlichen Spaltung herrührt, und daß die Rückkehr zum Guten von einer entgegengesetzten Kraft herrührt, die uns stets zu einer gewissen eben so unerklärlichen Einheit hinleitet. Der Mensch ist ein zerrissener, in den Gegenständen vertheilter Titane, bis Gott ihn sammelt, sagt der heilige Augustin. Die zuvor erwähnte Gemeinschaft der Verdienste und Reversibilität der Büßungen der Reinen auf den Lasterhaften, können nur von dieser unbegreiflichen Einheit herrühren. Ueberall einen die Menschen Völker, Städte, Korporationen, Familien und begreifen sie als Individuen. Daher das überall verbreitete gesellschaftliche Dogma irgend einer Art von Adel, der Identität eines Mannes mit seinen Vorfahren. Die Vernunft verstrickt sich in dieser Betrachtung, die Sache an und für sich selber ist aber einer innern Wahrheit gemäß. Ruhm wie Schande sind erblich in den Familien, trotz allen Sträubens analysirender Vernunft. Wer von der erblichen Unehre zu leiden hat, glaubt vielleicht nicht daran, die öffentliche Meinung aber denkt anders. Von den Meisten, so gegen Vorurtheile der Geburt reden, welche dem Zufall angehören, würden die Wenigsten sich durch Ehen mit einer in ihren Vorgängern beschimpften Familie vereinigen wollen. Nichts empört auf den ersten Anblick mehr, als ein erblicher Fluch; man muß ihn aber annehmen, wie man über einen erblichen Segen übereinkommt, nur in geringerem Maße. Diese Ideen gehören Heiden, Juden und Christen an. Die Vernunft redet vergebens, daß die Familien aus getrennten Individuen bestehen, die öffentliche Ueberzeu-

gung proklamirt überall ihre Einheit. Auch der König währt so lange als das Königthum; wird er schuldig, so behandelt die Vorsehung ihn nach der Form Rechtens; oft wird er, in dem Gange der Jahrhunderte gewarnt, bedroht, suspendirt, gefangen, gerichtet, geopfert.

In der Sprache des Menschen herrscht dieselbe unerklärliche Spaltung und derselbe Trieb zur unerklärlichen Einheit, von welcher eben gehandelt worden. Die beyden größten Epochen der geistigen Welt sind gewiß die von Babel, wo die Sprachen sich spalteten, und die der Pfingsten wo eine wunderbare Einwirkung geschah, sie zu vereinigen. Das Wort Einigung bedeutet Zärtlichkeit, und Zärtlichkeit ist ein Trieb zur Einigung. Alle Zeichen der Anhänglichkeit sind materielle Einigungen. Die Religion trägt tiefweise zum Altar den Kuß des Friedens. Woher die Bedeutung des Kusses, die Einung der Seelen, sowohl bey den Frevlern als den Guten? Unsre wechselsweise Einheit rührt von unsrer Einigung in Gott her. Der Pantheismus der Stoiker und des Spinosa ist nur eine Verunstaltung dieser großen Idee. Mallebranche sagt strahlend: Gott ist der Aufenthalt der Geister, wie der Raum der Aufenthalt der Körper ist. Die Geister aber, ehe sie wunderbar in der Gottheit sich einen, ohne sich selber zu verlieren, mußten sich zuvor unter einander eben so wunderbar einen, wie Wellen großer Ströme, die in einen Ozean zusammen fließen. Wie der Dualismus des innern Kampfes aufhört, wird der Mensch eins seyn; es ist als ob in seiner Urreinheit ein Mensch wieder auferstehen sollte der Persönlichkeit aber unbeschadet und uns unbegreiflich. St. Paul hat das Wort erbauen erfunden, das in alle christlichen Zungen übergegangen ist. Das Laster reißt ein, die Tugend erbaut; wir alle sind das Gebäude Gottes, und dieses Gebäude, welches wir aufrichten sollen, ist der Körper des Heilandes (1. Kor. III. 9). Das Wissen schwillt auf, sagt derselbe Apostel, die Erbarmung allein erbaut. Das sich selbst überlassene Wissen trennt mörderisch, die Tugend aber erbauet in Wahrheit. Ein Mensch hat uns durch eine einzige Handlung verloren, wie wäre also nicht in uns eine gewisse Einheit? Das Heil ist auch nur durch Einen gekommen. (Röm. V. 17. u. s. w.)

Betrachten wir die Konvivien aller Religionen und Nationen; keine Traktate, Zusammenstimmungen, Feste, Cerimonien aller Arten, sogar die düstern und traurigen nicht, sind ohne Schmause, und alle Einladungen dieser Art haben ihre vollkommene Etikette. Die Menschen haben kein ausdrücklicheres Zeichen der Einigung gefunden, als ihre Nahrung in Gemeinschaft zu genießen. Dieses Symbol hat die Vereinigung bis

zur Einheit zu erhöhen geschienen. Die Religion hat aus diesem allgemeinen Gefühle die Grundlage ihres größten Mysteriums gemacht, und da Jedes Gastmal, nach dem Universalinstinkt, eine Kommunion aus demselben Becher ist, so hat sie gewollt, daß ihre Kommunion ein Gastmal sey. Das geistige wie das körperliche Leben bedarf der Nahrung. Durch die göttliche Kost werden alle Menschen im geistigen Sinne eines, indem sie einer Nahrung genießen so eins ist und die ganz in Allen ist. Wenn man alle diese Beyspiele der Einheit durchdringet, kann man sich nicht eine Vorstellung schaffen von der Solidarität unter den Menschen, von welcher die Reversibilität der Verdienste eine Folge ist? Wir leben mitten unter einem Systeme unsichtbarer Dinge, so sichtbar offenbart worden, und dieses System ist die Welt. Jede Erklärung der Dinge durch die Materie wird niemals guten Geistern genügen. Deßhalb ist die moderne Physik, trotz ihrer schätzbaren Entdeckungen, im Kerne flach und ungenießbar. Jedes Wissen muß einen religiösen oder höheren Bezug in seinen Principien haben.

In der Wissenschaft, wenn sie nicht ganz den höheren Dogmen unterworfen ist, ist etwas Verborgenes, das den Menschen herabzuwürdigen trachtet, und ihn leicht zum unnützen, oder gefährlichen Bürger macht. Indessen muß man sich hüten zu tief in die Theosophie sich hinein zu versenken, die Zukunft zu sehr zu ergrübeln. Einfachheit und Gehorsam wird uns besonders durch das Christenthum anbefohlen. Was uns unbekannt zu bleiben bestimmt ist, ist uns eben so wichtig, als das, was uns zu wissen erlaubt. Es wäre gefährlich, gewisse Dinge zu betrachten, die deßhalb den Augen unsers Geistes entrückt zu seyn scheinen. Daß die Religion und Frömmigkeit uns in den Wissensgraden leiten muß, ist keiner Frage unterworfen; ist es uns aber in eben dem Verhältniß erlaubt, die Mysterien der Religion zu durchdringen? Saint Martin selber sagt, mit großem Tiefsinne, daß der unvorsichtige Chymiker Gefahr läuft, sein eigenes Werk zu vergöttern, und Mallebranche drückt sich dahin aus, daß ein falscher Glaube an die Wirksamkeit untergeordneter Ursachen in gerader Linie zur Abgötterey verführen könne. Je mehr die Intelligenz ahnet und weiß, desto größer kann sie sich vergehen. Das tiefe Wissen der Heiden stieß sie in den Abgrund hinein, in welchem sie jammerten. Man muß sich also gewisser Maßen jeder neugierigen Forschung der Dinge entschlagen, die über die zeitliche Sphäre des Menschen hinaus sich erstrecken. Man sollte oft Gott mehr noch für seine Unwissenheit als für seine Kunde Dank wissen. Doch gibt es eine Vermittlung zwischen dem dogmatischen Mysticismus und einem allzuscheuen und zu furchtsamen

Glauben, der sich in die großen Fragen gar nicht hinauswagt. Es gibt eine Regel, welche die gerechte Wage hält zwischen Illuminismus (in dem angedeuteten Sinne) und Skepsis.

Die eilfte Unterhaltung dreht sich ganz um Spekulationen der Theosophie, deren Gefahren für das Heil der Graf behauptet und die der Senator vertheidigt. Wie ist es möglich im crassen Wortsinne, sagt der Senator, das erste Buch der Genesis, die Apokalypse und das hohe Lied aufzufassen? Wenn es in der Genesis heißt, daß, als unsere Voraltern ihre Nacktheit bemerkten, Gott ihnen ein Gewand aus Häuten verfertigte, kann man das wörtlich nehmen? Der Thurm Babels, konnte er bis zum Himmel reichen, und die Gestirne, sind sie wirklich auf die Erde gefallen? Tausend andre Stellen der heiligen Schriften bilden dieselben Schwierigkeiten, weßhalb nicht ihren Sinn durchforschen? Die Zeiten sind gekommen, so scheint es, wie sie zu des Heilandes Erscheinung kamen, und wie damals, so auch itzt durchweht ein prophetischer Geist das Erdreich. Seit den heidnischen Tagen war die ewige Krankheit des Menschen, mit seinem Blicke in die Zukunft hineindringen zu wollen, und wie alles Allgemeine zeigt auch dieses, daß in ihm die Möglichkeit liegt zur Erforschung der Zukunft. In diesem Geiste lebten die Orakel des Alterthums, deren Inspirationen keineswegs überall Selbsttäuschungen sind. Des Propheten Worte sind nicht wie des Menschen im gewöhnlichen Zustande den Zeitgesetzen unterworfen, daher ihr dithyrambischer Flug. Ewig wird der prophetische Geist, dem Menschen eingeboren, im freyen Schwunge die Welt bewegen. Der Mensch begehrt in die Zukunft zu dringen, und zeigt dadurch, daß er nicht für die Zeit bestimmt ist, welche etwas Gezwungenes ist, das sich zu enden drängt. Nie haben wir die Idee der Zeit in den Träumen, weil sie ungebunden sind. Alle großen Begebenheiten sind in der Welt prophezeyet worden, sogar Machiavel gesteht dieses ein; wie viele haben nicht die französische Revolution prophezeyet! Die Zeit wird kommen, wo tiefe Naturkundige Newton und Pythagoras vereinigen und behaupten werden, daß die himmlischen Körper wie der Mensch durch Intelligenzen bewegt werden. Die Materialisten, Trotz ihrer Chymie, fühlen schon voraus, daß die Geistigen, Wissenden, Illuminirten ihre Kunde zu entthronen bestimmt sind; die allgemeine Schwäche und Verflachung deutet auf eine große Restauration.

Der Graf entgegnet dem Senator und greift die Theosophen, und besonders den St. Martin an, weil sie in der katholischen Geistlichkeit nicht die wahre Priesterschaft in ihrem Sinne erbli-

cken. Sie fodern Wunder von den Männern der Kirche und verwerfen sie, weil diese Wunder nicht erfolgen. Das Außerordentliche wollen sie in den alltäglichen Zustand der Dinge umändern. Die wahren Wunder sind edle Handlungen, Trotz unsers Charakters und unserer Leidenschaften unternommen. Wer sich selber überwinden lernt, ist ein größerer Thaumaturg, als selber Moses, und welcher Priester ist es denn, der nicht diese Gattung Wunder anbefiehlt? Die Schrift sagt: »sähen sie diese Wunder, sie würden nicht glauben,« und nichts ist wahrer. Gewisse Personen, fänden sie was sie suchten, würden ihre Weisheit eher zu Freveln hinneigen, als daß sie dieselbe benutzten, um sich zu vervollkommnen. Was fehlt uns denn, da wir die Macht haben, gut zu handeln? was mangelt den Priestern, da sie beauftragt sind, uns das Gesetz zu verkünden, und unsre Schulden uns zu verzeihen?

Die eilfte Unterredung ist unvollendet, weil der Tod sie selber abgebrochen, um den Lebensfaden des edeln Verfassers an ein höheres Daseyn anzuknüpfen. Wir haben nur einen sehr gedrängten Auszug dieser überaus lebendigen, an Geist und Inhalt reichen, an Phantasie warmen, an Ideen überschwenglichen Abendstunden geben können. Auch die Noten liefern Materie zur Betrachtung, und beurkunden den tiefsinnigen eigenthümlichen Forscher, den Denker hohen Sinnes. Eine beschränkende Kunst ist nicht eigentlich in diesen Gesprächen, es herrscht ein gewisser Luxus des Geistes in denselben, der über das Ziel der Kunst und ihre Proportionen hinausgeht; dafür ist aber Alles auch frey, aus dem Leben gegriffen, und die Charaktere, trotz einiger Nebenlinien, geistreich gehalten; Theosoph, Katholik und Ritter stehen in den geistreichsten Beziehungen zu einander.

Die Urtheile des Verfassers über Personen und Schriftsteller müssen wir nicht zu streng nehmen; den Locke opfern wir ihm gern, Descartes preist er fast zu sehr, sein Unwille über Voltaire ist gerecht, die Geringschätzung des Rousseau als Selbstdenkers mag hart scheinen, hat aber ebenfalls große Wahrheit. Das Lob des Seneka übertreibt er vielleicht. Gegen die Deutschen ist er aber, aus mangelhafter Kenntniß, unbillig. In Herder kehrt er nur den traurigen Pantheismus seiner letzten Schriften heraus, über Kant redet er in zu harter Weise in vielen andern Stücken kann man sagen, daß er die Deutschen nicht eigentlich kennt, und daher nicht zu würdigen versteht.

Ein Traktat über die Opfer ist dem Werke des Verfassers angehängt. Schon aus Obigem ergibt sich, aus welcher Fundamentalidee er die Opfer, auch bey den Heiden herleitet. Alle Ahnungen der Wahrheit, als in den uráltesten Mysterien

und Traditionen der Menschheit gegeben, lagen im Heidenthume, nur wurde Alles in demselben entstellt und verwildert: diese reichhaltige und tiefe, obwohl keinesweges neue Idee, benutzt der Graf de Maistre wie eine wahre Fundgrube, aus welcher er lautres Gold emporfördert. Folgendes ist sein Ideengang.

Er verwirft den gemeinen Gedanken, daß die Furcht Ideen der Gottheit einflößte; vielmehr waren sie, seit den frühesten Zeiten, mit Liebe gepaart. Alle Künste dienten den religiösen Ceremonien und der Jubel schmiegte sich an die Feste. Die Idee Gottes hat nie für die Menschen begonnen, sie ist so alt für sie als der Mensch. Doch erkannte der Mensch von je, daß er unter der Hand einer aufgereizten höhern Macht sein Leben zog, und daß diese durch Opfer beschwichtigt werden konnte. Die Götter sind gut und gerecht, sagten die Alten, aber wir sind schuldbefleckt, wir müssen unsere Verbrechen sühnen, und zwar durch Opfer. Alle Einrichtungen der Urzeit beruhen auf dem Gedanken eines Menschengeschlechtes, das sich selber schuldig erkennt. Die Wurzel dieser Entwürdigung erstreckte sich in des Menschen Leben oder Seele, die mit seinem Geiste oder seiner Intelligenz nicht zu verwechseln. Das Thier hat Seele, wie Seele und Geist. Seele war den Alten ein Band zwischen Materie und Geist, die sonst durchaus getrennt gedacht waren. Wäre der Mensch Eins geworden oder ein reiner Geist, sagt Hippokrates, nie wäre er krank; aber es ist in uns ein Kampf zwischen Seele und Intelligenz. Der Mensch ist doppelt, nicht daß er das Werk zweyer Intelligenzen sey, einer guten und bösen, nach persisch-manichäischer Ansicht; trotz dessen ist er Geist und Seele, Intelligenz und Leben, beyde rein immateriell und nur in den Körper eingehüllet und der Geist in der Seele enthalten, wie, nach einem Bilde, der Augapfel im Auge. Auf die animalische Gewalt (das Leben oder die Seele) fällt allein der Fluch vor Alters zurück. Was in Blut und Fleisch geboren, ist an und für sich ungöttlich. Der Mensch ist schuldig in seinem Gefühlsprincip, in seinem Fleisch, in seinem Leben; das über ihn ausgesprochene Anathema fällt also auf sein Blut zurück, denn das Blut ist das Leben, nach den ältesten orientalischen durch die tiefste Physik bestätigten Denkarten. Ein Dogma, so alt als die Welt verkündete, daß, da der Himmel empört gegen Fleisch und Blut, nur das Blut ihn beschwichtigen könne. In dem vergossenen Blute schaute man von jeher eine sühnende Kraft. Dieses Dogma beruhte auf der Theorie der Buße zum Heil der Menschheit. Der allgemeine Glaube war, daß die Unschuld für die Schuld zur Sühne dienen konnte. Da das Leben schuldig war, so dachte man sich, daß ein weniger köstlich Leben als Sinnbild für ein wertheres dargeboten werden könne, daher

die Thieropfer. Von den zu opfernden Thieren wählte man stets die den Menschen nützlichsten. Stets wurde das Opfer theilweise oder ganz verbrannt, anzudeuten, daß das Feuer die natürliche Strafe der Sünde sey. Stier- und Widderopfer dienten im Mithraskult zu Reinigungen, und das Thierblut regnete auf den Büßenden herab. Das mosaische Gesetz, in allem Andern so scharf geschieden von den Ceremonien des heidnischen Kultus, ist streng ihnen ähnlich in Betreff der Thier-Opfer.

Die Menschenopfer, die bey so manchen heidnischen Völkern im Gange waren, gehen auf das Genaueste aus dem erwähnten Glauben hervor. Die ersten geopferten Menschen, scheint es, waren verurtheilte Verbrecher; die Druiden behaupteten, daß die Hinrichtung der Schuldigen den Göttern angenehm sey. Die Alten glaubten, daß jedes Hauptverbrechen auf die Nation gewisser Maßen zurückfiel, und daß der Schuldige heilig oder den Göttern geweiht sey, bis durch Vergießen seines Blutes er sich selber und die mit ihm gebundene Nation gewisser Maßen entbunden. Bald opferte man statt der Verbrecher auch Kriegsgefangene, sogar die Fremden, so als Feinde betrachtet wurden. Auch für die Ruhe der Todten konnte man ihren Manen Opfer, und die blutigsten, darbringen. Aeltern endlich opferten ihre eigenen Kinder, und der Kannibalismus ging aus der gräßlichsten Verzerrung dieser Denkarten hervor. Nur durch Christi Opfer ist der Fall des Menschen und das materielle Verderben aller Kreaturen gebüßet worden. Die Alten verstrickten sich in ein Labyrinth von Wahrheiten, die zu den scheußlichsten Irrgängen wurden, weil ihnen der Faden der Offenbarung fehlte. v. Eckstein.

Art. V. Discours sur les médailles d'*Auguste* et de *Tibère*, au Revers de l'autel de *Lyon*, lu en séance publique à l'Académie des Sciences, Belles-Lettres et Arts de cette ville, suivi d'un mémoire sur les recherches d'une statue équestre, faites dans le mois de Novembre 1809, vers l'emplacement de l'ancien temple d'*Auguste*; par F. *Artaud*, Chevalier de l'ordre royal de la Légion d'honneur etc. etc. à *Lyon*, 1720. 4.

Auf dem schönen Hügel, dessen Fuß die Saone bespült, bevor sie sich mit der Rhone vereinigt, hatten keltische Stämme schon Wohnorte, noch bevor Rom sich diese Gegenden zinsbar machte. Cäsar, der sich in Gallien den Anfang zur Weltherrschaft erstritten, der in diesem Lande seine Legionen zu immerwährenden Siegen geführt hatte, kannte den Ort noch nicht, auf dem später die Kolonie Lugdunum gestiftet wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Wohnsitze, in die Munatius Plancus

die Kolonie führte, schon vorher den Namen Lugdunum hatte; denn die vielen in dunum ausgehenden Städtenamen sind auffallend: das dunum auf die Höhen deutend. Nach Cäsars Tode und vor Errichtung des Triumvirates, im Jahre Roms 711, bekam Plancus vom Senate den Befehl, die Viennenser, die von den Allobrogen vertrieben worden waren, in eine Kolonie zu sammeln, und deren Sitz am Zusammenflusse der Rhone und Saone aufzuschlagen. Als Lutetia, das itzige große Paris, noch in ungesunden Morästen verborgen war, und aus wenigen Hütten bestand, erhob sich am raschen Rhodan schon mächtig Lugdunum.

Es befremdet Referenten, daß weder Millin noch Artaud den Stein anführen, der auf eine so merkwürdige Art den Stifter der Kolonie bezeichnet; er ist schon im Gruter mitgetheilt p. 439. n. 8.

L. MVNATIVS. L. F. L. N. L. PRON.
PLANCVS. COS. IMP. ITER.
IN GALLIA COLONIAS DEDVXIT
LVGDVNVM ET RAVRICAM.

Dieser interessante Tauf- und Erinnerungsstein wird ohne Zweifel an die Spitze der Sammlungen kommen, die Hr. Artaud über seine Vaterstadt herauszugeben verspricht *).

Mit allem Rechte legt das k. k. Münz- und Antikenkabinet die Münzen des Triumvir Antonius nach Lugdunum, auf denen LVGVDVNI geschrieben ist; es befindet sich auch auf selben ein schreitender Löwe und die Zahl XL oder XLI (nach Eckhel wahrscheinlich die Jahre des Antonius). In der Feststellung der Provinzen des Triumvirats fiel Gallien dem Antonius zu. Der Löwe war das Thier, welches Antonius vorzüglich liebte; er zog mit solchen in Rom ein; noch heut zu Tag hat die Stadt Lyon den Löwen im Wappen.

Außerordentlich schnell und mit den jugendlichsten Kräften wuchs die neue Kolonie, unter günstigen Auspicien gegründet; August erhob sie zur Metropolis von sechzig gallischen Stämmen und zum Sitz der Präfektur. Dieß geschah, als August zum siebenten Mal Konsul und Imperator war, im Jahre 726—27 Roms, drey Jahre nach der Schlacht bey Actium. August selbst reisete nach Lugdunum, ließ durch seinen Freund Agrippa, der zum dritten Male Konsul war (bekanntlich baute Agrippa,

*) Als im Jahre 1814 Referent Hrn. Artaud in Lyon selbst sprach, zeigte er ihm schon bedeutende Sammlungen zur Geschichte dieser Stadt. Sie wird gewiß etwas Vorzügliches leisten; und welche Vorarbeiten für den höhern Historiker, der dann aus den Sammlungen der Städte-Geschichten sein größeres Werk bauet! —

zum dritten Male Konsul, das unvergleichbare Pantheon, wie viel in einem Jahre!), diese Stadt zum Vereinigungspunkte von vier großen Straßen machen, und erwarb sich auf alle Art die Dankbarkeit der Bewohner dieser Stadt; hielt sich längere Zeit auf, nahm die Theilung Galliens in drey Provinzen vor, und reisete hernach nach Spanien.

Das Alterthum setzte bekanntlich den Ursprung seiner Königshäuser meistentheils unter Götter und Halbgötter: die Stifter der Städte galten fast allenthalben für Heroen; Apollon hatte den Beynamen des Kolonien-Führers. Geschahen die Führungen der Kolonien der Römer selten in so entfernte Gegenden, selten mit so vieler Kühnheit wie bey den Griechen, so erhellet leicht daraus, daß diesen römischen Kolonienführern nicht die große Verehrung zu Theil wurde, wie den griechischen.

Wenn aber der Kaiser in seiner Größe, umgeben von solchen Männern, wie Agrippa, eine Stadt besuchte, und deren Flor auf eine Weise hob, wie er vorher nie gesehen worden; so erhoben sich dem göttlichen Wesen des Cäsars Altäre, Tempel; Feste wurden veranstaltet, in denen mehr als bloße Schmeicheley lag, an denen Dankbarkeit Ursache war.

So in Lugdunum für Augustus. Strabo erzählt lib. 4, p. 192: *Εὐανδρεῖ δὲ μάλιϛα τῶν ἄλλων πλὴν Ναρβῶνος καὶ γὰρ ἐμπωρείῳ χρῶνται, καὶ τὸ νόμισμα χαράττυσιν ενταῦθα, τὸ δὲ ἀργυρῦν καὶ τὸ χρυσῦν, οἱ τῶν Ρωμαίων ἡγεμονες. Τό, τε ἱερὸν τὸ ἀναδειχθὲν ὑπὸ πάντων κοινῇ τῶν Γαλατῶν Καίσαρι τῳ Σεβαϛῳ, πρὸ ταύτης ἵδρυται της πόλεως, ἐπι τη συμβολῇ τῶν ποταμῶν. Ἔϛι δε βωμος ἀξιόλογος ἐπιγραφην ἐχων τῶν ἐθνῶν ξ τὸν ἀριθμὸν, καὶ εἰκονες τυτων ἑκαϛυ μια, και ἄλλος μεγας.*

»Diese Stadt ist die volkreichste nach Narbonne; denn die Magistrate der Römer haben hier einen Handelsplatz und prägen daselbst silberne und goldene Münzen. Bey dieser Stadt, am Zusammenfluß der Ströme, steht der Tempel, den die gallischen Stämme gemeinschaftlich dem Kaiser Augustus errichtet haben. Hier ist auch der merkwürdige Altar mit der Aufschrift der sechzig Völker und den Bildern derselben, und noch ein anderer großer (Altar.)«

Nach dieser Stelle des Strabo scheint deutlich, daß am Zusammenfluß der Rhone und Saone drey Monumente für den Augustus errichtet gewesen seyen; nämlich ein Tempel, ein merkwürdiger Altar von den sechzig gallischen Völkerschaften und ein anderer großer Altar.

Referent theilt ganz die Ansicht des kritisch beobachtenden Hrn. Artaud, der dafür hält, daß auf den Münzen des Augustus, Claudius, Tiberius und einer des Nero im k. k.

Kabinette, (*Eckh.* D. N. V. T. VI. p. 137) mit der Rückseite ROM ET AVG. ein Altar mit Dreyfüßen oben und auf der Vorseite nebst Lorberbäumen und Kränzen verziert, an beyden Seiten hohe Säulen, auf denen Siegesgöttinnen stehen, die einen Lorberkranz vorwärts, gleichsam über den Altar, halten, dieser letzte große Altar angedeutet sey.

Ohne Zweifel stand dieser Altar, wie so viele andere prächtige und große, im Freyen; er muß herrlich gewesen seyn, nur den Andeutungen nach auf den Münzen, und weil ihn Lugdunum, als Repräsentanten von sich selbst, auf den Münzen wählte.

Fast zur historischen Sicherheit ist die Tradition erhoben, daß die vier prächtigen Säulen von Granit, die itzt das Kirchen-Gewölbe von Ainay bey Lyon tragen, entzwey gesägt worden sind, und ehemals die zwey Säulen waren, die die Siegesgöttinnen an beyden Seiten des Altars des Augustus trugen. Sie setzen itzt in Erstaunen, wie viel mehr erst als sie noch ganz waren! —

Im Augustus lag so viel berechnende Klugheit, daß er, wohlwissend die Republik sey noch nicht vergessen, ihren Namen oder vielmehr den der Stadt Rom mit seinem vereiniget sehen wollte, und nur in so fern zuließ, daß ihnen beyden göttliche Ehren erwiesen wurden. So nach Svetonius im Augustus c. 52: Templa quamvis sciret etiam proconsulibus dicari solere, in nulla tamen provincia, nisi communi suo Romaeque nomine recepit. Einzelne haben bald auch den Altar des Augustus mit dem des Apollo und Jupiter vereint.

Hr. Artaud stellt fest, und es scheint nicht, daß man seinen Satz bestreiten kann: der erste Altar des Augustus und der Roma war im siebenten Konsulat des Kaisers, also J. R. 726 — 27, als er in Gallien sich aufhielt, um diese Provinzen zu ordnen, errichtet; — der zweyte Altar wurde von den sechzig gallischen Völkerschaften beym zweyten Aufenthalt des Augustus in Lyon v. J. 741 — 744 gebauet, und dann die Medaille mit der Umschrift PONTIFEX MAXIMVS geprägt, die Rückseite ROM. ET AVG. aber wiederholt.

Die Einweihung eines Altars wird auch von Suetonius (*Claud.* c. 2.) auf das J. R. 744 festgesetzt; ein Datum, das sich nur mit dem Altar des Augustus allein, also dem von den sechzig gallischen Völkerschaften vereinigen läßt. Der Tempel selbst aber wurde wahrscheinlich erst nach August's Tode gebaut. Der Tempel zu Vienne trägt noch die Aufschrift DIVO AVGVSTO ET DIVAE AVGVSTAE. (*Millin*, Voyage au Midi de la France, T. II. wird hier der Flüchtigkeit beschuldiget, indem er mit einiger Aufmerksamkeit die Schrift hätte leicht entziffern können.) Artaud stützt den Grund seiner Aussage, daß der Tempel zu

Lugdunum erst nach Augusts Tode gebaut worden, auf Tacitus, der Ann. lib. 1. c. 78 sagt: Templum ut in colonia Tarracoconnensi strueretur Augusto, petentibus Hispanis permissum, datumque in omnes provincias exemplum. Kein dem Referenten bekanntes Faktum widerspricht der Aussage des großen Historikers, und sie liegt auch in der innern Wahrscheinlichkeit aller Handlungen Augusts.

Strabo überlebte August um zwölf Jahre, er redete also von den drey Monumenten, ohne ihre Errichtung zu fixiren, und wahrscheinlich von den zweyen am längsten, die zuletzt am meisten in Ansehen standen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der älteste Altar, der der Roma und des Augustus, durch den spätern des August allein (der der Statue des Tiber mit den Bildnissen der in Asien verschütteten und von ihm aufgebauten Städte gleichen Bezugs mit den schönen Münzen CIVITATIBVS ASIAE RESTITVTIS zum Vorbilde gedient haben mag), verdunkelt worden sey.

Die Steinschriften geben unwiderlegliches Zeugniß des berühmten Altars bey Lyon; sie lauten häufig: SACERDOS AD ARAM — AD ARAM ROMAE ET AVGVSTI — AD ARAM AVGVSTI — AD ARAM CAESARIS — AD ARAM ROMAE ET AVGVSTORVM etc. etc. AD ARAM AD CONFLVENTEM ARARIS ET RHODANI — ARA LVGDVNENSIS etc. etc. und den Tempel bezeichnend: AD TEMPLVM ROMAE ET AVGVSTI u. dgl.

Auf dem Triumphbogen zu Saintes: SACERDOS AD TEMPLVM ROMAE ET AVGVSTI AD ARAM QVAE EST AD CONFLVENTEM. Subintellige: ARARIS ET RHODANI. Letzterer Inschriftstein beweiset, wie ein anderer zu Lyon (Musée lapidaire de *Lyon*, n. XXXIX), daß Priester auch von entfernteren Oertern die Namen ihrer Würden trugen.

Nachdem Hr. Artaud die Existenz dreyer Verehrungsarten zu Lyon für Augustus bewiesen hatte, geht er auf die vermuthliche Gestalt des ersten Altars *Romae* et *Augusto*, S. 16 über.

Bey diesem Altar scheint es, daß die Preise der Spiele ganz die Griechenlands nachahmend ausgetheilt worden seyen; diese Preise, der Dichtkunst und Beredsamkeit ertheilt, machten den Altar von Lugdunum durch das ganze Alterthum berühmt.

Wir müßten besorgen, diese Anzeige zu sehr auszudehnen, wenn wir alle die interessanten Züge sammeln wollten, die beweisen, welche prächtige Spiele für Verstand und Körper Lugdunum feyerte.

Am Vorgebirge Aktium ersiegte Augustus die ruhige

Herrschaft der Welt, der er den Frieden gab. In Aktium hatte Apollon einen berühmten Tempel, August vergrößerte ihn, nannte die Stadt Nikopolis (Siegesstadt), führte die Spiele zu Ehren Apolls auch in Rom alle fünf Jahre ein. (Dio lib. 51.)

In alle Provinzen gingen die Gebräuche der Hauptstadt aus. Diesem Jubel des allgemeinen Friedens haben die schönsten Werke ihren Ursprung zu verdanken. Oktavian nahm den Titel Augustus, Σεβαστος (der Ehrfurchtwürdige, der Unverletzliche), und die römische Welt wetteiferte, dem Alleinherrscher ihre Freude und Unterwürfigkeit zu zeigen. Das k. k. Kabinett der geschnittenen Steine besitzt einen kostbaren großen Onyx, der gewiß in der Zeit geschnitten ist. Es ist der herrliche Stein, auf dem der Künstler mit großartiger Verschwendung bloß einen Adler bildete, der in einer Kralle einen Eichenkranz, in der andern einen Palmzweig hält.

Ein Verdienst des Hrn. Artaud ist, auf die Zeichen, die entweder nicht verstanden worden sind oder gar nicht beachtet wurden, wie ihnen selbst der sonst so genaue Eckhel keine Aufmerksamkeit schenkte, seinen Blick gewendet zu haben. Diese kleinen Zeichen, die man auch mitunter, freylich sehr irrig, für Fenster-Anzeigen oder Arbeiten nach Art der gothischen erklärte, nennt Hr. Artaud, und niemand wird seine Beystimmung versagen können, Dreyfüße, auf denen bald ein Apfel, bald ein Kranz liegt; Zeichen des Apollo-Dienstes und des Pontifikats. Die Lorberbäume, die Dreyfüße, die zwey Wurfspieße, alles dieß hat Bezug auf die Spiele, Apollo zu Ehren, bey den Altären der Roma und des Augustus.

Die Besitznahme der Alleinherrschaft feyerten alle Monumente; alle priesen Augustus und die ewige Roma. So ist wieder ein ähnlicher vollkommener Stein im k. k. Münz- und Antikenkabinette: der Chalcedon mit dem Augustus und der Roma. Referent kann Eckhel nicht beypflichten, wenn er sagt, die Livia könne hier als Roma vorgestellt seyn. Wo diese deutlich und unverkenntlich vorkommt, ist sie nicht als Roma. Dem ewigen Rom und dem großen Augustus errichteten alle Theile der römischen Welt Tempel; zuerst Smyrna der Stadt Rom allein; hernach

Tarraco. S. die Münzen bey *Florez.* t. II. p. 580 tab. XLIV.

Narbo. S. unten.

Lugdunum.

Neapolis. Eine *Basilica*... IN CVRIA BASILICAE AVG.. Nap. A. e. M. t. I. p. 92.

Roma. DIVO. AVG. S. C. Die Münzen des Caligula mit dem herrlichen Tempel, in dem geopfert wird. (Dio Lib. LIX. c. 7.)

Puteoli. L. CALPVRNIVS L. F. TFMPLVM AVGVSTO CVM ORNAMENTIS D. D. Antichità di *Pozzuoli* p. 55.

Pola. ROMAE ET AVGVSTO CAESARI DIVI F. PATR. PATR. TRIB. POT. S. *Cassas* Voyage pitt. de l'Ist. et de la Dalm. p. 67. tab. N. 24. 25.

Mylasa. *Ο ΔΗΜΟΣ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΙ ΚΑΙΣΑΡΙ ΘΕΟΥ ΥΙΩΙ ΣΕΒΑΣΤΩ ΑΡΧΙΕΡΕΙ ΜΕΓΙΣΤΩ ΚΑΙ ΘΕΑΙ ΡΩΜΗΙ.* Chishull Antiquitat. Asiat. Lond. 1728, p. 207.

Pergamus. Divus *Augustus*, sagt Tiberius vor dem Senat, sibi atque urbi Romae templum apud Pergamum sisti non prohibuit. *Tacitus* Ann. 4. c. 37. ROM. ET AVGVST. Auf dem Tempel: COM ASIAE. (Auf den Silber-Münzen.)

Cyme (*Aeolidis*). Am Tempel des Augustus und der Roma wird Polemo (wahrscheinlich der König des Pontus) *ΙΕΡΕΥΣ ΤΑΣ ΡΩΜΑΣ ΚΑΙ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ΚΑΙΣΑΡΟΣ* etc. genannt *Caylus* Ant. T. II. p. 189. etc. Ancyra (Chishull. l. c. p. 170.)

Sardes, ist schon durch die Gemeinschaft mit *Pergamus* höchst wahrscheinlich. *Ekh.* D. N. T. III. p. 117.

Ephesus. Auf Münzen. AVGVSTVS. Ein Altar mit Hirschen geziert.

Nicaea. *ΡΩΜΗΝ. ΜΕΤΡΟΠΟΛΙΝ* etc. *Eckhel* D. N. V. T. II. p. 431.

Caesarea. Herodes der Gr. habe errichtet *ἀγάλματα τὸ μὲν Ῥώμης, τὸ δὲ Καίσαρος. Joseph. Flav.* L. XV. c. 10.

Athenae. Spon Voyage. Tom. II. p. 183. *Lyon.* 1678. .. *ΚΑΙ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ΘΕΟΥ ΥΙΟΥ. ΣΕΒΑΣΤΟΥ* etc.

Dieß der Katalog der Städte, von denen aus Autoren oder Monumenten dem Referenten Tempel oder Altäre der Roma und des Augustus bekannt sind.

Referenten dünkt sehr lesenswerth, was Hr. Artaud über jedes der kleinsten Details der Münzen vorbringt. Doch wir übergehen sie, indem wir hinzufügen, daß dieser Discours uns sehr merkwürdig scheint; daß die Untersuchungen über einen im Alterthum so merkwürdigen Gegenstand, wie der Altar in Lyon, wohl jedermann anziehen dürften; nicht nur in dem schönen Lande, in dem er einst gestanden hat, sondern allenthalben, wo die Größe der römischen Herrschaft, wo ihre Werke (ein Altar in dieser Gestalt gehört gewiß zu den besten Formen), noch Interesse erwecken. Für uns Oesterreicher hat diese Dissertation noch den besondern Vorzug, weil sie beziehungsweise uns abermal aufmerksam macht auf den großen Schatz römischer Monumente, die das weite Gebiet dieser schönen Monarchie, besonders in Istrien und Dalmatien zeigt. Pola und der Augustus-Tempel daselbst gehören zu

den merkwürdigern Monumenten der römischen Welt. In der Nähe der itzigen Kaiserstadt, in Carnuntum, wo so viele Reisende noch das Thor an die Bedeutenheit einer Stadt erinnert, die gänzlich verschwunden, wohnten mit Unterbrechungen durch 350 Jahre römische Kaiser, von denen, welche zu den besten der menschlichen Gattung gehörten. Leider ist die Zerstörung dergestalt darüber hergegangen, daß zu fürchten steht, die schöneren Werke seyen alle vertilgt.

Lebte gleich in unsern Gegenden nicht der Glanz des Augusteischen Zeitalters; so schrieb hier Marc Aurel; unter dem auch noch Schönes geleistet wurde.

Lugdunum war freylich in besserer römischer Zeit gebaut, wie Carnuntum; in ersterem sind viele der preiswürdigsten Ueberbleibsel. Die beyden Säulen von Granit in der Kirche St. Ainay; ein Fuß einer Statue zu Pferd, auf die wir noch zurückkommen werden; die berühmte Rede des Kaisers Claudius im Senate, um den Galliern das Bürgerrecht zu verschaffen; sie wurde auf drey Tafeln geschrieben; in Lyon sind nur mehr zwey, die 1528 gefunden wurden. Diese Rede ist außerordentlich merkwürdig, weil sie uns ungefähr zeigt, wie ein geistvoller, in den großen Geschäften bewanderter, den Menschen kennender Mann, wie Tacitus, in seiner kräftigen Kürze eine Rede als Dokument benutzt, und wie er sie bearbeitete. Sie mag uns den Standpunkt zeigen, auf dem die Geschichtschreibung stand, als der noch unerreichte Tacitus lebte.

Die Tafeln der Rede des Claudius und Tacitus im XI. Buche c. 24 seiner Annalen sollen mit irgend einem Dokumente und einem der besten Schriftsteller der mittlern oder neuern Zeit verglichen werden, und es wird erhellen, wann die historische Kunst höher stand.

Außerdem sind in Lyon noch die höchst interessanten Wasserleitungen, die auch die Menschen beschäftigen können, die überall nur auf das Nützliche sehen. Sie sind ein Beweis des großen Aufwandes, den die Römer fast überall machten, um dieß zu den ersten Bedürfnissen gehörige sich in größter Güte zu verschaffen. Die Wasserleitungen des Pila sind durch dreyzehn Lieues im Zikzak, und acht gerade geführt.

Ein großer vortrefflicher Mosaikboden wurde hier den 18. Februar 1806 im Garten des Hrn. Macors, nahe bey der Kirche St. Ainay, unweit des alten Zusammenflusses der Rhone und Saone entdeckt.

Hr. Artaud hat mit der Thätigkeit, die so vielen Franzosen eigen ist, sogleich im Jahre 1806 den Musivboden selbst gezeichnet, in Kupfer gestochen, mit einer vortrefflichen Erklärung beglei-

tet, herausgegeben. Ref. überzeugte sich an Ort und Stelle selbst von der Genauigkeit der Zeichnung und der Farben.

Der Wichtigkeit des inneren Gegenstandes, des Cirkus mit dem Wettrennen, kommt die Eleganz der äußeren Einfassung, der Arabesken gleich. Deutlich sind die vier Farben der Parteyen: die grüne, die rothe, die weiße und die blaue, zu unterscheiden, eine Eigenthümlichkeit, die vor Domitian Statt hatte, welcher Kaiser sechs einführte.

Dieses Werk des Hrn. Artaud (Description d'une Mosaïque représentant des jeux du Cirque, découverte à *Lyon* le 18 Février 1806. *Lyon*, 1806. gr. fol.) kommt freylich dem schönsten Werke dieser Art, *Alex.* de *Laborde* Description d'un Pavé en mosaïque découvert dans la ville d'*Italica*. *Paris* 1802. in gr. fol. nicht gleich, ist jedoch voll der besten Ansichten, ohne zu große Vorliebe für den Gegenstand oder die Arbeit der Alten, die, nach den vorhandenen Werken zu urtheilen, in diesem Fache von den Neueren weit übertroffen werden.

Die Mosaikböden, die in Salzburg aufgegraben wurden, mit der Geschichte des Theseus, von denen wir noch keine gute Beschreibung haben, und die Se. Majestät durch den Director des k. k. Münz- und Antiken-Kabinettes ausheben und nach Wien bringen ließen, gehören gleichsam dazu, um eine Trilogie der Mosaiken zu bilden. Die Mosaik von Italica hat ein besonderes Interesse durch die Bilder der Musen, denen die Namen beygeschrieben sind; sie gab Veranlassung zu dem prächtigen Werke, das noch durch Münzen, die bloß auf Italica Bezug haben, ausgestattet werden konnte.

Der Mosaikboden in Lyon ist ausgezeichnet durch den Gegenstand der Circensischen Spiele, denen durch diesen Boden eine Aufklärung zu Theil geworden ist, die ohne die Auffindung desselben nicht so leicht hätte gemacht werden können. Auch steht in Lyon eine Inschrift eines Ligurius, die im engen Zusammenhange mit der Mosaik zu seyn scheint. Der Ort der Auffindung ist dieser klassische Theil in Lyon, in dessen Nähe der Altar der Roma und des Augustus stand, bey dem die Spiele gehalten wurden. Die Auffindung dieses Bodens ergänzt gleichsam nur die Kenntnisse von Lugdunum.

Die Musivarbeiten von Salzburg sind in so fern noch merkwürdiger, weil sie erst den Anfang bilden zur Alterthumskenntniß von Salzburg, und diesem Orte eine Wichtigkeit verleihen, die er ohne sie in antiquarischer Hinsicht nicht gehabt hätte. Salzburg fehlen aber ganz die chronologischen Wegweiser der Geschichte, die Münzen, die der Stadt allein angehörten, die da geprägt worden wären.

Die Geschichte des Theseus dürfte in eine Zeit verweisen, in der der Kultus des Herkules und Theseus, also zur Zeit des Commodus, im Römerreich sehr an der Tagesordnung war.

Den Beschluß dieser interessanten Abhandlung, die ohne Zweifel die Aussage eines Klassikers, Strabo's, bestätiget, die Gosselin, Thyrwitt angefochten, die die Alterthumskunde in einem merkwürdigen Punkte aufhellt, die in Herrn Artaud's Lande die Vaterlandsliebe befördern muß; denn es freuet den verständigen Mann, in den Geschichten seines Vaterlandes klar zu sehen, und selbe an rühmliche Thaten zu binden und durch Monumente zu verherrlichen — macht eine Denkschrift über einen Versuch im Jahre 1809 eine Statue zu Pferd auszugraben.

Schon seit Jahrhunderten hatten die Schiffer der Saone, rückwärts dem Kloster der heil. Klara, in dem Flusse einen fremden Körper entdeckt, den sie den Teufelshaken nannten. Als sich endlich die Taue mehrerer Schiffe daran verwickelten, zerbrachen die Pferde mit Gewalt den Haken, und siehe, es war ein herrlicher Vorderfuß eines Pferdes in Bronze zum Auslaufen bereitet.

Im Winter des Jahres 1766, als die Saone sehr nieder stand, brachte man den Fuß heraus.

Nach vier Jahren wurden neue Nachforschungen gemacht, aber umsonst.

Als Millin in Lyon war, machte er mit Recht darauf aufmerksam, daß man alles versuchen müsse, um der Statue, zu der der Fuß gehört, auf die Spur zu kommen.

Die Lyoner ließen sich das nicht umsonst gesagt seyn; viele machten eine Subscription, um Nachsuchungen anzustellen, die im Oktober 1809 anfingen. Man fand viel, doch nicht das Gesuchte. Die Wasser der bald darauf hoch gehenden Rhone vereitelten alle Versuche. Millin meint mit Adamoli, einem älteren Bürger Lyons, der der Bibliothek seiner Vaterstadt eine prächtige Büchersammlung vermacht hatte, die Inschrift des Antistius (Gruter CCCLV. 6.), die uns sagt, daß ihm als General-Zolleinnehmer wegen seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit von den drey gallischen Provinzen eine Statue zu Pferd sey errichtet worden, beziehe sich gewiß auf die Statue, von der der Fuß sey gefunden worden. Artaud meint dieß nicht, und er darf Recht haben; denn der Styl der Inschrift scheint späterer Zeit, und der Fuß des Pferdes zeigt einen vorzüglichen Meister.

Am nämlichen Orte, an dem die Tafeln des Claudius gefunden wurden, wurde auch ein bronzener vergoldeter Vorderfuß eines Pferdes gefunden.

Stehen unsere deutschen Länder in Vielem den französischen an antiken römischen Monumenten nach; so haben sie doch auch einen Vortheil; z. B. die herrliche Bronzstatue, die wir Germanicus zu nennen geneigt wären, und die das k. k. Münz- und Antiken-Kabinett ziert, wurde 1502 auf den Trümmern von Virunum gefunden, und ist von einer seltenen Erhaltung und Schönheit.

Ein Theil eines Bronze-Fußes wurde noch hier in Wien beym Canal-Bau gefunden, und leider nicht mehr; ein ähnlicher in Carnuntum, und auch nicht mehr! Vielleicht gibt je ein günstiger Zufall uns und den Nachforschern in Lyon das, was beyde lange suchen, und das, ist's gefunden, zur Zierde ihrer Städte beytragen wird.

Wir haben in dem angezeigten Traktat viel gelobt, und halten dafür, mit Recht — doch stellt Einiges weniger zufrieden, z. B. manches On dit — wo Gewißheit seyn sollte, und dieses On dit nicht paßt. Den Tafeln fehlt es nicht an Genauigkeit der Zeichnung, doch an einem gewissen Habitus der antiken Nachahmung. Die Blätter VI. VII, aus Mercurialis hätten wir lieber ganz ausgelassen; öfters wird ein neuer Sammler citirt, wo durchaus nur die alte Quelle gelten kann.

Doch wo so viel Gutes geleistet worden ist, kann wohl geschlossen werden: damus hanc veniam petimusque vicissim.

Mit einigem höheren Schwunge, nicht so entsetzlicher Anhäufung der oft überflüssigen Citate, gibt der Verfasser der Geschichte einer so alten Stadt, unter den Römern so blühend, unter Nero durch Brand verheert, Seneka sagt: Una nox fuit inter urbem maximam et nullam. Epist. 91., die Nero wieder aufbauete, die der große Trajan in seinen Schutz nahm; der Sitz fürchterlicher Christenverfolgungen, des Triumphes des Christenthums daselbst, häufig der Sitz der burgundischen Fürsten; immer in Wissenschaften berühmt, durch Handel blühend, zum Sitz des Vergnügens gemacht; so daß Scaliger singen konnte (Poemata 1574 in 8. t. I. p. 411....)

Antiquo novus orbis in orbe,
Lugdunumve vetus orbis in orbe novo;
Quod nolis, alibi quaeras; hic quaere, quod optas;
Aut hic aut nusquam vincere vota potes.

in neuern Zeiten durch die Gewalt der Revolution so sehr zerstört — Hoffnung, ein interessantes Werk zu liefern.

Herr Artaud hat schon mehrere Schriften, größten Theils antiquarischen Inhalts, geliefert; um Lyon sich auch verdient gemacht durch die Einrichtung des Museums, durch Sammlung und Aufstellung der vielen Inschriftsteine in den bedeckten Gängen des Museums zu ebener Erde, wo jeder Wißbegierige die Vorwelt der Stadt auf den Steinen lesen kann.

Obschon die Inschrift der Weihung des Altars zu Ehren des Augustus im Jahre 1566 zu Narbonne aufgefunden, und in dieser Stadt bewahrt, schon öfters bekannt gemacht worden ist, so ist sie es doch nicht in deutscher Sprache. Um das Verhältniß der deutschen und lateinischen Sprache auf Inschriften zu zeigen, und weil im vorliegenden Werke ein fac-simile der berühmten Inschrift gegeben ist, wollen wir sie hier abschreiben, übersetzen und mit wenigen Bemerkungen begleiten.

T. STATILIO TAVR
L. CASSIO LONGINO
COS. X. K. OCTOBR
NUMINI AVGVSTI VOTVM
SVSCEPTVM A PLEBE NARBO
NENSIVM INPERPETVOM

QVOD. BONVM. FAVSTVM. FELIXQVE. SIT. IMP. CAESARI
DIVI. F. AVGVSTO F. (P.) P PONTIFICI. MAXIMO. TRIB. POTEST
XXXIIII. CONIVGI. LIBERIS. GENTIQVE. EIVS. SENATVI
POPVLOQVE. ROMANO. ET. COLONIS. INCOLISQVE
C. I. P. N. M. QVE (I) SE NVMINI. EIVS. IN. PERPETVVM
COLENDO. OBLIGAVERVNT. PLEBS. NARBONEN
SIVM. ARAM. NARBONE. IN FORO POSVIT. AD.
QVAM. QVOTANNIS. VIIII. K. OCTOBR QVA. DIE
EVM. SECVLI. FELICITAS. ORBI. TERRARVM
RECTOREM. EDIDIT. TRES. EQVITES. ROMANI
A. PLEBE. ET. TRES. LIBERTINI. HOSTIAS. SINGV
LAS. INMOLENT. ET. COLONIS. ET. INCOLIS. AD
SVPPLICANDVM. NVMINI. EIVS. THVS. ET. VINVM
DE. SVO. EA. DIE. PRAESTENT. ET. VIII. K. OCTOB.
THVS. VINVM. COLONIS. ET. INCOLIS. ITEM. PRAE
STENT. K. QVOQVE. IANVAR. THVS. ET. VINVM
COLONIS. ET. INCOLIS. PRAESTENT. VII. QVOQ
IDVS. IANVAR. QVA. DIE. PRIMVM. IMPERIVM
ORBIS. TERRARVM. AVSPICATVS. EST. THVRE
VINO. SVPPLICENT. ET. HOSTIAS. SINGVL. IN
MOLENT. ET. COLONIS. INCOLISQVE THVS. VI
NVM. EA. DIE. PRAESTENT.
ET. PRIDIE. K. IVNIAS. QVOD. EA. DIE. T. STATILIO.
TAVRO. MV. AEMILIO. LEPIDO. COS. IVDICIA
PLEBIS. DECVRIONIBVS. CONIVNXIT. HOSTIAS
SINGVL. INMOLENT. ET. THVS. ET. VINVM. AD
SVPPLICANDVM. NVMINI. EIVS. COLONIS. ET
INCOLIS. PRAESTENT.
EXQVE IIS. TRIBVS. EQVITIBVS. ROM
LIBERTINIS VNV . . . .

Zweyte Seite:

S. NARBO
VMINIS. AVGV
CAVIT [1])

LEGIBVS. IIS. Q. I. S. S. [2])

NVMEN. CAESARIS. AVG. P. P. QVANDO. TIB
HODIE. HANC. ARAM. DABO. DEDICABO
QVE. HIS. LEGIBVS. HISQVE. REGIONI

1) Plebs Narbonensis aram numinis Augusti dedicavit.
2) Quae infra scriptae sunt.

BVS. DEDICABOQVE. QVAS. HIC
HODIE. PALAM. DIXERO. VTI INFIMVM
SOLVM. HVIVSQVE. ARAE. TITVLORVM
QVE. EST. SI. QVIS. TERGERE. ORNARE
REFICERE. VOLET. QVOD. BENEFICII
CAVSA. FIAT. IVS FASQVE. ESTO. SIVE
QVIS. HOSTIA. SACRVM. FAXIT. QVI
MAGMENTVM. NEC. PROTOLLAT. ID
CIRCO. TAMEN. PROBE. FACTVM. ESTO. SI
QVIS. HVIC. ARAE. DONVM. DARE. AV
GEREQVE VOLET. LICETO. EADEMQ
LEX. EI DONO. ESTO. QVAE. ARAE. EST.
CETERAE LEGES, HVIC. ARAE. TITVLISQ
EAEDEM SVNTO. QVAE. SVNT. ARAE
DIANAE. IN. AVENTINO. HISCE. LEGI
BVS. HISQVE. REGIONIBVS SICVTI
DIXI. HANC. TIBI. ARAM. PRO. IMP
CAESARE. AVG. P. P. PONTIFICE. MAXI
MO. TRIBVNICIA. POTESTATE. XXXV
CONIVGE. LIBERIS. GENTEQVE. EIVS
SENATV. POPVLOQVE. R. COLONIS
INCOLISQVE. COL. IVL. PATERN. NARB
MART. QVI. SE. NVMINI. EIVS. IN. PER
PETVVM. COLENDO. OBLIGAVERVNT
DOQVE. DEDICOQVE. VTI. SIES. VOLENS

PROPITIVM.

Gelübde, unter des Titus Statilius Taurus und Lucius Cassius Longinus Taurus Konsulate an den 10. Kalenden des Oktober (22. Sept.) der Gottheit des Augustus, vom Volke Narbo's auf ewig geweiht.

Segen, Heil und Glück dem Imperator Cäsar Augustus, dem Sohne des Vergötterten, dem Vater des Vaterlandes, Pontifex Maximus, Tribun zum vier und dreyßigsten Male, und seiner Gemahlin, seinen Kindern, seiner Familie; dem Senate und dem römischen Volke, den Kolonisten und Einwohnern der Kolonie, Julia — Paterna — Narbo Martialis. Verpflichtet auf immer zur Verehrung seiner Gottheit errichtet das Volk von Narbo auf seinem Forum einen Altar, daß jedes Jahr am neunten der Kalenden des Oktober (23. Sept.), dem Tage, da ihn das Glück des Jahrhunderts der Welt zum Herrscher gab *), drey Ritter aus dem Volke gewählt, und drey Freygelassene Opfer darbringen, und Wein und Weihrauch aus eigenem reichen, den Kolonisten und Bewohnern zur Verehrung seiner Gottheit, und dasselbe Opfer wieder am achten der Kal. des Oktober; auch an den Kalenden des Jänners (1. Jänner) und siebenten Idus des Jänners (7. Jänner), dem Tage, da er die Herrschaft der Welt antrat, opfern sie Weihrauch, Wein und

*) August war den neunten Kal. des Oktober zu Velletri geboren, im J. R. 691, v. Ch. 63.

Schlachtthiere, und spenden am selben Tage den Kolonisten und Bewohnern Weihrauch und Wein.

Und am Tage vor den Kalenden des Juny (31. May), da er unter des Titus Statilius Taurus und des Manlius Aemilius Lepidus Konsulate mit den Dekurionen Richter aus dem Volke verband [1]), schlachte jeder Opferthiere und reiche ihm zu Ehren Weihrauch und Wein den Kolonisten und Bewohnern.

Und einem aus diesen dreyen Römischen Rittern und der Freygelassenen — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Auf der andern Seite des Steins ist die Formel eingeschrieben, die der Pontifex allein zu sagen pflegte, sie heißt:

Das Volk von Narbo weiht diesen Altar der Gottheit des Augustus unter den gelobten Bedingungen.

Vergötterter Cäsar Augustus, Vater des Vaterlandes, ich weihe und eigne Dir heute diesen Altar mit den Bedingungen und Gränzen, wie ich sie heut zum Umfange und Eigenthum des Altars und Heiligthums bestimmte, und so ihn jemand reinigen, verherrlichen und herstellen will, sey ihm dieses zu seiner Sühne rechtlich unverwehrt; und wo er ein Opfer darbringt und es nicht überschreitet, dem sey wohl gethan; und wer dem Altar ein Geschenk darbringt oder es mehret, dem sey es vergönnt; dem Geschenk sey wie dem Altar dasselbe Fug und Recht. Vorrecht und Ehrenmahle seyen diesem Altar, wie jenem der Diana auf dem Aventinum. Unter diesen ausgesprochenen Bedingungen und Gränzen widme und weihe ich diesen Altar, dem Imperator Cäsar Augustus, dem Vater des Vaterlandes, Pontifex Maximus, Tribun zum fünf und dreyßigsten Male, und seiner Gemahlin, seinen Kindern, seiner Familie; dem Senate und dem römischen Volke, den Kolonisten und Bewohnern der Kolonie Julia Paterna Narbo Martialis, verpflichtet auf ewig zum Dienste seiner Gottheit, damit du uns hold und gewärtig seyest [2]).

Arneth.

---

[1]) Das heißt, mit den von den Römern bestellten Richtern ließ er auch welche aus dem Volke selbst wählen, und mit den ersteren vereinigt galt der Ausspruch.

[2]) Es ist im Styl schon leicht zu erkennen, daß diese Einweihungsformel älter als das Augusteische Zeitalter sey. Schon Cicero sagt (pro domo sua), daß der Priester über sein Haus nicht feyerliche und alterthümliche Worte gesprochen habe.

Art. VI. **Descrizione d' alcune medaglie greche del museo del signore** *Carlo Ottavio Fontana* **di** *Trieste*, **per** *Domenico Sestini. Firenze* **1822. 4.**

Auf Veranlassung des Hrn. Fontana sind in Einem Jahre zwey der interessantesten Werke im Fache der Alterthumskunde erschienen. Es verdient großes Lob und erinnert an die reichen Tage Venedigs, daß ein Mann, eigentlich mit den Interessen des Handels beschäftiget, so viel Muße und Arbeit auf die Pflege der Wissenschaften verwendet, wie Hr. Fontana; auch wollte es ein glücklicher Zufall, daß sich zwey so ausgezeichnete Männer, wie die Herren Hofrath von Hammer und Domenico Sestini mit der Beschreibung seiner Kunst und wissenschaftlichen Gegenstände beschäftiget haben. Das schöne Werk des Ersteren (Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé en Égypte, publiée par M. *Fontana* et expliquée par M. de *Hammer* etc. *Vienne* 1822, quer Fol.) hat bey allen, die sich für das Wissen und Denken dieses sonderbaren Volkes, des ägyptischen, interessiren, einen zu angenehmen Eindruck gemacht, und hat einen zu tiefen Blick in das ägyptische Alterthum geöffnet, um hier nicht erwähnt zu werden. Es kann nach des Ref. Dafürhalten nicht fehlen, daß sich nicht die meisten Stimmen darüber vereinigen sollten, daß Herr Hofrath v. Hammer mehr gefunden habe, als er sich ironisch gegen Sickler äußerte: »nous nous estimons fort heureux si les lecteurs trouvent que nous en ayons rencontré le sens commun« (S. 5) im Gegensatze mit dem sens mystique, daß er der wahrscheinlichen Bedeutung auf die Spur gekommen sey.

Hr. v. Hammer hat die Bild-Hieroglyphen dieses Papyrus mit einer Sicherheit und Wahrscheinlichkeit erklärt, daß diese Arbeit ein eigentliches Geschenk für die Alterthumswissenschaften zu nennen ist. Aus diesen Erklärungen erhellt auch zugleich überall, daß der gelehrte Verfasser jener Ansicht nicht entgegen ist, wozu auch Refer. sich bekennt: das ägyptische Alterthum ist ein interessantes Problem für den Forscher; es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Resultate aller Forschungen in diesem Fache positiv unsere Erkenntniß in religiöser, politischer oder artistischer Betrachtung weiter fördern können. Die Wiederholung vieler Formeln erinnert auffallend an die Gebete in den Zend-Büchern. Der Verfasser hat öfters Gelegenheit, seine umfassende Kunde der gesammten orientalischen Literatur zu zeigen, und manches Erbtheil einer uralten Zeit aus derselben zu erklären. Ref. durfte in dieser Anzeige diese schöne Beschreibung, die auch typographisch so gut ausgestattet ist, nur berüh-

ren, und muß zum zweyten Werke übergehen, welches, obwohl etwas Ganzes liefernd, doch nicht so Interessantes darbietet, weil es sich in einem Felde bewegt, wozu der gelehrte Sestini die dankenswerthesten Zusätze geliefert hat, ohne eine schöpferische Umwandlung darin hervorzubringen, oder Grundsätze aufzustellen.

Ref. hatte schon öfters Gelegenheit, von dem hohen Werthe der alten Münzkunde für politische und artistische Geschichte im Allgemeinen zu sprechen; weil vorliegendes Werk aber in den Händen weniger seyn dürfte, so hat er das Vorhaben, es mehr im Einzelnen zu zergliedern.

Herr Fontana, sagt uns Sestini in der Vorrede, beschäftigt sich seit Langem, eine Sammlung römischer Münzen, sowohl der Konsuln als Kaiser zu machen. Doch seine Verbindungen mit Asien und Afrika sind ihm zu günstig, um nicht auch seine Anfangs vernachläßigte Sammlung der griechischen Münzen zu bereichern. Um seine Sammlung zu gründen, kaufte Fontana zwey Museen zu Venedig, jene des Kav. Nani und Persico, und so entstand schnell die Sammlung, von denen Sestini Anfangs das Inventarium gibt, und hernach die seltensten Münzen beschreibt und in Kupfer gestochen liefert. Der geographische Katalog ist genau nach Eckhels System geordnet, und enthält 43 Gold-, 1001 Silber- und Potin und 2559 Bronze-Münzen; 107 sind auf 6 Kupfertafeln gestochen, die ohne Eleganz, doch getreu die Gegenstände geben. Sie sind, wie die meisten Sestinischen Kupfer, die denen des englischen Katalogs, des Mionnet, des Choiseul-Gouffier aber nachstehen. Auch fällt der Mangel an Ordnung unangenehm auf, weil die Münzen nicht nach einander, wie sie beschrieben sind, auch sich auf den Kupfertafeln zeigen, sondern zufällig, bloß etwa nach der Größe neben einander gestellt sind; eine Zusammenstellung nach der Symmetrie wird aber selten den wissenschaftlichen Mann befriedigen, sondern nur die, die ihm die Uebersicht erleichtert.

Den Anfang der dem Ref. interessantern Münzen macht Perseus:

Caput Persei modeste barbatum, sub quo
ΖΩΙΛΟΥ.

Rückſ. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ. ΠΕΡΣΕΩΣ.* Aquila fulmini insistens, in area Σ et monogr. Omnia intra quernam, extra quam infra astrum. *Mionnet.* Sc. 10 *). AR. Tab. VI. N. 3.

In der zweyten Ausgabe seiner geographischen Numismatik oder classes générales beschrieb Sestini selbst zwey Münzen mit *ΖΩΙΛΟΥ*, sie für Gold haltend. Jedoch nur die Allier's de Hauteroche existirt in Gold, und in England soll noch eine

*) Ist unrichtig; die Münze überschreitet wenigstens nach dem Stich nur wenig die Größe 9.

andere in Gold seyn; vorliegende ist in Silber, wie die meisten nicht seltenen. Ref. theilt nicht die Ansicht Sestini's, daß das Monogramm auf der Rückseite den Anfang des *ΖΩΙΛΟΥ* macht.

Die Goldmünze des Perseus, die hier aus dem Museum des Allier de Hauteroche mitgetheilt ist, ist einzig (unicus) und sehr interessant.

Vorseite: der Kopf des Königs.

Rücks. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΕΡΣΕΩΣ*. Gryphus ad s. stans, pedem dext. anteriorem elevat AV. 3.

Die Vermuthung, daß Perseus diese Münze in Abdera schlagen ließ, scheint sehr zuläßig.

S. 28 wird eine neue Stadt in die Numismatik eingeführt. Sie heißt, nach der Münze geschrieben, Alleta, und liegt auf dem Itinerarium Antonins, auf dem Wege zwischen Salona nach Durazzo (also in diesem Ruinenreichen Gefilde Dalmatiens), sie heißt:

Caput muliebre diadematum.

ΑΛΛΕΤΩΝ. Hercules nudus stans adversus d. clavae imposita, s. spolia leonis. Tab. I. N. 5.

Der Herkules Dienst war in diesen Gegenden häufig, wie eine Münze von Alvona? zeiget; das Gepräge weiset auch dahin, also scheint der Verfasser seiner Münze den rechten Ort angewiesen zu haben. Von der Stadt Byllis kömmt S. 30, Tab. 1, N. 6. eine interessante kleine Münze vor.

Wie die zu den selteneren Münzen gehörigen der Stadt Apollonia mit dem feuerspeyenden Berge, um den drey Nymphen tanzen, hat auch die Münze von Byllis den feuerspeyenden Berg.

Die Münze ist: Caput muliebre, Dianae, ut videtur.

Rücks. *ΒΥΛΛΙΟΝΩΝ*. Mons ignivomus.

Byllis, Bullis lagen in der Nähe von Apollonia, beyde hatten vieles gemein; Livius nennt l. XIV. c. XXX. Bullinorum et Apolloniatium auxilia, und so auch eine Aehnlichkeit in den Typen der Münzen.

S. 32 werden Münzen, von denen eine selbst Eckhel nach Olynthus verlegte, die meisten andern nach Theben, nach Olympe in Illyrien gesetzt und mit vielen Gründen der Wahrscheinlichkeit; wie auch die des k. k. Kabinets kaum an *ΟΛΥΜ* und nicht wie Eckhel D. N. V. Vol. II. p. 73 las, *ΟΛΥΝ*, zweifeln läßt.

Caput Herculis imberbe leonis exuviis tectum.

Rücks. ΟΛ ΥΜ. Arcus, intra quem clava jacens. AE. 3. Tab. 5. N. 9.

S. 45. Theben hat auf einer hier Tab. 6. N. 11 (nicht 5) mitgetheilten Münze AR 3).

Caput Junonis velatum.

Rücks. . . *BAIΩN*. Cadmus armatus, e navi exiliens.

Ein Satz, der durch viele Beyspiele bewiesen ist, ist auch der: daß die Numismatik häufig die Gottheiten zeigt, die an einem bestimmten Orte sind verehret worden, wie in Aegina, Jupiter und Diana. S. 49, Tab. II. Fig. 7 liefert zu diesem auch den Beleg.

M. ATP. ANTωNEINOC. Protome (Caracallae) laureata cum paludamento.

Rücks. *AIΓEINHTωN*. Mulier stolata, capite turrito ad d. stans d. sagittam, s. demissa curtam taedam; et ex adverso Jupiter nudus stans d. fulmen s. hastam.

Gleiches bestätiget ein Medaillon der Stadt Aegium in Achaja, von der Pausanias sagt, daß sie auf öffentlichem Platze einen Tempel Jupiters des Erretters hatte.

ATTOKPATΩP.ANTΩNEINOC.Cap.Antonini Pii laureat.

Rücks. *ZETΣ*. (fortasse. *MEΓAC*.) *AIΓIEΩN*. Basis quadrata oblonga, supra quam Jupiter nudus stans, d. elata fulmen vibrat, s. extenta aquilam

Die unter Korinth p. 52. Tab. I. N. 13. beschriebene Münze wird itzt allgemein dieser Stadt zugetheilt; doch ohne die Probabilität, die nothwendig ist, um sicher zu seyn. Der Typus dieser Münzen, der sich von denen unterscheidet, die gewöhnlich nach Syrakus gelegt werden, weiset wohl nach dem eigentlichen Griechenland hin, und dann nur nach Korinth. Auch das k. k. Münzkabinett setzt fünf Silbermünzen nach Korinth, mit einem dieser Münze sehr ähnlichen Typus; Eckhel wagte dieß noch nicht, der äußert, keine Münze in Silber sey bestimmt von Korinth, die auf unsere Zeit gekommen sey; er widerlegt alle Muthmaßungen Pellerin's. (D. N. V. V. II. p. 237.)

Die Mittheilung der Münze der Agrippina, in Korinth geprägt, ist dankenswerth, weil die Schrift dieser seltenen Münze mit dem schönen Kopfe dieser interessanten Frau an wenig Orten so gut zu lesen wie hier:

AGRIPPINA. GERMANICI. . . . . Caput Agrippinae. Auf der Münze mit dem nämlichen Kopfe im k. k. Kabinett ist der Kopf recht gut erhalten, doch nicht die Schrift.

Sestini hält die Nymphe, die auf einem Berge sitzt (vor ihr ein Brunnen, wie es scheint) für Leucothea, auf dem Felsen Moluris sitzend, auf einer Münze des Sept. Severus. Tab. II. Fig. 3.

Pausanias erzählt, daß bey Psophis in Arkadien

der Berg Erymanthus sich befinde, und nach Homer dort Herkules den Eber erlegt habe; darauf bezieht sich die Münze Tab. I. Fig. 16.

Caput Herculis barbatum laureatum.

Rücks. ΨΩΦΙ

Δ . . . . Aper currens.

Auf eine ähnliche Art ließen die Tegeaten mit dem Kopfe der Julia Domna die Atalanta auf der andern Seite prägen, die den Kalydonischen Eber bey einem Baume mit einem Wurfspieße erlegt.

Von der Insel Kreta zeichnen wir zwey aus, die in Silber sind. In diesem Metalle sind fast alle Münzen des hohen Alters des heiligen Styls, um so zu sagen, ausgeprägt.

Sestini schreibt die Münze: Tab. III. Fig. 5.

Jupiter seminudus ad s. sedens d. extenta aquilam s. hastam.

Rücks. *Sine epigraphe.* Dimidia Capra sylvestris cretica ad s. retrospiciens,

der Stadt Elyrus zu. Nach Pausanias L. X. c. 16 lag diese Stadt im Innern der Insel in Bergen; der Aufenthalt dieser Art Ziegen.

Die Münze aber Tab. III. Fig. 11 theilt Sestini der kretensischen Küsten-Stadt Itanus zu:

Triton in magnam piscis caudam desinens, d. elata tridentem intorquens, s. elata piscem sustinet.

Rücks. Astrum magnum intra quadrum et quadratum incusum.

Beyde Münzen sind auf Kreta (Kandia) gefunden. S. 78 suchet daher Sestini die von Mionnet T. II. p. 96. N. 5. Hunter p. 134. n. 6. tab. 19 und ihm selbst *Lett.* VII. p. 20. nach Corcyra gelegten diesen ähnliche Münzen Itanus zu vindiciren.

Bey der Insel Andrus, S. 80, erinnert sich Ref., daß er neulich eine prächtige Münze der Stadt Maronea sah, die dem Gr. Latour-Maubourg angehört, und auf der Insel Andrus gefunden wurde. Es ist darauf ein springendes Pferd, ober demselben ein Stern und unten *MAP* sehr verwischt.

Rückseite: der Magistrat *MHTPOΔOTOΣ* und der großen Weinrebe mit Trauben.

Wieder ein Beleg, daß der Fundort wohl etwas, aber nicht viel beweise.

Von einem Könige, der eine so merkwürdige und so tragische Erscheinung in der Weltgeschichte war, wie Mithradates

Rücks. *ΑΞΠΑΑ.* (*ΡΑΔΟΚΟ*) retrograde. Equus ad s. gradiens AR. 3.

Aus diesen Anführungen glaubt Referent genugsam zeigen zu können, welch ein interessantes Museum das des Herrn Fontana sey; ein Museum, das nach denen von Wien und Paris noch so viele nicht bekannte Münzen besitzt (welche Aeußerung doch niemand für einen Vergleich mit diesen Museen nehmen wird). Jeder, der in diesem Fache bewandert ist, wird unsere gerechte gute Meinung theilen. Es ist schon die Zahl von 3600 Stücken bloß griechischer Münzen, von denen fast die Hälfte in Silber ist, und bey denen sich, wie Hr. Fontana sich gegen Ref. öfters äußerte, keine Doubletten und bloß gut erhaltene Stücke befinden, eine bedeutende Sache. Denn wie in manchen andern Sammlungen, so geht es auch häufig bey den Münzen, daß man durch einen großen numerum rotundum seine Eitelkeit zu befriedigen, und durch Selbsttäuschung auch andere zu täuschen sucht. Wie in allen Dingen, macht auch hier nicht der Schein der Menge, sondern der wirkliche Reichthum von seltenen, wohl erhaltenen, für die Historie im Allgemeinen und die der Künste im Besondern interessanten Stücke den wirklichen Reichthum einer Sammlung aus; und es könnte sich leicht treffen, daß eine Sammlung, die an Zahl geringer ist, oft mehr Werth hat, als eine viel größere. Der gute Sammler-Geist ist eine seltenere Sache, als man häufig zu glauben scheint.

Nach des Ref. Dafürhalten besitzt der Eigenthümer, Hr. Fontana, nach dem Katalog zu schließen, diesen guten Sammler-Geist; und Sestini hat zu seinen bedeutenden Verdiensten um die griechische Numismatik durch dieses Werk einen verdienstvollen Zusatz geliefert.

In allen Werken, wie in diesem, äußerte Hr. Sestini seine außerordentliche Geübtheit, die Münzen zu klassiren und zu beschreiben; ihm ist das Verdienst der Kunstbehandlung, der Auffindung des Zusammenhanges mit einem religiösen oder politischen Ereignisse weniger, als das geographische, und dies letztere ist auch ein wesentliches, von dem die früheren häufig abhangen.

Auf ein Museum und auf eine gute Beschreibung der merkwürdigeren Stücke desselben aufmerksam gemacht zu haben, ist der Wunsch des Ref. Möge bald eine ähnliche der römischen Münzen folgen! Männer, die solche Museen wie Hr. Fontana besitzen, machen sich dadurch ein wesentliches Verdienst um ihre Vaterstadt, weil sie die Studien befördern, den guten Geschmack verbreiten, und bloßer Frivolität durch ein gutes Beyspiel den Weg versperren.

Arneth.

Art. VII. Die Krankheiten des Vorstellungsvermögens, systematisch bearbeitet von Dr. Karl Georg Neumann, zweytem Arzte des königl. Charité-Krankenhauses zu Berlin. Leipzig, bey Karl Knobloch, 1822.

Mit rühmlichem Eifer wird jetzt in Deutschland die Seelenheilkunde bearbeitet, und das vorliegende Werk kann sich den vorzüglicheren Leistungen in diesem Fache ehrenvoll an die Seite stellen. Ueber seinen Zweck sagt der Verf. bescheiden in der Vorrede, es habe ihm geschienen, als wenn von allen vorhandenen Werken über psychische Krankheiten keines recht zum Leitfaden für Vorlesungen geeignet sey: diese Lücke habe er auszufüllen gesucht. Gewiß ist ihm dies Bestreben im ausgezeichneten Maße gelungen; in dem Maße, in welchem es überhaupt bey einer Wissenschaft gelingen kann, die noch so sehr, wie die Seelenkrankheitkunde, einer allgemein anerkannten Grundlage entbehrt, und wo es also in jedem Falle sehr schwer fallen wird, daß sich ein Forscher dem andern vollkommen anschließe, und sich eines fremden Leitfadens zu seinen Vorlesungen bediene. Im Allgemeinen sind die hier über die psychischen Krankheiten mitgetheilten Beobachtungen so umfassend und vollständig, die Beschreibungen ihrer Symptome und ihres Verlaufs so bestimmt, die verschiedenen Formen der Krankheiten so sorgfältig und genau unterschieden, die Anordnung und Methode so zweckmäßig, und zugleich der Verf. so frey von den Zeitvorurtheilen, welche sonst so leicht auf irgend eine Weise sich Eingang in die für Vorlesungen bestimmten Lehrbücher zu bahnen wissen, daß sein Werk gewiß einer mehr als vorübergehenden Aufmerksamkeit würdig ist.

Rec. muß gestehen, daß er nach einer flüchtigen Durchsicht der beyden ersten Kapitel keine so erfreuliche Hoffnungen in Bezug auf dasselbe nähren zu dürfen glaubte. Nach einer kurzen Einleitung spricht das erste Kapitel: »vom Bau des Nervensystems überhaupt.« Der Verf. beginnt von den unvollkommensten Thiergattungen, bey welchen (wie bey den Polypen) ohne Nerven willkürliche Bewegung sich zeigt; und von ihnen zu den vollkommneren, mit genauer Angabe des Fortschrittes, emporsteigend, bahnt er sich durch eine Beschreibung der menschlichen Nervenbildung den Weg zum zweyten Kapitel: »Von den Thätigkeiten des Hirns und der Nerven.« Nachdem er hier einige Worte über die Geschichte dieser Lehre vorausgeschickt, spricht er von dem Unterschiede der Thätigkeiten des Gehirns, welche sein Verhältniß zum Bildungsleben betreffen (seinen Vegetationsthätigkeiten), in Vergleich mit den ihm eigenthümlichen (dem Vorstellen), dann von jeder dieser beyden Gattungen insbesondere (ihren Bedingungen und Erschei-

nungen, ihrem Gebundenseyn an besondere Theile des Gehirns ꝛc.), und zuletzt von der innigen Verbindung zwischen dem Hirnsystem und dem Bildungsleben. Die Untersuchungen dieser beyden ersten Kapitel sind also fast durchgängig anatomische und physiologische, wobey sich der Verf. freylich, in der gerechten Voraussetzung, »daß jeder, der an das Studium der Geisteskrankheiten geht, schon anatomische Kenntnisse habe« (S. 19), auf dasjenige beschränkte, was sich unmittelbar auf den ihm vorgesetzten Zweck bezog. Aber wie kann, so fragte sich Rec., die Lehre von den Seelenkrankheiten dem Verf. auch nur einmal so viele Beziehungen auf die Anatomie und Physiologie des Gehirns darbieten, um eine Auseinandersetzung von diesem Umfange zu rechtfertigen? Gewiß liegt hier wieder einer der unglücklichen Versuche vor dir, die Erscheinungen des Denkens aus gewissen räumlichen Bewegungen der Gehirnfibern, oder sonst welcher körperlichen Organe, zu erklären und abzuleiten: ein Unternehmen, welches so ganz aller Begründung in sicheren Erfahrungen entbehrt, so ganz also nur auf willkürliche Hypothesen sich stützen kann, und dabey seinem Wesen nach so augenscheinlich auf etwas Unmögliches hinarbeitet, daß es kaum zu begreifen ist, wie es immer wieder irrende Ritter für sich gewinnt.

Aber Rec. fand sich angenehm in seiner Erwartung getäuscht. Der Verf. ist so weit entfernt, das Vorstellen für ein Erzeugniß irgend einer körperlichen Veränderung zu halten, daß er (S. 58) von der Thätigkeit des Hirns, welche er die organische Bedingung des Vorstellens nennt, geradezu gesteht: »Wir können sie uns nicht anders denken, denn als räumliche Bewegung im Gehirn, weil wir überhaupt jede Thätigkeit als Bewegung im Raum denken müssen (?). Allein dieß ist eine Folge unserer Beschränkung, kraft deren wir bey allem Vorstellen an Raum und Zeit gebunden sind, und wir haben kein Recht, zu postuliren, daß eine solche räumliche Bewegung im Gehirn jede Vorstellung wesentlich begleite. Wir kennen nicht nur erfahrungsmäßig keine solche räumliche Bewegung, sondern wir wissen überhaupt gar nichts davon, als daß eine Thätigkeit des Organs mit dem Vorstellen parallel gehen muß. Diese Thätigkeit ist nicht das Vorstellen selbst, sondern dessen organische Bedingung« ꝛc. Nicht also als Erzeugniß einer Gehirnthätigkeit betrachtet der Verf. das Vorstellen, sondern beyde sind ihm nur parallele Thätigkeiten *), deren

*) Man vergleiche hierüber eine Abhandlung: »Ueber das Verhältniß von Seele und Leib,« im dritten Hefte des Jahrganges 1821 von Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte.

Parallelismus zu beobachten freylich in vieler Rücksicht lehrreich und förderlich seyn kann, aber keineswegs die ganze Aufgabe der Seelenkrankheitkunde, oder auch nur einen vorzüglichen Theil derselben, ausmacht. Vielmehr bekennt er (S. 203) ganz offen, daß man über diesen Parallelismus bis jetzt so gut als gar nichts wisse (»Zuweilen fand man aber das Gehirn in hohem Grade zerstört, krank, ja durch fremde Körper verletzt, ohne daß im Leben Spuren von Störung des Vorstellens Statt gefunden, obgleich die Veränderung lange vor dem Tode bereits vorhanden gewesen war; andere Male sah man im Gehirn offenbar geisteskranker Menschen keine Veränderung«), und scheuet sich nicht, dieß auch bey den besonderen Krankheitformen zu wiederholen (vergl. z. B. S. 269, bey der Lehre von der Manie).

Die Lehre des Verfassers von den Vorstellungskrankheiten hat also im Allgemeinen durch die anatomischen und physiologischen Vorbereitungen der beyden ersten Kapitel nicht gelitten; nur fragt sich, wozu diese überhaupt dienen? Rec. gesteht, daß er bey weitem nicht für Alles rechtfertigende Beziehungen im Folgenden hat auffinden können. Manches, das im Folgenden seine volle Beziehung findet, hätte wohl ausführlicher begründet werden müssen. So scheint es Rec. noch keineswegs so ausgemacht, wie dem Verf., daß diejenigen Thätigkeiten des Gehirns, welche dieser *vegetirende* nennt, von den mit dem *Vorstellen parallelen* wirklich so verschieden, ja ihnen entgegen gesetzt sind. Diese letzteren kennen wir, nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers, gar nicht; jene ersteren wenigstens nur sehr unvollkommen: wäre es also nicht möglich, daß die die Vorstellungen *begleitenden* Hirnthätigkeiten, da sie doch nicht dieselben *erzeugen*, mit in das Gebiet der vegetirenden fielen? Daß das Gehirn theilweise zerstört werden kann, ohne daß das Vorstellen bedeutend gestört wird, und umgekehrt, beweiset doch nur, daß nicht *alle* für uns bemerkbaren Vegetationsthätigkeiten zugleich auch Vorstellungsthätigkeiten sind; und diejenigen Erscheinungen, in welchen der Verf. einen Gegensatz zwischen beyden Thätigkeitgattungen annimmt, möchten sich wohl auch anders erklären lassen. Ueberhaupt ist in dieser *Parallele von Seele und Leib* jeder Schritt so mit Dunkel umgeben, daß der Versuch, die psychischen Bestimmungen in leibliche gleichsam zu übersetzen, fast immer zu Irrungen führen wird. Dieß scheint dem Verf. z. B. bey der S. 25 ff. gegebenen *Theorie der Vorstellungsgattungen* begegnet zu seyn. Er geht von der sehr richtigen Bemerkung aus, daß die Vorstellungsfähigkeit an das Gesetz des Reizes eben so gebunden sey, als jeder Akt des Bildungslebens; die *Sensibilität* also nicht (wie *Haller* und Andere be-

haupten) eine von der Irritabilität unterschiedene Kraft des Lebendigen, sondern vielmehr nur eine besondere Gattung dieser letzteren sey. Wenn die Verbreitungsflächen der Nerven nach außen durch irgend etwas gereizt werden, so entsteht eine Vorstellung von dem Reizzenden, als Objekt. Diese heißt Empfindung, und Empfindung ist die Urthätigkeit des Gehirns, das ohne sie gar keiner Vorstellung fähig ist. Doch kann diese auch andere Thätigkeiten erzeugen (sich in anderen reflektiren), und zwar sind diese entweder andere Thätigkeiten des Hirns (Reflexion ins Gehirn: Ursprung des Denkens), oder Thätigkeiten der zum Vegetationsleben gehörenden Organe (Reflexion ins sympathische System: Gemüthsbewegung), oder endlich Thätigkeiten der Muskeln, die willkürlich bewegt werden (Reflexion in die Bewegungsnerven: Wille). Hier haben wir eine Darstellung der vorzüglichsten Gattungen psychischer Thätigkeiten nach Unterschieden der leiblichen, nicht in der Absicht, jene von diesen abzuleiten, sondern als Parallele; aber wie viele Bedenklichkeiten werden auch durch diese in uns geweckt! Wir übergehen die erste der genannten Klassen, deren genauere Begränzung gegen die Thätigkeiten der Phantasie &c. sich wohl nicht möchte in dieser Parallele angeben lassen. In Bezug auf die zweyte läßt sich die Frage, ob überhaupt das Gehirn zu jedem Gefühle nothwendig sey, sehr schwer entscheiden; da nach dem Verf. die vorstellende Thätigkeit des Gehirns gar nicht in die Beobachtung fällt. Aber auf jeden Fall würde doch beym Hunger, und überhaupt bey allen sogenannten körperlichen Schmerzen, so wie auch bey den körperlichen Lustgefühlen (welche der Verf., den Ausdruck entschuldigend, mit unter dem Gemüthe begreift) keine Reflexion der Gehirnthätigkeit in das sympathische System, sondern (ähnlich, wie bey den Sinnenthätigkeiten) eine Reflexion dieses letzteren in das Gehirn angenommen werden müssen (man vergl. den eignen Ausspruch des Verf. hierüber, S. 109, 110). Eben so möchte schwerlich jede Reflexion der Vorstellungen in die Bewegungsnerven als »Wille« gefaßt werden können. Denn um nur Eins anzuführen, so sind doch die Bewegungen, mit welchen wir die lebendigere Rede begleiten (die Gestikulationen, Mienen &c.) in den meisten Fällen gewiß unwillkürlich, und doch eben so gewiß Reflexionen der Vorstellungsthätigkeiten (und zwar in völliger Besonderheit) auf die Muskeln. Dagegen es auch Willensakte gibt, bey welchen eine solche Reflexion nicht Statt findet (z. B. wenn wir uns einer Sache erinnern, über eine Sache nachdenken wollen), sondern vielmehr die Vorstellung in eine andere Vorstellung reflektirt wird, und die zufällig vielleicht diese Reflexion

begleitenden Muskelbewegungen (das Runzeln der Stirn rc.) gerade von der vorher erläuterten Art, also unwillkürlich sind.

Zeigen sich nun die psychischen Ergebnisse der vorangeschickten physiologischen Untersuchungen manchen Zweifeln bloßgestellt: so ist doch auch keineswegs ganz zu läugnen, daß der Verf. durch den Hinblick auf diese letzteren ein wenig in dem Verfolgen der wahren Methode gestört worden ist. Dieß zeigt sich schon im dritten Kapitel (»Von dem Erkranken des Gehirns und seinen Quellen im Allgemeinen«). Der Verfasser unterscheidet hier die vegetativen Hirnkrankheiten von den Vorstellungskrankheiten, welche ohne organische Veränderung des Hirns Statt finden. Jene bestehen in einer Veränderung seiner Thätigkeiten entweder nach deren quantitativem und qualitativem Verhältnisse zugleich, oder nach dem qualitativen allein (indem jede Abweichung des Grades derselben zugleich von einer Abweichung der Normalität der Bildung begleitet seyn müßte, aber nicht umgekehrt), und dazu gehören: Kongestion, Entzündung, Krampf, Exsudation, Eiterung, innere Blutung, Wasserbildung, Kollapsus, Turgor u. s. w. Von den ohne organische Veränderung des Hirns eintretenden Vorstellungskrankheiten dagegen (daß es solche gebe, beweiset der Verf. S. 56 sehr scharfsinnig durch viele Gründe) heißt es S. 60: »Da wir eine produktive Seite der organischen Bedingung des Vorstellens vollends gar nicht begreifen können, wenn wir diese Bedingung selbst nicht kennen, sondern nur ihre Nothwendigkeit, so können wir ihr keine andere Abänderung als Ursache krankhafter Erscheinungen beymessen, als allein die des Grades ihrer Wirksamkeit; denn als Thätigkeit muß sie einen Grad haben, folglich muß dieser vermehrung- und verminderungfähig seyn. Die nächste Ursache aller Vorstellungskrankheit würde demnach als quantitativ begriffen werden müssen.« — Gewiß ein für die Wissenschaft wenig erfreuliches Ergebniß, wenn es sich als richtig erweisen sollte: denn in diesem Falle hätten wir überhaupt nur zwey Formen von Vorstellungskrankheiten, die der übermäßig gesteigerten, und der übermäßig verminderten Vorstellungskraft; und wenn auch allerdings der Verf. im Folgenden noch mehrere Unterschiede erhält (je nachdem nämlich die gesammte Vorstellungskraft, oder nur einzelne Aeußerungen derselben abnorm erscheinen): so kann doch die Charakteristik auch dieser nur sehr dürftig und unvollkommen ausfallen. Indeß wir kennen, wie der Verf. sehr richtig sagt, die organische Bedingung des Vorstellens nicht, und so traurig also auch jene Behauptung seyn mag für das Interesse der Wissenschaft, so, scheint es, können wir sie doch nicht widerlegen. Aber woher weiß denn der

Verf. überhaupt nur, daß eine Krankheit gesteigerte, oder daß sie unterdrückte Hirnthätigkeit ist? Aus der Beobachtung der vorstellenden Hirnthätigkeit gewiß nicht; denn dieselbe fällt ja überhaupt nicht in die Beobachtung. Er kann es also nur durch Schlüsse wissen aus der Beschaffenheit der Vorstellungen, wie sie psychisch aufgefaßt werden, je nachdem nämlich diese als aufgeregt oder als niedergedrückt erscheinen; und wir fragen mit Recht: wenn uns die somatische Auffassung der Vorstellungskrankheiten so wenig Bestimmtheit, ja im Grunde gar nichts für ihre Charakteristik gibt (indem selbst das Wenige, was wir für sie festhalten können, erst durch Schlüsse aus einem anderen Gebiete der Beobachtung abgeleitet ist): warum wählen wir sie überhaupt, warum bleiben wir nicht vielmehr bey der psychischen Charakteristik stehen, welche uns eine bey Weitem größere Vollkommenheit verheißt? Die durch den Reiz einer brennenden Farbe lebendig aufgeregte Gesichtsthätigkeit, die durch einen erhabnen Gegenstand angespannte, die Anstrengung des Geistes bey dem Auffassen eines schwierigen philosophischen Satzes, das frische Spiel der Einbildungskraft bey einer anschaulichen Erzählung, die Bestimmtheit derjenigen Vorstellungen, welche wir täglich wiederholen — alle diese, und noch weit mehrere Seelenzustände bieten uns Beyspiele gesteigerter Vorstellungsthätigkeiten dar; und wenn wir sie also somatisch übersetzen (in Hirnthätigkeiten), so fallen, wegen der Unanschaulichkeit des Gehirnlebens in Bezug auf das Vorstellen, alle sonst noch ihnen eigenthümlichen Merkmale weg. Aber wozu überhaupt diese Uebersetzung? Warum halten wir sie nicht lieber so fest, wie sie, als Seelenthätigkeiten, unmittelbar dem Bewußtseyn, und zwar in sehr bestimmt zu fassenden Unterscheidungen, sich kund geben? Denn zu der Unanschaulichkeit und Dürftigkeit der somatischen Charakteristik kommt noch, daß sie doch eben nur eine Bezeichnung durch parallele Erscheinungen ist, während die psychische Charakteristik uns die Erscheinungen der Vorstellungskrankheiten darstellt, wie sie an und für sich selbst sind. Wenn daher der Verf. in der Schilderung der einzelnen Krankheitsformen immer wieder auf die Klage zurückkommt, daß sich das eigentliche Wesen derselben nicht darstellen lasse, weil uns die Anatomie keinen Aufschluß gebe (vergl. z. B. S. 269): so muß die Schuld davon in den meisten Fällen allein, oder doch überwiegend, seiner Methode zugeschrieben werden. Er hätte das Seelenartige durch seelenartige Merkmale fassen sollen, und das Dunkel würde sich ihm zu hellem Lichte erklärt haben. Der Verf. tritt dieser Behauptung gewisser Maßen S. 61 entgegen, wo er darüber klagt, daß, während die Vegetationskrankheiten uns durch eine ungeheure Man-

nigfaltigkeit von Erscheinungen ihre Erkenntniß erleichtern, von den Krankheiten des Vorstellungsvermögens nur eine einzige Gattung, die Aeußerungen des Menschen in Rede und That, Kunde gebe. Hier sey überdieß Täuschung durch absichtlichen Betrug zu fürchten, so wie die Verschiedenheit der Aeußerungen nach dem Grade der natürlichen Fähigkeit und Kultur nur sehr unsichere Schlüsse erlaube. Aber diese eine Gattung von Aeußerungen bietet in sich doch wieder eine unendliche Mannigfaltigkeit dar, und die Unbestimmtheit der von ihnen ausgehenden Schlüsse ist vielleicht weniger in ihnen selbst, als in der Kindheit unserer Wissenschaft von ihnen begründet. Man steigere diese zu höherer Anschaulichkeit und Bestimmtheit, und das Schwanken jener Schlüsse wird zum sicheren Einherschreiten werden. Es fragt sich nur, wie dieß möglich sey, so lange diese Schlüsse doch eben noch unvollkommen sind, auf welche allein jene Wissenschaft bauen kann; und wir scheinen uns also im Kreise zu drehen, ohne einen festen Anfangspunkt aufweisen zu können. Noch einen andern Quell der Wissenschaft gibt es zwar für die psychischen Erscheinungen, die Beobachtungen nämlich, welche unser eigenes Bewußtseyn unmittelbar uns darbietet; aber der Seelenkranke ist keiner wissenschaftlichen Beobachtung fähig, und dieser Weg ist also nur auf die Zustände der gesunden Seele anwendbar. Aber sind denn (und durch diese Bemerkung wird die Lösung des Räthsels herbeygeführt) der gesunde Seelenzustand und der kranke so streng von einander geschieden? Sind wir jemals vollkommen gesund? Und wenn es eine unzählige Menge von Unpäßlichkeiten gibt, welche uns der Fähigkeit zur wissenschaftlichen Beobachtung nicht berauben, und wenn von diesen Unpäßlichkeiten aus sich ein Weg auffinden ließe, der uns, in einer ununterbrochenen Reihe allmälicher Steigerungen, zu den Erscheinungen der eigentlichen psychischen Krankheiten hinüberführte: so würden wir auf diesem Wege dennoch zu einer klaren Anschauung von diesen letzteren durch die Beobachtungen des unmittelbaren Bewußtseyns, wenn auch erst durch Schlüsse aus denselben, gelangen. Dazu kommt (was durch die Erfahrung aller Wissenschaften bestätigt wird), daß die wichtigsten Naturgesetze nicht aus der Beobachtung ungewöhnlicher und seltener Phänomene, sondern aus der der alltäglich wiederkehrenden hervorgehen (welche, eben wegen ihrer vielfachen Wiederkehr, eine genauere und vollständigere Betrachtung, so wie eine sichere Verbesserung des etwa irrig Beobachteten verstatten, und überdieß in einem weit größeren Umfange des Seyns sich vorfinden), und daß also die relativ gesunden Seelenzustände selbst für den Fall, daß wir zu den Kranken offenen Zutritt hätten, eine vollkommenere Erkenntniß gewähren

würden. Auf diesem Wege also, welchen der Verf. in dem vorliegenden Werke fast ganz unversucht gelassen hat, sind noch große Schätze zu erwerben, und wenn er erst der betretenste ist, wird die psychische Heilkunde eine ganz neue Gestalt gewinnen. Denn nicht nur, daß nun erst die Natur der Vorstellungskrankheiten ihrem eigentlichem Wesen nach (wie sie an und für sich sind) hervortreten wird: so ist auch für die Kenntniß und Heilung der mit den psychischen in Verbindung stehenden somatischen Uebel eine neue Epoche mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen. Denn wenn die Seele so weit reicht, als das Bewußtseyn, und es doch keine einzige der sogenannten somatischen Thätigkeiten des Menschen gibt, welche nicht unter gewissen Umständen (z. B. durch einen höhern Reiz bewußt werden könnte, so möchte sich wohl jene Parallele zwischen psychischen und somatischen Veränderungen, wie sie der Verf. in Bezug auf die Vorstellungen und die sie begleitenden Hirnthätigkeiten aufgestellt hat, über das ganze Gebiet des menschlichen Lebens erstrecken, also, wie der Verf. die im engeren Sinne psychischen Thätigkeiten durch die parallele somatische gefaßt hat, eben so auch alle somatischen sich durch parallele psychische fassen lassen. Sollte aber das gelingen, so eröffnete sich uns dadurch ein neuer Standpunkt für die Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde, von welchem sich die reichsten Früchte erwarten ließen. Wir könnten nun alle Erscheinungen der Seelenkrankheiten in Einer durch und durch gleichartigen Reihe von Erscheinungen auffassen, während alle früheren Behandlungsweisen uns zwey ganz verschiedenartige Reihen (somatischer und psychischer Phänomene) und zwar so aufgeführt haben, das bey der steten Unterbrechung der einen durch die andere keine bestimmte Theorie derselben möglich war. Und sollte sich dann noch zeigen (was sich durch Versuche müßte erproben lassen), daß die Entwickelung der sogenannten somatischen Thätigkeiten dieselben Gesetze befolgte, welche uns die höhere Klarheit der psychischen Thätigkeiten, als für sie gültig, mit großer Bestimmtheit erkennen läßt, so würde dann die Lehre von den Seelenkrankheiten zu einer so großen wissenschaftlichen Vollkommenheit gesteigert werden können, wie sich kaum die Wissenschaft von der äußern Natur ihrer erfreut.

Im vierten Kapitel (»von der krankhaften Vorstellung überhaupt) gibt der Verf. zuerst die Eintheilung der Vorstellungskrankheiten an, nach welcher sie im Folgenden behandelt werden. Er theilt sie in drey Klassen: a) in solche, bey welchen offenbar die Vorstellung bloß durch körperliche Krankheiten gehindert, aber an sich gesund ist (symptomatische), b) solche, wo wahrhafte Krankheit der Vorstel-

lung durch Körperveränderung entsteht (sympathetische), und c) solche, bey welchen der Körper gesund erscheint, höchstens erst allmälich in Folge der Vorstellungskrankheit sich verändert (idiopathische). Eine sehr zweckmäßige Eintheilung, die zur Grundeintheilung für die psychischen Krankheiten gewählt zu haben, dem Scharfsinne des Verfassers Ehre macht. Denn nicht nur, daß sie für die Heilkunde unschätzbare Vortheile darbietet, da ja, bey der großen Verschiedenheit psychischer und somatischer Heilmittel, nirgend mehr, als gerade bey diesen Krankheiten, auf eine genaue Kenntniß ihres Ursprungs ankommt: auch die Erscheinungen der Krankheit selbst werden sich nach demselben mannigfach verändern. Nur Schade, daß der Verf. in Bezug auf die meisten Krankheitformen diese treffliche Eintheilung selbst nicht gegehalten hat. Schon bey einer der ersten symptomatischen Krankheitformen, dem Schwindel, werden S. 87 psychische Ursachen angeführt (wo dann also doch unstreitig das Kranksenn im Gebiete des Psychischen beginnt); und das Eigenthümliche der unter den sympathischen Krankheiten aufgeführten Raserey der Kindbetterinnen (im Gegensatze mit dem Kindbetterinfieber) wird nach S. 155 darin gesetzt, daß sie aus Leidenschaften, lebhaften Gefühlen, großer Unruhe oder Schreck hervorgehe, wenigstens ihre gelegentliche Ursache also (wenn auch nicht die disponirende) eine seelenartige ist. Vollends aber läßt der Verfasser bey den idiopathischen Krankheiten alle Schranken fallen. So werden S. 27 sehr viele Gelegenheitsursachen der Manie angeführt, welche somatischer Art sind, während doch die Manie (im Gegensatze mit dem Delirium) als idiopathische Krankheit bezeichnet ward, so S. 270 für dieselbe Krankheit körperliche disponirende Ursachen, und S. 271 gar behauptet, vier Fünftel dieser Krankheiten seyen daraus hervorgegangen, daß die gesetzmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes (somatische Thätigkeiten) gehindert worden (vergl. außerdem S. 309, 334, 349 u. a. O). Rec. gibt gern zu, daß eine vollkommen konsequente Beobachtung jener Eintheilung sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, da sie in den gewöhnlichen Darstellungen nicht beobachtet worden, welche uns doch zugleich mit den Namen, auch die Begriffe der Krankheitsformen überliefern. Aber hier galt es, wenn der Verf. einmal die Vortheile dieser neuen Begriffbildung eingesehn, sich lieber der alten Namen ganz zu entschlagen.

Wir müssen noch, um sicher zu seyn, daß der Verf. das ganze Gebiet der psychischen Krankheiten in seine Wissenschaft aufgenommen, den Begriff näher beleuchten, welchen er davon im Allgemeinen aufstellt. Krankheit (sagt er S. 49) ist diejenige Abweichung von der Normalität des Lebens, welche so

groß ist, daß das Verhältniß aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Lebenszweck dadurch verletzt ist, und der Zweck des Gesammtlebens des Individuums nicht mehr erreicht werden kann.« Hiernach entsteht dem Menschen (im Vergleich mit den übrigen Erdengeschöpfen) eine besondere Gattung von Krankheiten, indem sich der Zweck seines Lebens nicht auf das Sinnliche beschränkt, sondern sein Vorstellen einen innern Zweck hat, die Erreichung der Ideen. »Seine Anerkennung des Höchsten, seine Verwandtschaft mit Gott, die ihn zum freyen Geschöpf erhebt, und sein Herrscherrecht über die Erde begründet, ist sein höchstes und edelstes Gut. (Der Verf. nennt es an andern Orten seine Freyheit). Er kann es verlieren, oder in dessen Gebrauch gehemmt werden, wodurch er mit den niedern Thieren auf Eine Linie tritt.« — Wie er es verlieren, und wie er es wieder gewinnen kann, sollen nun diese Blätter darstellen (S. 50). Aber ganz anders erklärt er sich darüber in dem vierten Kapitel. Hier gibt er nicht nur zu, daß unzählige gesunde Vorstellnngen nicht nach dem Gesetz des Höchsten reflektirt werden, sondern auch, daß es offenbar krankhafte Vorstellungen gebe, welche ihm gemäß reflektirt werden, »wie wir das bey unzähligen Wahnsinnigen sehen, deren Ideen oft leicht sublim und transcendenfal sind.« — Eine an sich vollkommen richtige Bemerkung, und vorzüglich richtig im Gegensatze mit der neuerlich erst mit so vielem Scharfsinne von Hrn. Prof. Heinroth hervorgehobenen falschen Behauptung, daß jede Seelenkrankheit in Unsittlichkeit ihren Grund habe. Aber mit ihr fällt auch die Erklärung des Verfassers, daß die Vorstellungskrankheit in dem Verluste der transscendentalen Freyheit bestehe, so wie auf der andern Seite durch den angeführten richtigen Satz, daß nicht jede Seelenkrankheit den Verlust dieser Freyheit voraussetze, noch keineswegs die Anforderung zurückgewiesen ist, diesen Verlust als eine besondere Gattung von Seelenkrankheiten zu behandeln, wofür Rec. sich mit vollkommener Ueberzeugung entscheidet. Der Verf. will seine Erklärung retten durch eine neue Bestimmung des Begriffes von Freyheit. Jede Vorstellung, sagt er, hat eine gegebene, eine unfreye Seite, welche wir, eben weil sie nicht Produkt der Vorstellung, sondern durch den Gegenstand gegeben ist, die objektive nennen. Diese Unfreyheit also klebt allen Vorstellungen an; aber wir sind doch gewissermaßen über sie erhaben, so lange wir noch die Fähigkeit und Absicht besitzen, sie zu berichtigen. »Wenn aber die Qualitätswahrnehmungen eines Menschen nicht übereinstimmen mit denen der andern, und die Reflexionen der Empfindung bey ihm anders sind, als bey Andern, ohne daß er fähig der Absicht

ist, sie zu berichtigen, so ist sein Vorstellen krankhaft, und wir sprechen ihm die Freyheit ab, nämlich wir erkennen an ihm eine solche Gewalt der qualitativen Seite seiner Vorstellung, daß er unfähig ist, ihre Richtigkeit zu prüfen, und einem höhern Vorstellungsgesetz unterzuordnen.« — Eine Begriffbestimmung, der man es nicht wenig anmerkt, daß sie, mehr oder weniger bewußt, für einen besonderen Zweck gebildet worden ist. Denn man sieht durchaus nicht ein, weßhalb, wenn doch die Unfreyheit der Vorstellung in dem Gegebenseyn ihres Stoffes durch das Objekt besteht, die richtige Vorstellung freyer seyn soll, als die falsche; vielmehr ist die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß die falsche Vorstellung vielmehr aus einem unrichtigen Uebergewichte des Subjektiven (also aus einer zu großen Freyheit, in dieser Bedeutung des Wortes) hervorgehe, da ja doch das Objektive dem Kranken mit den Gesunden gemeinschaftlich ist, und von diesen richtig aufgefaßt wird, in diesem also das Krankhafte nicht begründet seyn kann. Daher denn auch der S. 71 ff. vom Verf. mit großem Scharfsinne geführte Beweis, daß der letzte Grund der Vorstellungskrankheiten in dem Objektiven des Vorstellens liege, und die Vernunft selbst nicht erkranken könne, auf keine Weise haltbar ist. Er stützt sich im Allgemeinen auf die Voraussetzung, daß die Vernunft eine transscendentale, keines Wachsthums und keiner Abnahme, und überhaupt keiner Veränderung fähige Kraft sey, und kann hieraus freylich leicht geführt werden; aber wo jemals ist eine solche Vernunft dem menschlichen Blicke kund geworden? Die göttliche Vernunft ist weit erhaben über die Erkenntniß unsers blöden Verstandes; die menschliche aber stellt sich uns überall als eine durch die Aufnahme des Objektiven zum Leben angeregte, bald wachsende, bald abnehmende dar, und muß in einer auf Erfahrung sich stützenden Wissenschaft unbezweifelt als eine solche gefaßt werden.

Mit dem fünften Kapitel (»von den symptomatischen Krankheiten des Vorstellens überhaupt«) treten wir nun in das mehr Besondere der Krankheitsformen ein, und hier liegt die eigentliche Stärke des Verfassers. — Die Vegetationskrankheiten, sagt er, welche sich durch das Symptom krankhaft veränderten Vorstellens auszeichnen, sind entweder Formänderungen oder dynamische Abweichungen. In welche Unterabtheilungen aber auch beyde Klassen sich noch mögen theilen lassen, als Vorstellungskrankheiten bieten sie (nach der früheren Bemerkung, daß sie nur quantitativ bestimmt werden können) nur zwey Formen dar, nämlich die der krankhaft erhöhten und der krankhaft verminderten Vorstellungs-

kraft. Für die krankhaft erhöhte hat die Nosologie nur Einen Namen: Delirium, für die krankhaft verminderte drey: Schwindel, Betäubung und Schlafsucht. Das sechste Kapitel handelt nun zunächst vom Delirium. Sehr richtig ward bemerkt, daß es in Bezug auf das krankhafte Vorstellen sich meist nicht wesentlich von idiopathischer Vorstellungskrankheit unterscheide, sondern nur durch das zugleich Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn krankhafter Vegetationsthätigkeiten, und sein Verhältniß zu diesen. Dann werden die verschiedenen Entstehungsarten des Deliriums (durch das Blut und die Nerven) angegeben, so wie die Krankheiten, bey welchen es wesentliches Symptom ist. In Bezug auf seine Heilart verweiset der Verf. hier, wie überall im Folgenden, auf die Wissenschaft von den somatischen Krankheiten. — Das folgende Kapitel (»vom Schwindel«) gibt uns zu mehreren Bemerkungen Anlaß. Rec. muß nämlich gestehen, daß er dem Verfasser durchaus nicht beystimmen kann, wenn er den Schwindel überall als krankhaft verminderte Vorstellungskraft faßt. Es ist wahr, daß im Schwindel jedes deutliche und kräftige Vorstellen aufhört; aber könnte dieß nicht auch daraus hervorgehen, daß das Vorstellen zu heftig, und daß zu viele Vorstellungen erregt worden, so daß ihre gegenseitige Beschränkung, Verdunkelung des Vorstellens herbeyführt. Auf eine solche zu heftige, zu vielfache Erregung deuten fast alle S. 87 vom Verf. angeführten Gelegenheitsursachen hin. Eine schnelle Bewegung regte unsere Gesichtsthätigkeiten so vielfältig an, daß die nacheinander entstandenen Vorstellungen nicht einander Platz machen können, sondern ein Nebeneinander des mehr oder minder Entgegengesetzten erzeugt wird; bey dem Herabsehen in eine große Tiefe tritt neben die durch den großen Anblick vermittelte Lebenssteigerung die Lebensschwächung der Furcht u. s. w. Damit stimmen auch die trefflichen Bemerkungen in dem klassischen Werke von Herz überein, der den Schwindel meist aus einer zu schnellen Folge der Vorstellungen ableitet; so wie überhaupt der relative Gegensatz zwischen Kraft- und Lebenssteigerung einer der wichtigsten qualitativen Unterschiede ist, welche die psychische Theorie des Vorstellens uns darbietet. Fassen wir ihn recht ins Auge, und betrachten wir die Erscheinungen des Schwindels genauer, so werden wir diesem eine ganz andere Stelle anweisen müssen, als der Verf. Oder vielmehr ganz andere Stellen: denn Rec. will keineswegs behaupten, daß der Schwindel stets in einer Erhöhung des Vorstellens seinen Grund habe. Wo er z. B. durch übermäßig starke narkotische oder gastrische Reize herbeygeführt wird, ist es überwiegend wahrscheinlich, daß er in

Verminderung der Vorstellungskraft bestehe, indem hier, durch die übergroße Macht ungeistiger Thätigkeiten die Bewußtseynkraft der Seele so eingenommen wird, daß sie keine geistigen Thätigkeiten neben jenen festhalten kann. Bald also besteht der Schwindel in erhöhter (und zwar lebenserhöhter), bald in verminderter Vorstellungskraft; bald geht das Unbewußtseyn aus zu schneller Erregung der Vorstellungen, bald aus dem Nebeneinanderseyn entgegengesetzter hervor; bald ist er idiopathische, bald symptomatische Vorstellungskrankheit, so wie er endlich auch durch die öftere Wiederholung dieser letztern in sympathische übergehen kann.

Schlafsucht und Betäubung faßt der Verf. (achtes Kapitel) als höhern Grad des Schwindels. Von der letzteren kann man dieß zugeben, und in so fern ist das über den Schwindel Bemerkte auch auf sie anwendbar. Die Schlafsucht aber, mit ihren so mannigfachen, interessanten Erscheinungen, hätte wohl eine ausführlichere Untersuchung verdient, als ihr der Verf. hat zu Theil werden lassen. Schon die Theorie der Ermüdung, welche er ihr zum Grunde legt, leidet an vielen Mängeln, die daraus hervorgehen, daß der Verf. die dürftige somatische Auffassung der reichern, und allein wahrhafte Anschaulichkeit mittheilenden, psychischen vorgezogen hat. Er erklärt sie (S. 94) aus dem Gewohnheitsgesetze, Kraft dessen jeder Reiz im Nervensystem um so schwächer percipirt wird, je öfter er sich wiederholt. Aber wie will der Verf. bey seinen Voraussetzungen dieß an sich richtige Gesetz auf die Gedanken anwenden, in Bezug auf welche wir ja weder von der Beschaffenheit, noch von der Stärke des Reizes einen nur einiger Maßen genügenden Begriff besitzen? Gedanken, die uns den ganzen Tag lebhaft beschäftigt, also unaufhörlich gereizt worden sind, rauben uns den Schlaf; nach dem Verf. sollten sie ihn herbeyführen; und ähnlicher Beyspiele ließen sich noch viele anführen, aus welchen erhellt, daß wir hier mit einer so einfachen Theorie auf keine Weise ausreichen. Eine genügende können wir wieder nur aus der Psychologie erhalten. Noch weniger ist dem Verf. die Theorie des coma vigil gelungen. »Bey der Betäubung (sagt er S. 97) unterliegt die Sinnlichkeit. Wenn aber beym Einwirken der Ursachen derselben auf das Gehirn doch auch die Sinnlichkeit so mächtig angeregt wird, daß sie fortfährt, sich unter dem betäubten Schlafe zu äußern, so entsteht ein wesentlich von der eigentlichen Betäubung verschiedener Zustand, den die lateinische (?griechische) Sprache mit dem Namen Coma bezeichnet, von welcher coma vigil, der Zustand, in welchem der Kranke zwar schläft, aber erwacht, wenn man ihn anruft und berührt, auch antwortet, wenn man ihn anredet.« ꝛc. — Aber wodurch wird

hier die Sinnlichkeit mächtig angeregt? Durch äußere Reize? Diese sind ja hier nicht mächtiger, als bey Gesunden, die unter ihrer Umgebung ungestört schlafen. Eine andere Gattung der Anregung aber haben wir in der Theorie des Verfassers nicht gefunden. Ueberdieß sind ja nicht alle Sinne wach, und dagegen machen, außer den Sinnenthätigkeiten, noch viele andere, besonders in dem nachher vom Verf. erwähnten höheren Grade, so daß also fast alle Erscheinungen seiner Theorie widersprechen. So möchte denn das coma vigil schwerlich an diese Stelle gehören, wie der Verf. selbst kaum verkennen kann, indem er im Folgenden bemerkt, daß es sich in seinen Erscheinungen dem Delirium nähere, was doch seine Theorie schwerlich erlauben möchte. — Hievon abgesehen, enthält dieser Abschnitt, so wie die vorigen, manche beachtenswerthe Bemerkungen, wie z. B. S. 92, daß die Ermüdung um so schneller eintrete, je reiner die Organe von bloßen Cerebralnerven versehen werden, dagegen die mit Gangliennerven versehenen Theile weit später ermüden, was der Verf. dann durch die verschiedenen einzelnen Organe durchführt.

Im neunten Kapitel: »Von den sympathischen Krankheiten des Vorstellens überhaupt,« ist vorzüglich die neue Theorie bemerkenswerth, welche der Verf. S. 100 ff. von den Temperamenten gibt. Auch innerhalb der Gränzen der Gesundheit (sagt er) wird der Grad der Vorstellungäußerungen durch das Vegetationsleben bestimmt, und zwar nicht nur in seinen zufälligen Aeußerungen, sondern auch in seinem Grundverhältniß; man nennt das Temperament, welches somit erklärt werden kann, als »das Verhältniß der momentanen Lebhaftigkeit und der Ausdauer der Vorstellungsthätigkeiten eines Menschen zu dessen Vegetationskraft.« Dieß nun kann nur ein dreyfaches seyn, entweder Uebergewicht einer der beyden Kräfte über die andern, oder Gleichgewicht beyder; es gibt also nur drey Temperamente, wie es auch die Erfahrung nachweiset, und nur die sonst völlig vergessene alte Elementenlehre hat die Annahme von vieren erhalten. Dieß führt der Verf. im Folgenden weiter aus. Uebergewicht der Energie des Vorstellungsvermögens über die Vegetationskraft bewirkt große Lebendigkeit und Regsamkeit des Individuums im Auffassen rc. rc., aber Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer, eine gewisse Flachheit des Charakters, da die Basis der Vorstellungskraft die vegetative ist, und mit dieser die Kraft fehlt, welche die Vorstellung nährt und trägt. Dagegen, wenn die Energie der Vegetation das Uebergewicht über die Vorstellung behauptet, sich diese in allen Richtungen träge äußert, wobey es ihr jedoch nicht an Tiefe zu mangeln braucht, wie dieß der Verf. an dem Beyspiele unseres deutschen

Volkes anschaulich zu machen versucht. Dem glücklichen Gleichgewichte der vorstellenden und vegetativen Kraft endlich fehlt es weder an Lebhaftigkeit, noch an Ausdauer der geistigen Strebungen. — Es mögen dieser neuen Temperamentenlehre allerdings einige richtige Beobachtungen zum Grunde liegen, daß nämlich die geistige Thätigkeit zu ihrer wahrhaft kräftigen und lebendigen Wirksamkeit einer gewissen Reizmittheilung von dem Vegetationsleben bedarf; wie dieß ja die Erfahrung jedes Tages, und mit grelleren Zügen unter andern das später erläuterte Beyspiel der Kretinen, uns darthun kann. Aber in der hier ihr gegebenen Gestalt möchte die angeführte Temperamentenlehre schwerlich gegen eine genauere Beobachtung der verschiedenen Erscheinungen sich halten können. Weder Lebendigkeit noch Energie kommt den geistigen Kräften der menschlichen Seele von dem Vegetationsleben; vielmehr haben jene ihre eigne Energie und Lebendigkeit, welche von denen des vegetativen Lebens in einem und demselben Individuum nicht selten sehr verschieden sind. Beyde Lebenssphären stehen ferner freylich in dem Verhältnisse, daß sie oft einander beschränken und hindern; aber eben so oft befördern sie auch einander, und in jedem Falle ist die Beschränkung des Vorstellens durch das thierische Leben von dem Mangel an Lebendigkeit sehr verschieden, so wie nicht nur die Lebendigkeit, sondern auch die Kraft des einen durch die des andern beschränkt werden kann. Die gewöhnliche, nach der veralteten Elementarlehre gemodelte Theorie der Temperamente ist gewiß der Verbesserung sehr bedürftig; aber schwerlich möchte hier durch eine solche Vereinfachung zu helfen seyn, die sich auf das Verhältniß vom geistigen und thierischen Leben gründet; vielmehr möchte wohl eine gründliche psychologische Beobachtung nicht nur für diese beyden Lebenssphären, sondern auch für die einzelnen Gattungen derselben, besondere und ihrer Beschaffenheit nach mannigfaltigere Temperamente nachweisen, als die gewöhnlichen, durch das Bestreben nach einer leichten Uebersicht unzureichenden Theorien annehmen. — Von den vielen Vegetationskrankheiten, welche in Krankheiten des Vorstellungsvermögens übergehen, behandelt der Verf. nur diejenigen, bey welchen dieser Uebergang beständig ist, und als solche führt er Hypochondrie und Hysterie, Schlagfluß und Lähmung, Epilepsie, Katalepsie und Somnambulismus, endlich den Kretinismus auf.

Die Erscheinungen der Hypochondrie und Hysterie (X. Kap.) ordnet der Verf. in vier Hauptgruppen, »deren eine gewöhnlich bey jedem kranken Individuum prädominirt, ohne daß die andern fehlen:« Digestionsfehler, Fehler des Sexualgeschäfts, Symptome im Systeme der Gangliennerven (zu denen er vor-

zugsweise die eingebildeten Gefühle rechnet) und Symptome im Systeme der Cerebralnerven. Ihre hauptsächlichsten Aeußerungen, so wie ihr Verhältniß zu jeder einzelnen der beyden Krankheitsformen, werden angegeben. Weit weniger genügend ist, nach des Rec. Ansicht, die vom Verf. S. 109 ff. gegebene allgemeine Theorie der Hypochondrie und Hysterie. Das sympathische System (sagt er) hat außer seinem Einfluß auf die Organe des Bildungslebens auch eine eigenthümliche Wirkung des Gehirns, durch welches dieses, als durch einen sechsten Sinn, von dem Zustande der Organe, des Bildungslebens nach dem Gesetze unterrichtet wird, daß es gar keine Empfindung ins Gehirn reflektirt, so lange diese Organe in voller Integrität wirken, allein Störung in ihren Thätigkeiten sogleich anzeigt. Wie aber jeder Sinn täuschender Empfindungen, d. h. solcher fähig ist, denen nichts Objektives entspricht, so »kann auch dieser sechste innere Sinn täuschen, und Empfindungen ins Gehirn reflektiren, welchen nichts in den Organen der Vegetation entspricht.« Hienach scheint es also, als wollte der Verf. Hypochondrie und Hysterie als Krankheiten des inneren Sinnes fassen: denn wenn er im Folgenden sagt, »sie gehe in Vorstellungskrankheit über, wenn die falsche Empfindung den Kranken zu unrichtigen Urtheilen nöthigt,« so ist diese Ausdrucksweise zweydeutig, und eine genauere Betrachtung würde uns lehren, daß hier das Urtheilen dem von dem innern Sinne vorgespiegelten Subjekte vollkommen richtige Prädikate beylegt, als Urtheilen also nicht falsch ist, und daher gar keine Krankheit des Vorstellungsvermögens Statt findet, wenn nicht etwa der innere Sinn (wie es doch nach des Verfassers Aeußerungen nicht scheint) zu diesem gerechnet werden soll. Darüber aber möchte sich überhaupt schwer etwas ausmachen lassen: denn der innere Sinn ist eine Art von qualitas occulta, über welche nichts Klares ausgesagt werden kann, wie auch das Beyspiel des Verf. bestätigt, indem er hinzufügt: »Natürlich sind dabey die Organe, deren Thätigkeit durch das kranke sympathische System beherrscht wird, ebenfalls krank, und es erscheinen Symptome reeller Leiden derselben, deren Empfindung jedoch von dem Kranken theils überschätzt, theils sonst mit den wirklichen Erscheinungen im Widerspruch beurtheilt wird.« Rec. sieht die Nothwendigkeit hievon durchaus nicht ein, da ja durch die krankhafte Beschaffenheit des Sinnes Alles erklärt wird, und auf der andern Seite, in wie weit die Organe wirklich krank sind, der Sinn gesund percipirt, die von dem Verf. als die ursprüngliche angegebene Krankheitform also aufgehoben wird. Auch der Verf. nimmt an anderen Orten diese Nothwendigkeit nicht an, indem er z. B. S. 116 von rein

psychischen Hypochondrieen spricht, wo dann doch die Organe nicht krank seyn würden. Ueberhaupt scheint der Verf. über die Natur dieser Krankheiten noch nicht im Reinen zu seyn, und es finden sich in ihrer Beschreibung manche Widersprüche, die jedoch wohl meistentheils daraus zu erklären sind, daß er die vielfach verschiedenen Arten derselben zu sehr auf einen gemeinsamen Charakter zurückzuführen strebte. In Einzelnheiten können wir uns, bey dem Zwecke dieser Blätter, nicht einlassen; im Allgemeinen aber kann wohl, wenn wir von der Hypothese eines inneren Sinnes und von der Organenlehre absehen, das Wesen der Hypochondrie nicht verkannt werden. Schon der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet dieselbe als eingebildete Krankheit; und selbst, wo ihr ein wirkliches Uebel zum Grunde liegt, geht sie daraus hervor, daß der Kranke zu viel daran denkt. Nicht eine Krankheit des produktiven Vorstellungsvermögens ist also die Hypochondrie, sondern des reproduktiven, und muß nach den Gesetzen beurtheilt werden, welche eine gründliche Seelenlehre für dasselbe aufführt. Eben so entsteht die Hysterie aus zu häufig wiederholten Einbildungen; aber während die Einbildungen der Hypochondrie Unlusteinbildungen, sind die der Hysterie in ihren meisten Formen Lusteinbildungen, welche freylich durch übermäßige Reize Schwächung, und daher eben so mit der Zeit dauernde Unlust herbeyführen, aber doch, durch die in den Ueberreizungen begründete, überwiegende Reizbarkeit, der Hysterie einen von dem der Hypochondrie in nicht wenigen wesentlichen Punkten verschiedenen Charakter geben. Aus einer genaueren Betrachtung beyder Entstehungsweisen würden sich leicht die besonderen Unterschiede beyder Krankheiten ableiten lassen, was uns jedoch hier zu weit führen würde. — Weit mehr, als die Theorie dieser Krankheiten genügt dasjenige, was der Verf. S. 117 ff. über die gegen sie anzuwendenden Heilmittel sagt, und dieser Abschnitt zeichnet sich besonders durch eine genauere Würdigung der jedem der gewöhnlich angewandten Mittel eigenthümlichen Einflüsse aus. Viel Gutes enthält z. B., was er S. 120 über die Wirkung der Seereisen sagt, so wie S. 125 die Auseinandersetzung, daß der Versuch, die Einbildung des Kranken durch Gründe zu widerlegen, nur dazu dienen könne, ihn darin zu bestärken. »Vielmehr ist es höchst nöthig, dem Kranken Recht zu geben, ihn ausreden zu lassen, und bey seinen seltsamen Klagen ja nicht zu lachen. Man bedenke, daß man dem Kranken nur in dem Verhältniß zu nützen vermöge, in welchem man ihm Zutrauen einflößt.« — Die großen Wirkungen, welche der Helleborismus der Alten hervorgebracht, setzt der Verf. in einen »besondern Typus, nach welchem sie Brech- und Purgiermittel ga-

ben;« nicht unwahrscheinlich, so wie überhaupt nicht eher ein sicheres Verfahren von der Heilkunde erwartet werden kann, bis man überall, außer der Beschaffenheit der Mittel, das Typische in ihrer Anwendung zum Gegenstande der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu machen sich gewöhnt haben wird. Wenn die Krankheiten einen wechselnden Verlauf haben, so darf derselbe dem gegen sie gerichteten Heilverfahren eben so wenig fehlen, und sehr oft mag ein und dasselbe Mittel in der folgenden Stunde drey Mal soviel Schaden bringen, als es in der vorigen genützt hat. — Sehr bestimmt erklärt sich der Verf. gegen den oft als Palliativmittel angewendeten Aderlaß. »Die schnelle Schwächung der Hauptorgane des Kreislaufes hat eine eben so schnelle Erhebung der Hirnthätigkeit, nach dem Gesetze des Antagonismus, zur Folge, und dadurch werden die unregelmäßigen Bewegungen im Nervensysteme augenblicklich überwältigt und aufgehoben. Allein sie kehren um so sicherer zurück, da eben durch die Schwächung des vegetativen Lebens die kranke Thätigkeit der Nerven immer höher getrieben wird« etc. —

Das kurze elfte Kapitel (vom Schlagfluß und der Lähmung) übergehend, wenden wir uns sogleich zum zwölften: »Von dem Einflusse der Epilepsie, der Katalepsie und des Somnambulismus auf das Vorstellungsvermögen.« Daß die Epilepsie (S. 132) »ihrem Wesen nach allein im Gehirn begründet sey,« möchten wir bezweifeln; schon die, nach des Verf. eigenem Geständnisse (S. 133) meist langsame Umänderung der Kräfte des Gehirns hätten ihn zu Zweifeln daran führen können. Sonst ist die Beschreibung der verschiedenen Gattungen der Epilepsie, so wie ihres allmälichen Ueberganges in Blödsinn, sehr genau, und so weit Rec. es beurtheilen kann, umfassend. Als Palliativmittel, vorzüglich um den Uebergang in Blödsinn zu verhüten, rühmt der Verf. S. 139 das Opium, und bestätigt die von Andern darüber gemachten Erfahrungen durch eigene. Eben so lehrreich ist die Beschreibung der kataleptischen Anfälle, vorzüglich da er auch hier interessante eigne Beobachtungen in Bezug auf das Sprechen mit den Kranken durch die Fingerspitzen beyzubringen hat. Wenn er indeß daraus, daß das von dem Kranken in diesem Zustande Gesagte »besonnen, klar, ja viel klarer ist, als dies Individuum im gesunden Zustande zu sprechen pflegt,« schließen will, daß »es zwey ganz verschiedene Organe der Vorstellung geben müßte,« von welchen in diesem Zustande nur das niedere krank, das höhere dagegen gesund und ausgezeichnet thätig sey: so möchte dieser Schluß wohl ein wenig zu rasch gezogen seyn. Allerdings gibt es nicht nur zwey verschiedene

Organe oder Vermögen der Vorstellung, sondern so viele, als es überhaupt Vorstellungen gibt (von denen ja in jedem Augenblicke unzählige relativ todt sind, während andere höchst lebendig wirken); aber daß (wie in der Behauptung des Verf. liegt) eine und dieselbe Vorstellung durch zwey ganz verschiedene Organe möglich sey, möchte sich schwerlich erweisen lassen, und der Unterschied der Klarheit (welcher sich ja auch im gesunden Bewußtseyn in den mannigfaltigsten Abstufungen findet) läßt sich vollkommen aus der größeren Ungestörtheit erklären, mit welcher in dem Kataleptischen gewisse einzelne Vorstellungen wirken, und welche ihnen eine höhere Bewußtseynkraft in Anspruch zu nehmen verstattet. Uebrigens geben die Erscheinungen der Katalepsis und des Somnambulismus dem Verf. Gelegenheit, sich im Folgenden über den thierischen Magnetismus zu äußern, was er mit einer erfreulichen Unparteylichkeit und Vorurtheilsfreyheit thut. Nur hätten wohl die interessanten Erscheinungen des Somnambulismus verdient, daß er sie mehr im Einzelnen betrachtet, und tiefer in ihr Wesen einzudringen versucht hätte.

Dies Letztere gilt auch vom Kretinismus (XIII. Kap.), dessen Phänomene vorzüglich dadurch wichtig werden, daß die Kretinen nicht, wie Büffon meinte, eine besondere Menschenrasse sind (S. 149), sondern ihre Ausartung allein von den Einflüssen der Witterung, der Nahrung ꝛc. abzuleiten ist. Mehr als irgend eine andere Naturerscheinung, rücken sie uns die Aufgabe näher, den innigen Zusammenhang zwischen der geistigen und thierischen Natur in uns nach feinen Gesetzen zu erkennen; und dem Unternehmen, diese Aufgabe zu lösen, könnte es, bey dem Reichthum der Beobachtungen über die Kretinen an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen. Man müßte nur auch hier der somatischen Methode größtentheils sich entschlagen, welche, bey der Dunkelheit der Theorie des Hirns, als Organes der Vorstellung, schwerlich Aufschluß gewähren möchte; und, nach den vorher gegebenen Vorschriften, von den mancherley geistigen Unpäßlichkeiten beginnend, welche in der relativ gesunden Seele durch Kälte, durch schlechte Nahrung, durch das Einathmen dumpfer Luft ꝛc. hervorgebracht werden, durch die Steigerung derselben sich der Kretinbildung zu nähern suchen.

Ganz vorzüglich scheint dem Verf. das Kapitel »Von der Raserey der Kindbetterinnen« gelungen zu seyn. Wir haben schon oben bemerkt, wie diese Krankheitform nur einen zweifelhaften Platz unter den sympathischen behauptet, indem zwar die disponirende Ursache eine körperliche, aber die gelegentliche eine geistige, und somit der Anfang der Krankheit eigentlich

im Gebiete des Geistigen ist. Aber sehr lobenswerth ist die Sorgfalt, mit welcher der Verf. diese Krankheitform sowohl von den Delirien, welche das Kindbetterinfieber begleiten, als von den Manien unterscheidet, in welche Wöchnerinnen, wie alle übrigen Menschen, und noch leichter wegen ihres besonderen Körperzustandes, verfallen können. Als charakteristisches Merkmal hebt er vorzüglich das Ausbleiben des Schweißes hervor, welches er jedoch nicht als Ursache, sondern als Folge der Krankheit ansieht; und hiegegen ist denn auch das von ihm vorgeschlagene Heilverfahren vorzüglich gerichtet, das er einsichtsvoll nach den verschiedenen Perioden und Entwickelungen des Uebels modificirt. Ueberhaupt merkt man es dieser Abhandlung an, daß hier mehr, als in irgend einem andern Kapitel, der Verf. aus eigener Beobachtung spricht, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Vorsteher von Irrenanstalten, so wie andere Aerzte, welche Seelenkranke zu beobachten Gelegenheit haben, ihren Fleiß vorzüglich auf solche genauere Beobachtungen einzelner Krankheitformen richteten, wie wir mehrere in der neueren Zeit (z. B. die von Sutton über das delirium tremens) erhalten haben. Nur aus ihnen kann, vorzüglich für die Heilkunde, wahre Wissenschaftlichkeit hervorgehen; und im Ganzen hat dieser gewiß nichts mehr Schaden gebracht, als der zu sehr nur auf das Allgemeine gerichtete, und dadurch oberflächliche Charakter der meisten bisherigen Angaben.

Das Kapitel: »Von den idiopathischen Vorstellungskrankheiten überhaupt,« oder »denjenigen Störungen der vorstellenden Kräfte, welche sich durch Reden und Thun des befallenen Individuums offenbaren, ohne gleichzeitige oder vorausgegangene Störungen des Vegetationslebens, die deren Ursache seyn könnten,« leitet (S. 176—89) eine kurze, zweckmäßige Geschichte ihrer Wissenschaft ein, wobey auch ihre hauptsächlichste Literatur gegeben wird. Schon früher hatte der Verf. die Behauptung aufgestellt, daß sich die Krankheiten der Vorstellung nur als quantitative Abweichungen vom Normalen auffassen ließen, und seine Haupteintheilung der idiopathischen ist daher die in solche, »bey denen die organische Bedingung des Vorstellens in höherem Grade thätig ist, als sie seyn sollte,« und solche, »in denen ihre Thätigkeit gehindert ist, und sich schwächer äußert, als sie seyn sollte.« Aber mehr als je dringt sich hier, wo wir gleichsam dem Heiligthum der vorliegenden Wissenschaft ganz nahe treten, das Bedürfniß nach einer genaueren Begriffbestimmung des eigentlich Krankhaften in dem Vorstellungsvermögen auf. Wie kann überhaupt, fragen wir, eine höhere Thätigkeit des Vorstellens Krankheit seyn? Wir verehren die gesteigerte Energie des Vorstellens in mannigfachen Ge-

stalten als Genie; wie unterscheidet sich nun von dieser Steigerung die krankhafte? Ist sie der Art nach von ihr verschieden, oder nur dem Grade nach, wo denn der Weg zur Krankheit durch das Genie hindurchgehen würde? Und wenn Mangel an Energie des Vorstellens gewöhnlich als Mangel an Talent, oder, wo sie nicht angeboren ist, als Erschlaffung des Geistes gefaßt wird: so gehen uns auch die Gränzen für das krankhaft verminderte Vorstellen verloren. Der Verf. erläutert seine Erklärung §. 239, indem er sagt: »Da die Normalität des sinnlichen Vorstellungsvermögens überall die Bedingung ist, unter welcher das allgemeine und nothwendige Gesetz nach seinen Ideen in dasselbe gebietend eingreift, so würde mit Vorigem gleich bedeuten, wenn man sagte, das sinnliche Vorstellen sey entweder im Einzelnen oder im Ganzen zu thätig oder zu unthätig, als daß es das Gesetz der Vernunft anerkenne, und demselben gemäß sich gestalten könne.« Aber Rec. muß gestehen, daß diese Erklärung für ihn weit mehr Verdunkelndes, als Aufhellendes hat. Daß das Uebergewicht oder Nichtübergewicht der Vernunft, in so fern sie durch die Ideen gebildet wird, nicht den Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit des Vorstellens ausmache, hat der Verf. selbst S. 65 schon gestanden; und fassen wir den Begriff der Vernunft allgemeiner, so sehen wir nicht ein, wie überhaupt das menschliche Vorstellen von dem thierischen, als vernünftiges verschieden seyn solle, wenn die Vernunft nicht etwas an ihm, sondern etwas außer ihm, und nur (indem sie das Vorstellen beherrscht, sich gemäß gestaltet ꝛc.) äußerlich mit ihm Verbundenes ist. Noch weniger begreifen wir, wie der Verf. die Wurzel der Krankheit in das sinnliche Vorstellen setzen könne, da doch dieses in den meisten der folgenden Krankheitformen gar nicht in Betracht kommt; und wir können also diese Begriffbestimmung keineswegs als genügend gelten lassen, so wie überhaupt in diesem Lehrbuche, so schätzenswerth auch die Charakteristik der meisten einzelnen Krankheitformen ist, doch die allgemeine psychische Bestimmung der Klassenbegriffe an vielen Mängeln leidet. — Die weitere Eintheilung der idiopathischen Vorstellungskrankheiten ist schon angedeutet worden. Die krankhafte Erhöhung oder Gesunkenheit trifft entweder das ganze Vorstellen: Manie und Blödsinn; oder nur einzelne vorstellende Kräfte: Krankheitformen, welche der Verf. späterhin als »Wahnsinn oder Verrückung« zusammenfaßt. Auch diese Eintheilung können wir nicht als richtig zugestehen. Weder Manie noch Blödsinn braucht sich über das ganze Vorstellungsvermögen zu erstrecken. Von der Manie sagt der Verf. S. 257 selbst: »auch der Tolle spricht und handelt zuweilen halb, zuwei-

len ganz verständig,« und in noch weiterer Ausdehnung gibt er es vom Blödsinn zu, S. 303: »zuweilen sind die klügsten Köpfe für manche Objekte so gut als imbecill,« und »dem Blödsinn fehlen freylich alle Talente, doch pflegt wohl, beym erlangten besonders, irgend eins einiger Ausbildung fähig zu seyn.« Die Erfahrung zeigt uns Beyspiele, wodurch nicht nur diese Sätze bestätigt werden, sondern aus welchen auch deutlich erhellt, daß es für beyde Krankheiten, nicht allein in Hinsicht auf ihre Stärke, sondern auch in Hinsicht auf ihre größere und geringere Ausdehnung unendliche Unterschiede gibt, und nur eine qualitative Begriffbestimmung also kann uns ihr Wesen wahrhaft kennen lehren. Dasselbe zeigt sich auch im Folgenden, wo der Verf. die krankhaften Symptome in einer vollständigen Uebersicht zu geben versucht. Die erste Klasse bildet die »Erfahrung und der Mangel der Perceptivität«. »Da diese (sagt der Verf.) selbst auf den Sinnen beruht, so pflegen wir alle hieher gehörenden Erscheinungen als ungewöhnliche Empfindlichkeit oder Stumpfheit der Sinne zu bezeichnen.« Aber warum bilden gerade diese Erhöhung und Verminderung Krankheitformen, warum nicht auch andere, wie die Erhöhung der Perception bey angestrengten Beobachtungen, welche doch auch nicht selten zu dem Grade steigt, daß der Beobachtende nicht nur für alle übrigen Perceptionen, selbst die stärksten, sondern sogar für alle übrigen Gedanken unfähig wird? — Eine genauere Kritik der im Folgenden vom Verf. aufgestellten weiteren Eintheilungen würde uns zu weit führen, und wir bemerken daher nur noch, daß er die Auffassung der Melancholie, als eine besondere Krankheitform, verwirft. »Es sey nicht recht (S. 201), die Wahnvorstellungen nach ihrem objektiven Inhalt zu klassificiren, und einen Wahn, der traurig oder ängstlich macht, Melancholie, einen andern, der es nicht thut, Narrheit zu nennen. Wie, wenn nun derselbe Wahn den Kranken bald ängstlich und traurig, bald sehr lustig mache?« — Wir geben die Möglichkeit dieses Letzteren gern zu; aber daraus würde nur die Annahme einer dritten Krankheitform folgen, während es doch ohne Zweifel auch Wahnvorstellungen gibt, welche nur niederschlagen, und in so fern ganz eigenthümliche Phänomene darbieten, und ganz eigenthümlicher Heilmittel, also einer besondern Darstellung bedürftig sind. — Der Klage des Verf. im Folgenden: »noch fehle für die Klassifikation der Vorstellungskrankheiten eins ihrer Hauptfundamente, und es sey zu fürchten, daß es immer fehlen, das Gebäude daher ewig schwankend bleiben werde; denn noch gebe es kein Mittel, die Krankheiten des Vorstellungsvermögens anders, als nach dem Maße zu messen, welches die Kenntniß vom normalen Vorstellungsver-

mögen gewähre,« haben wir schon früher begegnet. Das normale Vorstellen ist fast in keinem Augenblicke völlig normal; es leidet unaufhörlich an unzähligen kleinen Abweichungen, welche wir als solche auffassen, und in Gedanken zu größeren steigern können. Daß es uns so gelinge, die psychischen Krankheiten in ihrem eigenthümlichen Sinne vollkommen zu fassen, ist freylich unmöglich: denn psychische Zustände und Beschaffenheiten können wir nur vorstellen, indem wir sie in uns nachbilden, und dafür liegen die meisten Seelenkrankheiten zu weit von dem Leben der gesunden Seele ab. Aber es gibt nur wenige wissenschaftlich wichtige Fragen, zu deren Beantwortung nicht schon die Annäherungen hinreichten, welche wir durch unsere Nachbildungsfähigkeit auch im gesunden Bewußtseyn zu vollziehen vermögen.

Die nun folgende Sammlung von Beobachtungen ist mit ausgezeichneter Umsicht und Vorurtheilsfreyheit ausgeführt. Den Resultaten der anatomischen Untersuchungen ist der Verf. (wie wir schon früher erwähnt) weit entfernt, einen zu hohen Werth beylegen zu wollen: »Keine von allen krankhaften Erscheinungen der vegetativen Sphäre ist bisher als bestimmte und die mangelnde Begleiterin der Vorstellungskrankheiten beobachtet worden.« Eben so einsichtsvoll ist die Bemerkung: »Die disponirenden Ursachen der Vorstellungskrankheiten im Allgemeinen zu benennen, ist eine eben so mißliche Unternehmung, als die Forschung nach deren nächsten Ursache. Jede besondere Art von Vorstellungskrankheit hat ihre eigenthümlichen disponirenden Ursachen.« Man hat durch das Streben zur Generalisirung der Wissenschaft nur geschadet, und die Mannigfaltigkeit und Besonderheit der Erscheinungen ist hier so groß, daß die allgemeine Angabe immer nur Zusammenfassung des Einzelnen, nicht Abstraktion aus ihm seyn kann, also nur unnöthige Wiederholungen veranlaßt. Doch dient dieß nicht etwa dem Verf. zum Vorwande, sich der Mühe der Sammlung zu entheben, sondern er versucht von S. 208 an, die Krankheitformen zusammenzustellen, zu welchen Irre mehr als andere Menschen neigen. Als ganz allgemeine Merkmale führt er ihre große Anlage zur Apoplexie und zu Geschwüren an; die übrigen beschränkt er, wie es die Natur der Sache erfordert. Zuweilen baut er wohl ein wenig zu kühn auf individuelle Beobachtungen, wie wenn er S. 210 sagt: »Was man jedoch von übertrieben großer Muskelstärke der Irren zuweilen erzählen hört, beruht theils auf der Furchtsamkeit derer, die mit Irren nicht umzugehen wissen, theils darauf, daß Irre, wenn sie gewaltthätig werden, jede Schonung ihres Gegners verachten. Eben so ungegründet ist, was

man von der großen Unempfindlichkeit der Irren gegen Darmreize besonders, so häufig sagen hört: ich selbst gebe täglich Irren ganz gewöhnliche Gaben von Brech- und Abführungsmitteln mit demselben Erfolge, den ich bey Anderen sehe.« Wir geben gern zu, daß manche irrige Beobachtungen über diese beyden Punkte sich mögen eingeschlichen haben; auch gehören sie auf keine Weise in die allgemeine Lehre von den Seelenkrankheiten, da sich in vielen Gattungen derselben gerade das Gegentheil zeigt; aber doch möchten schwerlich auf diese Weise alle Berichte einsichtvoller Männer über die ausgezeichnete Stärke und Unempfindlichkeit psychischer Kranken zurückgewiesen werden können.

Sehr einsichtvoll ist auch, was der Verf. im Folgenden über die meistentheils viel zu weit ausgedehnten Gränzen der Unheilbarkeit und über die so genannte Heilkraft der Natur sagt. »Manche Vorstellungskrankheiten sind allerdings offenbar unheilbar..... wenn jedoch die Heilung der Irren überhaupt selten gelingt, so liegt die Schuld an der Kunst oder dem Künstler wenigstens eben so oft, als an der Krankheit... Was man Heilkraft der Natur nennt, ist oft nichts weiter, als die Wirkung des Gesetzes, daß alles nur seine Zeit währt, und überdieß heilt die Natur sehr selten ganz.« — Nachdem er dann Einiges in Bezug auf das Verhältniß der Seelenkrankheiten zu den verschiedenen Geschlechtern, Bildungstufen, zu dem Fortschritte der Kultur ꝛc. vorerinnert, geht er zu der eigentlichen Heilkunde über. Man kann die Heilung der Irren versuchen, »indem man unmittelbar auf ihr Vorstellungsvermögen wirkt« (die psychische Methode), oder so in das Vegetationsleben eingreifen, daß daraus für jenes Heilung hervorgeht (die somatische); oder endlich, man ist, wie bey allen Krankheiten, zuweilen genöthigt, dringende Symptome zu heben, ohne Rücksicht auf die Hebung der Hauptkrankheit (die symptomatische). Für die psychische Methode gibt es vier Hauptmittel: Beschäftigung, Unterricht, Erregung des Gemüths und der Leidenschaften, und Einwirken in die Sinnlichkeit. Nachdem er diese, so wie die besonderen Gattungen der beyden anderen Verfahrungsarten im Allgemeinen charakterisirt und gewürdigt, geht er zu einer ausführlicheren Kritik der »Materia Medica bey Behandlung der Irren« über. Doch ihm hier ins Einzelne zu folgen, muß sich Rec. versagen, so sehr auch manche einsichtvolle Bemerkungen des Verfassers dazu einladen mögen; in Bezug auf die psychische Methode, weil ihn dieß in zu weitläufige Erörterungen verwickeln würde, in Bezug auf die somatische außerdem noch, weil er hier nur als Laie mitreden könnte, und daher ihre tiefere Kritik gern andern überläßt.

Das sechzehnte Kapitel beginnt die Darstellung der einzelnen

Gattungen idiopathischer Vorstellungskrankheiten mit der Manie, welche von dem Delirium nicht »den Aeußerungen des Kranken im Reden und Thun nach verschieden ist; allein dieses ist die Folge einer bestimmten, durch deutliche Zeichen verkündigten Krankheit des vegetativen Lebens, während bey der Manie die körperlichen Funktionen erst in Folge der Vorstellungskrankheiten leiden.« Der Gang der Untersuchung ist hier im Allgemeinen ganz derselbe, wie wir ihn früher kennen gelernt haben; und somit der Verpflichtung enthoben, ihm Schritt vor Schritt zu folgen, begnügen wir uns mit der Hervorhebung einzelner, uns für diese Lehre besonders wichtig scheinenden Punkte.

Daß in der Manie nicht die gesammte Vorstellungskraft afficirt zu seyn braucht, haben wir schon vorher erinnert. Daher es auch kein Wunder ist, wenn es dem Verf. S. 257 nicht gelingen will, durch eine vollkommen scharfe Gränzscheidung die Manie von der Verrücktheit der fixen Idee zu trennen. Vielmehr sind nicht nur die Gränzen beyder Krankheiten schwankend, sondern die fixe Idee ist nicht selten selbst die Trägerin der die Eigenthümlichkeit der Manie ausmachenden tobsüchtigen Erhitzung, so wie überhaupt diese, wo die Manie einen wahrhaft psychischen Ursprung hat (der Verf., wie schon erwähnt, hält diesen nicht rein), stets von Einer Vorstellung, oder doch einem gewissen beschränkten Kreise von Vorstellungen ausgeht, und sich von hier aus erst, nach Gesetzen, deren Entwickelung uns hier zu weit führen würde, mehr oder minder schnell über die Seele verbreitet. — Die Beschreibung der Anfälle nach ihren Graden und Verhältnissen, ihren Verschlimmerungen und Nachlässen &c. ist auch hier größten Theils bestimmt und vollständig; nur ist der Verf. nicht immer sorgfältig genug in der gehörigen Beschränkung und Begränzung seiner Sätze, wie wenn er §. 335 sagt: »Im Vegetationsleben macht diese große Zerrüttung der Vorstellungen in der Regel gar keine Aenderung des Befindens. Der Kranke ist selten wärmer, als sonst: sein Puls, sein Athmen sind normal; er ißt mit ungeheurem Appetit, und bleibt wohl genährt« &c., und kurz darauf §. 338: »Während des Verlaufes der Krankheit treten außer den stets vorkommenden Re- oder Intermissionen des psychischen Leidens auch immer mehrere Veränderungen in der Sphäre des plastischen Lebens ein; a) der Kranke magert ab, ja er verfällt in Abendfieber und völlige Schwindsucht« &c. &c. Sätze, welche, wie sie hier stehen, den schreyendsten Widerspruch enthalten, und bey aufmerksamer Betrachtung den Verf. hätten zu einer genaueren Unterscheidung der verschiedenen Gattungen der Manie führen sollen. Auch die von ihm früher ausführlich behandelte Raserey der Kindbetterinnen ist ja, trotz aller ihrer Ei-

genthümlichkeiten, doch eine Manie (in so fern sie von einer Erhitzung geistiger Thätigkeiten ausgeht); und solcher Unterarten mit besonderen Merkmalen gibt es sehr viele. Aber der Verf. will (S. 266) nur die Eintheilung nach dem Grade der Krankheit als »die einzig praktisch brauchbare, naturgemäße« gelten lassen, und es tritt auch hier nicht anschaulich hervor, in wie fern denn die Erscheinungen der von ihm angegebenen vier Formen wirklich auf Gradverschiedenheit beruhen. Er setzt selbst an anderen Stellen qualitative Verschiedenheiten, in einem Umfange, wie sie Rec. nicht zugeben möchte, wie S. 285, wo er, nach der Angabe der Heilmittel für die geringeren Krankheitstufen, sagt: »Wenn die Manie längere Zeit gedauert hat, genügt dies Verfahren nicht mehr; die Zerrüttung der Vorstellungskraft scheint eine tiefere Wurzel bekommen zu haben, als eine bloße Störung des dynamischen Verhältnisses; und wir werden dadurch darauf hingewiesen, daß die Vorstellungen überhaupt nicht bloß eine quantitative Veränderung im Denkorgan bewirken müssen, sondern auch eine qualitative« rc. Denn daß bey tiefer eingewurzelten Krankheiten die für leichtere brauchbaren Mittel nicht helfen, und vorzüglich, daß sie nicht in derselben Zeit helfen wollen, beweiset für die qualitative Verschiedenheit jener ersteren nichts. In den meisten Fällen wird ja ein weises Heilverfahren darin bestehen, daß es dieselben Entwickelungen, welche die Krankheit herbeygeführt, rückgängig einleitet; und hat also die Krankheit lange Zeit gehabt, einzuwurzeln, so werden auch die Heilmittel lange Zeit zur Hebung der Krankheit bedürfen. Hiedurch also wird eine qualitative Verschiedenheit der Manie nicht begründet; aber viele andere Erscheinungen führen mit Nothwendigkeit darauf. So sagt der Verf. selbst S. 294: »Wenn schwächende Einflüsse die Disposition zur Manie erzeugt haben, müssen wir diese entweder aufheben, oder, wenn sie nicht mehr fortwirken, ihre Folgen tilgen, namentlich indem wir die Ernährung des Hirns und die Bethätigung der ernährenden Kräfte überhaupt bewirken« rc. Fast alle früheren vom Verf. angeführten Mittel aber gehen darauf hinaus, die Thätigkeiten des Gehirns und die mit ihnen in Verbindung stehenden zu schwächen; und diejenigen Manien also, wo dies letztere Verfahren nöthig ist, sind doch unstreitig der Art nach von jenen ersteren unterschieden. Bald befinden sich die betheiligten Seelenthätigkeiten im Zustande der Stärke, bald in dem der Schwäche; und wenn nun doch, trotz dieses Letzteren, der Verf. die Manie im Allgemeinen als Erhöhung der Vorstellungskräfte bezeichnet, so mußte er diesen Begriff genauer bestimmen, da ja offenbar dieselbe Kraft hier in der einen Bezie-

hung in ihrer Wirksamkeit erhöht, in der andern vermindert ist. Eine andere qualitative Eintheilung ergibt sich aus dem Umfange und der Gattung der Thätigkeiten, über welche sich die Erhitzung der Manie und die von ihr ausgehenden krankhaften Einflüsse erstrecken. Bey der Raserey der Kindbetterinnen z. B. ist die Absonderung des Schweißes gehemmt, die Milchabsonderung und der Lochialfluß dauern mehr oder weniger ungestört fort, der Magen und der Darmkanal zeigen sich in hohem Maße unempfindlich, während bey anderen Manien, nach der Beschaffenheit der Ursachen und Umstände, ganz andere Gattungen von Thätigkeiten leiden, und nicht leiden. Hienach aber müssen sich ja natürlich auch die Heilmittel richten; und wir erhalten also darin einen zweyten, zweckmäßigen qualitativen Theilungsgrund dieser Krankheiten. — Die allgemeine Regel, welche der Verf. S. 281 als die »allgemeinste und erste Heilanzeige bey Behandlung jeder Manie« aufführt: »Man suche zugleich die plastische Kraft des Hirns zu schwächen, und verhindere die Reizung der äußeren Sinne!« muß nach dem eben Erinnerten sehr beschränkt werden. In den meisten Fällen wird gewiß neben einer besonderen Art von Schwächung der Vorstellungthätigkeiten auch eine besondere Art von Stärkung derselben nöthig seyn, und diese letztere noch nöthiger, als jene erstere: denn die Ueberreizung, in welcher in jedem Falle die Exacerbationen der Manie bestehen, geben nur augenblickliche Stärke, und lassen eine Schwächung zurück, welche in jedem Falle entweder die Natur oder der Arzt heben muß, wenn nicht die Disposition zur Krankheit wachsen soll. So möchte sich denn auch wohl der Einwurf am besten versöhnen lassen, welchen der Verf. daraus, daß ein tiefer und ruhiger Schlaf gewöhnlich in dieser Krankheit den Uebergang zur Genesung bildet, gegen seine eigne Theorie erhebt, und vergebens zu entkräften sucht. Im Schlafe stellt sich das verlorne Gleichgewicht wieder her: der zurückgebliebene Ueberreiz, indem er sich über die Gesammtheit der menschlichen Thätigkeiten vertheilt, hört auf, Ueberreiz zu seyn, und die bisher überreizten Thätigkeiten stärken dagegen durch die Mittheilung der übrigen ihr geschwächtes Vermögen. Ein Verlauf, welcher freylich auch nicht immer eintritt, sondern dazu besondere Bedingungen bedarf, deren Auseinandersetzung wir jedoch hier uns enthalten müssen.

Eine besonders rühmende Auszeichnung verdient noch, was der Verf. S. 287—93 über die zur Manie disponirenden Unordnungen im Geschlechtsleben sagt. Beherzigenswerth ist in unserer in dieser Hinsicht zu nachsichtigen und nachläßigen Zeit die Bemerkung: »Nur selten gibt es Menschen, die durch

angeborne Disposition unüberwindlich starkes Zeugungsvermögen haben: es ist viel öfter bloß aufgereizt und künstlich erhöht, als natürlich stark, und selbst im letzteren Falle wird es durch Mäßigkeit und körperliche Arbeit fast gewiß in Schranken gehalten;« so wie das über die Entwicklung und Heilbarkeit der hieraus hervorgehenden Geisteskrankheiten Vorgetragene.

Auch von dem Blödsinne (XVII. Kap.) haben wir schon oben bemerkt, daß er sich nicht immer über das ganze Vorstellungsvermögen erstrecke. Wir meinen hiermit nicht diejenigen Erscheinungen, wo die Unfähigkeit nur wenige Vorstellungen trifft, und durch besondere Zufälle herbeygeführt wird: denn diese gehören in das Gebiet der sympathischen, oder auch einer gewissen idiopathisch-geistigen Lähmung, und können nicht mit dem Namen des Blödsinns belegt werden. Aber wie (vergl. oben) jede Hauptgattung von Vorstellungen, deren Gattungverschiedenheit in der ursprünglichen Anlage begründet ist, ihr besonderes Temperament haben kann (z. B. also die Thätigkeiten des Gesichtsinnes ein anderes, als die des Gehörsinnes): so kann auch die geistige Kraft oder Schwäche der ursprünglich verschiedenen Thätigkeitgattungen verschieden seyn; und wenn auch eine nach bestimmten psychologischen Gesetzen erfolgende Ausgleichung für dieselbe, so wie für das Temperament überhaupt, diese Verschiedenheit nicht zu einem hohen Grade anwachsen läßt, so kann doch die Schwäche des einen Sinnes und der von ihm abgeleiteten Thätigkeiten vollkommener Blödsinn seyn, während wir die des anderen nur Mangel an Talent zu nennen bestimmt werden. Nur selten wird die blödsinnige Schwäche in allen Seelenthätigkeiten eine gleiche Höhe erreichen. — Ein zweyter wichtiger Punkt in dieser Lehre, in welchem die Darstellung des Verf. einer Berichtigung bedarf, ist die Unterscheidung des Blödsinnes von der Dummheit. Der Verf. führt diese letztere als Aeußerung des Blödsinnes auf, und bestimmt sie als Schwäche des Kombinationsvermögens. Aber schon andere Bearbeiter der Seelenkrankheitkunde, und der Seelenlehre überhaupt (vergl. z. B. Hoffbauers Untersuchungen über die Krankheiten der Seele, II. Thl., S. 81—116) haben darauf aufmerksam gemacht, daß die Dummheit keineswegs bloß eine Eigenschaft des Blödsinnes, oder ein geringerer Grad desselben ist, sondern eine der Art nach verschiedene Anlage voraussetzt. Dem Dummen, sagt Hoffbauer, fehlt es an Ausbreitung, dem Blödsinnigen an Schärfe der Aufmerksamkeit; obgleich auch er die Schwäche des letzteren als eine dem Grade nach weit größere darstellt. Er hat in diesem letzteren Punkte in so fern Recht, als in der That der gewöhnliche Sprachgebrauch, der in

seinen Gränzbestimmungen fast überall mehr oder weniger schwankt, jede höhere Geistesschwäche mit dem Namen des Blödsinnes belegt. Stellen wir uns aber die Aufgabe, wahrhaft wissenschaftliche Bestimmtheit in die Unterscheidung von Blödsinn und Dummheit zu bringen, so müssen wir sie als zwey durchaus verschiedenartige Mängel anerkennen, welche in dieser qualitativen Verschiedenheit beyde jedes Grades fähig sind. Der Mangel des Blödsinns ist Mangel an geistiger Kraft, der Mangel der Dummheit Mangel an geistiger Lebendigkeit; und wie wir nicht selten Blödsinnige finden, die, für jeden sinnlichen Eindruck und jeden nicht eben abstrakten Gedanken empfänglich, in dem Uebergange von einem zum andern große Lebhaftigkeit beweisen, so fehlt es auch nicht an Dummen, welche, bey aller geistigen Trägheit, das einmal Gefaßte kräftig festhalten und bewahren. Die tiefste Stufe der Menschheit ist die, wo sich Blödsinn und Dummheit vereinigen, wo also Kraft und Lebendigkeit zugleich fehlen; aber beyde, wie gesagt, können auch gesondert Statt finden, und aus dem von uns angegebenen Grundcharakter werden sich alle übrigen in ihrer Entwicklung hervortretenden Eigenthümlichkeiten ableiten lassen. Nehmen wir hiezu endlich noch den Unterschied der Stumpfheit und Zartheit in Bezug auf äußere Reize, und machen wir uns anschaulich, was aus diesem für die Entwickelung der Seele hervorgeht: so werden nun Licht und Ordnung in die so mannigfachen und zum Theil so räthselhaften Erscheinungen der Seelenschwäche kommen, und auch die vom Verf. S. 310 ff. angeführten Gelegenheitursachen leichter erklärt werden können. — In dem Kapitel von der Heilung (S. 312 ff.) ist hier vorzüglich dasjenige lehrreich, was der Verf. über die Fälle erinnert, wo die Manie in Blödsinn übergeht. Er schärft zuerst ein, daß man mit Sorgfalt auf seine ersten Symptome achte, wo sich in den Remissionen stumpfe Gleichgültigkeit, eine nichtssagende, leere Miene ꝛc. äußert. »Dann ist nichts wichtiger, als daß sofort die Heilart verändert werde: alle schwächende Heilmittel sind sodann schädlich, auch die kalten Bäder, die Sturzbäder; es kommt jetzt darauf an, die Ernährung des Gehirns zu begünstigen,« selbst in den Fällen, wo die Manie in heftigen Exacerbationen fortdauern sollte. Er schlägt dazu die Schwindel erregenden Mittel vor, namentlich die Coxesche Schaukel, und das Opium in dem Grade, in welchem es Durst und Schläfrigkeit, doch nicht völlige Berauschung erregt; so wie endlich eine Beschäftigung, welche dem Kranken Interesse abgewinnt. Rec. stimmt dem Verf. im Allgemeinen durchaus bey; nur daß er den von ihm angegebenen Zeitpunkt für das Eintreten der stärkenden Heilmethode für viel zu spät hält. Wenn schon die stumpfe Gleich-

gültigkeit des Blödsinnes in den Remissionen eintritt, wird schwerlich eine weitreichende Heilung mehr möglich seyn. Wir haben oben schon den Satz aufgestellt, daß alle Anfälle der Manie, in wie fern sie in einem Ueberreize bestehen, eine Schwächung des Vermögens zurücklassen, und will man es also verhüten, daß dieselbe zu einem hohen Grade anwachse; so muß man durch stärkende Reize (natürlich mit weiser Sorgfalt, damit man nicht neue Ueberreize erzeuge) bald mittelbar, bald unmittelbar in den meisten Remissionen der Manie wirken, auch wo an den Eintritt des Blödsinnes noch gar nicht zu denken ist. Ein Verfahren, dessen Zweckmäßigkeit um so mehr hervorleuchtet, wenn man bedenkt, daß ja auch die Stärke der Thätigkeiten in den Exacerbationen der Manie keine wahre Stärke, sondern nur eine scheinbare, allein durch die Größe des Reizes hervorgebrachte ist, während meistentheils, und bey dem Fortgange der Krankheit überall, auch in diesen Zuständen das Vermögen, an und für sich betrachtet, an Schwäche leidet. Je schwächer aber das Vermögen einer Thätigkeit ist, um desto leichter wirkt auf dasselbe ein Reiz als Ueberreiz, und gelingt es also, durch zweckmäßige Mittel in den Remissionen das Vermögen zu stärken; so wird man hiedurch auch den ferneren Ueberreizen vorbauen, also die Manie selbst heben oder doch verringern, während bey ununterbrochener Anwendung der schwächenden Methode, die Krankheit durch die Kunst eben sowohl als durch die Natur immer höher getrieben wird. Man sieht sehr leicht, daß auch hier das Gelingen größten Theils von einem gewissen Typus in dem Gebrauche der Heilmittel abhängt, so wie durch diesen allein vielleicht eine Hebung des schlimmsten Uebels unter allen des angebornen Blödsinnes, möglich seyn möchte.

Wir gehen nun (achtzehntes Kapitel) zu dem Wahnsinne über, oder derjenigen idiopathischen Krankheit des Vorstellungsvermögens, bey welcher nur ein Theil desselben sich krankhaft äußert, welchen der Verf. auch Verrücktheit nennt, »da hierdurch das ganze System der Vorstellungen des Individuums verschoben und verrückt ist.« Hier zieht zuerst die Behauptung des Verfassers unsere Aufmerksamkeit auf sich, daß niemals der Wahnsinn in solchem Grade partiell seyn könne, daß nur ein einziges Urtheil über ein bestimmtes Objekt, nur eine einzige Erinnerung, nur eine einzige Perception krank erfolge, alle anderen aber normal; sondern daß in jedem Falle die Krankheit »eine erhöhte Wirkung der ganzen Kraft sey.« Wir müssen in Bezug auf das Letztere dem Verf. widersprechen, und die S. 327 f. f. von ihm angeführten Gründe haben uns

nicht überzeugt. Daß »sich die Krankheit in den allermeisten Fällen universell zeige, möchten wir bezweifeln, und es würde überdieß nur für die allermeisten Fälle einen Beweis abgeben. Daß »bey jedem Wahnsinnigen allgemeine Verkehrtheit wahrgenommen werde, sobald man nur den Wahn anregt,« spricht eher gegen, als für den Verf., indem es ja offenbar zeigt, daß hier nicht die ganze Kraft erhöht ist, sondern nur die Vorstellung jenes Wahns, und dieser Behauptung daraus kein Nachtheil erwächst, daß von dieser aus sich die Verrückung weiter verbreiten kann auf die mit ihr verbundenen Vorstellungen. Der Ursprung und das Wesentliche der krankhaften Erscheinungen bleibt doch immer in jener begründet, sollte es auch vielleicht keine Vorstellung geben, welche nicht mit irgend einer andern in Verbindung stünde, und auf sie ihren Einfluß ausübte. Hierauf kommen auch die unter c (S. 328) angeführten Beobachtungen hinaus; und die Analogien des Bildungslebens und der krankhaften Reflexion ins Gemüth müssen wir wiederum, theils der Unzulänglichkeit ihrer beweisenden Kraft, theils ihrer eigenen Zweifelhaftigkeit wegen, zurückweisen. Die vom Verfasser gegebenen Eintheilungen dieser Krankheitsformen treffen dieselben Ausstellungen, welche wir bey dem Kapitel von den idiopathischen Vorstellungskrankheiten überhaupt erwähnt haben, und wir können also zur Betrachtung der einzelnen Gattungen übergehn.

Die erste derselben, die krankhafte Perception, faßt der Verf. richtig als »ein waches Träumen, bey welchem der Kranke entweder Gesichter sieht, oder Stimmen hört, die für ihn allerley Bedeutung haben.« Doch ist dieß keinesweges so rein auf Gehör und Gesicht beschränkt, wie es der Verf. annimmt, und eingebildete Perceptionen aller Sinne sind als bedeutende Symptome nicht weniger Krankheiten bemerkenswerth. Auch verdiente wohl ihre Aetiologie noch genauere Untersuchungen, als ihr der Verf. hat zu Theil werden lassen; er gibt mehr Veranlassungen, als Ursachen an, und so fehlt uns die wissenschaftliche Anschaulichkeit von dem Wesen und der Nothwendigkeit dieser Krankheit. Dasselbe gilt in manchen Beziehungen auch von der folgenden Krankheitform, der kranken Erinnerungskraft oder der fixen und vagen Idee, z. B. wenn er S. 338 sagt: »Es scheint ein bloßer Zufall, ob Manie oder diese Art des Wahnsinns bey einem Kranken zum Ausbruch kommen werde.« In dem Seyn der Dinge ist nichts Zufall, sondern alles nothwendig: die Behauptung des Zufalls ist nur das Geständniß unserer Unwissenheit, wie der Verf. selbst fühlt, indem er hinzusetzt: »Gleichwohl ist der Unterschied zwischen beyden Krankheiten so wesentlich, daß

durchaus in der organischen Bedingung des Vorstellens ein Grund Statt finden muß« ꝛc. Auch hier aber möchte auf diesem Wege schwerlich, sondern nur durch die schon öfter erwähnte, von den geistigen Unpäßlichkeiten ausgehende psychische Methode zu helfen seyn. Was der Verf. sonst über die Ursachen dieser Krankheit sagt, ist vortrefflich, besonders die Bemerkung, daß sie sich am meisten bey einem gewissen Grade der Bildung finde, »der das Mittel hält zwischen Rohheit und vollständiger Uebung der vorstellenden Kräfte.« Die Kranken sind »meistens in ihrer Ausbildung entweder weiter vorgeschritten, als für ihr äußeres Verhältniß paßt, oder nicht weit genug, um es recht auszufüllen. Jene ersetzen die Genüsse, welche ihnen ihre Lage versagt, nach denen sie aber dennoch lüstern sind, durch Phantasiespiele; diese füllen die Lücken und Blößen, deren sie sich bewußt sind, mit ähnlichen aus.« In Bezug auf ihre psychische Heilung, sagt er einsichtsvoll, ihr Wesen beruhe darauf, daß man den Kranken dahin bringe, seinen Wahn zu vergessen: »es ließe sich allenfalls durch Approximation ausmitteln, wie viel Zeit dazu gehöre, daß jede, auch die tiefste Vorstellung völlig vergessen werde, wenn ihr Andenken nicht erneuert wird.« Eine genauere Betrachtung der Erfahrungen, auf denen dieser Satz beruht, und ihre Vergleichung mit denjenigen, welche einen entgegengesetzten Erfolg hervorbringen, hätte den Verf. zur Einsicht in das Wesen dieser Krankheit führen können. Auf jenen Satz gestützt, verwirft er mit Recht alle Streitigkeiten mit dem Kranken über seinen Wahn als zweckwidrig; vielmehr gedenke man desselben nie, vermeide Alles, was darauf Bezug hat, lasse ihn zwar ausreden, wenn er selbst davon zu sprechen anfängt ohne zu schelten, aber suche ihn sobald als möglich auf einen andern Gegenstand zu bringen, so wie überhaupt stets anderweitig zu beschäftigen. Einer Berichtigung möchte es jedoch bedürfen, wenn der Verf. die für die Heilung des Wahnsinnes im Ganzen ungünstige Prognose daraus ableiten will, »daß alle Krankheiten leichter heilbar sind, die eine heftige Reaktion des Lebendigen darstellen, als solche, bey welchen die Abweichung von der Normalität gering ist.« »Das Oscillationsgesetz nöthigt eine starke und schnelle Aufhebung des Gleichgewichts der Kräfte auch zu schneller Rückkehr zur Normalität, aber es wirkt schwächer bey geringer Störung.« — Der Verf. ist hier nicht scharf genug in seinen Gegensätzen, und beachtet wieder nur rein quantitative Unterschiede, wo er qualitative in Betracht ziehen sollte. Dem Heftigen steht nicht das Geringere überhaupt, sondern nur das in geringerem Grade Heftige entgegen. Minder heftig ist der Wahnsinn allerdings

in den meisten Fällen, als die Manie (wo er nämlich nicht selbst Manie ist; vergl. oben), denn Heftigkeit gehört überhaupt nicht zu seinem Charakter; aber dennoch ist er nicht selten eine weit tiefer gewurzelte Krankheit, und in diesem höheren Grade der bey ihm Statt findenden Störung, nicht aber in dem erwähnten geringeren ist die Schwierigkeit, ihn zu heilen, begründet. — Zuletzt müssen wir noch bemerken, daß der Name »krankhafte Erinnerungskraft« wohl nicht ganz passend für diese Klasse von Seelenkrankheiten ist. Nicht immer brauchen die Einbildungen des fixen oder vagen Wahns gerade Erinnerungen zu seyn, vielmehr sind sie weit mehr auf Gegenwart und Zukunft, als auf die Vergangenheit gerichtet, und stehen nicht selten in gar keiner Beziehung mit dieser letzteren.

Zu interessanten Untersuchungen veranlaßt die Darstellung der dritten Gattung »der allgemein erhöhten Empfindlichkeit.« »Sie beruht auf krankhaft erhöhter Fähigkeit zur Reflexion der Vorstellungen ins sympathische System überhaupt, und ist Symptom der Epilepsie, der Hysterie und Hypochondrie, oft der bloßen übeln Laune. In diesem Zustande findet der Mensch beleidigend, was keinem andern so scheint, oder unerträglichen Schmerz, unmäßige Freude rc. erregend, was sonst ihn kaum aus dem Gleichgewicht bringen würde; dabey äußert er seine Leidenschaft auf ganz ungemessene Weise.« Es fragt sich nun, ob die in solchen Fällen verübten heftigen Handlungen ihm zugerechnet werden können, oder nicht; der Verf. entscheidet sich für dieses letztere: »Er ist ein Kranker und seine Handlungen sind ihm nicht zuzurechnen.« — Ein Thema, worüber noch immer Abhandlungen von ungeheurem Umfange geschrieben werden. Recn. scheint die Sache höchst einfach. Ob überhaupt in heftigen Anfällen der angeführten Art verübte gewaltsame Handlungen zugerechnet werden sollen, oder nicht, davon kann vernünftiger Weise gar nicht die Rede seyn: sie werden zugerechnet in jedem Falle, indem man sie dem Thäter als That beylegt. Es ist nur die Frage, als was sie zugerechnet, oder ihm als Prädikat beygelegt werden sollen, und darauf ist die Antwort wieder sehr einfach und klar: als dasjenige, was sie sind. Wenn mich ein Freund in einem Anfalle von böser Laune beschimpft, so rechne ich ihm nicht die böse Meinung zu, die er von mir geäußert: denn daran würde ich nicht bloß moralisch, sondern auch logisch unrecht thun, da sie nie eigentlich seine Meinung war oder doch nur augenblicklich, und jetzt also nicht mehr zu seinem Seyn gehört, es mithin logisch falsch wäre, wenn ich sie ihm, oder seinem Seyn, als Prädikat beylegen wollte. Aber wohl rechne ich ihm seine böse Laune

zu, die, wenn sie auch jetzt dem äußern Scheine nach verschwunden, doch als erregungsfähig noch in ihm ist, also allerdings zu seinem Seyn gehört. Eben so in dem vorliegenden Falle. Was den Gemüthskranken zum Mörder gemacht hat, ist gewiß eine für ihn zurechnungsfähige Abnormität, und muß als solche gehoben werden; beydes, Zurechnung und Sorge für die Wegschaffung des Abnormen, gehört seiner Beschaffenheit nach in diesem Falle nicht für den Richter, sondern für den Arzt. Wie weit der Umfang des Begriffes von Krankheit gehe, worüber man hier gewöhnlich so viel streitet, darauf kommt wenig an, und die Entscheidung beruht nur auf der Willkür des Sprachgebrauchs; wollte Gott, wir verstünden erst Unsittlichkeit als Krankheit zu behandeln, und unsere Richter wären lauter Seelenärzte.

Die noch übrigen Krankheitsgattungen geben uns, der größeren Einfachheit ihrer Natur wegen, weniger zu Bemerkungen Veranlassung. — Unter den Heilmitteln der vierten (Vorherrschen des Geschlechtstriebes: Satyriasis und Nymphomanie) führt der Verf. einsichtvoll die Erregung von Leidenschaften auf, neben welchen die Geschlechtlust schweigt, als Furcht, Angst rc.: »das wirksamste aller Mittel, wenn es nur eben so leicht anzuwenden als vorzuschlagen wäre.« — Die fünfte Klasse bilden Melancholie, Lebensüberdruß und Heimweh. Nicht ganz richtig möchte es wohl seyn, wenn der Verf. S. 359 bey der Grenzbestimmung zwischen Melancholie auf der einen, und Hypochondrie und Hysterie auf der andern Seite sagt: »Die ganze Melancholie ist nichts mehr als ein höherer Grad dieser Krankheiten, die Grenzlinie dieses Grades aber nicht scharf zu ziehen.« Der Ort, welchen er beyden Krankheitsgattungen in seinem Schematismus angewiesen hat, bestimmt ihnen ihre Grenze richtiger, und sie läßt sich ganz genau angeben, indem die das Wesen der Hypochondrie ausmachende Einbildung kranker Körpergefühle in der Melancholie nicht vorhanden zu seyn braucht, oder doch, wo sie sich findet, erst durch Seelenkummer, in welchem stets ihre eigentliche Ursache liegt, herbeygeführt ist. — Das Heimweh beschränkt der Verf. zu sehr, wenn er S. 358 behauptet, es »finde sich nie bey Bewohnern der Ebenen;« nicht nur als Unpäßlichkeit (wie es vielleicht jeder einmal gefühlt hat), sondern auch als wirkliche Krankheit ist es bey diesen bemerkt worden. Richtig faßt er es als eine Untergattung der Melancholie, »bloß durch die Art des Objekts der traurigen Leidenschaft unterschieden.« — Der kurze Abschnitt: »Vom religiösen, verliebten und hochmüthigen Wahn ist fast nur ein Versuch, die Behauptung des Verfassers, daß die Vernunft nicht erkranken könne, zu rechtfertigen. Als die letzte Krankheitgattung end-

lich führt er »Wuth und Willenlosigkeit auf, von welchen diese als Symptom des Blödsinns angegeben, die erste von der Manie dadurch wesentlich unterschieden wird, daß in ihr »das intuitive Vermögen ganz gesund, und bloß der Wille krank ist.« »Wir sehen Menschen (so beschreibt sie der Verf.), die in seltenen unregelmäßig, auch wohl ohne alle äußere Veranlassung wiederkehrenden Paroxysmen alles um sich her zertrümmern, wüthen, schreyen, und die gewaltsamsten Handlungen begehen. Ehe sie also ausbrechen, warnen sie die Umstehenden, und bitten sie, sich zu entfernen, oder sie unschädlich zu machen. Der Anfall dieser Wuth ist kurz und weder vorher noch nachher das Geringste von fehlerhafter Aeußerung der vorstellenden Kräfte bemerkbar.« — Rec. will, nach den zahlreichen darüber vorhandenen Erfahrungen, das Vorkommen solcher Krankheiten keinesweges bezweifeln. Nur gehören sie, wenn doch weder vorher noch nachher das Geringste von fehlerhafter Aeußerung der vorstellenden Kräfte bemerkbar ist, gewiß nicht zu den idiopathischen, sondern zu den symptomatischen Vorstellungskrankheiten. Nur auf eine kurze Zeit ist ja, und nur durch den Andrang der krankhaft gesteigerten thierischen Thätigkeiten das Vorstellungsvermögen gehemmt. —

Das XIXte Kapitel handelt von den Irrenanstalten, für welche der Verf. mit edler Wärme spricht, und die ihnen gemachten Vorwürfe zurückweiset. Sehr wahr sagt er S. 375 ff.: »Wenn die Irrenanstalten bis jetzt noch nicht so viel genützt haben, als man erwartet, so beweist das nicht, daß sie nicht weit mehr nützen könnten. Wir müssen erwägen, daß vor wenig mehr als zwanzig Jahren, Irrenanstalten kaum existirten, und die wenigen vorhandenen wohl Aufenthaltsorte und Gefängnisse, aber nicht Heilanstalten für Irre waren.« »Noch immer, klagt er im Folgenden, ist diese Ansicht fast allgemein verbreitet, indem man die Kosten einer wahren Heilanstalt für ihren Nutzen weit überwiegend hält; aber beyde Zwecke sind innig verbunden,« und der Verf. will daher beweisen, »daß gerade die besten und das erfreulichste Resultat für die Irren versprechenden Heilanstalten auch die zweckmäßigsten Aufbewahrungsorte für die Unheilbaren seyn, und bedeutend wohlfeiler zu stehen kommen müssen, als diese.« Sein Grundprincip ist: »daß die Bedürfnisse der Irren so viel als möglich durch die Hände der Irren selbst beschafft werden müssen,« und er eifert mit Recht gegen das Vorurtheil, als könne die Arbeit der Irren doch keinen weiteren Erfolg haben, als Verderbniß des Materials; ein Vorurtheil, welches den Irren, wenn er die objektive Nutzlosigkeit der ihm aufgetragenen Arbeiten bemerke, nicht nur übel-

launig und unwillig machen, sondern auch zu dem gefährlichen Glauben verleiten müsse, daß er klüger als der Aufseher sey. — In das Specielle seiner Einrichtungen können wir dem Verf. hier nicht folgen, und wünschen nur, daß seine Wünsche und Vorschläge recht mannigfach beherzigt werden mögen.

Das letzte Kap. spricht noch über das Recht der Irren. Nach einer kurzen Auseinandersetzung desselben behandelt es vorzüglich die Schwierigkeiten bey der Abfassung gerichtlicher Gutachten. Beachtungswerth scheint uns vorzüglich die Bemerkung S. 399: »Allein aus den Akten, und durchaus nicht aus dem Zustand des Individuums während der Untersuchungs-Termine kann hervorgehen, ob irgend eine gewaltsame That vor längerer oder kürzerer Zeit von einem dermalen gesunden Menschen in Wuth, Wahnsinn oder Tollheit, bewußtlos oder mit Absicht begangen worden sey.«

F. E. Beneke.

Art. VIII. Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, von Carl Friedrich Eichhorn, Professor der Rechte zu Göttingen. 4 Bde. Gött. 1808 — 1823.

Das vorliegende Werk verdient nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch deßhalb eine besondere Aufmerksamkeit, weil diese Geschichte des deutschen Rechts und der deutschen Verfassung als einleitend und vorbereitend für alle sonstige literarische und akademische Wirksamkeit des in Norddeutschland mit Recht sehr geschätzten Verfassers betrachtet werden kann. Der Wirkungskreis des Hrn. Eichhorn beschränkt sich zwar größten Theils auf die Vorträge, welche er seit einer Reihe von Jahren auf preußischen Universitäten und seit einiger Zeit in Göttingen über deutsches Staats- und Privat-Recht, so wie über Kirchen- und Lehenrecht gehalten; aber gerade der große Beyfall, mit welchem diese Vorträge gehört werden, verbunden mit der persönlichen Autorität, deren Eichhorn bey denen, die seine Zuhörer sind oder waren, genießt, berechtigen zu der Behauptung, daß (allenfalls mit Ausnahme des südwestlichen Deutschlands) in der protestantischen Hälfte unsers Vaterlandes mindestens ein bedeutender doktrineller Einfluß auf die politisch-juristischen Verhältnisse von dem Verfasser ausgeübt werde. Der Inhalt dieses Buches besteht der größeren Masse nach in der Geschichte des Privat-Rechts; aber dieser verschiedenartige Inhalt selbst scheint es zu rechtfertigen, wenn wir uns nur die Betrachtung einer einzelnen Seite des Werkes zur Aufgabe machen. Wenn es auch unsere Absicht nicht seyn kann, auf die einzelnen Unter-

suchungen über die Entstehung und Fortbildung der verschiedenen Rechts-Institute einzugehen, so wird wenigstens durch die Zusammenstellung der publicistisch-politischen Principien des Verf. zugleich der Gesichtspunkt angedeutet werden, von dem aus der gesammte Inhalt beurtheilt werden muß.

Der Verf. ist protestantischer Konfession, und bey der Beurtheilung der einzelnen Aeußerungen desselben dürfen wir dieses nicht vergessen. Doch würde man ihm sehr Unrecht thun, wenn man ihn mit vielen andern in Eine Klasse stellen wollte, welche, vielleicht akademische Lehrer der Gottesgelahrtheit (wie sie sagen) auf dem einmal vorgezeichneten Wege des Protestantismus fortgegangen sind, sehr bald die Gränzen aller positiven Religion überschritten, und das vorgesteckte Ziel des reinen Deismus erreicht haben, und nun statt des Christenthums allenfalls Spott über die Mysterien der Religion ihren Zuhörern als die Resultate einer aufgeklärten Theologie vortragen. Der Verf. zeichnet sich im Gegentheile durch religiöse Gesinnung aus, und tritt überall als entschiedener Gegner aller atheistischen oder deistischen Tendenzen auf. Indem er als Protestant die Rechtmäßigkeit der Reformation in Schutz nimmt, läßt er sich dennoch nie dadurch zu einer ungerechten und in Thatsachen parteyischen Darstellung derselben verleiten. Daß der Verfasser aber nicht verblendet genug ist, nach dem Beyspiele so vieler protestantischer Politiker und Theologen, auch selbst da, wo das Gegentheil evident ist, einen Mann oder ein Bestreben bloß deßhalb zu verurtheilen, weil es von Rom oder von dem kaiserlichen Hofe ausging —, dieß zu beweisen, wird es nicht nothwendig seyn, über viele einzelne Fragen der deutschen Kirchengeschichte die Ansicht des Verf. mitzutheilen. Einige wenige mögen hinreichen, zu bezeugen, in welchem Sinne Eichhorn seine Meinung im Ganzen ausspricht, und aus welchen Quellen er dabey zu schöpfen pflegt. Es ist erfreulich zu sehen, wie er Gregor VII., der sonst gewöhnlich so gern von minder gründlichen Historikern gemißhandelt wird, beurtheilt. Er sagt von ihm (§. 227): »Als »ein Mann, der mit der innigsten religiösen Ueberzeugung von »der Nothwendigkeit der Unabhängigkeit des Papstes und der »Kirche von aller weltlichen Gewalt, und der Befugniß des Stell»vertreters Christi, dem Uebermuth und der Ungerechtigkeit der »Fürsten zu steuern, die besonnenste Klugheit und den unerschüt»terlichsten Muth verband, wählte er auf das Glücklichste die »Mittel, jenen großen Zweck zu erreichen, und verband sie mit »der Ausführung der Kirchenreform, an welcher bisher gearbei»tet worden war.« Fast möchte es schwer scheinen, mit der Gesinnung, welche sich hierin auszusprechen scheint, Alles zu vereini-

gen, was der Verf. in der Geschichte der lutherischen Reformation äußert; doch sieht man deutlich, daß er nicht gerade überall dem Verfahren Luthers vollkommen beystimmt, wenn dieß gleich manches Mal etwas unbestimmt ausgedrückt ist. Er sagt unter andern (B. IV. p. 25): »Hierdurch wurde Luther von »selbst auf die Folgerung geleitet, daß der Kirche nicht anders, »als durch die weltliche Gewalt geholfen werden könne, welche »berechtigt sey, die Verbesserung der erstern zu bewirken, wenn »die Kirchenobern ihre Mitwirkung versagten. Diesen Grundsatz, »welcher das leitende Princip der Reformation wurde, sprach er »in der berühmten Schrift: an den christlichen Adel deutscher Na»tion, aus. Welches dabey das eigentliche Verhältniß des »Staats und der Kirche seyn sollte, war dem kühnen Manne »schwerlich schon klar geworden; er hielt sich zunächst an den Aus»spruch des Evangelii, daß die Kirche nur eine geistige Gewalt »habe, daß die Kirchenobern nur durch ihr Amt von den Laien »unterschieden seyen, daß die weltliche Obrigkeit also eben so gut »Macht über sie habe, als über die Laien, und Koncilien berufen »könne. Daß die weltliche Gewalt, selbst ohne das Zuthun der »Kirchenobern, an einzelnen kirchlichen Einrichtungen etwas än»dern könne, wurde aber zugleich ebenfalls behauptet, und da »sie sich hierzu nicht anders berechtigt halten konnte, als Kraft »eigener Erkenntniß des Inhalts des Evangelii, welches auszu»legen jeder Christ Macht haben sollte, so lag darin, zumal wenn »man Luthers Grundsätze von dem Verhältnisse des geistlichen »und Laienstandes hinzu nimmt, auch schon deutlich genug die »Voraussetzung, daß die Kirche ihre Ueberzeugung nicht gerade »durch ein Koncilium auszusprechen brauche, sondern auch das, »was als evangelische Wahrheit aus Gründen erkannt werde, »unter dem Schutze der weltlichen Obrigkeit in Wirksamkeit treten »könne.« Ganz deutlich tritt die Meinung des Verf. über diese Frage auch dann nicht hervor, wenn er (p. 47) bloß anführt, »wie das Volk durch neue Schriften von Luther erfuhr, daß »die christlichen Gemeinden selbst das Recht hätten, über die »Lehre zu urtheilen, Lehrer zu berufen und abzusetzen, und daß »die weltliche Gewalt gar kein Befugniß habe, dieß zu verbieten.« Mehr der katholischen Ansicht geneigt scheint eine Aeußerung über viel spätere Verfügungen, welche mit einem Theile des kirchlichen Vermögens gemacht wurden, indem er (p. 718) sagt: »es erregte Bestürzung, daß die Bestimmung des Kirchengutes, »vermöge der Art, wie die Reform ausgeführt wurde, lediglich »der Willkür der weltlichen Macht überlassen seyn sollte, und die »Kirche mußte sich in ihrer Verfassung gefährdet glauben.« Ueber dieses Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht kann allen-

falls noch als erläuternd betrachtet werden, was der Verf. bey Gelegenheit der Trennung der zwey kirchlichen Parteyen, der Lutheraner und Reformirten sagt (p. 206): »Der weltlichen Obrigkeit, über deren Stellung gegen die Kirche sich bey den Reformatoren noch keine feste Grundsätze entwickelt, sondern als deren Beruf jene nur betrachtet hatten, das, was die aus Geistlichen und Laien bestehende Kirche als reine Lehre anerkannte, zu schützen, fiel durch die Uneinigkeit der Geistlichkeit eine gesetzgebende Gewalt über die kirchliche Lehre zu, auf welche diese selbst provocirten, sie aber dann nicht anerkennen wollten, wenn sie sich zu Gunsten einer Gegenpartey entschied.« Je seltener unter protestantischen Schriftstellern, um desto ehrenwerther ist der würdige Ton, in welchem der Verf. auch von dem Orden der Jesuiten spricht (Bd. IV. p. 178—188).

Die Wahrheitsliebe des Verf. zeigt sich ebenfalls sehr deutlich darin, daß er nicht, wie viele andere Historiker, den direkten Zusammenhang zwischen der kirchlichen Reformation und den damaligen, in einem großen Theil von Deutschland verbreiteten, politischen Unruhen, dem sogenannten Bauernkriege, läugnet. Er sagt darüber (B. IV. p. 55): »Zu derselben Zeit schien die Bewegung, welche das Volk ergriffen hatte, auch einen politischen Charakter anzunehmen. Die Bauern in Schwaben und Franken fanden, daß ihnen nicht bloß die christliche Freyheit verweigert werde, ihre Geistlichen zu bestellen, und sich zu sichern, daß ihnen das Evangelium lauter und klar geprediget werde, wozu doch eine christliche Gemeinde das Recht habe, sondern daß sie auch in gar manchen bürgerlichen Verhältnissen von ihren Obrigkeiten nicht so gehalten würden, wie sie nach dem Evangelio zu fordern berechtigt seyen, und beschlossen, das heilige Evangelium zu handhaben, und den göttlichen Rechten einen Beystand zu thun.« —— »Sie durchzogen das Land, brandschatzten und verbrannten Klöster und Burgen, und nöthigten, so weit ihre Gewalt reichte, Herren, Ritter und Städte, die Grundlage der weltlichen Reformation anzunehmen, die sie in zwölf Artikeln aufgesetzt hatten. Die Thüringer gedachten noch weiter zu gehen, und das weltliche Reich Christi mit Aufhebung aller Obrigkeit und Ungleichheit der Rechte und Güter sofort einzuführen.« ——— »Daß die Principien, von welchen die Reformation der Kirche ausging, die nächste Veranlassung zu dem Bauernaufstande waren, läßt sich schwerlich in Zweifel ziehen, wenn gleich den Reformatoren die Anwendung, welche davon gemacht wurde, völlig fremd war. Da die bestehenden kirchlichen Verhältnisse mit Verwerfung der Autorität des Hergebrachten bloß nach dem

»Evangelio beurtheilt werden sollten, und die eigene Erkenntniß »eines Jeden zum Richter über dessen richtige Erklärung gemacht »wurde, untergrub man nothwendig auch die Ach- »tung vor dem Hergebrachten überhaupt, und es »war schon darum sehr natürlich, daß sich das Volk, sofern es »sich durch dieses in seinem bürgerlichen Verhältniß gedrückt fühlte, »eben so nach einem höhern Erkenntnißgrunde für dessen Recht- »mäßigkeit umsah.« Wie wenig damals unter den Protestanten die hier von Eichhorn angenommene Meinung Beyfall fand, führt er (p. 62) mit den Worten an: »Die Reformatoren »selbst hatten sich so unumwunden gegen die Bauern erklärt, daß »die Gegner der evangelischen Lehre, indem sie diese als eigent- »liche Ursache des Aufstandes anklagten, weder bey dem Adel »noch bey den Fürsten Gehör fanden, wozu freylich die schnelle »Beendigung des Bauernkrieges das Ihrige beytrug. Die evan- »gelisch gesinnten Fürsten erklärten jetzt ihrerseits die Unterdrü- »ckung der evangelischen Wahrheit für den wahren Grund des »Anfruhrs.«

Die politischen Principien des Verf. treten bey vielen einzelnen Untersuchungen über die Geschichte der deutschen Verfassung sehr bestimmt hervor, und sind durchaus des Lehrers in einem deutschen Staate würdig, der sich, bis auf die allerneueste Zeit, durch seine Behandlung alter und neuer monarchisch-aristokratischer Verhältnisse, und durch die Vertheidigung und den Schutz des alten Rechtszustandes überhaupt vor vielen andern ausgezeichnet hat. Aber er gehört nicht nur der Universität Göttingen und dadurch dem Königreiche Hannover an, sondern er ist auch durch mancherley Verhältnisse an Preußen geknüpft, und zwar fällt seine Verbindung mit diesem Staate in eine Zeit, welche glorreich und traurig zugleich für die Geschichte desselben genannt werden muß. Die Auflösung der preußischen Verfassung, für welche das Jahr 1810 eine bedeutende Epoche bildet, und deren Wiederherstellung und festere Begründung erst seit kurzer Zeit ernstlich gehofft werden kann, ein echt revolutionäres Bestreben in der innern Verwaltung, fällt auf eine merkwürdige Weise in denselben Zeitraum, in welchem sich Preußen für Deutschlands Befreyung von dem Joche des Helden der französischen Revolution so große Verdienste erworben hat; und es ist allerdings eine traurige Erfahrung gewesen, daß manche Bemühungen, welche damals gegen fremde Tyranney gerichtet waren, sich später, nachdem sie dieses Ziel erreicht hatten, in eine Neigung zum Ungehorsam gegen jede Herrschaft und jede Autorität verwandelten. Wie sehr weit der Verf. von dieser Richtung immer entfernt war, sieht man daraus, daß

er (p. 686 u. 688) unter andern sagt, indem er von Bonaparte spricht: »was die Agenten der französischen Polizey über den Zu»stand des Volkes berichteten, wie es aufgereitzt werde von unru»higen Köpfen und Ideologen und auf Arges sinne, beunruhigte »den ersten Feldherrn seiner Zeit nicht.« — — — »Auch waren »es nicht jene Bewegungen, welche auf die Masse des Volkes »wenig wirkten, und nicht das Verdienst Einzelner, wie hoch es »immer angeschlagen werden mag, wodurch Preußen frey »wurde; es war die Vereinigung zwischen Regierung »und Unterthanen in der Stunde der Entscheidung, in »welcher sich kund that, daß der Beherrscher des preußischen »Staates einem Volke gebiete, und die Begeisterung für die »Sache der Ehre und Freyheit, die den Edleren der Nation eine »Seele gab, und auch die Schwachen mit sich fortriß.« Aber auch zu denjenigen gehört der Verf. nicht, welche, nachdem die fremde Herrschaft vernichtet war, nun ihr Bestreben gegen die vaterländische Regierung und gegen die alte Verfassung richteten. Er selbst, bewaffneter Theilnehmer an dem Befreyungskriege, ist ein erfreuliches Zeichen und ein lebendiges Beyspiel, daß auch in jener Zeit bey den vorzüglichsten Menschen keineswegs ein sich ins Revolutionäre verlierender Sinn das herrschende Princip der Bewegung war, sondern nur durch das spätere Verfahren der weniger Ausgezeichneten diese Ansicht leider veranlaßt worden ist.

Wenn der Verf. (p. 727) von den, seit dem Jahre 1808 in Preußen gemachten neuen Einrichtungen behauptet, daß ihnen die süddeutschen Staaten nicht zum Muster gedient hätten, so wollen wir dieß gerade nicht bestreiten; aber dagegen dürfte es wohl nicht zweifelhaft seyn, daß die Admistration des Königreichs Westphalen in der Hinsicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Verwaltung des preußischen Staates geäußert hat. Man war seit dieser Zeit mehr als je vorher zur Centralisation und zur ganz unbedingten und rücksichtslosen Ausdehnung der ministeriellen und überhaupt der Beamtengewalt geneigt. Der Verf. sagt hierüber, jedoch nicht bloß in Beziehung auf Preußen (p. 724): »Allgemein »suchte man auf jedem Wege vollständige Gleichförmigkeit der Ver»fassung und Verwaltung zu erreichen, und bey der letzteren die »Wirksamkeit der obersten Verwaltungsbehörde (Ministerium) bis »in das Einzelne der Geschäfte auszudehnen; die Selbstständigkeit »der Landesbehörden, welche man, meistens selbst in der früheren »kollegialischen Form, beybehielt, wurde dadurch vermindert, nicht »aber die Anzahl der Beamten, die vielmehr in den untern Be»hörden durch die Ausdehnung des Wirkungskreises der landes»herrlichen Polizey, und in den obern durch den erweiterten Ge»schäftskreis der Central-Behörde außerordentlich vermehrt

»wurde. Das Sinken der Thätigkeit der Landstände seit der »zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hatte die Bedeu»tung des Beamtenstandes schon früher außerordentlich gehoben, »sie erreichte jetzt ihre höchste Stufe.« Auch ist hier eine sehr richtige Bemerkung über das Verhältniß der landständischen und der Repräsentativ-Verfassung in Deutschland anzuführen (p. 683): »Außerhalb Sachsen und Mecklenburg (nämlich nach dem »Abschlusse des Rheinbundes) wurden die Landstände als eine »Feudal-Einrichtung oder als unverträglich mit der Souverainität »aufgehoben; ein neues Institut dieser Art, den französisch-west»phälischen Reichsständen nachgebildet, wurde zwar hier und da »verheißen, gewährte aber nach der Erfahrung, die man vor sich »sah, wenig Trost, wenn auch Zeit gefunden worden wäre, es »einzuführen, da diese modernen Volks-Repräsentationen nur »dazu eingerichtet waren, unter gesetzlichen Formen willkürlich zu »verfahren.«

Herr Eichhorn zeigt sich ebenfalls der Tendenz vieler neuern Einrichtungen in der Justiz-Verwaltung nicht günstig: Er sagt z. B. (p. 725): »Bey den verschiedenen Zweigen der Verwal»tung wurde die Trennung der Justiz von den übrigen Regie»rungsgeschäften abweichend von den älteren Einrichtungen für »einen großen Vortheil gehalten, aber doch meistens nur bey den »höhern Behörden durchgeführt;« und (p. 750): »Auch die fran»zösische Gerichtsverfassung und das Verfahren, welches jene »ganz nach den Regeln des alten französischen Prozesses beybe»halten hatte, sollte jetzt für ein Muster gelten, dem man sich »nicht vollständig und schnell genug nähern könne, und besonders »die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit dieser Justiz »wurde als eine Einrichtung von der höchsten Vortrefflichkeit ge»priesen, in deren Gegensatz das deutsche Verfahren als ein schlep»pendes, willkürliches und heimliches der bitterste Tadel traf.« Wie sehr Eichhorn der Einführung fremder Gesetze in Deutschland entgegen ist, sieht man aus dem öfter wiederholten strengen Urtheil über die Bemühungen, welche dahin gerichtet waren; wovon hier nur zwey der bestimmtesten Aeußerungen angeführt werden mögen. Er sagt (p. 613): »Zur Verbesserung des bürger»lichen Rechts und des Verfahrens erhielten einzelne Länder die »neuen französischen Gesetze, welche weder die verstanden, die sie »empfahlen und einführten, noch die, welche sich darnach richten, »noch die, welche sie anwenden sollten, die aber doch sofort eine »bedeutende deutsche Literatur aufzuweisen hatten;« und (p. 745): »in den übrigen Ländern verschwand die französische Gesetzgebung »wieder und blieb nur in dem an Deutschland zurückgegebenen »linken Rheinufer ein Hinderniß seiner engern Verbindung mit

»den Staaten, welchen dieses zugefallen war.« Eben so spricht er sich überhaupt gegen eine alles gleichförmig umfassende und allgemein derogatorische Civil-Gesetzgebung aus, wenn er (p. 745) fortfährt: »Der Grundsatz der französischen Civil-Gesetzgebung, »daß sie für die Institute, welche sie berühre, das allein geltende »Gesetz sey, fand bey den herrschenden Ansichten über die beste »Einrichtung der Gesetzgebung besondern Beyfall.« Und (p. 743): »eine allgemeine Gesetzgebung für Deutschland war in der zwey- »ten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vermöge der damali- »gen Verhältnisse des Reichs schon nicht mehr ausführbar; die »Landesgesetzgebung aber konnte auch überdieß um so nützlicher »werden, je genaüer sie sich zugleich an die Eigenthümlichkeiten »des partikularen Rechts anschließen mochte, und in größeren »Staaten, die aus selbstständigen Ländern nach und nach zusam- »mengebracht waren, mithin auch ihr besonderes Landrecht be- »saßen, die Verschiedenheit des Rechts, so weit es Bedürfniß »schien, auszugleichen im Stande war. Von den Vortheilen, »welche auf diesem Wege zu erreichen standen, ging aber in der »Reform des bürgerlichen Rechts, die in Preußen und Oester- »reich unternommen wurde, vieles verloren, weil man Gesetz- »bücher im Sinn der gangbaren Theorien der Gesetzgebung ver- »fassen zu müssen glaubte, welche mit Aufhebung der Gültigkeit »der bisherigen Rechtsquellen, alles geltende Recht ausschließ- »lich in sich fassen sollten.« Aber wie im öffentlichen, so war auch in dem bürgerlichen Recht nicht allein die Nachahmung des fremden, sondern die Herrschaft der Theorien ein ver- derbliches Element in der Fortbildung desselben, worüber der Verfasser (p. 739) äußert: »Die veränderte Richtung, welche die »Gesetzgebung seit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhun- »derts erhielt, ging auch hier, wie bey dem öffentlichen Recht, »weit mehr von der Theorie, als von dem praktischen Bedürfniß »aus, und in dem Inhalt der neuern Gesetze wurde daher weit »weniger auf das letztere Rücksicht genommen, als auf die Form, »die man dem bürgerlichen Recht geben wollte.«

Mit großem Recht sagt der Verfasser, indem er von der Ein- richtung des Rheinbundes spricht (p. 721): »Sie bildete eine »höchst wichtige Epoche in der Geschichte des deutschen Staats- »rechts und gab den Staatsmännern die vollkommenste Freiheit, »die Theorie der Politik, welche man in mancherley Sy- »stemen ausgebildet hatte, an die Stelle des Rechts zu er- »heben — schon bey der Einrichtung der Verwaltung der Ent- »schädigungslande, in welchen den Landesherrn doch nur in der »Verbesserung der Civil- und Militär-Administration freye Hand »gelassen seyn sollte, gab man sich in den meisten Ländern keine

»Mühe, die bestehenden Verhältnisse den Bedürfnissen gemäß umzu-»bilden, sondern schritt lieber zu einer sogenannten Organisation »des Landes, bey welcher alles neu gemacht wurde, und durch die »sich die neuen Unterthanen meistens beschwert glaubten, selbst »wenn ihnen bessere Einrichtungen gegeben wurden, als ihre bis-»herigen; weil man den Uebergang zu diesen nicht vorbereitet hatte, »und auch die bisherigen Verhältnisse zu wenig kannte, um ihre »Eigenthümlichkeit hinreichend zu berücksichtigen. Nach der Errich-»tung des Rheinbundes, mit welcher alle Reichsgesetze für unver-»bindlich erklärt worden waren, fehlte es nicht an Publicisten, »welche die Rheinbundsakte und vermöge der erlangten Souverai-»nität den zu erklärenden Willen des Souverains für das einzige »hielten, was bey Beurtheilung der Rechte der Regierung und der »Unterthanen berücksichtigt werden könne, und wenn dieser Grund-»satz gleich nicht ohne Widerspruch blieb, so wurde er doch in den »süddeutschen Staaten des Bundes ziemlich der, welchem die »Praxis folgte; man unterwarf selbst die Rechte der Mediatisir-»ten, das einzige staatsrechtliche Verhältniß im Innern der »Bundesstaaten, welches die Rheinbundsakte berührte, in vie-»len Ländern, besonders in Würtemberg, den beschränkenden »Verfügungen der Regierung.«

Das größte Lob verdient Eichhorn über die Art und Weise, wie er die beyden nächsten Ursachen der Verwirrungen in Deutschland beurtheilt, die politischen Theorien, welche auf einer sich für souverain achtenden Vernunft beruhten, und die französische Revolution. Er sagt: (p. 709) »Die Ein-»richtung des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt und mithin »auch das Daseyn eines positiven Rechts betrachtete man lediglich »als ein Produkt der Willkür der höchsten Gewalt, ohne zu be-»denken, daß ein Staat ohne ein historisch gegebenes und folglich »von jener Willkür unabhängiges Recht, also in Beziehung auf »das öffentliche Recht ohne eine historisch gegebene Verfassung »überhaupt nicht gedacht werden kann. Eben darum wurde auch »die Nothwendigkeit einer Veränderung des bestehenden weit we-»niger auf unmittelbar empfundenes, durch Veränderung der in-»dividuellen Verhältnisse des Staats herbeygeführtes Bedürfniß »gegründet, als darauf, daß durch die Vernunft selbst Regeln »gegeben seyen, nach welchen jede bürgerliche Gesellschaft einge-»richtet werden müsse, weil ihr Zustand sonst nicht vernunftge-»mäß sey. Diese Regeln aber sollten sich nicht auf die Beschaf-»fenheit der vorhandenen individuellen Verhältnisse gründen, »durch welche in jedem denkbaren Staat schon positive Institute »vorhanden sind, sondern ganz allgemein für jede bürgerliche »Gesellschaft die nämlichen seyn, indem die Bildner »dieser Theorien immer vergessen, daß sie selbst

»bey der Begründung ihrer Regeln von einem gege-
»benen Zustand ausgegangen waren, den sie aber
»darum für einen allgemeinen Typus der bürgerlichen Gesellschaft
»hielten, weil sie ihn nicht von einer in der Erfahrung schon
»wirklich vorgekommenen Individualität abstrahirten, oder daß
»dieß demohngeachtet theilweise der Fall gewesen sey, sich wenig-
»stens nicht bewußt waren. — — (P. 711) »Die, welche für die
»Vertheidiger liberaler Grundsätze gelten wollten, verkannten das
»Wesen der obersten Gewalt so sehr, daß sie sich eine Theilung
»derselben nach den verschiedenen Formen ihrer Thätigkeit als
»möglich dachten, und in einer monarchischen Verfassung die
»Gesetzgebung von der vollziehenden Gewalt abgesondert, diese
»aber allein als eine Prärogative des Regenten betrachtet wissen
»wollten. Das höchste Ziel aller Vervollkommnung der Staats-
»einrichtungen, wurde jedoch immer eine möglichst vereinfachte
»Verfassung und Verwaltung, bey welcher die Verwaltung der
»öffentlichen Geschäfte ganz allein in den Händen der Regierung
»und ihrer Beamten wäre, die durch keine bey ihren Beschlüssen
»oder deren Ausführung mitwirkende Thätigkeit besonderer Cor-
»porationen gehemmt werde. Verschiedenartige Verfassung ein-
»zelner Theile des Staats, und alle Unterscheidung der verschie-
»denen Klassen des Volkes durch eigenthümliche Rechtsverhält-
»nisse und Rechte erschienen daher als Gebrechen, und in dem voll-
»kommensten Staat mußten eigentlich die Unterthanen nur der
»Zahl nach in Betracht kommen, und niemals nach Individu-
»alitäten. Einerley Gesetze für einen Staat, lediglich durch
»den ausgesprochenen Willen der höchsten Gewalt entstanden,
»bey deren Inhalt die Beybehaltung des Bestehenden als einer
»dem Volke selbst angehörenden Individualität, die letzte Rück-
»sicht seyn mußte, die von dem Gesetzgeber genommen zu
»werden brauchte, galten als die erste Bedingung eines erträgli-
»chen Rechtszustandes. Allem Hergebrachten, Nationellen und
»Individuellen ohne Unterschied wurde dadurch der Krieg ange-
»kündigt; man brandmarkte vorläufig alles, was aus frühern
»Zeiten herstammte, mit dem Namen des Feudalsystems,
»weil dieses, ohngeachtet es schon lange nicht mehr existirte,
»doch das bildende Princip der Verfassung gewesen war, und
»freylich den Fehler hatte, die mannigfaltigsten
»Individualitäten hervorgebracht zu haben. Das
»Auffallendste scheint zu seyn, daß diese Ansichten, besonders seit-
»dem sie durch die französische Revolution in der strengsten Con-
»sequenz und ohne alle Schonung angewendet wurden, so viele An-
»hänger bekam, daß ihnen zu Anfang des neunzehnten Jahr-
»hunderts beynahe allgemein gehuldigt wurde.« — — Und an
einem andern Orte (p. 717), wo der Verfasser von dem Einfluß

leerer politischer Theorien auf das Mißlingen vieler wohlgemeinten Versuche des Kaisers Joseph, als eines Fürsten von großen persönlichen Eigenschaften und reinem Willen für das Wohl seiner Unterthanen spricht, lesen wir folgende, alle Aufmerksamkeit verdienende Bemerkung: »Nicht den Principien, von »welchen Josephs Reformen ausgingen, sondern seinem wohl»wollenden und gerechten Sinn verdankte die Mo»narchie einige wirkliche Verbesserungen ihrer »Einrichtungen, welche auch dauernd blieben, weil »sie nicht aus theoretischen Spekulationen, son»dern in der That aus dem unmittelbaren Bedürf»niß hervorgegangen waren.« —— Und wiederum: »Die »gewaltsame Aufhebung so vieler wohlerworbener Rechte, zu »welchen eine Gesetzgebung nie schreiten sollte, als wo es keinen »andern Ausweg gibt, hat die Sicherheit und Heiligkeit des »Rechts überhaupt erschüttert; der häufige Wechsel der Gesetzge»bungen hat einen schwankenden Zustand der Verhältnisse hervor»gebracht, und einen unruhigen und leichtsinnigen Geist der »Neuerung erzeugt, der sich, auf leere Theorien gestützt, in dem »Schein eines Strebens nach Vervollkommnung gefällt, und »darüber vergißt, das Wesen der bestehenden Einrichtungen zu »ergründen und sie diesem gemäß zu reformiren.« —— (P. 726): »Dem Bauernstande verschaffte man allerdings einige Erleichte»rung seiner Lasten, aber auf einem Wege, der die Sicherheit des »Eigenthums erschütterte, und die ihm doch wegen der erhöhten »Steuern weniger zu Gute kam.« —— (P. 684) »Allerdings »gewann er durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, die nach »und nach in den meisten Ländern statt fand, doch konnte, was »dem Bauernstand an gutsherrlichen Abgaben erlassen wurde, »gegen die erhöhten Steuern nicht in Anschlag kommen.« —— (P. 716) »Wer die Geschichte unserer deutschen Gesetzgebung »über die Kolonatverhältnisse des Bauernstandes und ihrer Wir»kungen, mit Aufmerksamkeit beobachtet, wird nicht bezweifeln, »daß gerade der nämliche Zweck, welchen man durch die gezwun»gene Ablösung der Dienste und anderer Lasten zu erreichen ge»sucht hat, mit völliger Sicherheit, und wenn man erwägt, wie »wenig in einer Reihe von Jahren durch jene bewirkt worden ist, »wahrscheinlich in kürzerer Zeit, bloß durch eine Gesetzgebung über »die Natur der von beyden Theilen freywillig eingegangenen »Verträge über die Aufhebung dieser Art von Reallasten, zu er»reichen gewesen wäre. Wohlerworbene Rechte brauchten durch »eine Gesetzgebung dieser Art gar nicht aufgehoben zu werden; »höchstens konnte es darauf ankommen, die Irrthümer einzelner »moderner Schriftsteller über das Lehnrecht zu berichtigen, welche »vielleicht ein Gesetz, das dergleichen Verträge für eine die Er-

»ben des Kontrahenten und konsentirender Agnaten bindende Ver-
»fügung erklärt hätte, für eine Verletzung wohlerworbener Rechte
»der letztern ausgegeben hätten. — — Oder sollten, wenn
»man von Maßregeln dieser Art keinen Erfolg erwartete,
»die Vortheile jener Ablösungen, unter allen Verhält-
»nissen wirklich so vortheilhaft für beyde Theile
»seyn, als unsere Staatswirthe behaupten?« Dieß
letztere spricht der Verfasser noch bestimmter aus, wenn er
(p. 684) sagt: »Die grundherrlichen Abgaben nahm man ihm
»(dem Bauer) nicht unentgeldlich ab, so wenig als die gemesse-
»nen Dienste, und sie mit einem Kapital ablösen zu
»dürfen, was in vielen Ländern nachgelassen wurde, schien
»den Begünstigten kein so großer Vortheil, als
»den politischen Oekonomen, welche diese Verbes-
»serungen anpriesen.«

Ganz von derselben vortrefflichen Gesinnung des Verfas-
sers zeugt, was er über den französischen Revolutions-Krieg
und über die Grundsätze ausspricht, auf welchen diese Revolution
selbst beruht. Er sagt (p. 655): »Es gewann die neue revolu-
»tionäre Regierung Zeit, Kräfte in Bewegung zu setzen, welchen
»die Gegner keine gleiche Anstrengung entgegen setzen konnten,
»weil sie in den Wirkungen der Revolution selbst lagen;
»sie hatte überdieß den Vortheil, daß sich Frankreich zum
»Repräsentanten von Grundsätzen machte, welche schon längst
»allenthalben ihre Anhänger hatten, wodurch sich die Ansichten
»über die Bedeutung der Revolution und des Krieges gegen
»Frankreich verwirrten.« — — »Wenige sahen ein, wie weit
»das Zerstören führen werde, bey welchem man in der
»That gar kein bestimmtes praktisches Ziel, als
»die Auflösung des Vorhandenen hatte. Dieses Ziel
»zu erreichen war wenigstens das Princip der französischen Revo-
»lution, und wurde von den Führern so offen eingestanden, daß
»nichts seltsamer seyn kann als die Meinung, jene habe in ih-
»rem Ursprung eine überaus löbliche Richtung gehabt, und die
»Gräuel, die sie hervorgebracht hat, dürften gar nicht als eine
»nothwendige Folge ihrer Grundsätze selbst betrachtet werden.
»Eine Stelle, welche Burke aus einer Rede Rabauds de St.
»Etienne anführt, ist so charakteristisch, daß sie hier, wo zu-
»nächst von dem Einflusse der französischen Revolution auf
»Deutschland die Rede ist, als eine Belegestelle abgedruckt
»zu werden verdient. Tous les établissemens en France cou-
»ronnent le malheur du peuple: pour le rendre heureux il
»faut le renouveller; changer ses idées; changer ses loix;
»changer ses moeurs; — changer les hommes; changer les

»choses; changer les mots — tout détruire; oui tout dé-
»truire, puisque tout est à récréer. Man mag es in Deutsch-
»land den Anhängern der Theorien, welche die Einrichtung der
»Staatsverfassung als einen Gegenstand der willkürlichen Be-
»stimmungen der obersten Gewalt betrachten, gern zutrauen,
»daß sie so wenig als die Staatsmänner, die sie wenigstens theil-
»weise auszuführen gesucht haben, eine solche Zerstörung
»für wünschenswerth gehalten haben; Deutschland hat denn
»aber desto mehr durch die traurige Wahrheit gelitten, daß
»man nie weiter geht, als wenn man nicht weiß
»wohin man geht.« — — (P. 713) »Allerdings haben jene
»Theorien in Deutschland zu keiner Zeit vollständige Anwen-
»dung gefunden, aber sie blieben doch nicht ohne Einfluß auf
»die Maßregeln der Regierungen, weil die Rathgeber von ihnen
»beherrscht wurden, als die Ereignisse der Zeit forderten, vieles
»umzugestalten, neue Einrichtungen zu gründen und der erlang-
»ten Selbstständigkeit alle öffentlichen Verhältnisse anzupassen;
»sie zeigten auf der entgegengesetzten Seite eine beunruhigende
»Wirkung, als, nachdem die Stürme der Revolution vorüber
»gegangen, bey wiederkehrender fester Ordnung der Dinge, eben
»die, welche vorhin den Grundsätzen des französischen Regierungs-
»despotismus gehuldigt hatten, den Irrwahn von der Theilung
»der Gewalten und jenen ganzen Apparat der Sophismen der er-
»sten französischen National-Versammlung hervorsuchten, um die
»Wünsche der Völker irre zu leiten und die klarsten Begriffe des
»Rechts zu verwirren.

Da es die Absicht des Recensenten nicht war, dem Verfas-
ser in das Detail seiner historischen Untersuchungen zu folgen,
sondern er allein den Zweck hatte, den politischen Gesichtspunkt
anzugeben, von welchem aus Eichhorns Deutsche Staats-
und Rechtsgeschichte und damit zugleich die Tendenz seiner gan-
zen Thätigkeit beurtheilt werden muß, so werden die hier gege-
benen Auszüge für hinreichend gehalten werden dürfen, um die
Anerkennung seiner politischen Principien zu begründen. In der
That muß die sich auf den protestantischen Universitäten, und na-
mentlich in Göttingen stets fester begründende Herrschaft der hi-
storischen Jurisprudenz, zu deren Koryphäen Eichhorn ge-
hört, als eines der erfreulichsten Ereignisse in der neuesten Ge-
schichte der deutschen Gelehrsamkeit betrachtet werden. Daß aber
wirklich gründliche historische Studien zur Entwickelung von
Grundsätzen führen, die entweder den anerkannt besseren Princi-
pien der europäischen Politik vollkommen gemäß oder sehr nahe
verwandt sind, davon mag das vorliegende Werk selbst den Be-
weis führen. J. G. H.

Art. IX. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster Theil XXXII und 446 S. Zweyter Theil 374 S. Dritter Theil 420 S. Vierter Theil XX und 474 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822.

Der Uebersetzer eines dramatischen und besonders komischen Dichters, muß sich vor allem bestreben, die Eigenthümlichkeiten seines Originals, selbst bis in die kleinsten Details, getreu wiederzugeben, und so in den Geist seines Dichters eindringen, daß er denselben in seiner Arbeit gleichsam zu reproduciren suchen muß.

Bey der Uebersetzung der alten römischen und besonders griechischen Komödie, ist diese Forderung um so schwerer zu erfüllen, da außer der Verschiedenheit der Sprache die unendlichen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, Statsverfassungen und öffentliches Leben, örtliche Verhältnisse und Zeitereignisse, die so ganz von unsern gewöhnlichen Vorstellungen abweichen und zu den Eigenthümlichkeiten der antiken Komödie gehören, unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Wir besitzen daher noch keine, allen Forderungen entsprechende Uebersetzung jener alten Dichter, wohl aber manche höchst lobenswerthe Versuche, die aber insgesammt keinem, dem die Originale unzugänglich sind, einen vollständigen Begriff von der ganzen Wesenheit jener Dichter beyzubringen im Stande seyn dürften. Anders verhält es sich mit den modernen Dichtern, bey welchen treue Auffassung ihrer ganzen Wesenheit eine unerläßliche Bedingung und weniger schwierig ist, da ihre Geistesprodukte, wenn auch einer entferntern Zeit angehörend, uns doch in jeder Beziehung näher stehen und uns minder fremdartig erscheinen.

Während wir von den Werken eines Calderon, Shakspeare und von denen des Moliere vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen haben, die fast die Bekanntschaft mit den Originalen entbehrlich machen, fehlte es uns doch bisher an einer, den jetzigen Geschmack befriedigenden, Uebersetzung von Holberg's Lustspielen, da die alten Uebersetzungen keineswegs geeignet sind, uns eine richtige Vorstellung von der Kunst dieses in seiner Weise ebenfalls großen Meisters zu geben. Holberg selbst beklagt sich in seinen Episteln, daß mehrere seiner Stücke in der deutschen Uebersetzung ganz verdorben worden sind. Es war also ein verdienstliches Unternehmen, uns eine neue Uebersetzung der Lustspiele dieses Dichters zu liefern, und Hr. Professor Oehlenschläger hat dieses Unternehmen so glücklich ausgeführt, daß ihm der Dank der Lesewelt mit vollem Rechte gebührt. Nach der sorgfältigsten Vergleichung seiner Uebersetzung mit dem Original können wir die Versicherung geben, daß sie in jeder Hinsicht musterhaft genannt zu werden verdient. Nur bey einem

Stücke, haben wir uns genöthigt gesehen, uns gegen die Verfahrungsart des Uebersetzers zu erklären, aber auch nicht ermangelt, unsern Tadel mit den gehörigen Gründen zu unterstützen. Wir werden im Verfolg dieser Beurtheilung Gelegenheit haben, mehrere Stellen aus der vorliegenden Uebersetzung anzuführen, und, um die Leser in den Stand zu setzen, selbst über den Werth derselben urtheilen zu können, werden wir am Schlusse eine Scene im Original, nebst der alten und neuen Uebersetzung mittheilen.

Doch bevor wir zu der Anzeige der in dieser neuen Uebersetzung befindlichen Stücke schreiten, dürfte es zweckmäßig seyn, eine kurze Lebensschilderung Holberg's voran zu schicken, wobey wir die bewährtesten Quellen zu Rathe ziehen, und Holberg's eigene Biographie, in so weit er sie in seinen Epistolis ad virum perillustrem fortgeführt hat, zum Grunde legen werden. Dieses schien um so angemessener, da der Uebersetzer es unterlassen hat, uns eine solche Lebensschilderung zugleich mit seiner Uebersetzung mitzutheilen, welches nicht hätte unterbleiben sollen, da das Leben eines ausgezeichneten Mannes fast immer geeignet ist, ein großes Licht über seinen Charakter und seine Schriften zu verbreiten. Man wird über die Thätigkeit staunen, womit Holberg rastlos sich bestrebte, den Geschmack seiner Landsleute durch seine Schriften zu bilden und zu veredeln, Trotz des Widerstandes, mit dem er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte.

Ludwig Holberg wurde im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Noch als Säugling an der Brust seiner Mutter verlor er seinen Vater, welcher Obrist in dänischen Diensten war, und der ein ansehnliches Vermögen hinterließ, das aber die Familie bey einer unglücklichen Feuersbrunst gänzlich einbüßte. Nach dem Tode seiner Mutter trat Holberg, im zehnten Jahre seines Alters, in Kriegsdienste, und wurde mit der Verpflichtung als Korporal aufgenommen, sich in der Kriegskunst unterrichten zu lassen. Sein Vormund sandte ihn zu diesem Zwecke nach Upland, aber die militärischen Wissenschaften hatten für ihn so wenig Reiz, daß er seiner Neigung folgte, und sich den schönen Wissenschaften widmete.

Im Jahre 1702 machte er seine erste Reise nach Kopenhagen, um sich an der dortigen Universität prüfen zu lassen. Nach überstandener Prüfung kehrte er wieder in seine Heimat zurück, da er nicht Mittel genug hatte, sich in jener Hauptstadt länger aufzuhalten. Bey der Rückkunft in seine Vaterstadt übertrug ihm der Probst zu Vos den Unterricht seiner Kinder, und zugleich das Amt, an seiner Stelle im Verhinderungsfalle zu predigen. In diesem Lehramte brachte Holberg, wie er selbst

sagt, ein ganzes Jahr damit zu, »die Knaben zu prügeln und die Bauern zu bekehren;« aber da er weder Neigung noch Geduld zum Unterrichte der Kinder hatte, so gab er seine Lehrerstelle wieder auf, und zugleich sein Predigeramt, worin er sich durch seine Beredsamkeit die Gunst des Landvolks erworben hatte.

Er reiste nun abermals nach Kopenhagen, um sich daselbst zu der höhern Prüfung in der Theologie vorzubereiten, die er auch nach Verlauf eines Jahres mit Auszeichnung bestand. Mit leerem Beutel eilte er abermals nach seiner Vaterstadt zurück, wo ihn die Noth zwang, eine Hofmeisterstelle bey dem Magister Nikolaus Schmidt, damaligen Vicebischof in Bergen, zu übernehmen, die er aber nicht lange behielt. Bey der Durchlesung der Tagebücher des Vicebischofs, der in jüngern Jahren fast ganz Europa durchreist hatte, wurde die Lust zum Reisen bey Holberg so lebhaft angeregt, daß er, ungeachtet der dringendsten Gegenvorstellungen seiner Freunde und Anverwandten, den Entschluß faßte, ins Ausland zu reisen. Er verkaufte alles, was er besaß, und brachte doch nicht mehr als sechzig Thaler zusammen. Mit diesem kleinen Vermögen reiste er nach Holland, und da er ziemliche Kenntnisse in der italienischen und französischen Sprache besaß, hoffte er durch Unterricht in diesen Sprachen so viel zu verdienen, um im Nothfalle davon leben zu können.

In Amsterdam brachte er vierzehn Tage sehr angenehm in Beschauung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu; aber sein kleines Vermögen fing sehr zu schwinden an. Auch fand er sich in der Hoffnung getäuscht, durch Sprachunterricht etwas zu verdienen, denn er wurde bald inne, daß die Holländer einen Schiffer weit höher als einen Gelehrten achteten. Er stand nun wie Herkules am Scheidewege, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Auf der einen Seite fürchtete er den Spott seiner Landsleute über seine so schnelle Zurückkunft, auf der andern Seite sah er die Unmöglichkeit ein, länger in Amsterdam zu verbleiben. Als aber sein Arzt ihm rieth, seiner schwächlichen Gesundheit wegen die warmen Bäder in Aachen zu gebrauchen, erwachte plötzlich wieder seine alte Reiselust, und er ging wirklich nach Aachen, wo er bey seiner Ankunft nur noch sechs Thaler von seinem Vermögen übrig hatte.

Drey Wochen lebte er in Aachen mit der größten Sparsamkeit, und da er keine Möglichkeit sah, seinen Wirth zu befriedigen, faßte er den Entschluß, sich heimlich zu entfernen. Der Wirth aber, ein mißtrauischer und wachsamer Mann, holte ihn auf seiner Flucht wieder ein, und er mußte ihm seine Rechnung

bis auf den letzten Heller bezahlen. Dadurch gerieth er in so dürftige Umstände, daß er die Rückreise nach Amsterdam, von allem Gelde entblößt, zu Fuße antreten mußte. Seine Gesundheit hatte sich aber sehr gebessert, und er ertrug daher alles Ungemach mit der größten Standhaftigkeit und heitersten Laune. In Amsterdam gelang es ihm, einen kleinen Vorschuß von einem Geldwechsler zu erhalten, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, die Heimreise antreten zu können. Nach seiner Vaterstadt wollte er nicht zurückkehren; er entschloß sich daher, nach Christiansand zu reisen. Bey seiner Ankunft daselbst machte er Bekanntschaft mit einem Studenten aus Drontheim, Namens Christian Brix, der ihm Unterricht und Zutritt in den Häusern der angesehensten Bürgersleute verschaffte. Seine Kenntnisse in vier lebenden Sprachen hatten ihm in Christiansand ein solches Ansehn erworben, daß er täglich neue Schüler bekam, worunter auch mehrere Personen von Range sich befanden. Er konnte nun alle seine Schulden bezahlen, und behielt doch noch einen kleinen Ueberschuß. Aber diese seine Erwerbsquelle wurde nicht wenig durch die Ankunft eines holländischen Kaufmanns geschmälert, der Schulden halber sein Vaterland verlassen mußte, und sich nach Norwegen flüchtete. Dieser erbot sich, Unterricht in der französischen Sprache für einen weit billigeren Preis zu ertheilen. Beyde Sprachmeister geriethen dadurch in eine offene Fehde, und beschlossen, in Gegenwart ihrer Schüler sich in einen förmlichen Sprachkampf einzulassen. Holberg selbst gesteht in seinen lateinischen Briefen, daß sie beyde keinen andern Vortheil von diesem Streite hatten, als nur ihre eigene Unwissenheit aufzudecken, worauf sie Frieden schlossen und gute Freunde wurden. Holberg suchte um so mehr diesen Frieden aufrecht zu erhalten, da er den Vorsatz gefaßt hatte, eine Reise nach England zu machen, wozu er sich einiges Geld sammeln wollte.

Diese Reise trat er auch wirklich in Gesellschaft seines Freundes Christian Brix an. Beyde Reisende schifften sich in Arendahl ein: und nach viertägiger Schiffahrt langten sie in Gravesand an, von wo sie zu Fuße nach London marschirten. Sie hielten sich aber nicht lange in London auf, sondern begaben sich sogleich nach Oxford, um die Bibliothek daselbst zu benutzen. In Oxford mußten sie sehr eingeschränkt leben, und ihre Nahrung bestand größten Theils nur aus trockener Kost. Holberg befand sich sehr wohl bey dieser mäßigen Lebensart, sein Reisegefährte aber zehrte merkbar ab. Nach einigen Monaten trennte dieser sich von ihm, und Holberg war nun seinem eignen Schicksale ganz allein überlassen. Zum

Glück für ihn hatten die Studenten in Oxford eine hohe Meinung von seinen Sprachkenntnissen und seinem Musiktalente gefaßt, wodurch es ihm leicht wurde, Unterrichtsstunden zu erhalten. Die Studenten, die ihm stets sehr gewogen blieben, luden ihn oft zu Tische ein, und als Holberg ihnen seinen Entschluß bekannt machte, in die Heimat wieder zurückkehren zu wollen, boten sie ihm ein ansehnliches Reisegeld an, das er jedoch mit vieler Dankbarkeit ausschlug, da er sich selbst so viel erworben hatte, um die Kosten der Rückreise bestreiten zu können.

Nachdem Holberg sich zwey Jahre in Oxford aufgehalten und die dortige Bibliothek, besonders im geschichtlichen Fache, fleißig benützt hatte, kehrte er nach London zurück, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besehen. Er begab sich hiernach auf ein schwedisches Schiff, mit welchem er nach Helsingöer segelte, wo er ans Land stieg, und die Reise nach Kopenhagen zu Fuße fortsetzte.

In Kopenhagen war er nun zweifelhaft, was er anfangen sollte, um auch nur kümmerlich sich zu ernähren. Mit Unterricht wollte er sich durchaus nicht beschäftigen, und er gerieth daher auf den Einfall, Vorlesungen über die gelehrten Schätze zu halten, die er vom Auslande mitgebracht hatte, und wozu er durch Bekanntmachungen in lateinischer Sprache einlud. Es gelang ihm, eine Menge Zuhörer zu erhalten, die alles, was er ihnen diktirte, fleißig nachschrieben, aber, als es zum Bezahlen kam, sich sämmtlich aus dem Staube machten. Er hatte also für seine Mühe, wie er selbst sagt, keinen andern Vortheil, als daß ihn seine Schüler, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, sehr höflich und freundlich grüßten.

Holberg, der sich in seinen Hoffnungen so arg getäuscht sah, nahm nun mit Freuden den Antrag des Staatsraths Paul Winding an, dessen Sohn nach Dresden zu begleiten, der in dem Hause des Baron Löwendahl dort eine Zeitlang verbleiben sollte. Holberg vollführte dieses Geschäft, und kehrte über Leipzig und Hamburg nach Kopenhagen wieder zurück, wo er im Winter 1709 eintraf. Der Geheimerath und Admiral Friedrich Giedde übertrug ihm gleich nach seiner Rückkunft die Hofmeisterstelle bey seinen Söhnen, die Holberg zwar annahm, aber nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab. Holberg konnte sich nie ganz dem Unterrichte widmen, den er als eine gehässige Sklaverey betrachtete. Seine Seele war mit ganz andern Dingen beschäftigt, wozu vollkommene Freyheit eine unbedingte Nothwendigkeit war. Er studierte sehr fleißig, und da er von je her an eine mäßige Lebensart gewohnt war, konnte er jede Entbehrung um so leichter ertragen.

Der Zeitpunkt rückt nun heran, wo Holberg anfing, sich in seinem Vaterlande als wirksamer Schriftsteller zu zeigen. Im Jahre 1711 gab er sein erstes Werk heraus: Einleitung in die Geschichte der europäischen Reiche, nach der Methode Puffendorfs, welches mehrere Auflagen erlebte. Nach Vollendung dieses Werkes gab er ein zweytes heraus: Anhang zur Geschichte der europäischen Staaten, das aus fünf Theilen bestehen sollte, wovon aber nur der erste Theil erschien. Da er nun einmal angefangen hatte, sich der Geschichte zu widmen, so war sein Augenmerk vorzüglich auf die dänische Geschichte gerichtet. Er arbeitete demnach ein großes Werk in Folio aus, das die rühmlichen Thaten der Könige Christian des Vierten und Friedrich des Dritten enthält, und das er dem damals regierenden Könige Friedrich dem Vierten zueignete. Der König nahm dieses Werk sehr günstig auf, und Holberg wurde zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen ernannt.

Kurz vor dieser Ernennung erhielt Holberg, durch die Gunst des Geheimenraths Rosenkranz, das sogenannte rosenkranzische Stipendium von hundert Thalern auf vier Jahre, mit der Verpflichtung, ausländische Universitäten zu besuchen. Da seine Reiselust noch keineswegs geschwächt war und sein Amt als Professor ihm keine bestimmte Verpflichtungen auferlegte, weil er noch keine Besoldung erhielt, so trat er seine vierte ausländische Reise im Jahre 1714 an, und nahm seinen Weg über Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Brüssel nach Paris.

Da er diese Reise größten Theils zu Fuße machte, so kam er, von Müdigkeit ganz erschöpft, in Paris an, wo er lange herumgehen mußte, bevor er ein Quartier ausfindig machen konnte. Seine Aussprache des Wortes »Logis« das den Parisern wie Lucie klang, verursachte, daß sie glaubten er suche ein Frauenzimmer dieses Namens, und er erhielt daher überall zur Antwort: je ne la connois pas, Monsieur! Auch mußte er, wie er selbst erzählt, mit großem Aergerniß anhören, wie ihn eine Magd wegen seiner schlechten Aussprache verspottete, welches ihm um so empfindlicher war, da er sich für einen großen Meister in der französischen Sprache hielt, und Unterricht in dieser Sprache ertheilt hatte. Endlich gelang es ihm, ein Zimmer in der Vorstadt St. Germain zu erhalten. Er richtete sich nun ein, so gut er konnte, widmete sich ganz dem Studium und dem Besuch der öffentlichen Bibliotheken, versäumte aber auch nicht, die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besehen.

Beynahe anderthalb Jahre hielt er sich in Paris auf, wo er, oft mit Mangel kämpfend, keiner dauerhaften Gesundheit genoß, und mit der größten Sparsamkeit leben mußte. Er hatte nun einen Theil von Frankreich, Deutschland, England und fast ganz Holland gesehen, aber seine Begierde zu reisen war noch nicht befriedigt, und als man ihm die Kosten einer Reise von Paris nach Rom sehr gering anschlug, entschloß er sich sogleich eine Reise nach Rom zu unternehmen.

Anfangs August 1715 ging er mit einem Fahrzeuge nach Auxerre, und von diesem Orte bald zu Schiffe, bald zu Fuße bis nach Marseille. In Marseille blieb er acht Tage, und segelte alsdann mit einem Schiffe nach Genua. In Genua mußte er sich einige Zeit seiner Krankheit wegen aufhalten, wo es ihm sehr schlecht erging, da er, mit Armuth kämpfend, fast aller menschlichen Hülfe beraubt war. Als er sich wieder erholt hatte, setzte er seine Reise nach Rom zu Schiffe fort. Bey der Ankunft in Rom machte der Anblick des Vatikans und der St. Peterskirche einen unbeschreiblich wunderbaren Eindruck auf ihn, und er vergaß sogleich alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten, die er ausgestanden. Die Beschreibungen seiner Reisen, machen in seiner Selbstbiographie den interessantesten Theil aus, denn es ist anziehend zu lesen, wie viele seltsame Abenteuer er bestehen mußte, und mit wie vielen Unglücksfällen, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten und Gefahren er zu kämpfen hatte. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, diese interessanten Schilderungen hier mitzutheilen, da wir uns bloß darauf beschränken müssen die Hauptzüge seines Lebens in gedrängter Kürze darzustellen.—Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Holberg, im Februar 1716, diese weltberühmte Hauptstadt, und reiste zu Fuß nach Florenz. Diese Art zu reisen schien seiner Gesundheit am zuträglichsten, auch mußte er sie wählen, weil sie am wenigsten kostspielig war; denn Geldmangel war fast beständig sein hartes Loos. Von Florenz ging er nach Parma, von Parma nach Piacenza und dann nach Turin. Von Turin über die Alpen nach Savoyen und durch einen Theil von Frankreich wiederum nach Paris. Von Paris reiste er über Amsterdam nach Kopenhagen zurück, wo er nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten gesund an Körper und Geist wieder anlangte.

Seine vierte ausländische Reise war nun vollbracht, und er beschloß nunmehr, sich gänzlich der Theologie zu widmen und zugleich auch ferner als Schriftsteller sich seinen Landsleuten nützlich zu machen. Im Jahre 1716 gab er sein Werk heraus: Beytrag zur Kenntniß des Natur- und Völker-

rechts, das Anfangs keinen großen Absatz fand, aber nach Verlauf einiger Jahre mehrere Male neu aufgelegt, und ins Deutsche übersetzt wurde.

Aber ungeachtet seines anhaltenden Fleißes befand er sich doch noch immer in sehr dürftigen Umständen, und zwey Jahre verflossen, ehe er ein festes Einkommen erhielt. Im Anfange des Jahres 1718 wurde ihm die durch den Tod des Professors Wandalin erledigte Stelle eines ordentlichen Professors der Metaphysik übertragen. Diese Stelle stimmte aber so wenig mit seiner Neigung überein, daß alle, die ihn kannten, der Metaphysik ihren Untergang weissagten, da er sich bisher wenig mit dieser Wissenschaft beschäftigt hatte. Im Jahre 1720 wurde er dieser Bürde entledigt, und er erhielt dagegen die Professur der Beredsamkeit. Fast zu gleicher Zeit wurde er zum Assessor des akademischen Konsistoriums, und später zum Sekretär der Universität ernannt. Dieses Jahr war also für seine Beförderung von großer Wichtigkeit, aber noch mehr durch seine satyrischen und poetischen Arbeiten, die er in diesem Jahre herausgab.

Sein satyrisch-komisches Heldengedicht: Peder Paars, erschien nach und nach im Jahre 1720, und erregte nicht nur allgemeines Aufsehen, sondern ein gewaltiger Lärm erhob sich dagegen, da einige Individuen sich unter verdeckten Namen darin angegriffen glaubten. Man zog nun heimlich und offen gegen den Dichter zu Felde, und alle Leidenschaften schienen gegen ihn entfesselt zu seyn. Die Wuth seiner Gegner ging so weit, daß sie das Gedicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt haben wollten. Zwey Männer, Gram und Rostgaard, die entschiedensten Gegner Holberg's, boten alles auf, was in ihren Kräften stand, um dieses Gedicht zu vernichten, das ihnen ein Dorn im Auge war. Rostgaard reichte sogar eine förmliche Klage bey der Regierung ein, worin er dieses Gedicht eine Schandschrift nannte. In seiner Anklage beschuldigt er unter andern den Verfasser, daß er das kleine Land Anholt (wohin der Dichter die Scene seines Gedichtes verlegte) auf eine spöttische Weise entehrt und die Einwohner ein Räubervolk genannt habe. Er legte ferner seiner Anklage Auszüge aus diesem Gedichte bey, worin er Stellen auszeichnete, die auf die Universität, den Rektor, den Bischof, wie auch auf Anholts Einwohner, ihren Priester und Küster gemünzt seyn sollten, und trug, gestützt auf diese Gründe, darauf an, das Gedicht zu konfisciren. Diese lächerliche Verleumdung wurde jedoch zu Boden geschlagen, und Rostgaard mit seiner Anklage abgewiesen. Der königliche Staatsrath entschied, daß das Gedicht nur erdichteten Scherz enthalte, und der Verfasser weder Bezüchtigung, noch sonstige Strafe verdiene.

Holberg war auch weit entfernt, durch die Wuth seiner Gegner, die dennoch forttobte, sich abschrecken zu lassen, seine einmal angefangene Laufbahn zu verfolgen, er gab vielmehr später noch fünf andere Satyren heraus, in deren ersten er über die Thorheiten des menschlichen Geschlechts spottet, und in der dritten eine Kritik des Heldengedichtes Peter Paars liefert.

In diese Epoche fällt seine Wirksamkeit als dramatischer Schriftsteller, eine Laufbahn, die er mit so vielem Ruhme zurückgelegt, und auf der er sich unsterblich gemacht hat. Unter Friedrich des Vierten Regierung wurden auf dem königlichen Schlosse französische Komödien, und auf einem Privat-Theater deutsche Schauspiele aufgeführt. Im Jahre 1722 wurde der Anfang gemacht, dänische Komödien darzustellen. Der thätigste Beförderer des dänischen Schauspiels war der berühmte General Arnold, der dazu ein eigenes Haus bauen ließ. Ein französischer Schauspieler, Namens Montaigu, erhielt den Auftrag, die dänischen Schauspieler in ihrer Kunst zu unterrichten. Dieser Montaigu war ein Mann von hoher Geburt und wahrscheinlich ein Abkömmling des noch in England blühenden Geschlechts dieses Namens, der bey Friedrich dem Vierten in großer Gunst stand, und auch ein Mann von feiner Erziehung und Bildung war. Friedrich der Vierte soll ihm die Direktion der französischen Schauspielergesellschaft übertragen haben, die von dem Könige besoldet wurde. Nach dem Frieden 1720 wurde aber diese Gesellschaft wieder aufgelöst. Ein gewisser Etienne Capion, der nämliche, der in Holberg's Maskerade als Maskerade-Entrepreneür genannt wird, besaß ein Schauspiel-Privilegium, das am 12. May 1721 noch auf funfzehn Jahre verlängert worden war. Von ihm soll dieses Privilegium an den oben genannten General Arnold verpfändet worden seyn, der die erste dänische Schaubühne errichtete. Die Schauspieler, die von Montaigu gebildet wurden, waren, außer seiner Frau, einer Dänin, und seiner Tochter, Ulföe, der in Rollen alter Männer sehr verdienstlich gewesen seyn soll, Gram, Hendrik Wegner, Pilloi, Schow, der Pedanten spielte, Ramel, der alte Männer und Bedienten gab, Hald, Hörberg, Schumacher und Hammer. Madame Coffre spielte alte Weiber, Madame Lerke und Mademoiselle Hiort Rollen der Liebhaberinnen.

Da man auf diese Weise angefangen hatte, nach dem Beyspiel fremder Nationen Schauspiele in dänischer Sprache einzuführen, fiel natürlich der Gedanke auf Holberg, aus dessen früheren komischen und satyrischen Schriften man wohl vermuthen konnte, daß er auch im Stande seyn würde, Schauspiele zu schrei-

ben. Er ließ sich zwar lange dazu nöthigen, doch endlich gab er den Bitten seiner Freunde nach. Anfangs las er seine Stücke bloß seinen Freunden vor, ließ sich aber doch endlich überreden, sie den Schauspielern zur Aufführung mitzutheilen. Sein erstes Stück: der politische Kannengießer, wurde im Jahre 1722 zum ersten Mal mit außerordentlichem Beyfall aufgeführt. Diesem Stücke folgten: die Wankelmüthige, Jean de France, Jeppe vom Berge, Geert Westphaler oder der geschwätzige Barbier, der eilfte Junius, die Wochenstube, das arabische Pulver, die Weihnachtsstube, die Maskerade, Jakob von Tybo, Ulysses von Ithacia, die Reise nach der Quelle, Melampe, ein tragi-komisches Schauspiel, und endlich das Lustspiel ohne Kopf und Rumpf.

Diese funfzehn Lustspiele gab er, nachdem sie sämmtlich die Feuerprobe bey der Darstellung rühmlichst bestanden hatten, in den Jahren 1723—25 in drey Theilen zusammen heraus. Diese erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Hans Michelsens Komödien, mit Just Justesens Gutachten und Vertheidigung über Komödien. Holberg gab die meisten seiner satyrischen Schriften unter dem Namen Hans Michelsen heraus und Just Justesen ist gleichfalls ein erdichteter Name, den er seinem Kommentator beylegte. Wie wenig aber seine Zeitgenossen im Allgemeinen reif waren, den großen Werth dieser ausgezeichneten komischen Produkte zu begreifen, und gegen welche ungünstige Ansichten und Vorurtheile Holberg zu kämpfen hatte, um seinen Schauspielen Eingang zu verschaffen, geht am deutlichsten aus Just Justesens Schutzschrift für Komödien hervor, worin er unter andern den Autor gegen die Beschuldigung vertheidigt, daß das Komödienschreiben nur Sache eines Müßiggängers sey, und einem ehrlichen Manne gar nicht anstehe; und ferner, daß die Schauspieler, die sich zu theatralischen Darstellungen gebrauchen lassen, ein unehrliches Handwerk treiben. Im Jahre 1731 kamen diese Stücke, mit noch zehn neuen Stücken vermehrt, in fünf Theilen unter dem veränderten Titel heraus: die dänische Schaubühne. Später, im Jahre 1753—54 kamen noch zwey Theile hinzu, die acht neue Stücke enthielten. Einzeln gedruckt erschien ein kleines Stück: das Leichenbegängniß der dänischen Komödie, das 1727 geschrieben wurde, aber erst 1746 zum Vorschein kam. Die Veranlassung zu diesem Stücke, so wie die Darstellung desselben ist höchst merkwürdig, und wir müssen uns hier eine kleine Abschweifung erlauben, um die Geschichte dieses seltsamen Stücks in möglichster Kürze zu erzählen. Die dänischen Schauspieler al-

ternirten mit den französischen, so daß bald dänische, bald französische Schauspiele gegeben wurden. Auch ein gewisser Herr v. Quoten hatte eine Art von deutschem Theater errichtet, worauf theils mit Marionetten, theils von Menschen allerhand Haupt- und Staatsaktionen aufgeführt wurden, die sich nur durch den größten Unsinn auszeichneten*). Holberg hat die Geschmacklosigkeit dieser Stücke in seiner meisterhaften Parodie: Ulysses von Ithacia, oder eine deutsche Komödie, von der wir weiter unten sprechen werden, treffend bezeichnet. Das dänische Theater hatte den Reiz der Neuheit verloren, und die Sucht für alles Ausländische, die wieder von Neuem anfing, sich einzuschleichen und Oberhand zu gewinnen, beschleunigte natürlich den gänzlichen Verfall desselben. Die dänische Bühne mußte endlich aus Mangel an Besuch und Unterstützung geschlossen werden. Bey dieser Gelegenheit schrieb Holberg das vorher erwähnte Stück: das Leichenbegängniß der dänischen Komödie, welches die dänischen Schauspieler wirklich am 25. Februar 1727 aufführten, und worin die dänische Komödie auch förmlich zu Grabe getragen wurde. Die Prozession war folgendermaßen angeordnet. Den Zug eröffneten die Kinder des

*) Um eine anschauliche Idee von der Geschmacklosigkeit dieser Farcen zu geben, wollen wir hier eine Ankündigung dieser Possenspiele mittheilen, wie sie uns Riegels, in seiner Geschichte Friedrich IV. aufbewahrt hat. Sie lautet folgendermaßen:

»Mit gnädigster Consens hoher Obrigkeit.«

»Allen Herrn Cavaliers, Damen und der Curiosität Liebhabern, wird hiermit angedeutet, daß allhier angekommen ein vortrefflicher Maitre, der da vorstellet mit großen Figuren die schönsten Komödien, Tragödien, Historien und allerley schöne Begebenheiten auf einem kostbaren, zierlich und oft veränderlichen Theatro, worauf auch soll präsentirt werden, schöne Opern, Maschinen, Baletten, Jägereien mit vielen wilden Thieren, worunter auch ein chinesischer Elephant in Lebensgröße, und alle diese Thiere präsentiren sich als lebendig, und andere dergleichen Sachen mehr, und wird angefangen mit Tito Andronikо, und der hoffärtigen Kaiserin, und dem Mohr Aran.«

Von diesem zwey Bogen. starken Marionettstück wollen wir den Schluß der Skizze desselben zur Probe hierher setzen.

»Titus richtet eine Pastete zu, worinnen das Fleisch von der Kaiserin ihres Sohnes Haupte eingebacken. Titus machet Friede, bittet den Kaiser und die Kaiserin zur Malzeit. Die Kaiserin isset mit großem Appetit von der Pastete. Die Kaiserin will wissen, was das sey, das ihr so wohl schmeckt.«

Nach Beendigung dieser Farce kam ein Akteur herein und sagte:

»Ein lustiges Nachspiel soll schließen, Wenceslaus, König von Pohlen, Tragödie von Monsieur Rostran (Rotrou), welche die mit königl. Erlaubniß spielende Comedianten heute Freytag den 17. oder 19. spielen werden.«

Hrn. Montaigu und der Madame Coffre, worauf die Akteurs, nach ihrer Anciennität, folgten. Nach ihnen kam ein Trommelschläger, dessen Trommel schwarz überzogen war, und alsdann zwey Individuen mit Marschallsstäben, an denen lange Trauerflore befestigt waren. Nun kam auf einem Schubkarren die Leiche, die von einem Akteur vorgestellt wurde. Nachdem das Gefolge drey Mal um die Bühne herum marschirt war, wurde die Leiche in eine Versenkung hinabgelassen. Nach der Leiche folgte ein lediger Schubkarren, und dann die Aktricen, vor deren Augen Heinrich (der Bediente in Holberg's Komödien) aus Gram, und weil er die dänische Komödie nicht überleben wollte, sich in das offene Grab stürzte. Den Zug schloß Thalia, die allein auf der Bühne zurückblieb und eine Anrede an das Publikum hielt.

»Du wunderst dich — schrieb Holberg zu dieser Zeit an einen Freund — in deinem letzten Briefe, daß unsere Schauspiele schon aufgehört haben; mich wundert es vielmehr, daß sie so lange haben bestehen können. Du trauerst über den Verlust, den das Publikum dadurch erlitten, du trauerst auch um mich. Daß dir der Untergang der dänischen Schaubühne, des Publikums wegen, sehr nahe geht, befremdet mich nicht, da du dein Vaterland liebst, und es allen gleichgesinnten Patrioten zu Herzen gegangen ist, die diese Schauspiele für eben so rühmlich als nützlich gehalten; rühmlich, weil alle civilisirte Nationen selbe als solche betrachten; nützlich, weil sie Abbildungen von Tugenden und Lastern darstellen, die unserm Volke neu waren, das sich bisher nur an den Possenspielen der Marktschreyer ergötzt hatte, und weil, so lange das dänische Schauspiel noch fortdauerte, die fremden Horden von unserer Gränze abgehalten wurden, die uns jährlich um unser Geld zu prellen pflegten, und bey deren Schauspielen man nicht allein die schöne Zeit, sondern auch alle guten Sitten verlor. Ich erinnere mich, wie du vor einigen Jahren, als du bey uns warest, mit großem Wohlgefallen ein Dienstmädchen ganz vernünftig über Schauspiele sprechen hörtest, und wie du damals mit Entzücken ausriefst: »Glücklich ist die Stadt, wo Dienstmädchen philosophiren!« Ich will nicht von andern Vortheilen sprechen, die diese Schauspiele hätten haben können, nämlich unsere Sprache mehr auszubilden, die durch die Nachläßigkeit der Schriftsteller ganz in Verfall gerathen ist. Es wundert mich daher nicht, daß du dich über jenen Verlust, des Publikums wegen, betrübst. Daß du aber auch mich bedauerst, davon sehe ich den Grund nicht ein, da ich doch nun von allen Unruhen, von allem Neid, von aller mühseligen Arbeit befreyt bin, der ich mich, so lange die Bühne bestand, mit Aufopferung meiner Gesundheit und meiner Kräfte beständig hingeben mußte. Diesen Lohn haben

mir meine Arbeiten eingebracht, während in England oder Frankreich ein Schriftsteller bloß mit einem einzigen Stücke, das mit Beyfall aufgeführt wird, zwey bis drey tausend Thaler gewinnen kann. Du müßtest mir also vielmehr Glück wünschen, daß diese für mich eben so beschwerliche als mühselige Arbeiten nun doch, Gott Lob! ein Ende erreicht haben.«

Solche Klagen konnten dem großen Dänenkönige Friedrich dem Vierten nicht unbekannt bleiben. Der König nahm sich des dänischen Schauspiels thätig an, verlieh den dänischen Schauspielern eine Zulage aus seiner Kasse, räumte ihnen eine Schaubühne auf seinem Schlosse ein, und so wurde das neue Theater am 16. April 1728 wieder eröffnet. Aber Holberg war nicht mehr dazu zu bewegen, für die neueröffnete Schaubühne zu schreiben, er legte nur Hand an einige bereits fertige Schauspiele, die am meisten der Feile bedurften, und die er den Schauspielern schenkte. Aber die Freude mit dem neuen Theater dauerte nur kurz, denn in demselben Jahre wurde Kopenhagen von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, und bevor noch dieses Unglück verschmerzt werden konnte, verlor Dänemark seinen Friedrich den Vierten, und unter der sechzehnjährigen Regierung seines Nachfolgers Christian VI. trat eine Epoche für Dänemark ein, die dem Aufschwunge der Wissenschaften eben nicht sehr günstig war.

Wir müssen nun wieder zu der Lebensbeschreibung Holbergs zurückkehren, von der wir etwas abzuweichen uns genöthigt fanden. So sehr auch seine Lustspiele im Allgemeinen gefielen, so wurde doch seine ökonomische Lage dadurch nicht verbessert, ja sie zogen ihm vielmehr nur Haß und Feindschaft zu. So wie in seinen übrigen satyrischen Schriften, glaubte man auch in seinen Komödien Schilderungen noch lebender Personen zu entdecken, wodurch die Wuth seiner Gegner nur noch mehr angefacht wurde.

Durch so manche angestrengte Arbeiten waren seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit sich zu einer Reise nach Aachen entschließen mußte, woselbst er die warmen Bäder gebrauchen wollte. Anfangs Juny 1725 reiste er nach Hamburg ab, wo er sich nur wenige Tage aufhielt, und alsdann nach Amsterdam ging. In Amsterdam widerriethen ihm seine Freunde, die seine Konstitution kannten, den Gebrauch der Bäder in Aachen, er änderte daher seinen Reiseplan, und reiste über Brüssel nach Paris, wo er sich den Winter über aufzuhalten gedachte. In Paris machte er sich seinen Aufenthalt diesmal viel angenehmer, nahm auch fleißiger Theil an den öffentlichen Unterhaltungen, besuchte oft das Theater, wo

ihm Molieres Komödien besonders gefielen. Die Bekanntschaft mit Montfaucon, Tournemine, dem Bischof Huet, dem Pater Castel und Fontenelle, trug vieles zur Erheiterung seines Geistes bey. Auch übersetzte er seinen politischen Kannegießer ins Französische, dessen Aufführung jedoch aus unbekannten Ursachen nicht zu Stande kam. Im Februar 1726 verließ er wiederum Paris, und reiste über Amsterdam nach Kopenhagen zurück.

Diese Reise hatte seine physischen und geistigen Kräfte so sehr gestärkt, daß er gleich nach seiner Zurückkunft die letzte Hand an ein Werk legen konnte, das unter dem Titel: Verwandlungen erschien, und wobey er sich den Ovid zum Muster genommen hatte. Gegen dieses Gedicht kamen im Jahre 1726 mehrere ungeschlachte, grobe und heftige Satyren, oder vielmehr Pasquille, heraus, die aber Holberg durch sein Stillschweigen der Verachtung Preis gab, die sie verdienten. Im Jahre 1727 ließ er in das Journal littéraire de l'Europe, unter dem Namen, Holgerus Danus, eine lateinische Epistel gegen den bekannten Burmann einrücken, der in einer gewissen Schrift die Dänen sehr hart angegriffen hatte. In demselben Jahre erschien seine erste Epistola ad virum perillustrem, worin er, wie bekannt, sein eignes Leben schildert. 1729 kam sein Werk: Beschreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen, heraus, das sehr gut aufgenommen und auch ins Deutsche übersetzt wurde.

Es kann als eine merkwürdige Erscheinung angesehen werden, daß Holberg's literarische Thätigkeit immer mit den Jahren zunahm, und obgleich seine Gesundheit sehr zerrüttet war, er sich Monate lang aller anstrengenden Kopfarbeiten enthalten mußte, und außerdem noch als Professor, Rektor und Quästor der Universität mit Geschäften überhäuft war, er dennoch so viele wichtige Werke hat zu Stande bringen können. In den Jahren 1732—35 erschien seine Geschichte des dänischen Reichs, in drey Quartbänden, die allein hinlänglich gewesen wäre, seinen Ruhm für immer zu begründen. Die Vorzüge dieses geschichtlichen Werkes wurden allgemein anerkannt, und es wird noch jetzt für eines der schätzbaresten Nationalwerke gehalten. Die zweyte verbesserte Ausgabe desselben erschien in den Jahren 1743—44 gleichfalls in drey Bänden. Die deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist von Professor Reichard, die Detharding nach der neuesten Ausgabe verbessert, in den Jahren 1757—59 neu herausgab. Im Jahre 1733 schrieb Holberg eine Synopsis historiae universalis und ein Compendium geographicum zum Gebrauch der studierenden Jugend.

Schon in Oxford und Paris hatte Holberg sich zu einem wichtigen historischen Werke vorbereitet, das 1738 unter dem Titel erschien: Allgemeine Kirchengeschichte bis auf die Zeit der Reformation, deren erste Auflage in einem Jahre vergriffen wurde. Früher erschienen seine beyden letzten Epistolae ad virum perillustrem, nebst V. Libris Epigrammatum. Die deutsche Uebersetzung seiner Kirchengeschichte ist von Detharding, und kam 1749 heraus. Im Jahre 1739 erschien Holberg's vergleichende Geschichte berühmter Männer und Helden, nach Art des Plutarch, von der eine deutsche Uebersetzung 1741 herauskam.

Bey so mannigfaltigen gelehrten und mühseligen Arbeiten war es kaum zu erwarten, daß Holberg wieder die Bahn der Satyre betreten würde; aber sein munterer satyrischer Genius war bey weitem noch nicht eingeschlummert. Im Jahre 1741 erschien sein berühmtes satyrisches Werk: Nicolai Klimii iter subterraneum (Nikolaus Klim's unterirdische Reise), das fast in alle lebenden Sprachen übersetzt wurde. Da er in seinem hohen Alter etwas furchtsamer geworden war, so kam das Werk ohne den Namen des Verfassers in Leipzig heraus, wo es gedruckt wurde. Das Geheimniß wurde aber bald verrathen, und Holberg hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Werk erregte einen gewaltigen Lärm, und so wie früher gegen das komische Heldengedicht Peder Paars, erhoben sich auch gegen dieses Werk zwey Männer, Blume und Pontopidan, die es als eine anstößige und beleidigende Satyre durchaus konfiscirt haben wollten. Dieser Anschlag gelang ihnen jedoch nicht, und sie mußten unverrichteter Sache mit ihrer Denunciation abziehen.

Gleich nach diesem scherzhaften Werke gab Holberg seine Jüdische Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf die gegenwärtigen Zeiten, in zwey Bänden, 1742 heraus, wovon eine Uebersetzung von Detharding 1747 erschien.

Im Jahre 1744 kamen seine: Moralische Gedanken, in zwey Bänden heraus, die zweymal ins Deutsche übersetzt wurden. Da sein früheres Werk, die vergleichende Geschichte berühmter Helden, eine so überaus gute Aufnahme gefunden hatte, entschloß er sich, eine vergleichende Geschichte berühmter Heldinnen und Damen zu schreiben, und dieses Werk erschien auch wirklich im Jahre 1745 in zwey Theilen, und deutsch von Detharding in demselben Jahre. Der erste Theil enthält: Margarethe, Königin von Dänemark, und Elisabeth, Königin von England, Agrip-

pina, die jüngere, Katharina von Medicis, Kleopatra, Anna Boleyn, Sigbrit und Chiossa, Mademoiselle de Montpensier und Madame de Mazarino. Der zweyte Theil: Johanna Gray, Eleonora Christine, Corsitz Uhlfeldts Gemahlin, Maria die Erste und Maria die zweyte von England, Maria Stuart, Christine von Schweden, Marianne, Agrippina die ältere, Berenice, Margarethe von Valois, Johanna d'Arc und Antoinette de Bourignon. Im Jahre 1746 lieferte Holberg eine Uebersetzung von Herodians römischer Geschichte, vor welcher er eine Abhandlung schrieb, worin er die Ursachen der erlangten Größe der alten Römer entwickelte.

Es konnte nicht fehlen, daß Holberg bey so rastloser Thätigkeit und durch den guten Abgang, den seine Werke fanden, von denen die meisten mehrere Auflagen erlebten, sich ein großes Vermögen sammelte, zumal, da er wegen seiner schwächlichen Gesundheit immer sehr einfach lebte, und auch nie verheirathet war. Aber ehrenvoll, wie er sein großes Vermögen erworben, machte er auch Gebrauch davon, und diese Anwendung seines Vermögens würde allein hinlänglich gewesen seyn, ihm den Dank und die Achtung seiner Landsleute zu erwerben. Er besaß sehr ansehnliche Landgüter, und hatte schon mehrmals die Gesinnung geäußert, seinen Reichthum, den er durch das Publikum erworben, zu nützlichen Stiftungen verwenden zu wollen. Diese Gelegenheit bot sich bald dar, und Holberg zeigte nun in der That, daß seine Aeußerungen keine leeren Worte gewesen waren. Die Ritterakademie zu Soröe war in Verfall gerathen, und man war darauf bedacht, ihr wieder aufzuhelfen. Holberg, der sich dieser Sache sehr thätig annahm, und diese Akademie wieder in erneuertem Flor zu sehen wünschte, schenkte seine sämmtlichen, sehr ansehnlichen Landgüter dieser Akademie zum ewigen Eigenthum, wodurch sie sich bald wieder blühend aus ihrem Verfall emporhob.

Solche ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaften, solche edelmüthige Aufopferungen für das Wohl seiner Mitbürger konnten der Aufmerksamkeit eines Königs nicht entgehen, unter dessen Scepter die Wissenschaften wieder aufzublühen anfingen, als deren eifrigsten Beschützer er sich zeigte. Friedrich der Fünfte war zum Throne gelangt, und Dänemark fühlte das Glück, einen Regenten zu besitzen, der in jeder Hinsicht verdiente, Vater seines Volkes genannt zu werden. Seine Regierung wurde auch noch durch zwey Männer verherrlicht, die ihm als Rathgeber zur Seite standen, und die, von dem Werthe der

Wissenschaften selbst innigst durchdrungen, dieselben immer dem mächtigen Schutze ihres königlichen Gönners anempfahlen. Die Namen Bernstorff und Adam Moltke sind in Europa zu ehrenvoll bekannt, als daß wir nöthig hätten, ihr Andenken hier zu erneuern.

Holberg wurde mittelst eines Diploms vom 6. März 1747 in den Freyherrnstand erhoben. Diese Standeserhöhung war für ihn um so rühmlicher, weil sie in Dänemark selten und sie ihm aus freyer Gnade seines Königs ertheilt worden war. Holberg blieb wie zuvor Professor der Geschichte, Assessor des Konsistoriums, Rentmeister der Universität und Oberaufseher von Borch's-Kollegium, einer Stiftung, worin ausgezeichnete Studenten freye Wohnung und andere Emolumente genießen. Obgleich seine Gesundheit sehr zerrüttet war, verwaltete er doch seine Aemter mit der größten Genauigkeit und treuesten Sorgfalt. Arbeit war ihm zum Bedürfnisse geworden; aber er wählte nunmehr nur solche Arbeiten, die weniger Anstrengung, und einen geringern Aufwand von geistiger Kraft erforderten.

In diesem Zeitpunkt kamen seine Briefe, historischen, politischen und philosophischen Inhalts, heraus. Diese Briefe verbreiten sich über die verschiedensten Gegenstände des menschlichen Wissens, und sind in einer sehr angenehmen Schreibart abgefaßt. Außerdem beschäftigte er sich noch mit der Durchsicht seiner früheren Werke, von welchen nach der Hand neue Ausgaben erschienen.

Im Jahre 1751 kamen seine moralischen Fabeln mit beygefügten Erklärungen zum Vorschein. Da zur selben Zeit das dänische Theater wieder neu errichtet worden war, erwachte abermals seine alte Liebe für dasselbe, und er fing an neue Lustspiele zu schreiben. Diese Lustspiele waren: Plutus, oder der Prozeß zwischen Armuth und Reichthum, Sganarells Reise in das Land der Philosophen, der Philosoph in eigner Einbildung, die Republik, oder das gemeine Beste, der verwandelte Bräutigam, und endlich beschloß er seine dramatische Laufbahn mit einer heroischen Komödie, Artaxerxes, wozu er den Stoff aus einer Oper des Metastasio entlehnte.

Außer diesen dramatischen Arbeiten erschienen von ihm 1752 in französischer Sprache: Conjectures sur les causes de la grandeur des Romains, eine Uebersetzung der vorher erwähnten Abhandlung vor Herodians römischer Geschichte, und Remarques sur quelques positions qui se trouvent dans l'Esprit des loix de *Montesquieu*. Zur selben Zeit wurde er in einen Streit mit Herrn von Archenholz verwickelt, der die Begebenheiten und den Charakter der Königin Christine von

Schweden beschrieben hatte. Holberg's Vertheidigung erschien in französischer Sprache unter dem Titel: Lettre sur les Mémoires de Mr. d'*Archenholz* de la Reine *Christine*. In den zwey letzten Jahren seines Lebens besorgte er noch eine neue Ausgabe seiner dänischen Reichsgeschichte. Er war also bis ans Ende seines Lebens ein eben so unermüdeter als fleißiger Schriftsteller.

Ueber die letzten Augenblicke seines Lebens wollen wir einen seiner Zeitgenossen, den königl. dänischen Kapellmeister, Johann Adolph Scheibe, sprechen lassen, der Holberg persönlich kannte und mehrere seiner Schriften ins Deutsche übersetzt hat.

»Holberg's letzte Krankheit — sagt Herr Scheibe in der Vorrede zu seiner deutschen Uebersetzung des komischen Heldengedichts Peder Paars, — fing schon im August 1753 an, als er von seinem Hofe vom Lande in die Stadt kam. Er war zwar nur selten bettlägerig, doch so entkräftet, krank und ausgezehrt, daß er nicht aus seinem Zimmer kommen konnte. Diese Schwachheit rührte vornehmlich von seinem hohen Alter her, dazu kam eine Brustkrankheit, weil er schon längst mit hektischen Zufällen behaftet gewesen war, und ihn die Schwindsucht schon seit vielen Jahren sehr mitgenommen hatte. Der Arzt, dessen er sich bediente, kündigte ihm auch, nach ernstlicher Befragung, wie es mit ihm stünde? den herannahenden Tod an. Er antwortete darauf mit einem gesetzten Wesen: Es ist mir genug, daß ich in meiner ganzen Lebenszeit mich bestrebt habe, meinem Vaterlande ein nützlicher Bürger zu seyn; und ich will daher gerne sterben, zumal da ich merke, daß meine Gemüthskräfte mir nicht länger beystehen wollen. Ungefähr einen Monat vor seinem Tode verlangte er einen Prediger, der ihm das heilige Abendmal reichen mußte. Dieser andächtigen Handlung wohnten, auf des Barons Verlangen, zwey oder drey seiner Bekannten, die Glieder der Universität waren, bey. Uebrigens war seine Krankheit freylich mit vielen Merkmalen der Ungeduld, welches doch bey hektischen Patienten etwas nicht Ungewöhnliches ist, verbunden; er ließ aber auch für sich selbst Merkmale der Andacht und der Gottseligkeit blicken, ob er schon sich mit niemand in besondere Gespräche über dahin zielende Materien einlassen wollte. Als ihm endlich die Krankheit sehr heftig zusetzte, und ihm insonderheit die Brust durch empfindliche und gewaltsame Bewegung sehr in die Höhe getrieben ward, mußte sie ihm ein Bedienter gar oft mit Gewalt niederdrücken, und bey solchen schmerzlichen Empfindungen war es nicht zu verwundern, wenn er seine Ungeduld

sehr deutlich zu erkennen gab. Er hielt sich aber gleichwohl noch größten Theils außerhalb des Bettes, bis etwa einen oder zwey Tage vor seinem Tode, da er endlich gezwungen ward, sich das letzte Mal ins Bette zu legen, worauf er in der Nacht zwischen dem 27. und 28. Jänner 1754 verschied. Sein entseelter Körper ward darauf nach einigen Tagen, nämlich am 5. Februar, mit anständigen Ceremonien in der Frauenkirche bis zu weiterer Veranstaltung beygesetzt. Als darauf nach seinem Tode, durch dazu verordnete Personen, seine Verlassenschaft gehörig nachgesehen ward, soll sich noch ein Kapital von 12000 Reichsthalern gefunden haben, worüber der Selige weder im Testamente, noch im Kodicill, noch in der Disposition einige Bestimmung verordnet hatte; die denn vermuthlich seinen armen und von ihm ausgeschlossenen Anverwandten zu gute gekommen seyn werden. Weil sein Körper in der akademischen Kirche in Soröe hinter dem Altare neben dem Grabe des berühmten Bischof Absalons begraben werden sollte, und dazu verschiedene Anstalten zu machen nöthig waren, so verzog sich die Abführung des erblaßten Körpers aus Kopenhagen bis auf den 22. December selbigen Jahres. Des folgenden Tages, als am 23. December, kam die Leiche in Soröe und zwar des Abends an, wo sie um zehn Uhr von der Ritterakademie angenommen, und in der Stille in das dazu verfertigte Begräbniß beygesetzt ward. Die Kirche war bey dieser Handlung sehr prächtig erleuchtet. Am 27. December ward auf rühmliche Veranstaltung des damaligen Oberhofmeisters der Ritterakademie, Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths Juel, von dem Herrn Professor Lysholm ein im Lapidarstyl wohlgeschriebenes Programm ausgetheilt, worin die Verdienste um die Wissenschaften, um das Vaterland und um die Ritterakademie des seligen Barons, des zweyten Stifters dieser hohen Schule, so wahr als edel erzählt, und alle akademische Bürger und Verehrer des Holbergischen Namens auf den folgenden Tag zur Anhörung einer Trauerrede in den großen Hörsaal der Akademie feyerlich eingeladen wurden. Den 28. hielt darauf des Vormittags, um eilf Uhr, vor der zahlreichen Versammlung gedachter Herr Lysholm, damaliger Professor der Beredsamkeit und der Geschichte, eine wohlausgearbeitete Lobrede in lateinischer Sprache, worin er mit einer römischen Beredsamkeit den Baron Holberg, als den zweyten Stifter dieser Akademie, mit dem ersten Stifter derselben, dem unsterblichen Bischof Absalon, vergleichet, und den Charakter und die Verdienste beyder großen Männer um ihr Vaterland ohne Schminke, nach der Wahrheit und mit den edelsten Zügen schildert. Diese feyerliche Rede verdient den größten Beyfall, weil sie dem Andenken zweyer großen Männer gewidmet ist,

und nichts anders von ihnen erzählet, als was sie der Nachwelt auf immer in dem Herzen des Patrioten heilig machen muß.«

Aber kaum sollte man es glauben, daß der Verlust dieses ausgezeichneten Mannes von seinen Zeitgenossen nicht nach Verdienst empfunden wurde. Als ein merkwürdiges Beyspiel, wie sehr auch die glänzendsten Verdienste eine Zeit lang unbeachtet bleiben konnten, wollen wir in Bezug auf Holberg eine Stelle aus Tyge Rothe's Gedanken von der Liebe zum Vaterlande (Tanker om Kierlighed til Fädrelandet) hier mittheilen, einem Werke, das im Jahre 1759 erschien, und zu den vorzüglichsten Erscheinungen der dänischen Literatur gehört.

»Ich bin erfreut — sagt dieser große Denker und treffliche Schriftsteller — Gelegenheit zu haben, diesem edelgesinnten Bürger (Holberg) ein Ehrendenkmal zu errichten; möchte ich nur im Stande seyn, ihm ein so schönes, ein so unvergängliches zu errichten, wie es ihm seine Landsleute schuldig sind!«

»Für wen arbeitete unser Holberg? Zu wessen Nutzen opferte er seine so mühsam erworbenen Kenntnisse auf? Wessen Ehre lag ihm am meisten am Herzen? Wer ward zuletzt sein Erbe? Ich darf nicht auf diese Fragen antworten.«

»Lasset uns mit billigen Augen seine Schriften lesen! und wir werden den Bürger auf jedem Blatte reden hören. Lasset uns auf die Zeit Achtung geben, in der er lebte, auf die Absichten seiner Arbeiten, auf die Klugheit, die er gebrauchen mußte, um seinen Zweck zu erreichen! — dann werden wir ihm unsere Hochachtung und unsere Erkenntlichkeit nicht versagen können. Er war der Erste, der den Schleyer von den Augen seiner Landsleute hob. Hätte er ihnen ein klares und glänzendes Licht gezeigt, sie würden es nicht ertragen haben, es anzuschauen; sie würden sich weggewendet haben, und wären im Dunkeln geblieben. Er fand ein Volk, dessen Geschmack ganz verdorben war, und er entschloß sich, die Fackel der Wahrheit anzuzünden. Er mußte seine Leser gewinnen, er mußte zu gefallen suchen, um gehört zu werden, um Glauben zu verdienen, wenn er ihnen sagte, worin die wahre Schönheit bestehe.«

»Ich sage nicht, daß er in allen Stücken den Schriftstellern unserer Zeit ein Muster seyn kann; ich weiß, daß er oft aufgeklärten Fremden mißfallen muß, ja selbst aufgeklärten Dänen, aber er arbeitete nicht für jene, und diese sind durch ihn in Stand gesetzt worden, über seine Fehler und über die Fehler Anderer urtheilen zu können.«

»Er suchte nichts anders, als das Beste seiner Landsleute, er fand sie schlummernd und er weckte sie auf. Lasset uns nicht

thörichter Weise darüber erröthen, daß wir in einem Zustande uns befanden, worin auch die aufgeklärtesten Völker einst gerathen waren. Die Morgenröthe des Geschmacks fing an mit unserm Holberg zu glänzen; der Däne möge erröthen, der nicht sein Andenken ehrt. Wäre er in dem Tempel der Wissenschaft, der Kunst und des Geschmacks geboren und auferzogen worden, er wäre vielleicht größer geworden; aber er wäre nicht der Unsrige geblieben.«

»Er kann gefehlt haben, und von wem kann man dieses nicht sagen? aber er machte sich um sein Vaterland verdient. Sollten wir seine Fehler aufrechnen, und dadurch in das Laster der Undankbarkeit verfallen, Andere dadurch abschrecken, da anzufangen, wo er aufgehört? — O nein! lasset uns lieber unserm Holberg ein Ehrendenkmal errichten, und darauf die Worte setzen: dem patriotischen Gelehrten!«

»Ein weiser Regent erkannte und belohnte seine Verdienste, und da erwachte der Neid; aber mögen alle, die sich darüber erzürnten, daß er geehrt wurde, solche Bürger seyn, wie er.«

»Holberg starb, und — seine Landsleute schwiegen; keiner sagte es den Fremden, welchen großen Verlust wir erlitten: man könnte denken, daß wir auch diesen Verlust nicht erkannten. Ich erröthe es zu sagen: die Dänen nennen schon seinen Namen mit Gleichgültigkeit.«

Holberg's ganzes Leben war, wie wir vorher gezeigt haben, beynahe ein immerwährender Kampf gegen Vorurtheil, Mißgunst und Neid, die ihn rastlos und unausgesetzt verfolgten. Jetzt, da die Leidenschaften ausgetobt haben und die Stimme des Neids verschollen ist, erkennt man erst die wahre Größe dieses Mannes, der mit seinen trefflichen Werken sein Vaterland und sein Jahrhundert zierte. So sehr auch seine Zeitgenossen seine ausgezeichneten Verdienste verkannten, so ist dieses in Dänemark doch jetzt nicht mehr der Fall, wo seine Werke noch im größten Ansehn stehn, und alles, was auf diesen ausgezeichneten Mann Bezug hat, als eine Nationalangelegenheit betrachtet wird. Wenn auch manche seiner gelehrten Werke durch die Fortschritte, die die Wissenschaften und die tiefern Forschungen auf ihrem Gebiete gemacht, jetzt nicht mehr den Einfluß ausüben können, als es bey ihrer ersten Erscheinung der Fall war, so gebührt doch Holberg das Verdienst, daß er der Erste war, der in seinem Vaterlande die Bahn brach, auf welcher seine Nachfolger, mit mehr oder weniger Glück, später fortwandern konnten, und daß er dem Geiste seiner Nation eine Richtung gab, die von heilsamen Folgen für das Erwachen des bessern Geschmacks war, und die höhere Ausbildung derselben vorbereitete und mög-

lich machte. Es liegt uns hier nicht ob, seine wissenschaftlichen Werke, deren Existenz wir weiter oben kurz angedeutet haben, eine kritische Musterung passiren zu lassen; es ist hier nur unsere Pflicht, unsere Bemerkungen auf seine Schauspiele zu beschränken, von denen wir hier eine neue Uebersetzung ankündigen.

Als Lustspieldichter gebührt Holberg eine der ersten Stellen, und seine Schauspiele werden, durch ihren innern Werth, noch manche Generationen erfreuen.

Man hat Holberg häufig den Vorwurf gemacht, daß er seine Charaktere bloß aus der sogenannten untern Volksklasse genommen, und die Behandlung von Charakteren aus den höheren Ständen fast gänzlich verschmäht habe. Allein man hat dabey nicht bedacht, daß sein vorzügliches Augenmerk war, in seinen Komödien Thorheiten und Mißbräuche zu geißeln, die unter dem Volke zu seiner Zeit im Schwange waren, um demselben gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, worin es sich mit allen seinen Lächerlichkeiten beschauen konnte, um sich zu bessern. Seine Komödien hatten immer einen moralischen Zweck, und auf diese moralische Tendenz seiner Stücke hat er sich wiederholt in seinen Schriften berufen und auch zuweilen selbe flüchtig in einem kurzen Epilog seiner Stücke angedeutet. So sagt zum Beyspiel der politische Kannengießer am Schlusse des Stücks gleiches Namens:

Man schwatzt davon, was man gesehn!
Doch kann man oft nicht denken.
Eins ist: die Karte zu verstehn
Ein andres: Schiffe lenken.
Aus einem Buche lernt man zwar
Mitunter raisonniren,
Mehr aber braucht man offenbar,
Um Länder zu regieren.
Aus meinem Schicksal lernet heut:
Leicht zwar in vielen Sachen
Man meistert seine Obrigkeit,
Schwer ist es selbst zu machen.
Denn wenn ein Kannengießer wagt
Sich thöricht dran, wie dieser,
Ist es, als wenn ein Staatsmann sagt:
Jetzt bin ich Kannengießer!

Holberg, der eine ungemeine Gabe besaß, das Lächerliche einer jeden Sache aufzufassen und darzustellen, fand in der charakteristischen Eigenthümlichkeit des Volkscharakters und in den eben so eigenthümlichen Sitten des Volks die wahren Elemente zu seinen Komödien, die er in den höhern Ständen vergebens gesucht haben würde. Er war ein Menschenmaler, und um die sprechendste Aehnlichkeit in seinen Gemälden hervorzubringen, mußte er die Natur da belauschen, wo sie sich ihm am offensten und

unverschleyert darstellte. Innigst vertraut mit dem Volkscharakter in allen dessen Abstufungen, gelang es ihm, seinen Schauspielen neben dem Nationalgepräge auch eine historische Wichtigkeit zu geben, welches nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn er bloß die Thorheiten und Lächerlichkeiten der großen Welt geschildert hätte, die eben so wandelbar und flüchtig als ihre Launen und Moden sind. Uebrigens hat er auch in manchen seiner Stücke, als z. B. in seinem Don Ranudo, in seinem tragi-komischen Schauspiele Melampe, und in seiner Parodie: Ulysses von Ithacia, Charaktere höherer Art meisterhaft darzustellen gewußt. Jene Beschuldigung ist also eben so falsch als ungerecht, und das Schicksal mancher neuern Lustspieldichter, die ausschließend ihre Charaktere aus der gebildeten Welt wählen, kann zum Beweise dienen, wie bald Stücke dieser Art ihre Wirkung verlieren, sobald die Ursachen aufhören, denen sie ihr Daseyn verdanken. Holberg greift die Thorheiten seines Zeitalters in Masse an und nicht in einzelnen Erscheinungen, die nur eine Geburt des Augenblicks sind und mit diesem wieder verschwinden. Man hat daher mit Recht von Holberg gesagt, daß wenn Dänemark verginge und man seine Komödien übrig behielte, man sich einen vollkommenen Begriff von dem Charakter des dänischen Volkes würde machen können.

Als dramatischer Dichter steht Holberg Molieren unläugbar am nächsten. Beyde Dichter waren Geistesverwandte, aber jeder bewegte sich auf seiner eignen Bahn und mit eigenthümlichem Geiste. Moliere fand ein gebildetes Zeitalter vor sich, denn der große tragische Dichter Corneille hatte schon die Mittagshöhe seines Ruhmes erlangt, als Moliere noch kaum daran denken konnte, seine dramatische Laufbahn zu betreten. Die Nation war also auf seine Erscheinung genugsam vorbereitet. Auch erfreute er sich der Gunst seines Monarchen, der ihn zur Verfertigung mancher feiner Komödien aufmunterte, eine Ermunterung, die allerdings wohlthätig auf ihn einwirken und seinem Geiste neue Spannkraft geben mußte. Dieß war aber nicht der Fall bey Holberg. Seine Nation war noch zu keiner festen Bildung gelangt, und noch in Vorurtheilen befangen, die den Aufflug eines kühnen Geistes sehr erschweren mußten. So wie Moliere das komische Theater aus dem Zustande der Rohheit hervorziehen mußte, worin es durch die grotesken italienischen Farcen versunken war, deren ganze komische Kunst in Uebertreibung bestand, so mußte auch Holberg den Possenspielen der ausländischen Theaterbanden, die in Dänemark festen Fuß gefaßt hatten, und auf den Geschmack

des Volkes einen großen Einfluß ausübten, entgegen zu arbeiten suchen. So wie Moliere sich manche Ideen früherer Romanendichter, Satyrenschreiber, Novellisten und dramatischen Schriftsteller aneignete und auf eine eigenthümliche Art verarbeitete, wie dieses z. B. in seinem trefflichen Stück: Die Männerschule, der Fall ist, dessen Handlung aus einer Novelle des Boccaccio, die Charaktere der beyden Brüder aus den Adelphis des Terenz und mehrere Scenen aus dem Lope de Vega entlehnt sind — so wußte auch Holberg, welches wir später zeigen werden, vieles Fremde geschickt zu benutzen, welches aber beyden Dichtern nicht zum Vorwurf gereichen kann, da sie das Entlehnte mit großer Originalität zweckmäßig zu verwenden wußten. In der Wahl komischer Mittel, findet auch eine große Uebereinstimmung zwischen beyden Dichtern Statt. Moliere bringt oft durch die glücklichsten Kontraste den höchsten komischen Effekt hervor, wie in seinem George Dandin, wo der Hochmuth und der Adelstolz des Herrn de Sotenville und seiner Gemahlin dem Vicomte und der Angelique gegenüber, die ihre Würde ohne Hochmuth zeigen, erst recht belustigend wird. So auch in den gelehrten Weibern, wo die Pedanterey der drey Philosophinnen durch den Gegensatz der ruhigen Besonnenheit, die sich in dem Charakter der Henriette, des Arist und Chrisal's ausspricht, erst recht anschaulich gemacht wird. Moliere ist, wie Holberg, sehr mannigfaltig in der Charakterzeichnung und auch in der Schilderung einzelner Leidenschaften. Man sehe nur wie Moliere die Eifersucht in dem Charakter des Don Garcie, des Misanthropen, des George Dandin in so höchst verschiedenen Abstufungen darstellt. Oft verwendet er aber zu viel Sorgfalt auf die Schilderung einzelner Charaktere, indessen er die Nebenpersonen sehr stiefväterlich behandelt, die gleichsam nur als Nothhelfer zur Unterstützung des Hauptcharakters gebraucht werden. So stehen z. B. der Misanthrop, der Geizige, der Tartüff vereinzelt da, und die Handlung erregt nur erst Interesse beym Erscheinen der Hauptperson. Der Tartüff kommt sogar in dem Stücke gleiches Namens erst in der zweyten Scene des dritten Akts zum Vorschein, nachdem die übrigen Personen sich in den vorhergehenden Akten bald lobend bald tadelnd über seinen Charakter ausgesprochen haben. Holberg hat diesen Fehler glücklich vermieden. Seine untergeordnete Personen stehen immer in der nothwendigsten Verbindung mit den Hauptpersonen, und sind wie diese stets mit einem guten Vorrath echt komischer Laune ausgestattet. Die Handlung seiner Stücke gewinnt dadurch an Lebendigkeit und Interesse, und es entstehen keine müßigen oder lang-

weiligen Scenen, die nur den beabsichtigten komischen Effekt schwächen würden. Beyde Dichter suchen auch oft den komischen Effekt durch belustigende Mißverständnisse hervorzubringen, wie z. B. Moliere in seinem Geizigen und in seinem Médecin malgré lui, und Holberg in seinem Dietrich Menschenschreck und in seinem Stücke: Heinrich und Pernille. Die Liebesscenen in den Stücken beyder Dichter sind gewöhnlich sehr kurz, wohl auch deßwegen, weil sie den Klagen, Seufzern und Thränen der Verliebten keine komische Seite abgewinnen konnten; wenn aber diese Liebesscenen komischer Art sind, nämlich zwischen Personen von ungleichem Alter, Gemüthstimmung oder Charakter, dann verweilen auch beyde Dichter mit Wohlgefallen bey der Ausmalung solcher Scenen, worin sie ihre ganze komische Kraft zu entwickeln suchen. In den Stücken beyder Dichter fängt die Exposition gewöhnlich mit einer Erzählung an, worin die Hauptcharaktere flüchtig geschildert, oder der Plan des Stücks kurz angedeutet wird. Moliere ist in der Anlage und Verwicklung seiner Stücke oft sehr glücklich, aber nicht so in der Entwicklung, die zuweilen sehr mangelhaft ist. In der Männerschule z. B. beharrt Sganarell zu lange auf dem unwahrscheinlichen Irrthum, und Isabellens Entweichung wird auf keine Weise begreiflich. So auch die Entwicklung in dem Misanthropen, dem Geizigen und in dem Tartüff, wogegen in seinem Bourgeois gentilhomme und in seinem Mr. de Pourceaugnac der Knoten sich auf eine sehr natürliche und belustigende Art löst. Holberg behauptet hierin einen entschiedenen Vorzug. Seine Entwickelungen sind sehr belustigend und sinnreich, wie z. B. in seiner meisterhaften Parodie: Ulysses von Ithacia, wo am Ende zwey Juden erscheinen, die dem Helden die geliehenen und noch nicht bezahlten Kleider ausziehen und Ulysses alsdann mit den Worten schließt: »Ach, Himmel, hätte ich mir vorgenommen alle Juden auszurotten, statt nach Troja zu gehn, so hätte meine Herrschaft nicht ein so schmähliches Ende genommen.« Ein solcher epigrammatischer Schluß findet sich fast in allen Komödien Holberg's. Wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß Holberg seinen Vorgänger oft in seinen Stücken zum Vorbilde genommen hat, besonders in der Behandlung seiner Bedienten, Advokaten und Doktoren, so ist er doch weit entfernt, sein Nachahmer gewesen zu seyn. Beyde Dichter waren tüchtige Männer in ihrem Fache, die Zierde ihres Zeitalters und der Nation, unter welcher sie lebten.

Indem wir nun zu den einzelnen Lustspielen Holberg's übergehen, nach der Reihe, wie sie in der vorliegenden neuen Uebersetzung erscheinen, glauben wir es zweckmäßiger, statt uns

weitläufig über den Inhalt derselben zu verbreiten, den wir als bekannt voraussetzen, und daher nur kurz andeuten werden, etwas länger bey den Nachweisungen der Quellen zu verweilen, woraus sie geschöpft sind, und überhaupt uns auf solche literarhistorische Bemerkungen zu beschränken, die zur Aufhellung und bessern Verständniß dieser alten Komödien etwas beytragen könnten.

Der erste Band der neuen Uebersetzung enthält folgende Stücke: Der politische Kannengießer. Jean de France. Jeppe vom Berge. Geert Westphaler. Der eilfte Junius. Die Wochenstube.

Der politische Kannengießer war Holberg's erstes Stück, das bey seiner ersten Erscheinung ungemeines Aufsehen erregte, und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde. Es ist viel darüber gestritten worden, ob Holberg die Idee zu dieser Komödie aus St. Evremonds Sir Politick Wouldbe genommen habe. Aber der Gang und die Führung der Intrigue in beyden Stücken ist so höchst verschieden, daß Holberg unmöglich jenes Stück des St. Evremond zum Vorbilde genommen haben konnte. Bey Evremond theilt ein englischer Ritter und selbstgemachter Politiker, Sir Politick Wouldbe, der sich in Venedig aufhält, einem französischen Grillenfänger, Monsieur Richesource, verschiedene lächerliche politische Projekte und Ideen mit, als z. B. daß Venedig zwey Dogen haben müßte; daß man eine diplomatische Taubenpost zwischen Konstantinopel und Venedig errichten und die Feldherren, um die Armeen besser zu führen, hübsch zu Hause bleiben sollten. Ein venetianischer Spion, Dominico, der beyde Politiker belauscht hat, und diese Anschläge für sehr gefährlich hält, denuncirt sie bey dem Senator Agostino. Die Frauen beyder Grillenfänger, haben inzwischen ihrerseits den Vorsatz gefaßt, den venetianischen Damen mehr Freyheit zu verschaffen, und veranstalten zu diesem Zwecke einen Ball, wozu sie durch allerhand Intriguen die Gemahlin des Dogen zur Theilnahme bewegen. Der Ball findet wirklich Statt; Sir Politick hält eine höchst lächerliche Anrede an die Damen, und an die Dogaresse insbesondere, und nachdem er eine Pavane mit ihr getanzt hat, werden Sir Politick und Monsieur Richesource auf Befehl des Senats von der Wache fortgeführt. Im letzten Akte sehen wir die beyden selbstgemachten Politiker vor dem Senat erscheinen, wo sie von Agostino verhört werden, der, da sie fest auf ihren Ideen beharren, sie zur Strangulierung verurtheilt haben will. Ein anderer Senator ist aber der Meinung, sie bloß als Narren einzusperren, und Pamphelino gibt endlich den klugen Rath, sie nur auszulachen und zu entlassen. Das

letztere geschieht und ihre Loslassung wird ihnen angekündigt; aber Sir Politick protestirt dagegen, mit der Erklärung, daß sie beyde lieber als Meuterer gehangen werden möchten, als ihre Befreyung als Narren zu erlangen, worin aber Monsieur Richesource keineswegs einstimmt. Auch die beyden Weiber werden herein gerufen und mit einer komischen Danksagung abgefertigt, für die gute Absicht, die sie mit den venetianischen Damen gehabt haben, worauf beyde Ehepaare Venedig verlassen, das nicht würdig ist, sie zu besitzen.

Diese flüchtige Skizze wird jeden überzeugen, wie wenig Holberg die Idee zu seiner trefflichen Komödie aus diesem Stücke geschöpft haben konnte. Auch würde Holberg, wenn er den Plan seines Stücks von einem französischen Schriftsteller entlehnt hätte, weder sein Stück ins Französische übersetzt, noch gesucht haben, es auf die französische Bühne zu bringen. Es ist also unbegreiflich, wie der dänische Historiograph Suhm, der doch ein großer Bewunderer Holberg's war, und nach ihm mehrere Kritiker, so hartnäckig darauf haben bestehen können, daß Holberg den Plan zu seinem Stücke aus St. Evremond genommen hatte.

Aber wichtiger, und als ein Beytrag zur Geschichte des damaligen Geschmacks dürfte der Umstand seyn, daß ein gewisser Kammerrath Pauli Holberg's politischen Kannengießer gänzlich umarbeitete und seine gedruckte Umarbeitung Holberg mit einem Briefe übersandte, worin er ihm unumwunden erklärt, daß seine Stücke, um den rechten Schwung zu erhalten, erst von andern bearbeitet und auspolirt werden müßten. Holberg antwortete ihm darauf in einem sehr scherzhaften Schreiben, daß er (Pauli) bey seiner Umarbeitung des Kannengießers so ganz die Rolle desselben vertreten habe, daß es scheinen sollte, als sey seine Absicht gewesen, in seiner eigenen Person zu zeigen, wie sehr der Charakter des Kannengießers nicht genugsam outrirt sey. Er geht hierauf Pauli's Bearbeitung Punkt für Punkt durch, um die Ungereimtheit derselben klar und deutlich zu zeigen. Der Schluß dieses Schreibens ist zu merkwürdig und interessant, als daß wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen könnten. »Glaubet nicht — sagt Holberg in seinem Schreiben an Pauli — daß ich diesen Brief schreibe, um mich über Eure Beleidigungen zu rächen; nein, mein Herr, es geschieht bloß, um Euch selbst aus Eurem Irrthum zu bringen, daß Ihr Euch selbst möget kennen lernen, und nicht andere verachten oder ihnen öffentlich vorwerfen, daß sie in solchen Dingen keinen Gebrauch von Eurer Hülfe machen, wozu ihr keine Naturgaben besitzt. Ihr habt mir überdieß nie Eure Komödien gezeigt, oder eine Unterredung von

mir gefordert; denn hättet Ihr das gethan, so würde ich Euch meine aufrichtige Meinung gesagt haben. Ihr könnt, mein Herr, in andern Sachen ein sehr braver, vernünftiger und geschickter Mann seyn, und mich hundert Dinge lehren, die ich nicht verstehe. Uebt Eure Geisteskräfte in solchen Dingen, und ich werde Euch das Lob nicht benehmen, das Ihr verdient. Niemand wird Euch tadeln, weil Ihr keine Komödien schreiben könnt, so wie man es keinem braven Manne zur Last legen kann, daß seine Beine nicht zum Tanzen recht geeignet sind. Allein ein solcher Mann würde sich alsdann dem Gelächter Preis geben, wenn er sich hoffärtig gegen andere beträgt, deren Tanz den Leuten gefällt, und die ganze Stadt dazu einladet, ihn tanzen zu sehn, da er doch keinen Pas zu machen versteht. Habt Ihr Eure Umarbeitung aus Animosität gemacht? dann gereicht es Euch zur Sünde, ich habe Euch ja nie etwas Böses gethan? Geschah es aus Neid? so habt Ihr mich ja um nichts zu beneiden. Ich habe durch mehrere Schriften über verschiedene Materien die Stadt divertirt, aber ich habe dabey nichts anders gewonnen, als einen schwächlichen Körper, so daß wir uns schlechterdings um nichts zu streiten haben. Ich bin der Sache schon lange überdrüßig, und will gerne fürder das Handwerk andern überlassen, wünschend, daß sie in allen Dingen glücklicher seyn möchten als ich.«

Unstreitig gehört der politische Kannengießer zu den trefflichsten Stücken Holbergs, und der Charakter des Hermann von Bremen ist mit Meisterhand gezeichnet. Er bildet sich ein, ein großer Politikus zu seyn, und glaubt sich fähig Staatsämter zu bekleiden. In seinem Hause versammelt sich ein politischer Klubb, und es werden die lächerlichsten Vorschläge gemacht, um den Staat zu reformiren. Einige lustige Leute in der Stadt erfahren, was in dem Hause des Kannengießers vorgeht, und beschließen, als Senatoren verkleidet, Hermann von Bremen die Nachricht zu überbringen, daß ihn der Senat zum Bürgermeister erwählt habe. Er nimmt diese Würde mit Dank an und glaubt nun, dem Staat wichtige Dienste leisten zu können. Seine Amtsgeschäfte häufen sich und es werden ihm Sachen zur Entscheidung vorgelegt, von denen er nicht den geringsten Begriff hat. Er geräth darüber in Verzweiflung und will sich hängen. Endlich erfährt er, daß seine Ernennung zum Bürgermeister nur ein Scherz war, er schöpft wieder Athem und kehrt zu seinem Handwerk zurück. — Dieses Stück hat nicht bloß in Dänemark, sondern auch in Deutschland auf der Bühne großes Glück gemacht, und es verdient bemerkt zu werden, daß der große Eckhof und der letzte Sprößling der Lessing'schen Schule,

Borchers, wenn sie sich in ihrem Glanze zeigen wollten, den politischen Kannengießer zu ihrer Darstellung wählten.

Jean de France oder Hans Franzen, ist ein treffliches Lustspiel, voll komischer und interessanter Situationen. Holbergs Absicht war, die Thorheiten derjenigen jungen Leute in diesem Stücke zu schildern, die, nachdem sie ihr Vermögen im Auslande vergeudet und fremde Sitten angenommen haben, in ihr Vaterland zurückkehren, und selbes alsdann mit verächtlichen Augen betrachten. Hans Franzen, der Sohn eines bemittelten Bürgersmannes, kommt aus Paris nach Kopenhagen zurück, schämt sich seiner Heimat, und will alles daselbst nach den französischen Sitten auf eine lächerliche Weise ummodeln. Höchst komisch ist die Scene, worin er seine Fertigkeit im Tanzen zeigen will, und seine Mutter auffordert, einen Menuet mit ihm zu tanzen, wozu der Vater singen muß. Nicht minder ergötzlich ist die Scene, wo er, nachdem ihm die schalkhafte Madame la Fleche die neuesten Moden in Paris mitgetheilt, sein Kleid verkehrt anzieht und durch Beyhülfe seines Bedienten Pierre seinen Schwiegervater Jeronimus mit Gewalt zwingt, ein Gleiches zu thun. Die Kritiker der damaligen Zeit haben diesen Schwank als zu übertrieben beurtheilt, und Holberg ließ sich dadurch bewegen, in den spätern Ausgaben seiner Lustspiele diese Scene zu verändern, und statt daß Jean de France sein Kleid verkehrt anzieht, läßt er sich auf den Rath der Madame la Fleche einen großen Haarbeutel an seiner Perücke anheften, wie es die neueste Mode in Paris seyn soll. In der neuesten dänischen Originalausgabe von Holberg's Lustspielen ist jedoch diese Scene, wie sie ursprünglich war, wieder hergestellt, und so auch in der neuen Uebersetzung beybehalten worden.

Jeppe vom Berge ist ein Meisterstück komischer Darstellungskunst, und der Hauptcharakter des Stücks bis zur Anschauung treffend individualisirt. Jeppe ist ein dem Trunk ergebener Bauersmann und zugleich ein geplagter Ehemann, der unter der Zuchtruthe seiner Frau steht, und von ihr nach der Stadt geschickt wird, um Seife zu kaufen. Er muß ohne Frühstück von Hause gehen. Unterwegs wandelt ihn die Lust an, bey Jakob Schuster einzukehren, um einen Schnapps zu trinken. Jakob will ihm nichts borgen, und Jeppe sieht sich genöthigt, einige Kreuzer von dem Gelde zu nehmen, das er zur Seife bekommen hat. Er verläßt die Schenke, aber er kann sich nicht von dem Hause entfernen und hält nun folgenden Monolog, der eben so witzig als originell ist:

»Jeppe (allein; wird lustig und singt):
»Eine weiße Henn' und eine bunte Henn'
Sie wollten den Hahn bekämpfen.

Ach! dürft' ich noch für einen Kreuzer Branntwein trinken! Traun! Ich thu's! Nein, dann ist der Teufel los. Könnt' ich nur erst die Schenke aus den Augen bekommen, dann hätt' es keine Noth; es ist aber, als wenn jemand mich zurückhielte. Ich muß wieder hinein. Doch, was machst du, Jeppe! Ist es mir doch, als säh' ich Nille (seine Frau) auf dem Wege mit Meister Erich (die Peitsche) in der Hand! Muß wieder umkehren. Ach, dürft' ich noch für einen Kreuzer trinken! Mein Magen sagt: Du sollst! Mein Rücken sagt: Du sollst nicht. Wem soll ich jetzt gehorchen? Ist mein Magen nicht vornehmer als mein Rücken? Das ist abgemacht! Soll ich anklopfen? Hei, Jakob Schuster! heraus! Aber das verteufelte Weib steht mir wieder vor Augen. Wollte sie nur so schlagen, daß der Rückgrat keinen Schaden litte, so fragt ich den Henker darnach; sie schlägt aber wie — — Ach Gott helfe mir armen Manne, was soll ich thun? Zwinge deine Natur, Jeppe! ist es nicht eine Schande, daß du dich eines elenden Glases Branntweines wegen ins Unglück stürzest? Nein, es soll diesmal nicht geschehen, ich muß fort. — Ach, dürfte ich doch noch für einen Kreuzer trinken! Es war mein Unglück, daß ich es geschmeckt habe, nun kann ich nicht fort. Fort, Beine! der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht. Nein, die Schufte wollen, so wahr ich lebe, nicht; sie wollen zur Schenke wieder. Meine Glieder machen Aufruhr gegen einander: der Bauch und die Beine wollen wieder zum Kruge, der Rücken zur Stadt. — Wollt ihr fort, ihr Hunde, ihr Bestien, ihr Schwerenöther! Nein, der Henker hole sie, sie wollen wieder zur Schenke. Es kostet mir mehr Arbeit, meine Beine vom Kruge, als meine Schindmähre aus dem Stalle herauszuziehen. Ach dürft' ich nur noch für einen einzigen Kreuzer trinken! Wer weiß, ob mir nicht Jakob für einen Kreuzer oder zwey borgte; wenn ich ihn recht darum bitte. Hei, Jakob! Noch für einen Kreuzer Branntwein!« — Er vertrinkt nun sein Geld, verläßt die Schenke, fällt um und schläft ein. In diesem Zustande findet ihn der Baron Nilus und seine Leute, und von nun an geht die bekannte Verwandlung vor, wo er in ein köstliches Bett gelegt wird, erwacht und sich plötzlich in einen vornehmen Herrn verwandelt sieht.

Der berühmte Kunstrichter A. W. Schlegel erwähnt in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur bey Gelegenheit der Beurtheilung von Shakspear's gezähmte böse Sieben, in dessen Vorspiel eine ähnliche Geschichte mit

dem betrunkenen Kesselflicker vorkommt, auch Holberg und sagt, »Holberg hat denselben Stoff gründlich und mit unnachahmlicher Wahrheit bearbeitet, allein er hat ihn in fünf Aufzüge ausgesponnen, wozu der Gehalt schwerlich hinreicht. Vermuthlich hat er nicht aus dem englischen Dramatiker geschöpft, sondern ebenfalls wie jener einen volksmäßigen Schwank benutzt.« Diese Vermuthung ist sehr gegründet, denn Holberg hat den Stoff zu seiner Komödie aus Bidermanns Utopia genommen, worin die Geschichte mit dem betrunkenen Bauer und seine Verwandlung umständlich erzählt wird. Auch hat Holberg Shakspeare'n gar nicht gekannt, denn zu der Zeit, als Holberg sich in England aufhielt, war Shakspeare beynahe in Vergessenheit gerathen, und erst später, durch Garrik's Bemühungen, wurde Aufmerksamkeit und Bewunderung diesem Genius wieder zugewandt. Auch erwähnt Holberg nirgends Shakspeare in seinen Schriften. Daß beyde Dichter in der Behandlung desselben Stoffes sehr von einander abweichen mußten, war ganz natürlich, denn was bey Shakspeare Nebensache war, und nur als Einleitung zu einem größern Schauspiele diente, wurde bey Holberg zur Hauptsache, da er aus jenem Stoffe eine vollständige Komödie schuf. Es ist übrigens sehr zu bedauern, und ein wahrer Verlust für die dramatische Kritik, daß Hr. A. W. Schlegel, der in seinem oben genannten Werke Holberg nur im Vorbeygehen erwähnt, die Lustspiele desselben nicht schärfer ins Auge gefaßt hat.

Geert Westphaler, oder der geschwätzige Barbier, ist eines von den Charakterstücken, worin Holberg in der Person des Barbiers den Fehler der Geschwätzigkeit lächerlich macht, ein Thema, das er mehrmals, und namentlich in seinem komischen Heldengedichte: Peder Paars, mit vieler Vorliebe behandelt hat. Den besten Aufschluß über diesen seinen Haß gegen die Geschwätzigkeit gibt uns der Dichter selbst in seiner ersten epistola ad virum perillustrem, woraus wir, in Bezug auf das hier erwähnte Lustspiel, folgende Stelle ausheben wollen: »So wie es Leute gibt, die mit einem zu reizbaren Magen geplagt sind, so geht es mir mit meinem Gemüthe, so daß unter sechshundert Menschen kaum zehn sich befinden, die nach meinem Geschmack sind; dieser tödtet mich durch sein Geschwätz, jener durch seine Geberden. Ich komme deßwegen ärgerlich zurück aus den meisten Gesellschaften und suche Trost in der Einsamkeit. Und da ich vor allem Kürze liebe, so sind mir diejenigen Menschen besonders unerträglich, die ihr Geschwätz mit langen Parenthesen und Digressionen ausschmücken, so daß ich glaube, daß mir dasselbe Schicksal bevorsteht, als Sabella einst dem Horaz wahrsagte:

Hunc neque dira venena, nec hosticus auferet ensis
Nec laterum dolor, aut tussis, nec tarda podagra,
Garrulus hunc quando consumet cunque.

Deßwegen ist von allen meinen Komödien, die ich geschrieben, mir Geert Westphaler die liebste.«

Nach dieser Aeußerung ist es wohl leicht zu begreifen, wie viel Ueberwindung es Holberg gekostet haben mag, dieses Lustspiel, das ursprünglich in fünf Akten war, in einen Akt zusammen zu ziehen, denn es wollte in seiner ursprünglichen Gestalt den Zuschauern nicht behagen. In den spätern Ausgaben seiner Lustspiele erscheint das Stück in einem Akte. In der neuesten dänischen Originalausgabe ist es hingegen in seiner ersten Form sowohl in fünf Aufzügen, als auch in der zweyten Bearbeitung in einem Aufzug abgedruckt worden. Jeder Kenner wird gewiß der ersten Bearbeitung den Vorzug geben, da der Hauptcharakter darin viel vollkommner, als in der zweyten, ausgeführt und entwickelt ist.

Daß viele treffliche Scenen durch jene Abkürzung verloren gegangen sind, ist begreiflich. Hr. Professor Oehlenschläger verdient daher den Dank seiner Leser, daß er dieses Lustspiel in drey Akten bearbeitet und aus dem älteren größern Stücke die besten Scenen mit geschickter Hand sehr passend in seiner Uebersetzung einzuschalten gewußt hat.

Das Lustspiel: der eilfte Junius, hat große Aehnlichkeit mit Moliere's Mr. de Pourceaugnac, aber beyde Dichter haben wahrscheinlich den Stoff zu ihrem Stücke aus einer alten italienischen Komödie: Le disgrazie d'Arlecchino genommen. Holberg selbst sagt, in seiner oft erwähnten lateinischen Epistel, von diesem Stücke: »Dieses Lustspiel ist sehr ergötzlich und nach dem allgemeinen Geschmack eingerichtet. Ich muß bisweilen meine eigene Neigung auf die Seite setzen und mich nach dem Geschmack des großen Haufens richten.«

Dieses Stück hält in jeder Hinsicht den Vergleich mit Moliere's Mr. de Pourceaugnac aus. Pourceaugnac ist ein alberner Tropf, der sich für sehr weise hält, der aber keineswegs die harte und ganz unmotivirte Behandlung verdient, mit welcher Sbrigani und Erast ihn empfangen. Auf Anstiften dieser beyden Individuen wird er von den Aerzten für wahnsinnig erklärt, und als solcher behandelt. Er sucht zu entfliehen, aber man hält ihn zurück, um ihm zum guten Anfang eine Klystier beyzubringen; endlich aber ergreift er die Flucht. Später wird er auch um seine Braut betrogen, die Erast heiratet. Pourceaugnac ist demnach, da er unschuldig leiden muß, mehr ein Gegenstand des Mitleidens, als des Scherzes. Bey

Holberg hingegen ist Niels Studenstrup ein dummer Schelm, ein Wucherer, der sich nicht entblödet die Leute mit falscher Münze zu betriegen, und sich diesen Betrug sogar zur Ehre rechnet. Er verdient also vollkommen die Züchtigungen, die er erdulden muß, und er, der Andere hintergehen wollte, steht am Ende selbst als Betrogener da, und muß, von andern Schelmen bis auf das Hemd ausgezogen, fast halb nackt die Stadt verlassen.

Dieser flüchtige Vergleich zwischen den Hauptpersonen in beyden Stücken dürfte hinlänglich seyn, um zu zeigen, daß man Holberg's Lustspiele schon in der ersten Anlage einen entschiedenen Vorzug zugestehen muß. Moliere's Stück kann nur als Posse gelten, Holberg hingegen hat uns ein interessantes Charaktergemälde geliefert, worin er unter der Hülle des Scherzes die moralische Absicht, die er bey diesem Stücke hatte, überall durchblicken läßt.

Die Wochenstube ist ganz von Holberg's eigner Erfindung, und, wie Hr. Professor Oehlenschläger in der Vorrede zu seiner Uebersetzung sehr richtig bemerkt, »eine reiche Gallerie komischer Scenen, worin jedes Handwerk, jeder Stand mit seinen eigenthümlichen Drolligkeiten auftritt.« Holberg geißelt in diesem Stück mit scharfer Satyre die sonderbaren Gebräuche, die zu seiner Zeit unter dem Volke, besonders in den Wochenstuben üblich waren. In die Visitenscenen scheint er vorzüglich seine ganze komische Kraft gelegt zu haben, weil er sie wohl als Stützpunkte seines Sittengemäldes betrachtete. Wenn der strenge Moralist hier und da bey manchen Worten und Redensarten Einwendungen machen könnte, die in diesem Stücke, wie auch wohl in mehreren andern von Holberg, häufig vorkommen, und die, wenn sie auch das sittliche Gefühl nicht gerade zu beleidigen, doch wohl etwas zu stark oder im Ausdruck zu derb sind, so wollen wir diese keinesweges in Schutz nehmen, sondern nur zu bedenken geben, daß zu grotesk-komischen Schilderungen auch stärkere Pinselstriche nöthig sind, und daß, wenn solche Schilderungen nur nicht die Sittlichkeit wesentlich verletzen, immer weniger gefährlich sind, als jene leichtfertigen und verblümten Redensarten in manchen unserer neuern beliebten Schauspiele, wo unter den künstlichen Blumen die Schlange sich verbirgt, die man nicht eher gewahr wird, als bis sie gestochen hat. Diese, wie wir sie nennen wollen, rücksichtslose Kühnheit des Ausdrucks, findet sich bey allen Komikern, vom Aristophanes bis auf Holberg, und ersterer kann sogar als Beyspiel dienen, wie man durch künstlerische Behandlung selbst dem an sich Widrigen eine komische Seite abgewinnen kann. Dem echten Komiker muß man eine gewisse kühne Freyheit zugestehen, oder sie wenigstens an ihm dulden, da

bey zu großer Einschränkung oder enger Begränzung die Kunst selbst in eine konventionelle Manier ausarten würde.

Die Thorheiten, die in der Wochenstube geschildert werden, sind zwar zum Theil verschwunden, aber nur, wie es scheint, um wieder andern Platz zu machen. Hätte jedes Jahrhundert einen tüchtigen Komiker aufzuweisen, sie würden uns die interessantesten Beyträge zur Geschichte der Menschheit liefern. Wir würden einen zureichenden Maßstab zur Vergleichung erhalten, zwischen den Verirrungen der Menschen in einem ungebildeten und einem gebildeten Zeitalter. Es würde sich dann zeigen, in wie fern die sogenannten Fortschritte der Kultur unter der untern Volksklasse diese auch wirklich besser und vernünftiger gemacht hat.

Der zweyte Band enthält: das arabische Pulver, die Weihnachtsstube, die Maskerade, Jakob von Tybo, Ulysses von Ithacia, die Reise zur Quelle.

Der Stoff zu dem Lustspiele: das arabische Pulver, ist aus der von Holberg oft benutzten Quelle: Bidermanni Utopia genommen. Der Goldmacher Polidor, der fast sein ganzes Vermögen an die Goldmacherey gesetzt hat, wird um den Rest desselben durch Oldfuchs betrogen, der für eine namhafte Summe ihm ein Pulver, unter dem Namen, das arabische Pulver, verkauft, woraus er durch Anwendung einiger Zauberformeln Gold machen könne. Polidor macht den Versuch mit diesem Pulver, das wirkliches Goldpulver ist, wovon aber Oldfuchs versichert hatte, daß es ein gewöhnliches, überall zu habendes Pulver sey. Der Versuch gelingt. Polidor ist nun hoch erfreut, und überhäuft Oldfuchs mit Geld und Geschenken. Als aber Polidor in einen Laden schickt, um mehr von diesem arabischen Pulver zu erhalten, entdeckt es sich, daß ein solches Pulver gar nicht existirt; Oldfuchs hat indessen schon Reißaus genommen, und Polidor sieht sich nun betrogen. Besonders belustigend sind in diesem Lustspiele die Scenen, worin die vermeintlichen Freunde des Goldmachers ihm die größte Ehrerbietung bezeigen, als sie erfahren, daß er das Geheimniß der Goldmacherey entdeckt habe, ihn aber, als der Betrug bekannt wird, eben so sehr verspotten, als sie ihn zuvor erhoben hatten.

Das Lustspiel: die Weihnachtsstube, enthält zwar viele ergötzliche Scenen, doch dürfte der Inhalt desselben nicht dem moralischen Zwecke entsprechen, den Holberg sonst bey seinen Schauspielen immer vor Augen gehabt hatte. Den Stoff zu diesem Lustspiele scheint Holberg aus dem englischen Spectator genommen zu haben, worin ein Brief von einem gewissen Thimothy Doodle vorkommt, dessen Inhalt mit dem Holbergischen Stücke ziemliche Uebereinstimmung hat. Dieses Lustspiel

schließt übrigens mit einer sehr widerlichen Schlägerey, wobey die Nachtwächter erscheinen und die Personen arretiren. Diesen grellen Schluß hat Hr. Professor Oehlenschläger durch einige Auslassungen und kleine Veränderungen etwas gemildert, wodurch das Stück nichts verloren hat.

Das Lustspiel: die Maskerade, kann als Seitenstück zu dem vorhergehenden betrachtet werden, jedoch ist der Inhalt desselben viel anständiger und interessanter. Sehr charakteristisch ist die Exposition, wo Leander und sein Bedienter (Heinrich), nachdem sie nach einer Nachtschwärmerey fest geschlafen haben, nun aufstehen, auf die Uhr sehen, und sich darüber streiten, ob es vier Uhr Morgens oder vier Uhr Nachmittags sey. Die Scene, worin Heinrich die Vortheile einer Maskerade dem Vater seines Herrn begreiflich machen will, ist ein Meisterstück dramatisch-dialektischer Kunst. Der Auftritt, wo die beyden Alten einander um Verzeihung bitten, ist aus Moliere's le dépit amoureux entlehnt. Es verdient übrigens zur Geschichte dieses Stückes bemerkt zu werden, daß Graf Ranzau, als er Friedrich V. auf seinem Landgute eine Fête gab, wobey man, um dieses Fest zu verherrlichen, auch Schauspiele aufführte, die Maskerade zur Darstellung wählte, wodurch die dänischen Schauspieler sich die Gunst und den Schutz des Königs erwarben. Das Stück wurde auch öfter auf der öffentlichen Bühne vor dem König aufgeführt, dessen Ankunft in das Schauspielhaus damals eine seltene Erscheinung war.

Jakob von Tybo, oder der großsprecherische Soldat, ist wohl eines der trefflichsten Lustspiele Holberg's. Plautus' Miles gloriosus hat, nach seinem eignen Geständniß, ihm die Veranlassung zu diesem Stücke gegeben, und dieses Geständniß ist um so auffallender, da doch die beyden Charaktere des Holbergischen Stücks: Jakob von Tybo und Jesper, mehr Aehnlichkeit mit dem Thraso und Gnatho des Terenz in seinem Eunuchus, als mit dem Pyrgopolinices und Artotrogus des Plautus haben. Auch hat Holberg aus dem Eunuchus des Terenz einiges, z. B. Tybo's lächerliche Belagerung des Hauses seiner Geliebten, seine abfertigende Antwort an Monsieur Christoffersen und mehr dergleichen unverkennbar genommen, und doch erklärt er ausdrücklich in seiner hundert fünf und neunzigsten dänischen Epistel, worin er Terenz mit Plautus vergleicht, daß er von allen Komödien des Terenz nicht eine einzige habe benutzen können; ja er erwähnt gleich darauf den Eunuchus des Terenz, als das einzige Stück, welches, obwohl nicht ohne große Veränderungen, Effekt auf der Bühne würde machen können, ohne

mit einem Worte zu berühren, was er aus diesem Stücke entlehnt hatte. Die Scene zwischen Christoph, Jahn und dem Wirthe, wo Jahn den Christoph auf eine listige Art um seinen Geldbeutel bringt, ist aus einer alten Geschichte in Biedermanns Utopia genommen.

Aus diesen so ganz verschiedenen Elementen hat Holberg dieses wahrhaft bewunderungswürdige Lustspiel geschaffen, das in allen seinen Theilen vollendet ist. Der Charakter des Jakob von Tybo ist höchst originell; denn er ist nicht bloß ein großsprecherischer Soldat, der mit seiner Bravour prahlt, sondern er will auch mit seinen Sprachtalenten, mit seinen witzigen Abfertigungen, mit seiner schönen Figur, ja sogar auch als Poet glänzen. Durch diese Beymischung anderer komischer Anmaßungen hat Holberg glücklich die Einförmigkeit vermieden, wodurch dieser Charakter uns sonst ermüdet haben würde. Um seinen Helden in vielfache Thätigkeit zu setzen, hat er eine reiche Handlung erfinden müssen, worin dieser Gelegenheit finden konnte, alle seine vermeintliche Vorzüge auf die belustigendste Art zu zeigen und geltend zu machen. Ihm gegenüber steht die zweyte Hauptfigur des Stücks, der Magister Stygotius, ein steifer Pedant und Tybo's Nebenbuhler, dessen steife Abgemessenheit sehr drollig gegen Tybo's Rührigkeit kontrastirt. Beyde Helden des Stücks werben um eine und dieselbe Jungfrau (Lucilia), und werden abgewiesen. Beyde fassen den Entschluß, das Haus der Geliebten förmlich zu belagern und mit Sturm einzunehmen. Tybo kommt mit seinen Soldaten angerückt und Stygotius mit seinen Studenten. Beyde feindliche Armeen stehen sich drohend gegenüber. Tybo ist sehr kriegerisch gestimmt und hält folgende kurze Anrede an seine Soldaten: »Messieurs, ihr Herren! Jetzt ist die Zeit und Stunde da, in welcher ihr durch eure Tapferkeit euch den Weg zu einem unsterblichen Namen bahnen könnt. Diese Festung, die ihr mit Sturm nehmen sollt, scheint zwar unüberwindlich; je stärker sie aber ist, desto größer ist die Ehre und der Sieg. Ich werde mich selbst vorne an die Spitze stellen, um eure Tapferkeit zu ermuthigen. Allons! spiegelt euch an mir!« Er läuft auf die Thüre los mit seinem Spieße. Leonard, der rechte Geliebte der Lucilia, erscheint am Fenster und schießt eine Pistole in die Luft; die ganze Armee fällt wie todt zur Erde und Tybo ruft aus: »das war eine grausame Salve! die ganze Armee auf einmal ruinirt« und ergreift die Flucht.

So meisterhaft auch die beyden Hauptcharaktere gezeichnet sind, so sind doch die Nebenpersonen mit nicht minderer Wahrheit geschildert. Man müßte eine eigne Abhandlung schreiben, um die Vorzüge dieses Stücks zu entwickeln, welches auch in seinen klein-

sten Details die Hand des Meisters verräth. Man kann mit Recht sagen, daß er seine Vorbilder weit übertroffen hat, denn weder Plautus Pyrgopolinices noch Terenzens Thraso flößen das Interesse ein, das Jakob von Tybo in so hohem Grade für sich zu gewinnen weiß.

Ulysses von Ithacia oder eine deutsche Komödie, ist eine witzige und höchst originelle Parodie, auf die zu Holberg's Zeiten in Schwang gewesenen Haupt- und Staatsaktionen, womit der bereits oben erwähnte Herr v. Quoten das dänische Volk regalirte. Holberg selbst äußert sich in seinen lateinischen Episteln folgender Maßen über dieses Stück: »In Ulysses von Ithacia werden die abgeschmackten Komödien, in denen man eine Zeit von funfzig Jahren in einem Abend vorstellt, scharf durchgezogen. Solche Schauspiele wurden ehedem von Landstreichern hier (in Dänemark) vorgestellt. Dieses Schauspiel umfaßt eine Zeit von vierzig Jahren. Die Scene wird häufig verändert; die Großen unterscheiden sich durch ihre schwülstigen Reden von dem geringeren Haufen. So oft ein General auf der Bühne erscheint, wird in die Trompeten geblasen. Die Personen in diesem Stücke sind in dieser Stunde jung und in der andern alt und grau. Hierzu kommt noch, daß häufig Fehler in der Zeitrechnung gemacht werden; die Personen und Oerter erhalten unrichtige Namen, kurz es ist nichts ausgelassen, was man in den Komödien der Landstreicher häufig findet. Alle diese Fehler enthüllt Kilian, ein Diener des Ulysses, auf eine so belustigende Art, daß dieses Schauspiel nicht nur dem gemeinen Manne gefiel, der doch sonst an moralischen und kritischen Stücken kein Behagen findet, sondern auch die Großen und Vornehmen fanden Vergnügen daran.«

Wir haben, aller Nachforschungen ungeachtet, über diesen Hrn. von Quoten, der zu Holberg's Zeit in der dramatischen Welt eine Rolle gespielt zu haben scheint, keine weitere Erkundigungen einziehen können, als was wir schon vorher über ihn gesagt haben. So viel ist gewiß, daß er in Kopenhagen, in der sogenannten Broeläggerstraße, ein stehendes Theater errichtet hatte, und den dänischen Schauspielern ein gefährlicher Rival war. Holberg hat in seinem Stücke: Zauberey oder blinder Lärm, diesen Herrn von Quoten, in der fünften Scene des vierten Akts, redend eingeführt, und da diese Scene in einiger Verbindung mit der obengenannten Parodie stehet, und einiges Licht über die Wirkung, welche sie auf Quoten und seine Bande hervorgebracht hatte, verbreitet, so wollen wir sie hier ganz mittheilen.

Apollonia, eine Schauspielerin. Von Quoten.

Apollonia. Dienerin, Herr von Quoten! Ihr schreitet sehr heiter und frohlockend einher.

v. Quoten. Habe wohl Ursache mich über euren Fall zu erfreuen; denn erstens, bin ich nun wieder oben auf, und zweytens werde ich an euch, die ihr mich und meine Bande so schändlich verspottet habt, gerächt werden.

Apollonia. Euer erstes Stück wird gewiß jetzt der Doktor Faustus seyn, weil in der Stadt so viel von Zauberey die Rede ist.

v. Quoten. Nein, Madame, wir haben noch ein weit besseres: Die Zauberey der Armida! Das ist ein tout à faites Stück. Alles wird in der Luft agirt.

Apollonia. Das wäre! In der Luft?

v. Quoten. Ja, Madame! Die Armida erscheint auf einem feuerspeyenden Drachen! Das hat was anders zu bedeuten, als eure magern Komödien.

Apollonia. Bitte um Verzeihung, wir haben auch feuerspeyende Drachen in unsern Stücken gehabt, als zum Beyspiel in dem Ulysses von Ithacia.

v. Quoten. Weiß wohl, was ihr damit meint. Jetzt wird euch aber die Brühe wegen dieses Streiches und wegen so manches andern eingesalzen.

Apollonia. Glaubt ihr, die Schuld eines Einzigen könne unsere ganze Bande vernichten?

v. Quoten. Wie ich höre, sollen mehrere Hexenmeister in eurer Bande seyn. Alle Menschen werden sich über euer Unglück freuen, denn ihr habt wackere Leute in euern Komödien lächerlich gemacht, und das ist niederträchtig.

Apollonia. Das dürfte euch schwer zu beweisen seyn. Ihr aber bringt wackre Leute in euren Schauspielen auf die Bühne, ja sogar den lieben Herr Gott selbst, wie in der Komödie von Adam und Eva, wodurch eine heilige Geschichte in ein leichtfertiges Märchen verwandelt wird.

v. Quoten. So sind die mehrsten Schauspiele in Spanien, wo doch die Nation sehr polirt ist.

Apollonia. In Spanien pflegt auch das Parterre auf die Knie zu fallen, und zu beten, wenn ein Mönch mit einem Crucifix auf der Bühne erscheint.

v. Quoten. Geht nur hin und fallt auf eure Knie und bereitet euch zum Tode, wenn ihr mitschuldig seyd; seyd ihr's aber nicht, dann sucht einen Advokaten, der eure Sache vertheidigen kann, wenn ihr etwa einen findet, welches schwer halten wird, denn ihr habt euch mit allen Menschen überworfen.

So weit diese Scene. Obgleich diese Parodie eine so bestimmte Beziehung hat, so ist sie doch auch ein selbstständiges komisches Werk, das vielleicht auch noch für unsere Zeiten bey der Darstellung seinen Zweck nicht verfehlen dürfte. Holberg hat darin den ganzen Zauber seiner komischen Kraft entwickelt, und uns gezeigt, wie selbst das ganz Verkehrte, wenn es nur einen innern Zusammenhang hat, eine drastische Wirkung hervorzubringen im Stande ist.

Die Reise zur Quelle ist ein artiges Intriguenstück, voll heiterer Scenen. Obgleich Holberg aus Moliere's Médecin malgré lui, Malade imaginaire, l'amour médecin und aus dem Théâtre italien geschöpft hat, so gehört doch die Zusammenstellung und Ausführung ihm ganz zu. Der Plan des Stücks gründet sich auf den Volksglauben von der wunderthätigen Kraft einer Quelle, unweit der Hauptstadt Dänemarks, bey welcher auch ein im Sommer sehr besuchter Spaziergang sich befindet, wodurch dieses Lustspiel ein lokales Interesse erhält. Der Liebhaber, als Doktor verkleidet, entführt seine Braut aus dem Hause ihrer Aeltern, unter dem Vorwande, mit ihr zur Quelle zu reisen, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, und erzwingt auf diese Art die Einwilligung der Aeltern, die er nicht auf gutem Wege hat erhalten können.

Der dritte Band liefert die Stücke: Melampe. Heinrich und Pernille. Diedrich Menschenschreck. Zauberey oder blinder Lärm. Der verpfändete Bauernjunge. Der glückliche Schiffbruch.

Melampe, eine Tragi-Komödie, ist ein vollendetes Meisterstück. Zwey Schwestern, Philocyne und Lucilia, beweinen den Verlust ihres Schooßhundes Melampe, der ihnen entkommen ist. Beyde Schwestern fordern ihre Liebhaber auf, ihnen ihren Liebling wieder zu verschaffen, und drohen, ihnen sonst ihre Hand zu entziehen. Gusman, der Bediente Leanders, des Liebhabers der Lucilia, hat den Hund Melampe für seinen Herrn gestohlen; dieses erfährt Philocyne und fordert ihren Liebhaber, Polidor, auf, den Hund aus Leanders Händen zu befreyen — Darüber entsteht ein förmlicher Krieg zwischen den beyden Liebhabern und ein unversöhnlicher Streit zwischen den beyden Schwestern. Pandolfus, ihr Bruder, der von einer Reise zurückkommt, erfährt was vorgefallen, und entschließt sich, den Gegenstand des Streits, den Schooßhund Melampe, aus dem Wege zu räumen, wodurch dann auch der Streit zwischen den Schwestern geschlichtet wird, und der Krieg zwischen den beyden Liebhabern ein Ende hat.

Diese einfache Idee hat Holberg in diesem Stücke mit Meisterhand durchgeführt, und seine Absicht war, theils die Trauerspiele lächerlich zu machen, die bloß aus schwülstigen Worten bestehen, theils die Hundeliebhaberey gewisser Frauenzimmer mit eindringlichem Witze zu geißeln. Da dieses Stück im tragischen Styl gehalten werden mußte, so hat er viel Sorgfalt auf die Form desselben verwendet und die erhabenen Scenen in gereimten Versen geschrieben, wodurch es schon allein einen eigenthümlichen Charakter erhält. Um den Werth dieses Stücks anschaulicher zu machen, wollen wir einige Proben daraus mittheilen. Philocyne ist ganz untröstlich über den Verlust ihres Hundes; sie befindet sich in einem Walde, wo sie ihrem Schmerze Raum gibt und folgende Klage über Melampe, den sie für todt hält, anstimmt:

Philocyne (allein im Walde).

Was hilft es mir zu gehn in diesem düstern Haine?
Daß händeringend ich mir naß den Busen weine?
Nichts lindert meinen Schmerz, nichts tilget meine Noth.
Es ist nur gar zu wahr: Melampe, du bist todt!

Jetzt mit Verachtung seh' ich hin auf meine Jugend,
Nichts hat mir ferner Werth, ja selbst nicht meine Tugend,
Schlecht schmeckt mir Kaffee, Thee, Zwieback und Zuckerbrot,
Nur bitter ist die Welt — ach, seit Melampe todt.

Was hilft mir Reichthum jetzt? Denn hat er seines Gleichen?
Was unerreichbar ist, kann ich wohl das erreichen?
Kein Trost reicht mir die Hand, selbst Reichthum macht mir Noth,
Arm ist das Leben mir, seitdem Melampe todt!

Auch kann Philosophie mir keinen Trost gewähren,
Denn statt Gedanken nur vergieß ich bittre Zähren,
Bleich ist die Wange mir, die eben rosenroth,
Mir blühn nicht Rosen mehr, ach, seit Melampe todt!

Die Harfe tröstet nicht, auch hass' ich alle Bücher;
Naß hab' ich mir geweint schon alle Taschentücher.
Statt Erbsen reicht der Trost mir eine leere Schot':
Hohl ist nur der Genuß, seitdem Melampe todt!

Oft sag' ich freylich mir in mancher stillen Stunde:
Du opferst deinen Lenz nur einem schnöden Hunde;
Es hilft mir alles nichts, mein Schicksal es gebot,
Daß ewig trauernd ich beweine seinen Tod.

Wie konntest du so hart mich doch, o Schicksal, strafen?
Jetzt muß ich ganz allein in meinem Bette schlafen.
Umarmen will ich ihn — erwacht beym Morgenbrot —
Das Kissen drück' ich nur — weil der Geliebte todt!

Ihr Kammermädchen, Dorothea, tritt nun ein, und erzählt ihrer Gebieterin, daß Melampe noch lebt, Leander ihn aber für ihre Schwester Lucilia erwischt habe. Darüber geräth sie in den heftigsten Zorn, und befiehlt dem Mädchen, ihren Geliebten (Polidor) herbey zu rufen, der diese Schmach rächen und ihr den Hund wieder verschaffen soll. Das Mädchen entfernt sich. Philocyne bricht nun in ein freudiges Wonnegefühl aus, von der Hoffnung beseelt, bald sich gerächt zu sehen, und ihren Liebling Melampe wieder zu erhalten.

Phylocyne. Das Echo.

Philocyne.

O heiße Rache!
Bald bist du nah:
Nicht trotzt mir länger
Lucilia.

Echo. Ja!

Philocyne.

Nein, bey den Sternen!
Es soll nicht seyn.
Bald kehr' ich wieder
Zur Freude ein.

Echo. Nein!

Philocyne.

Mein Ritter holt mir
Den Schatz so leicht,
Er, der die Ehre
Durch Liebe zeigt.

Echo. Seicht!

Philocyne.

Bald fällt Leander
Verwundet schwach;
Mein Freund wird rächen
Die blut'ge Schmach!

Echo. Ach!

Philocyne.

Du spottest Echo,
Im Wolkentanz?
Doch triumphir' ich
Zufrieden ganz.

Echo. Gans!

Philocyne.

Und dich Melampe
Umarm' ich gar,
Dann steigt der Geist mir
Ein Wolkenaar.

Echo. Narr!

Philocyne.

Mein Held wird funkeln
Zum Feindesschreck!
Stets war er männlich
Und heldenkeck.

Echo. Geck!

Philocyne.

Es klopft das Herz mir,
Der Muth ist wach;
Jetzt eil' ich wieder
Zum Putzgemach.

Echo. Gemach!

Nicht minder interessant und wahrhaft komisch sind die Scenen, worin Sganarel, Polidors Bedienter, den Feind zu Wasser und zu Lande ausspionirt, und Dorothea den wirklichen Tod Melampe's, durch die Hand des Pandolfus, erzählt. Herr Professor Oehlenschläger hat sich bey der Uebersetzung dieses Stücks mehrere Freyheiten erlaubt, die man aber billigen muß, weil das Ganze dadurch gewonnen hat. Im Original hat das Stück fünf Aufzüge, und der Uebersetzer hat es in drey zusammengezogen, durch Abkürzung einiger Gespräche,

wie z. B. in der sechsten Scene des ersten Akts, das Gespräch zwischen Leander und Lucilia, das im Original etwas zu sehr gedehnt ist. Uebrigens gehört die Idee zu diesem Stücke Holberg selbst an, und er hat diesmal aus keiner fremden Quelle geschöpft.

Das Lustspiel: Heinrich und Pernille, ist ein sehr ergötzliches Intriguenstück, das viele wirksame Situationen hat. Die Idee dazu scheint Holberg aus einer Novelle des Cervantes: die betrügliche Heirat, oder aus Beaumont und Fletchers Lustspiel: to rule a wife and to have a wife genommen zu haben, wobey er jedoch wie gewöhnlich seinem eignen Genius freyen Lauf ließ. Ein anderes englisches Stück: High life below stairs, worin die Mägde und Bedienten in einem adeligen Hause in Abwesenheit ihrer Herrschaft, den Mägden und Bedienten aus einem andern Herrschaftshause ein Gastmal geben, wobey sämmtliche Gäste die Titel und Namen ihrer Herrschaften annehmen, hat auch große Aehnlichkeit mit diesem Holbergischen Stücke, das ihm aber nicht bekannt seyn konnte, da es viel später geschrieben ist.

Diedrich Menschenschreck ist gleichfalls ein lustiges Intriguenstück, wozu Holberg den Stoff aus Plautus's Pseudolus und Curculio genommen hat. Man hat Holberg häufig vorgeworfen, daß er die Charaktere in seinen Stücken zu sehr übertreibe, und einige Kritiker haben diesen Vorwurf besonders auf Diedrich Menschenschreck anzuwenden gesucht. Holberg selbst hat sich gegen diesen Vorwurf im Allgemeinen vertheidigt, und seine Aeußerungen in dieser Hinsicht sind zu merkwürdig, als daß wir sie hier übergehen könnten. In seiner sechs und sechzigsten dänischen Epistel sagt er bey Gelegenheit einiger Beschuldigungen der Uebertreibung, die ihm von einigen ausländischen Kritikern gemacht worden waren: »Was dieses betrifft, so gestehe ich gerne, daß die Charaktere in gewissen Stücken outrirt sind, aber ich muß dabey bemerken, daß dieses mit reifer Ueberlegung und aus Nothwendigkeit geschehen ist, da sowohl ich als Andere aus Erfahrung bemerkt haben, daß Schauspiele, ohne outrirte Charaktere, keine Wirkung hervorbringen. Sagt man z. B. von einem Geizigen, er esse sich nicht satt, oder mehr desgleichen, so wird der Charakter ganz regelmäßig, aber die Wirkung davon wird seyn, daß die Zuschauer entweder gähnen, oder im Schauspielhause einschlafen werden. Was kann wohl mehr übertrieben seyn, als die Beschreibung des Euclio von dem Plautus sagt, daß wenn er sich schlafen legte, er sich einen Sack vor dem Mund band, damit der Athem ihm nicht verloren gehen oder gar entfahren sollte. Aber ist diese

outrirte Beschreibung nicht sehr belustigend? In allen meinen Schauspielen ist wohl kein Charakter mehr outrirt, als der des Jakob von Tybo, aber nicht stärker als der Thraso des Terenz und der Miles gloriosus des Plautus, und doch hält man diese Stücke für ihre besten Komödien. Es läßt sich hier anwenden, was Plinius von gewissen regelmäßigen Schriftstellern sagt: peccant, quia nihil peccant. Die nämliche Einwendung, die man jetzt gegen meine Komödien erhebt, hat man auch zu Moliere's Zeiten gemacht; aber dieser große Komiker richtete sich nicht darnach, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Regeln, die man ihm zu beobachten rieth, zu nichts anderm dienen würden, als nur seine Komödien in Grund zu verderben. Ich spreche hier aus derselben Erfahrung, da ich bey der Aufführung meiner Komödien gegenwärtig war, und daraus lernte, daß eben das, was die gelehrten Kritiker so sehr tadeln, eben die wahre Seele der Komödie ist.«

Das Lustspiel: Zauberey oder blinder Lärm, wozu eine Begebenheit zu Holberg's Zeit die Veranlassung gegeben haben mag, ist wohl eines seiner schwächsten Stücke, und das wohl nur dadurch ein besonderes Interesse erhält, indem er im vierten Akte mehrere Personen auftreten läßt, die seine Komödien gegen die Angriffe seiner Feinde und Neider vertheidigen.

Der verpfändete Bauerjunge ist eine lustige Farce, wozu Holberg den Stoff aus Bidermanni Utopia genommen hat.

Das Lustspiel: der glückliche Schiffbruch, gewinnt ein doppeltes Interesse durch die literarischen Beziehungen, die es enthält. Unter dem Namen Philemon scheint Holberg sich selbst geschildert zu haben. Magister Wedelschwanzius ein feiler Skribler, der für Geld Lobgedichte auf die unwürdigsten Personen verfertigt, und übrigens ein gar böser Schmeichler ist, soll die Tochter des Jeronimus, eines reichen Bürgersmannes, heirathen. Sie liebt Philemon, den aber die Aeltern, als einen nichtswürdigen Satyrenschreiber, verschmähen, dahingegen dem Wedelschwanzius sehr gewogen sind, weil er durch seine Lobgedichte sich bey allen Leuten beliebt zu machen weiß. Philemon, der sich vergebens bemüht hat, die Aeltern von der Unwürdigkeit des Wedelschwanzius zu überzeugen, läßt seinen Bedienten Heinrich sich als Matrosen verkleiden, um Jeronimus die Nachricht zu überbringen, daß sein Schiff, welches er mit einer reichen Ladung zurückerwartete, mit Mann und Maus untergegangen sey. Kaum hat der Magister diese traurige Nachricht erfahren, wodurch Jeronimus sein ganzes Vermögen verliert, als er anfängt andere Saiten aufzuziehen,

und Jeronimus Tochter nun nicht heiraten will, da sie zur Bettlerin geworden. Er schmeichelt jetzt nicht mehr, sondern ist grob und übermüthig. Als sichs aber zeigt, daß der Schiffbruch nur eine Erdichtung war, nimmt er seine vorige Gestalt wieder an, und sucht die Gunst der Aeltern sich auf gleiche Art wie zuvor zu erschleichen. Die Aeltern aber haben bey dieser Gelegenheit seine wahren Gesinnungen und seinen Charakter kennen gelernt, und geben Philemon ihre Tochter, von dem sie nun eine bessere Meinung gefaßt haben. Wedelschwanzius, um sich an seinem Nebenbuhler zu rächen, sucht mehrere Individuen zu überreden, Philemon vor Gericht zu fordern, indem er ihnen zeigt, daß dieser sie in seinen satyrischen Schriften angegriffen und lächerlich gemacht habe. Philemon muß wirklich vor Gericht erscheinen, aber da die Kläger nicht den geringsten Beweis gegen ihn beybringen können, wird er freygesprochen, Wedelschwanzius aber, wegen seiner schlechten Streiche, zum Pranger verurtheilt.

Das Stück hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, und besonders interessant ist es, zu sehen, welche verschiedene Mittel Holberg anzuwenden suchte, um seinen Gegnern die nöthigen Wahrheiten zu sagen, die in seinen Komödien unablässig Beziehungen fanden, woran er gar nicht gedacht hatte. Besonders ergötzlich ist die Gerichtsscene im fünften Akt, wo die Kläger nacheinander mit allen den Fehlern und Lächerlichkeiten auftreten, worüber sie sich von Philemon angegriffen zu seyn beschweren.

Der vierte und letzte Band enthält: Erasmus Montanus. Pernille, als Tochter vom Hause. Die Unsichtbaren. Viel Geschrey und wenig Wolle. Die honette Ambition. Der Poltergeist oder Abracadabra. Don Ranudo de Colibrados.

In Erasmus Montanus hat Holberg abermals den gelehrten Pedantismus lächerlich zu machen gesucht, gegen den er eben so eingenommen war, als gegen die Geschwätzigkeit. So oft er auch solche gelehrte Thoren in seinen Stücken dargestellt hat, so erscheinen sie doch immer in einer neuen und höchst komischen Gestalt. Den Stoff zu diesem Lustspiele hat Holberg aus Aristophanes Wolken genommen, worin, wie bekannt, unter dem Namen Sokrates die athenienssischen Sophisten geschildert und durchgehechelt werden. Man muß die Kunst bewundern, mit welcher unser Dichter einen so fremdartigen Stoff für seinen Zweck zu benutzen wußte, um so mehr, da Aristophanes Stücke keineswegs zur Nachahmung geeignet sind.

Pernille, als Tochter vom Hause, ist ganz von Holbergs eigner Erfindung, ein artiges Lustspiel, das in sei-

nen echt komischen Bestandtheilen seinen frühern Brüdern nichts nachgibt.

Mit dem Lustspiele: die Unsichtbaren, hat der Uebersetzer einige Aenderungen vorgenommen, die wir aber auf keine Weise billigen können. Holberg hat bey diesem Stücke wohl zur Absicht gehabt, die romanhaften Schauspiele zu parodiren, in welchen die Liebe einen ganz verfehlten romantischen Charakter annimmt, und nach den Personen seines Stückes zu schließen, hat er sich wohl mehr bestrebt eine Maskenkomödie in italienischem Geschmack, als ein romantisches Schauspiel nach Art der Spanier zu schreiben, wenn auch der Stoff aus einer spanischen Novelle in Scarron's Roman entlehnt ist. Das ganze Stück dreht sich um die Idee, daß Leander seine Braut verläßt, und sich in ein vermummtes Frauenzimmer verliebt, die aber keine andere als seine Braut ist, die ihm diesen Possen spielt, um seine Treue zu prüfen. Sie gibt ihm vermummt einen Ring, den sie ihm aber entschleyert wieder abzugewinnen weiß. Sie fordert nachher abermals in der Verkleidung den Ring zurück, Leander muß nun gestehen, daß er ihn seiner vorigen Braut gegeben. Die Vermummte entdeckt sich ihm, und beyde Liebende versöhnen sich. Harlekin, Leanders Bedienter, der an dieser romantischen Liebe seines Herrn vielen Geschmack findet, verläßt seine vorige Geliebte, Kolumbine, und will nun auch suchen, sich in ein vermummtes Frauenzimmer zu verlieben. Kolumbine, um sich an ihm zu rächen, sucht ein altes Weib, Magdelone, zu überreden, die Unsichtbare zu spielen, in die sich Harlekin auch wirklich verliebt und sie zu heiraten verspricht. Sie entschleyert sich, um ihm den ersten Kuß zu geben. Harlekin erschrickt über die alte häßliche Gestalt und will entfliehen. In demselben Augenblick aber tritt Magdelones Bruder herein, der ihn mit dem Degen in der Hand zwingt, das Versprechen an seiner Schwester zu erfüllen. Harlekin muß gehorchen. Nun erscheint Kolumbine und thut, als ob sie von gar nichts wüßte, was hier vorgefallen. Harlekin fällt ihr zu Füßen, und bittet nun demüthigst, ihn zu heiraten. Kolumbine ist eine Zeitlang taub gegen sein Flehen, endlich aber läßt sie sich erweichen, der Bruder des alten Weibes willigt in die Heirat ein, nachdem er Harlekin gezwungen, einige sehr lästige Heiratsartikel einzugehen.

In einer Anmerkung zu diesem Lustspiele bemerkt Hr. Professor Oehlenschläger, daß es diesem Stücke an dem gehörigen romantischen Schwung fehle, um in den Scenen zwischen dem vornehmen Paare den Gegensatz darzustellen. Er hat daher, um diesem vermeintlichen Mangel abzuhelfen, mehrere, wie er sie nennt, erhabene versifizirte Scenen von seiner eignen Erfindung eingeschaltet, und hierzu »kam ihm, wie er sich ausdrückt,

zur Probe gemacht habe, und keinem rathen will, mehrere ähnliche Stücke zu verfertigen, da die Schauspielerinnen die stärksten Magnete seyen, ein Publikum an zu ziehen und auch die Schaubühne aufrecht zu erhalten — ein Kompliment, wofür sich die Schauspielerinnen bedanken mögen.

Das letzte Stück im vierten Bande: Don Ranudo, oder Armuth und Hoffart, ist ganz von Holberg's eigner Erfindung. Es ist wahrscheinlich schon 1733 geschrieben, kam aber erst im Jahre 1745 zum Vorschein. Die Kotzebuesche Bearbeitung dieses Lustspiels ist bekannt. Vergleicht man sie aber mit dem Original, so erscheint Kotzebue's Lustspiel dagegen wie ein bloßes Scenarium, worin er den Hauptgang des Holbergischen Stücks nur flüchtig andeutet und einige Scenen dialogisirt. Auf diese Art wurde es ihm möglich, die fünf Akte des Originals in vier Akte zusammen zu ziehen; auch hat er in seiner beliebten Manier die alte treuherzige Komik des ehrlichen Holberg's durch allerhand Plaisanterien zu ersetzen gesucht. Wenn man Holberg, und nicht ohne Grund, den Vorwurf gemacht hat, daß in seinen Stücken häufig manche Derbheiten vorkommen, so dürften diese doch weit erträglicher seyn, als die vornehmen Gemeinheiten des Herrn von Kotzebue, wie sie z. B. in seinem Don Ranudo am Schlusse des ersten und am Schlusse des zweyten Akts vorkommen, oder noch auffallender in seinem Rehbock (der eigentlich der Sündenbock heißen sollte), die aber die jetzige feine Welt mit eben so feiner Schonung, nur als sinnreiche Aeußerungen des geselligen Scherzes betrachtet. Wir haben es bey dem Stücke: Jeppe vom Berge, geflissentlich vermieden, von der Kotzebueschen Bearbeitung desselben zu sprechen, da er in der Vorrede zu seiner Bearbeitung selbst gesteht, daß er das Holbergische Stück so umgemodelt habe, daß es gar nicht nöthig gewesen wäre, die Quelle zu nennen.

Wir sind nun am Ende unserer Uebersicht der Holbergischen Stücke, nämlich in so weit Hr. Professor Oehlenschläger sie uns in seiner Uebersetzung mitgetheilt hat; denn Holberg hat noch mehrere Lustspiele geschrieben, die aber der Uebersetzer weggelassen hat, weil man, wie er in der Vorrede zum ersten Theil bemerkt, in denselben zu viele Wiederholungen findet, und die weniger glückliche Fabel dem Dichter nicht Anlaß gegeben habe, sich in seinem wahren Glanze zu zeigen.

Diese aus der gegenwärtigen neuen Uebersetzung ausgeschlossenen Stücke heißen: Die Wankelmüthige, der verwandelte Bräutigam, Ohne Kopf und Rumpf, Plutus oder der Prozeß zwischen Armuth und Reichthum, Sganarels Reise in das Land der Philosophen,

der Philosoph in eigner Einbildung, und die Republik oder das gemeine Beste.

Holberg schrieb diese Stücke in seinem hohen Alter, wo sein Geist, von so vielen Arbeiten ermüdet, nicht mehr ganz die Schwungkraft besaß, die zur Ausarbeitung komischer Produkte ein so nothwendiges Erforderniß ist. Wenn wir daher dem Urtheil des Uebersetzers über diese Stücke im Ganzen beystimmen müssen, so kann doch nicht geläugnet werden, daß einzelne Scenen in diesen Lustspielen vollkommen unsers großen Meisters würdig sind. Die Wankelmüthige, ist ein Charakterstück, das Mallet in seinem interessanten Artikel über Holberg in Formey's biblioth. germanique T. XV (1754) über den politischen Kannengießer setzt. Aber dieses Lob ist wohl etwas übertrieben, da der Charakter der Wankelmüthigen nicht individuell genug gezeichnet ist, um das gehörige Interesse zu erregen. Auch ist dieses Stück mehr ernsthafter als komischer Natur, und leidet an einer zu großen Breite in der Behandlung. Der verwandelte Bräutigam ist ein kleines Intriguenstück, das Holberg in der Absicht schrieb, nach dem Lustspiele, der Poltergeist, oder Abracadabra, aufgeführt zu werden, da, wie in diesem keine Frauenzimmer vorkommen, in jenem keine Männer erscheinen. Das Stück drehet sich um die Idee, daß eine alte heiratslustige Wittwe, Frau Terenzia, sich wiederum verheiraten will und einen Geliebten sucht. Ihr Kammermädchen, Pernille, die diese Thorheit ihrer Gebieterin lächerlich findet, überredet ihre Schwester Elisabeth, sich als Kapitän zu verkleiden und um die Hand der Frau Terenzia anzuhalten. Dieses geschieht, und Terenzia verspricht dem jungen Kapitän ihre Hand. In der Folge erfährt Terenzia, daß der junge Kapitän in ein Frauenzimmer verwandelt worden sey, sie hält dieses für eine Strafe Gottes, bereuet ihre Thorheit und gibt ihre Heiratsgedanken endlich auf. — Die Lustspiele: Ohne Kopf und Rumpf, und: Plutus, oder der Prozeß zwischen Armuth und Reichthum, haben einige sehr wirksame Situationen. Das erstere Stück gründet sich auf eine Anekdote aus des Dichters eignem Leben, als er einst auf der Reise einen betrunkenen Hofmeister, der sich zu ihm in sein Bette legte, für ein Gespenst ansah. Das zweyte Stück ist eine Nachahmung des Plutus des Aristophanes. — Sganarels Reise in das Land der Philosophen ist ein höchst ergötzliches Lustspiel, voll treffender Satyre, aber in der Entwickelung sehr grell und mangelhaft. Sganarels erste Zusammenkunft mit dem gähnenden, dem weinenden, dem lachenden Philosophen, und dann mit dem subtilen Doktor und dem Astrologus, ist höchst originell; aber der Schluß des Stücks, wo Sga-

der prächtige spanische Ton mit seinem lyrischen Aufwande herrlich zu Statten.« Wir haben schon vorhin unsere Meinung geäußert, daß Holberg keineswegs zur Absicht hatte, ein romantisches Schauspiel zu schreiben, und wir sehen auch gar keine Nothwendigkeit ein, warum eben dieses Stück einen romantischen Schwung haben müsse. Das Stück ist eine Burleske, worin Leanders Verliebtheit als eine vorübergehende Thorheit erscheint, die durch Harlekins Nachahmung nur noch lächerlicher wird. Der Uebersetzer hat daher, durch den lyrisch-spanischen Ton, den er in dieses Stück hereingebracht, demselben ein ganz fremdartiges Ansehen gegeben, und die Repliken, die bey Holberg wie Blitze auf einander folgen, werden durch die eingestreuten Verse nur schlecht ersetzt, und machen die Handlung da schleppend, wo sie bey Holberg sehr lebendig ist. Harlekin hat daher Recht, wenn er seinen Herrn bittet: »ihm die Geschichte seiner Liebe in Prosa zu erzählen, denn in Versen wird's etwas weitläufig.« Auch die Scene, worin Leander auf die leichtsinnigste Weise seiner Braut den Ring gibt, den er von der Unsichtbaren erhalten hat, ist ebenfalls von dem Uebersetzer ganz ohne alle Nothwendigkeit abgeändert worden, und die phantastische Erzählung Leander's, wie ihm der Böse den Ring vom Finger gezogen, ist bey weitem nicht so komisch, als das offenbare Geständniß, das Holberg Leandern machen läßt. Ueberhaupt hat der Uebersetzer durch diese, nach unserer Ansicht zwecklosen Abänderungen, Holberg's Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes ganz verwischt, welches uns um so auffallender war, da er in der Vorrede zum ersten Theil seiner Uebersetzung den sehr richtigen Grundsatz aufstellt, daß das Modernisiren diesen alten Komödien sehr schaden würde. Da schwerlich irgend ein Verehrer Holberg's mit jenen Abänderungen des Uebersetzers zufrieden seyn dürfte, so hegen wir die gerechte Hoffnung, daß er bey einer wohl zu erwartenden neuen Auflage seiner Uebersetzung das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herstellen wird.

Der spanische Dichter Tirso de Molina hat in seiner Komödie: La Celosa de si misma einen ähnlichen Stoff behandelt. Don Melchior, der Sohn eines armen Edelmannes aus Leon, kommt nach Madrid, um sich mit der Tochter eines alten Freundes seines Vaters zu verheirathen. Bevor er sich aber in das Haus seiner Braut begibt, verliebt er sich in der Kirche in eine verschleyerte Dame, die eben seine zukünftige Braut ist. Diese wird nun eifersüchtig auf sich selbst, da sie sich von ihrem Geliebten, D. Melchior, zugleich angebetet und verschmäht sieht. Sie entdeckt sich ihm zuletzt und beyde Liebende vereinigen sich. Holberg konnte dieses Stück unmöglich zum Vorbilde nehmen, da Tirso de Molina viel später gelebt hat,

und beyde Dichter auch in der Behandlung sehr von einander abweichen.

In dem Lustspiele: viel Geschrey und wenig Wolle, hat Holberg in der Person des Hrn. Vielgeschrey einen höchst originellen Charakter dargestellt. Dieser Vielgeschrey ist ein geschäftiger Müßiggänger, der viel schreyet und lärmt und doch nichts vollbringt. Höchst belustigend ist die Scene, worin Vielgeschrey seinen vier Schreibern einen Brief diktirt, zugleich die Hühner aus der Küche jagt und seinem Buchhalter befiehlt, in dem Hauptbuche nachzuschlagen, wie viel Eyer die kleine schwarze Henne in diesem Jahr gelegt habe. Nicht minder trefflich ist die zweyte Schreibscene, worin Oldfuchs dem Hrn. Vielgeschrey einen Brief diktirt, und die Interpunktion durch allerley Grimassen andeutet. Das Stück ist überreich an solchen anziehenden und komischen Situationen, und hat auch in Deutschland in älteren Zeiten auf der Bühne viel Glück gemacht, als noch Ackermann in Hamburg den Vielgeschrey und Schröder den Oldfuchs spielten.

Die honette Ambition kann als ein Gegenstück zu Moliere's Gentilhomme bourgeois betrachtet werden, da auch Holberg in seinem Jeronimus das Streben nach eitler Standeserhöhung lächerlich macht. Beyde Stücke können sehr gut neben einander bestehen, und Holberg zeigt sich hier abermals in einem glücklichen Wettkampf mit seinem Vorgänger, sowohl in der Anlage, als Ausführung des Hauptcharakters, den er trefflich durchgeführt hat.

Der Poltergeist, oder Abracadabra, ist ein herrliches Lustspiel, voll komischer und witziger Einfälle. Der Stoff zu diesem Stücke ist aus Plautus' Mostellaria genommen. Holberg scheint einen besondern Werth darauf gelegt zu haben, daß in diesem Lustspiele keine Frauenzimmer erscheinen, und keine Liebesintrigue darin Statt findet. Heinrich, der Bediente Leanders, sagt daher am Schlusse des Stücks zu den Zuschauern: »Und damit ist die Komödie zu Ende. Geht jetzt wieder nach Hause, lieben Leute! Und sollten eure Weiber oder Haushälterinnen schelten, weil ihr des Abends zu spät nach Hause kehrt, so betet nur euer Abracadabra (die Zauberformel, wodurch in dem Stücke die bösen Geister beschworen werden) drey Mal nach einander; damit besänftigt ihr sie und alle andern Poltergeister. Sonst lehrt uns diese Komödie, worin nur lauter Mannspersonen gespielt haben, daß man viele wichtige Sachen in der Welt recht gut ohne Weiber zu Stande bringen kann.«

In seiner vierhundert sieben und vierzigsten dänischen Epistel sagt Holberg jedoch, daß er dieses Stück nur ein für alle Mal

zur Probe gemacht habe, und keinem rathen will, mehrere ähnliche Stücke zu verfertigen, da die Schauspielerinnen die stärksten Magnete seyen, ein Publikum an zu ziehen und auch die Schaubühne aufrecht zu erhalten — ein Kompliment, wofür sich die Schauspielerinnen bedanken mögen.

Das letzte Stück im vierten Bande: Don Ranudo, oder Armuth und Hoffart, ist ganz von Holberg's eigner Erfindung. Es ist wahrscheinlich schon 1733 geschrieben, kam aber erst im Jahre 1745 zum Vorschein. Die Kotzebuesche Bearbeitung dieses Lustspiels ist bekannt. Vergleicht man sie aber mit dem Original, so erscheint Kotzebue's Lustspiel dagegen wie ein bloßes Scenarium, worin er den Hauptgang des Holbergischen Stücks nur flüchtig andeutet und einige Scenen dialogisirt. Auf diese Art wurde es ihm möglich, die fünf Akte des Originals in vier Akte zusammen zu ziehen; auch hat er in seiner beliebten Manier die alte treuherzige Komik des ehrlichen Holberg's durch allerhand Plaisanterien zu ersetzen gesucht. Wenn man Holberg, und nicht ohne Grund, den Vorwurf gemacht hat, daß in seinen Stücken häufig manche Derbheiten vorkommen, so dürften diese doch weit erträglicher seyn, als die vornehmen Gemeinheiten des Herrn von Kotzebue, wie sie z. B. in seinem Don Ranudo am Schlusse des ersten und am Schlusse des zweyten Akts vorkommen, oder noch auffallender in seinem Rehbock (der eigentlich der Sündenbock heißen sollte), die aber die jetzige feine Welt mit eben so feiner Schonung, nur als sinnreiche Aeußerungen des geselligen Scherzes betrachtet. Wir haben es bey dem Stücke: Jeppe vom Berge, geflissentlich vermieden, von der Kotzebueschen Bearbeitung desselben zu sprechen, da er in der Vorrede zu seiner Bearbeitung selbst gesteht, daß er das Holbergische Stück so umgemodelt habe, daß es gar nicht nöthig gewesen wäre, die Quelle zu nennen.

Wir sind nun am Ende unserer Uebersicht der Holbergischen Stücke, nämlich in so weit Hr. Professor Oehlenschläger sie uns in seiner Uebersetzung mitgetheilt hat; denn Holberg hat noch mehrere Lustspiele geschrieben, die aber der Uebersetzer weggelassen hat, weil man, wie er in der Vorrede zum ersten Theil bemerkt, in denselben zu viele Wiederholungen findet, und die weniger glückliche Fabel dem Dichter nicht Anlaß gegeben habe, sich in seinem wahren Glanze zu zeigen.

Diese aus der gegenwärtigen neuen Uebersetzung ausgeschlossenen Stücke heißen: Die Wankelmüthige, der verwandelte Bräutigam, Ohne Kopf und Rumpf, Plutus oder der Prozeß zwischen Armuth und Reichthum, Sganarels Reise in das Land der Philosophen,

der Philosoph in eigner Einbildung, und die Republik oder das gemeine Beste.

Holberg schrieb diese Stücke in seinem hohen Alter, wo sein Geist, von so vielen Arbeiten ermüdet, nicht mehr ganz die Schwungkraft besaß, die zur Ausarbeitung komischer Produkte ein so nothwendiges Erforderniß ist. Wenn wir daher dem Urtheil des Uebersetzers über diese Stücke im Ganzen beystimmen müssen, so kann doch nicht geläugnet werden, daß einzelne Scenen in diesen Lustspielen vollkommen unsers großen Meisters würdig sind. Die Wankelmüthige, ist ein Charakterstück, das Mallet in seinem interessanten Artikel über Holberg in Formey's biblioth. germanique T. XV (1754) über den politischen Kannengießer setzt. Aber dieses Lob ist wohl etwas übertrieben, da der Charakter der Wankelmüthigen nicht individuell genug gezeichnet ist, um das gehörige Interesse zu erregen. Auch ist dieses Stück mehr ernsthafter als komischer Natur, und leidet an einer zu großen Breite in der Behandlung. Der verwandelte Bräutigam ist ein kleines Intriguenstück, das Holberg in der Absicht schrieb, nach dem Lustspiele, der Poltergeist, oder Abracadabra, aufgeführt zu werden, da, wie in diesem keine Frauenzimmer vorkommen, in jenem keine Männer erscheinen. Das Stück drehet sich um die Idee, daß eine alte heiratslustige Wittwe, Frau Terenzia, sich wiederum verheiraten will und einen Geliebten sucht. Ihr Kammermädchen, Pernille, die diese Thorheit ihrer Gebieterin lächerlich findet, überredet ihre Schwester Elisabeth, sich als Kapitän zu verkleiden und um die Hand der Frau Terenzia anzuhalten. Dieses geschieht, und Terenzia verspricht dem jungen Kapitän ihre Hand. In der Folge erfährt Terenzia, daß der junge Kapitän in ein Frauenzimmer verwandelt worden sey, sie hält dieses für eine Strafe Gottes, bereuet ihre Thorheit und gibt ihre Heiratsgedanken endlich auf. — Die Lustspiele: Ohne Kopf und Rumpf, und: Plutus, oder der Prozeß zwischen Armuth und Reichthum, haben einige sehr wirksame Situationen. Das erstere Stück gründet sich auf eine Anekdote aus des Dichters eignem Leben, als er einst auf der Reise einen betrunkenen Hofmeister, der sich zu ihm in sein Bette legte, für ein Gespenst ansah. Das zweyte Stück ist eine Nachahmung des Plutus des Aristophanes. — Sganarels Reise in das Land der Philosophen ist ein höchst ergötzliches Lustspiel, voll treffender Satyre, aber in der Entwickelung sehr grell und mangelhaft. Sganarels erste Zusammenkunft mit dem gähnenden, dem weinenden, dem lachenden Philosophen, und dann mit dem subtilen Doktor und dem Astrologus, ist höchst originell; aber der Schluß des Stücks, wo Sga-

narel und sein Herr (Leander) die Weiber der Philosophen entführen, paßt gar nicht zu dem glücklichen Anfange desselben. Der Philosoph in eigener Einbildung dürfte wohl das am wenigsten gelungene unter Holberg's Stücken seyn — Die Republik oder das gemeine Beste hat manche einzelne glückliche Ideen, und erhält dadurch eine gewisse Merkwürdigkeit, daß der politische Kannengießer abermals darin, als Projektmacher, zum Vorschein kommt, und sich unter seinen Vorstellungen an die Republik »ehemaligen Bürgermeister und jetzt Politikus im niedersächsischen Kreise« unterschreibt. Das ganze Stück dient nur zum Vehikel, um jene eitlen Projektmacher zu verspotten, die unter dem Deckmantel des Patriotismus, ihre eigennützigen Vorschläge durchzusetzen suchen.

Es steht nun noch zurück, die im Eingange dieser Beurtheilung versprochene Scene im Originale neben der alten und neuen Uebersetzung zu liefern. Wir wählen dazu die fünfte Scene des dritten Akts aus: Jakob von Tybo oder der großsprecherische Soldat, wo Jakob von Tybo zum ersten Male in dem Hause Leonorens erscheint, und um die Hand ihrer Tochter Lucilia anhält. Er trifft daselbst seinen Nebenbuhler, den Magister Stygotius, der in gleicher Absicht seinen Besuch bey Leonoren abgestattet hat. Tybo tritt, wie sichs gebührt, mit großem Geräusch auf. Für Nichtkenner der dänischen Sprache dürfte die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß Tybo gebrochenes Deutsch in seine Rede mischt, da er mit Christoph, seinem deutschen Bedienten, im Anfang der Scene spricht. Diese deutschen Brocken kommen auch in den übrigen Repliken Tybo's vor, wo er sich an seine Geliebte wendet, welches er bloß thut, um seine Bildung und Sprachkenntniß zu zeigen, und geltend zu machen. In solchen kleinen und charakteristischen Zügen ist Holberg unübertrefflich. Doch wir wollen nun den Helden selbst auftreten lassen.

Jakob von Tybo, oder der großsprecherische Soldat.

Dritter Akt. Fünfte Scene.

Original.

Vbn Tyboe (i en Portechaise.) Personerne i den forrige Scene.

(Medens han harcellerer i Gangen, saette de Stole tilrette.)

Tyboe. Halt hal... t hal... t! (Flojter i en Pibe) Peiter, Frans, Jochum, Christoff, Jürgen, Niclas, Henrich. (Flöjter igjen.) Wo seyd ihr Carnalien? Skal jeg holde 6 til 8

Tjenere, og dog ingen Opvartning have? Man maa 5 a 6 af de Karle engang hangen lassen, för bliver de ikke gode. (Springer ud af Portechaisen, og flöjter igjen.) Christoff!

Christoff. Wohlgeborner Herr!

Tyboe. Hvor er I Hunde henne alle 8?

Christoff. Der var ingen, uden jeg, som fulgte Herren.

Tyboe. Peste de tetebleu, Ihr verfluchte Skabhalsen! har jeg ikke sagt hundert million tausend mahl, daß wen ich engagirt bin in Compagnei mit Frauenzimmer, at I alle 8 skal vaere til stede? (Til Porteurerne, traekkende Kaarden.) Hör Porteurs! giebet Achtung: Rechts um kehrt euch. (Porteurerne vende sig om med Portechaisen.) Marche! (De gae bort et Stykke tilbage.) Halt da! so laenge til weiter Ordre. Christoff!

Christoff. Ihr Wohlgebohrenheit!

Tyboe. Christoff!

Christoff. Ja ihr Tapfferkeit!

Tyboe. Christoff!

Christoff. Gestrenger Herr!

Tyboe. Christoff!

Christoff. Ihr Gestrengheit!

Tyboe. Gut, Christoff! spring flux hen til Officeren udi den Vagt, som vi fore vorbei, og sig ham, at han maa möde mig i Morgen for et Par Pistoler.

Christoff. Es soll geschehen, wohlgebohrner Herr!

Tyboe. Spörg ham, hvorfor der ikke blev praesantirt Gewehr, da jeg kom forbi Vagten.

Christoff. Es soll nachgelebet werden.

Tyboe. Hey, Christoff!

Christoff. Ihr Tapfferkeit!

Tyboe. Gut, Christoff! Sig ham, at han maa tage hele sit Compagnei mit sich; thi jeg er alene Karl for deres Hat allesammen. Christoff!

Christoff. Gestrenger Herr!

Tyboe. Sig ham, at jeg har endnu den samme Kaarde, som jeg stak de 3 Herren Staten i Holland paa engang durch und durch med in dem Bataille von Amsterdam. Sig ham, at jeg skal laere ham, hvad det er at gjöre en solcher Officier Despect und Tortierung. Hey, Christoff!

Christoff. Ihr Wohlgebohrenheit!

Tyboe. Laß man bleiben til weiter Ordre. Wir haben uns bedacht. (Vender sig til Fruentimmerne, som skriger, naar de seer den blotte Kaarde. Tyboe derfor stikker den i Skeden, og siger:) Mademoiselle! jeg havde isinde at apoffre en halv Snees Cavaliers i Dag. Men, saasnart jeg fik Hende at see, stiltes min Vrede. Jeg er ikke den uovervindelige Helt og den

löwehjertede von Tyboe meer, som jeg var for et Oejeblik siden. Hendes Ojnes Canoner har skudt saadan Breche i mit Hjertes Faestning, at jeg maa slaae Chamade, og overgive mig paa Naade og Unaade. Her laegger jeg den Kaarde for Hendes Födder, med hvilken jeg harfört Million Mennesker til Graven. Om Kongen af Holland skulde see mig i den Positur, vilde han sige: Wo ist sejner forrige Corrasie, sejner alten herculianisken Bravour? wohlgeborner Hr. von Tyboe! Men jeg vilde svare: Hercules, som undertvang de 5 Parter af Verden, maatte jo lade sig cujonere af en Dalila. Naar Venus siger til sin Sön Cupidus: Stellet euer Gewehr zur Ladung! maa de störste Kjemper skjelve. Naar hun siger: öfnet die Pfanne! slaget an! gibt Feur! maa de störste Kjemper give sig. Men her er saadan unterlig Lugt inde, her lugter saa pedantisk, saa latinsk, saa graesk; om der er kun en Donat udi et Hus, saa staaer den mig strax i Naesen. Der maa uden Tvil en skimlet Magister have skjult sig en Steds herinde.

Stygotius. Hör? Domine! tal med Respect om laerde Folk.

Tyboe. Taenkte jeg der ikke vel. Hör, hvem er I?

Stygotius. Hvem er I?

Tyboe. Mit Navn er von Tyboe.

Stygotius. Og mit Navn er Magister Stygotius.

Tyboe. Det er at sige paa andet Dansk: Jeg er Kong Salomon, og I Jörgen Hattemager.

Stygotius. Jeg er en laerd Mand, og legitime promotus Magister.

Tyboe. Og jeg er en Mand, der kan tage den hele Magister-Grad paa min Samvittighed. I kjender maaskee ikke den Herr von Tyboe?

Stygotius. I kjender maaskee ikke Hr. Magister Stygotius?

Tyboe. Jeg har vundet over tyve Batallier.

Stygotius. Og jeg har disputeret over tyve Gange absque praesidio.

Tyboe. Alle Folk veed at tale om mig udi Holland og Braband.

Stygotius. Alle Litterati vide at tale om mig udi Rostok, Helmstad og Wittemberg.

Tyboe. Jeg har nedlagt de staerkeste Helte med min Haand.

Stygotius. Og jeg har slaget de staerkeste Oponentes med min Mund.

Tyboe. Jeg kann, ikkun med en halv Secund, saette saadan en Karl, som I, paa Jer Rumpe.

Stygotius. Og jeg kan med en halv Syllogismus reducere en hel Armee til absurdum.

Tyboe. Madam! hold mig, eller jeg klöver den Karl med et Hug udi 4 Parter.

Leonora. Min Herre! jeg vil bede, at Han har Respect for Fruentimmer. Han naaer ingenlunde sit Maal ved saadan Conduite. Min Datter skal vindes paa anden Maade.

Tyboe. Vil Madamen tage i Betaenkning, at praefere saadan en Mand som jeg for en Glosebog?

Leonora. Min Herre! jeg har stor Respect for dem begge to. Hvo af dem, der kann vinde min Datters Hjerte, den vil jeg kalde min Svigersön. Men I maa begge gaae Jere Sager an paa en anden Maade. Enhver af dem kan insinuere sig hos hende udi faer. Nu vil jeg og min Datter retirere os, for ikke at exponere vores Hus nogen Uheld. (De gaae ud.)

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
Bramarbas (in einer Sänfte).	Von Tybo (in einer Portechaise.) Die Vorigen. (Während er draußen auf der Flur harcellirt, werden Stühle zurecht gesetzt.)
Bram. (schreyt auf die Träger). Halt! halt! halt! (er pfeift) Peter! Hans! Friedrich! Christoph! Michel! Jakob! Henrich! George! (er pfeift noch einmal) Wo seyd ihr Hunde? Soll ich sechs bis acht Bediente halten, und doch keine rechte Aufwartung haben? Man muß einmal ein halb Dutzend solcher Kerle aufknüpfen lassen, eher werden sie nicht gut werden. (Er springt aus der Sänfte, und ruft noch einmal: Peter!)	v. Tybo. Halt! hal - - - t! (Stößt in eine Pfeife.) Peter, Franz, Jochum, Christoph, Görge, Niklas, Heinrich! (pfeift abermals.) Wo seyd ihr Kanaillen? Soll ich sechs bis acht Diener halten und keine Aufwartung haben? Man muß 'mal fünf, sechs von den Schuften hängen lassen, eher bessern sie sich nicht. (Springt aus der Portechaise und pfeift wieder.) Christoph!
Peter. Gnädiger Herr!	Christ. Wohlgeborner Herr!
Bram. Wo seyd ihr Hunde alle mit einander hingekommen.	v. Tybo. Wo seyd ihr Hunde alle acht hingerathen?
Peter. Es ist niemand mitgegangen als ich allein.	Christ. Da ist niemand, als ich, dem Herrn gefolgt.
Bram. Peste! Tetebleue! Diantre! Coquin! Maraut! Ihr verwünschtes Rabenvieh!	v. Tybo. Peste de tête bleu, ihr verfluchten Schwerenöther! Hab' ich nicht hundert-

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
Habe ich es euch nicht zehnmal hundert und neun und neunzig Millionen tausendmal gesagt, daß ihr alle acht zugleich mitgehen sollt, wenn ich zum Frauenzimmer gehe? (Er zieht den Degen aus, und sagt zu den Trägern) Hört! Porteurs! gebt Acht! Rechts um kehrt euch! (Die Träger drehen sich mit der Sänfte herum.)	millionentausendmal gesagt, daß wenn ich engrassirt und in Kompagnie mit Frauenzimmern bin, sollt ihr alle acht zugegen seyn? (Zieht den Degen und kommandirt.) Hört, Porteurs, gebt Achtung! Rechtsum kehrt euch! (Die Porteurs drehen sich um mit der Sänfte.) Marche! (Sie gehen ein wenig zurück.) Haltet da, bis auf weitere Ordre! — Christoph!
Bram. Marche! (Die Träger gehen ein wenig zurück.) Halt da! so lange bis auf weitere Ordre. Peter! (er steht, als in Gedanken.)	
Peter. Gnädiger Herr!	Christ. (mit großem Knebelbarte, nach und nach immer stärker brüllend.) Ihro Wohlgeboren!
Bram. Peter!	v. Tybo. Christoph!
Peter. Hochwohlgeborner Herr!	Christ. Ja, Ihro Tapferkeit!
Bram. Peter!	v. Tybo. Christoph!
Peter. Ihro Gnaden!	Christ. Gestrenger Herr!
Bram. Peter!	v. Tybo. Christoph!
Peter. Gnädiger Herr Oberster.	Christ. Ihro Gestrengigkeit!
Bram. Gut, Peter! Gehe mir gleich zu dem Officier hin, der die Wache hat, wo ich vorbeygetragen worden bin, und sage ihm, daß ich ihn auf ein Paar Pistolen heraus fordern lasse.	v. Tybo. Gut, Christoph! Lauf 'mal zum Officier in die Wache, der ich vorbeygetragen ward, und sage ihm, daß ich ihn morgen auf ein Paar Pistolen herausfordere.
Peter. Ganz recht, gnädiger Herr.	Christ. Es soll geschehen, wohlgeborner Herr.
Bram. Frage ihn: warum er mir das Gewehr nicht präsentiren lassen, als ich die Wache passirte.	v. Tybo. Frag' ihn, warum er mir das Gewehr nicht hat präsentiren lassen, als ich die Wache vorbeykam.

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
Peter. Ganz wohl, Herr Oberster.	Christ. Es soll erfüllt werden.
Bram. Hey, Peter!	v. Tybo. Hey, Christoph!
Peter. Gnädiger Herr!	Christ. Ihro Tapferkeit!
Bram. Sage ihm, er könne nur seine ganze Kompagnie Soldaten mitbringen; denn ich wollte die Hunde alle mit einander niederhauen. (Er will gehen.) Peter!	v. Tybo. Gut, Christoph! Sag' ihm, er mag seine ganze Kompagnie mitbringen, ich werde sie alle zu Frikassé kleinhauen. — Christoph!
Peter. Gnädiger Herr!	Christ. Gestrenger Herr!
Bram. Sage ihm, daß ich noch eben denselben Degen habe, womit ich drey von den Herren Generalstaaten in Holland auf einmal durch und durch gestochen; und zwar bey der Schlacht vor Amsterdam. Sage ihm, daß ich ihm zeigen wollte, was das sey, wenn man einem so großen Officier Tortierung und Despekt erweiset. Hey! Peter!	v. Tybo. Sage ihm, ich habe noch denselbigen Degen, womit ich die drey Herrenstaaten in der Bataille vor Amsterdam durch und durch gestochen. Sage ihm, ich werde ihn lehren, was das zu bedeuten hat, einem solchen Officier, wie ich bin, Despekt und Tortirung zu erweisen. — Hey, Christoph!
Peter. Herr Oberster!	Christ. Ihro Wohlgeboren!
Bram. Bleib nur hier, bis auf weitere Ordre. Wir haben uns bedacht. (Er wendet sich zum Frauenzimmer, welches über den bloßen Degen schreyt. Daher steckt ihn Bramarbas ein. Zum Frauenzimmer:) Mesdames, ich war Willens, heute ein halb Dutzend Kavaliere aufzuopfern, sobald ich aber nur sie gesehen, hat sich mein Zorn gelegt. Ich bin nicht mehr der unüberwindliche Held und der Löwengleiche von Bramarbas, der ich noch vor einem Augenblicke war. Die Kanonen ihrer Augen haben eine solche Bresche in die Festung meines Herzens geschossen, daß ich Chamade schlagen, und mich auf Gnade und Ungnade ergeben	v. Tybo. Laß man bleiben, bis auf weitere Ordre! Wir haben uns bedacht. (Wendet sich zu den Frauenzimmern; wenn sie den bloßen Degen sehen, schreyen sie laut auf. Von Tybo steckt ihn in die Scheide und sagt:) Mademoiselle! Ich war Willens, ein Dutzend Kavaliers heute aufzuopfern, wie ich aber euch erblickte, hat sich mein Zorn gleich gelegt. Ich bin nicht der unüberwindliche Held, der löwenherzige von Tybo mehr, wie vor einigen Augenblicken. Eurer Augen Kanonen haben eine solche Bresche in die Festung meines Herzens geschossen, daß ich Chamade schlagen und mich auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Hier lege ich euch den Degen zu Füßen, womit ich

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
muß. Hier lege ich aber den Degen zu Ihren Füßen, mit welchem ich über eine Million Menschen ins Grab gestürzt habe. Ach! wenn der König von Holland mich in dieser Positur sehen sollte, so würde er sagen: Wo ist seine alte tygermäßige Kourage, seine herkulanische Bravade, hochwohlgeborner Herr von Bramarbas? Ich aber würde ihm antworten: Herkules, der die fünf Theile der Welt bezwungen, mußte sich doch endlich von der Delila coujoniren lassen. Ja, wenn Venus zu ihrem Sohne Kupidus spricht: Schlage an, gieb Feuer! so müssen die größten Riesen zittern. Wenn sie sagt: mache dich fertig! so muß sich alle Welt ergeben. Aber ich weiß nicht, woher der wunderliche Geruch kommt, der hier im Zimmer ist? Es riecht so pedantisch, so lateinisch, so griechisch darin! Zum Henker! wenn auch nur ein Donat im Hause ist, so kann mans überall riechen. Es muß sich ohne Zweifel ein alter verschimmelter Magister allhier verborgen aufhalten.	Millionen Menschen ins Grab gebracht. Wenn der König von Holland mich in dieser Positur sähe, würde er sagen: Wo ist seine vorige Kourage? seine herkulanische Bravour, wohlgeborner Herr v. Tybo? Ich würde aber antworten: Herkules, der die fünf Welttheile bezwang, mußte sich doch zuletzt von einer Delila coujoniren lassen. Wenn Venus zu ihrem Sohne Kupido sagt: Stellet euer Gewehr zur Ladung! müssen die größten Kämpen zittern. Wenn sie spricht: Oeffnet die Pfanne, schlaget an, gebt Feuer! müssen die besten Streiter das Gewehr strecken. — Hier ist aber ein so wunderlicher Geruch in der Stube; es riecht mir so pedantisch, so lateinisch, so griechisch! Wenn auch nur ein Donat in einem Hause steckt, gleich kann es meine Nase merken. Zweifelsohne hat sich ein verschimmelter Magister hier in einem Winkel verkrochen.
Stiefelius. Hören sie, Domine! Reden Sie mit Respekt von einem Manne, der den ganzen Ciceronem mit Noten edirt hat.	Stygotius. Hört, Domine, sprecht mit Achtung von gelehrten Leuten!
Bram. Sagte ichs nicht? Hört, Landsmann! wer seyd ihr?	v. Tybo. Ha, Ha! Dacht' ich's nicht? Hört, wer seyd ihr?
Stief. Und wer seyd ihr?	Styg. Wer seyd ihr?
Bram. Mein Name ist Oberster von Bramarbas.	v. Tybo. Mein Name ist von Tybo.
Stief. Und ich heiße Magister Stiefelius.	Styg. Und ich heiße Magister Stygotius.

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
Bram. Das ist, ich bin ein vornehmer Kavalier, und ihr seyd ein elender Schulfuchsius.	v. Tybo. Das will mit andern Worten sagen: Ich bin König Salomon, und ihr seyd Görge, der Hutmacher.
Stief. Ich bin ein ehrlicher Mann und legitime promotus Magister.	Styg. Ich bin ein gelehrter Mann und legitime promotus Magister.
Bram. Und ich bin ein Mann, der den ganzen Magistergrad auf sein Gewissen nehmen kann. Ihr kennt vielleicht den Bramarbas nicht?	v. Tybo. Und ich bin ein Mann, der den ganzen Magistergrad auf sein Gewissen nehmen kann. Ihr kennt wahrscheinlich noch nicht den Herrn von Tybo?
Stief. Und ihr vielleicht den Magister Stiefelius nicht?	Styg. Und ihr kennt vermuthlich noch nicht den Herrn Magister Stygotius.
Bram. Ich habe über zwanzig Feldschlachten gewonnen.	v. Tybo. Ich habe über zwanzig Feldschlachten gewonnen.
Stief. Und ich habe über zweyhundert Schnitzer in Bentley's Terentio und in Burmanns Petronio gefunden.	Styg. Und ich habe über zwanzigmal disputirt absque praesidio.
Bram. In Holland, Brabant, Flandern und Amsterdam, weiß ein jedes Kind von mir zu reden.	v. Tybo. Alle Leute in Holland und Brabant wissen von mir zu reden.
Stief. Alle Kritici in Deutschland, Holland und Italien korrespondiren mit mir.	Styg. Alle Literati in Rostock, Helmstädt und Wittenberg wissen von mir zu reden.
Bram. Ich habe die größten Helden mit meiner eigenen Hand erlegt.	v. Tybo. Ich habe mit eigner Hand die stärksten Helden erschlagen.
Stief. Und ich habe die defektesten Manuskripte aus meinem eigenen Ingenio ergänzt.	Styg. Und ich habe mit eignem Munde die stärksten Opponentes zum Schweigen gebracht.
Bram. Ich kann mit einer bloßen Sekunde einen solchen Kerl, wie ihr seyd, über einen Haufen stoßen.	v. Tybo. Ich kann mit einer halben Sekonde so einen Kerl, wie ihr, auf seinen Hintern werfen.
Stief. Und ich kann mit einer einzigen Schrift einen	Styg. Und ich kann mit einem halben Syllogismus eine

Alte Uebersetzung.	Oehlenschläger.
Autorem Classicum um seinen Kredit bringen.	ganze Armee auf's absurdum reduciren.
Bram. Halten Sie mich doch, Frau Schwiegermama; oder ich haue den Kerl mit einem Hiebe in vier Stücke.	v. Tybo. Madame, haltet mich zurück, oder ich partiere den Kerl mit einem Hiebe in vier Stücke.
Frau Hartmannin. Ey, Herr Oberster, Sie werden doch in Gegenwart des Frauenzimmers dergleichen nicht unternehmen! Meine Tochter muß auf eine ganz andere Art gewonnen werden; damit richten Sie bey mir nichts aus.	Leonora. Mein Herr, ich bitte euch, dem Frauenzimmer Achtung zu zeigen. Ihr gelangt mit solcher Konduite nicht zum Ziele. Meine Tochter wird nicht auf solche Weise erobert.
Bram. Wie, Madame? Wollen Sie sich noch bedenken, ob Sie mich einer alten Grammatik vorziehen wollen?	v. Tybo. Madame, bedenkt ihr euch, solchen Mann, wie ich bin, einem alten Pergamentbande vorzuziehen?
Fr. Hartm. Ich schätze die Herren beyderseits hoch: aber zwingen will ich mein Kind nicht. Welcher von ihnen meiner Tochter Herz gewinnen kann, den will ich mit Vergnügen Schwiegersohn nennen. Aber sie müssen ihre Sachen ganz anders anfangen. Komm, meine Tochter, wir wollen uns von hier wegbegeben, damit wir keines Unglücks Zeugen seyn mögen. (Sie gehen ab.)	Leonora. Mein Herr, ich schätze sie beyde gar sehr. Wer das Herz meiner Tochter gewinnen kann, den werde ich meinen Schwiegersohn nennen. Sie müssen aber beyde einen andern Weg einschlagen. Es steht jedem frey, sich mit meiner Tochter bekannt zu machen. Jetzt werden wir uns zurückziehen, bis sie sich gefaßt haben, um uns keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. (Sie gehen.)

Diese kleine Probe möge genügen, um das Verdienst der neuen Uebersetzung darzuthun, die sich auch durch musterhafte Treue auszeichnet. Herr Professor Oehlenschläger hat seine Arbeit seinem Freunde, Deutschlands erstem komischen Dichter, Ludwig Tieck, in einer scherzhaften Zueignung gewidmet. Wenn es auch nicht zu hoffen ist, daß diese alten Komödien wiederum auf unsern Bühnen zur Aufführung gelangen werden, da man jetzt an eine Komik ganz anderer Art gewohnt ist, so werden sie doch, bey allen Freunden des heitern Scherzes gewiß eine gute Aufnahme finden.

Nicolay Fürst.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXI.

Numismatische Beyträge.

Ergänzende Beyträge zu dem Werke: Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiserin Königin Maria Theresia geprägt worden sind. Wien 1782. Fol. (auch unter dem franz. Titel: Médailles frappées sous le règne glorieux de l'Impératrice - Reine *Marie Thérèse*.

Wir liefern hier diese ergänzenden Beyträge aus einem älteren uns zugekommenen Manuscripte, worin auch die im römisch-deutschen Reiche und überhaupt im Auslande geprägten Stücke aufgenommen sind, welche eine nähere Beziehung auf die durchlauchtigste Familie des österreichischen Hauses und seine Geschichte haben, und zum Unterschiede mit einem Sternchen bezeichnet wurden. Die den römischen Zahlen in den folgenden Beschreibungen beygefügten Buchstaben b. c. u. s. w. bedeuten, daß diese Stücke sich unmittelbar an diejenigen anzuschließen haben, welche unter den nämlichen Zahlen in dem oben angeführten Werke vorkommen.

* I. *a.* Vordere Seite. FRANC. STEP. PR. A. LOT. LEOP. I. ET ELIS. C. AVREL. F. II. (Name des Künstlers S. V.) Sein Kopf unbedeckt.

Rückseite. SPES. ALTERA. GENTIS. Im Abschnitt. NANC. PRIM. INGR. VRB. OPT. 1714. Zwey in einander geschlungene Bäume. Med. Duk. Größe.

* I. *aa.* Vordere Seite. ELIS. CAR. AVRELIAN. LEOP. I. CONIVX. FIDELISSIMA. AVGG. OPT. MATER. (Name des Künstlers S. V.) Ihr Kopf.

Rückseite. ET ADHVC. NOS. PROLE. BEABIT. AN. REGNI. 17. Im Abschnitt. NANC. VRB. OPT. 1715. Die Herzogin in der Mitte ihrer Kinder. Med. Thal. Gr.

* II. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVS. III. D. G. DVX. LOT. BAR. REX. IER. (Der Künstler S. V.) Sein Kopf.

Rückseite. ALTER ET IDEM. Im Abschnitt. VIXIT. LEOPOLDVS FRANCISCVS REGNAT. XXVII. MARTII. MDCCXXIX. Ein Adler schwingt sich aus seinem Felsenneste gegen die Sonne auf. Dem Felsen gegenüber ragen Palmbäume hervor. Große Medaille.

XIX. *b.* Medaille auf die Geburt des Erzherzogs Joseph II. welche der 1741 in Wien gegenwärtige türkische Botschafter Gianibi Aly Pascha prägen ließ. Auf einer Seite eine Lilie in einer zierlichen Einfassung: auf der andern eine Rose in einer ähnlichen Einfassung. Ohne Aufschriften. Med. Thal. Gr.

* XXVI. *b.* Vordere Seite. FRIEDE. FRIEDE. Im Abschnitt. PVBLIC. IN BRESLAV. D. 27. IVNII. Der österreichische und preußische Wappenschild; oben eine Taube mit einem Oelzweige.

Rückseite. ES. KOMT. GOTT. EH. WIR. VNS. VERSEHN. VND. LAESSET. VNS. VIEL. GVTS. GESCHEN. Das strahlende Auge Gottes. Die Buchstaben M. W. I. V. V. V. D. L. V. V. I. L. V. C. geben die Jahrzahl 1742. Med. Thal. Gr.

* LXXIII. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. SEMP. AVG. (Der Künstler G. D. OEXL.) Kopf Franzens I.

Rückseite. SPLENDORE. COMITIORVM. REDVCTO. Im Abschnitt. RATISBONAE. D. 29. NOV. 1745. Das Rathszimmer; unten das Wappen der Stadt Regensburg. Med. Thal. Gr.

* LXXIII. *c.* Vordere Seite. FRANCISCVS. ET. THERESIA. AVGVSTI. Die Namen und Köpfe Franz I. und M. Theresiens.

Rückseite. SECVRITAS POPVLI. Im Abschnitte. DIE CORONAT. D. 4. OCT. MDCCXLV. Die Reichsinsignien, Krone, Reichsapfel, Schwert und Zepter, auf einem reich gezierten Tische. Med. Duk. Gr.

* LXXIII. *d.* Vordere Seite. FRANCISCVS. D. G. ROM. IMP. SEMP. AVG. Kopf Franz des I.

Rückseite. VOTA. PRIMA. PRO. SALVTE. AVGVSTI. Im Abschnitte. S. P. Q. N. 1745. Der Schutzgeist von Nürnberg, mit der Thurmkrone geziert, hält stehend in der Rechten eine auflodernde Lampe, in der Linken den Wappenschild von Nürnberg. Duk.

* LXXIII. *e.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. SEM. AV. (Der Künstler T.) Kopf Franz des I.

Rückseite. AVGVSTA .VINDELICORVM. Im Abschnitte 1745. Der Augsburgische Tannzapfen, über welchem der gekrönte Reichsadler; unten sitzt Neptun und ein Flußgott. Duk.

LXXXI. *b.* Vordere Seite. Das Wappen von Savoyen und jenes vom Hause Liechtenstein an einander gestellt und von zwey mit einem Herzoghute geschmückten Löwen gehalten. Ueber den Wappenschildern ist ein Herzoghut angebracht.

Rückseite. THERESIA. DVX. SABAVDIAE. NATA. PRINCEPS. DE. LIECHTENSTEIN. NOBILI. IVVENTVTI. ACADEMIAM. BELLI. ET. PACIS. MAGISTRAM. FVNDAVIT. 7. AVG. 1746. Med. Thal. Gr.

LXXXI. *c.* Vordere Seite. MAR. THERESIA. DVX. SABAVDIAE. EX. PR. DE. LIECHTENSTEIN. (Der Künstler M. DONNER.) Brustbild der Herzogin Maria Theresia von Savoyen im Wittwenschleyer.

Rückseite. VIRTVTI. ET. MERITIS. Die Göttin der Weisheit sitzend, hält mit der Rechten einen Lorberkranz über mathematische Instrumente, Bücher und Landkarten; in der Linken hält sie eine Lanze und stützet sich auf den vereinten Wappenschild von Savoyen-Liechtenstein. Zur linken Seite sitzet eine Nachteule auf einer Säule. Große Medaille.

* XCVII. *b.* Vordere Seite. OCTAVA. HOS. TANDEM. TRIBVIT. VINDEMIA. FRVCTVS. Im Abschnitte .PAX. AQVISGR. und im Felde: A. MDCCXLVIII. M. OCT. Mehrere Genien, die sich mit Weinpressen und dergleichen Arbeiten beschäfftigen.

Rückseite. SANANDIS. EVROPAE. VVLNERIBVS. (Der Künstler. I. L. OE.) Europa mit verbundener Kopfwunde auf dem

Stiere sitzend, hält in der Rechten eine Arzneyflasche; mit der Linken hält sie den Stier beym Horne; vor ihr steht die Zeit als ein geflügelter Greis mit seiner Sichel, und hält in der rechten Hand ebenfalls eine Arzneyflasche. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *c.* Vordere Seite. DVRAVIT — IAM PER SECVLVM — PAX WESTPHALICA. SANCITA. MDCXXXXVIII. Die Religion steht vor einem Altare, worauf die Friedensurkunde mit den herabhängenden Wappensigillen.

Rückseite. DVRABIT — IN SECVLA — PAX AQVISGRANENS. MDCCXLVIII. Ein Lorberbaum, woran die Friedensgöttin acht Wappenschilde befestigt; unten Waffen, die von einer umgestürzten brennenden Fackel verbrannt werden. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *d.* Vordere Seite. PAX. VRBES. PAX. REGNA. LIGAT. PAX. CONGREGAT. ORBEM. In der Mitte: NON. SINE. NVMINE DIVVM. Acht Wappenschilde der Friede schließenden Mächte.

Rückseite. PACATI. GLORIA. MVNDI. Im Abschnitte. PAX. AQVISGRANI. SIGNATA. MDCCXXXXVIII. M. OCTOR. Der weibliche Genius der Erde, mit der Thurmkrone geziert, hält in der rechten Hand eine Kugel, worauf eine Taube steht, die einen Oelzweig im Schnabel hält. Neben diesem Genius ist eine Pyramide, an welcher der römisch-kaiserliche und königl. preußische Wappenschild, und die Aufschrift: GAVDIVM. REIPVBLICAE. Hinter der Pyramide der Prospekt von Aachen. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *e.* Vordere Seite. BONA. IAM. PERACTIS. IVNGITE. FATA. — HORatius. Im Abschnitte. SIC. IVNGIT. PATRIA. VOTA. Der weibliche Genius Deutschlands vor einem Altare kniend hält in der Rechten ein Weihrauchgefäß, in der Linken einen Oelzweig: rückwärts der Tempel des Janus geschlossen, und hinter diesem Truppen, die auf einander feuern, nebst einer Festung, die beschossen wird.

Rückseite. ET. MIHI. ET. TIBI. Im Abschnitte. AQVISGRANI. MDCCXXXXVIII. Der Rhein und Po mit ihren Urnen, worauf PADVS und RHEN mit einer Landschaft im Hintergrunde. Ersterer reicht mit der rechten Hand Letzterem einen Kranz, den dieser empfängt. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *f.* Vordere Seite. POST. TENEBRAS. Im Abschnitte. DEFICIENTE. SOLE. CIƆIƆCCXXXXVIII. XXV. IVL. Oben die durch den Mond verfinsterte Sonne.

Rückseite. CVM. PACE. REDIT. Unten LAETANTE EVROPA. Von der Sonne fliegt eine Taube mit einem Oelzweige auf die Erde herab. Med. Guld. Gr.

* XCVII. *g.* Vordere Seite. QVAM. PETITIS. IVNCTA. EST. MIHI. FOEDERE. DEXTRA. Im Abschnitte. AVSTRIACIS. PACEM. LAETATVR. PATRIA. TERRIS. Der gekrönte weibliche Genius von Oesterreich stehend, hält in der Rechten einen Zepter, in der Linken den römisch-kaiserlichen Wappenschild, oben sind Wolken, aus denen zwey in einander geschlungene und Oelzweige haltende Hände hervorragen.

Rückseite. VNDIQVE PACATA. Im Abschnitte. TRANSACTIONE. AQVISGRANENSI. 1748. Die gekrönte personificirte Erde sitzend hält in der Rechten einen Palmzweig, in der Linken ein Füllhorn; hinter und neben ihr sind ein Tempel und ein Olivenbaum; vor ihr ein Tisch mit Kronen und andern Reichsinsignien. Med. unter Guld. Gr.

CII. *b.* Vordere Seite. IOANNA. GABR. ARCHID. AVSTR. (Der Künstler A. WIEDEMAN.) Brustbild der Erzherzogin Johanna Gabriela.

Rückseite. SIDERIBVS. RECEPTA. XXIII. DEC. MDCCLXII. Im Abschnitte. NATA. IV. FEB. MDCCL. Die Erzherzogin wird von einem Adler aufwärts getragen. Sie hält in der Rechten ein mit Sternen besetztes Gewand, in der Linken einen Zepter. Med. Thal. Gr.

* CXIII. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. ARCHIDVX. AVSTRIAE. Der Kronprinz zu Pferde in ungrischer Kleidung.

Rückseite. VTROQVE. Im Abschnitte. MDCCLII. Ein Postument, an dem das gekrönte österreichische Wappen befestiget ist; auf demselben des Janus Doppelkopf über einem Schwerte und Merkursstabe, als Sinnbildern des Kriegs und Friedens. Med. Thal. Gr.

* CXIV. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. S. A. GERM. HIER. REX. LOT. BAR. ET. M. HET. DVX. (Der Künstler M. DONNER.) Name und Bildniß Franz des I.

Rückseite. Wie Nr. CXIV. des gedruckten Werkes.

CXV. *b.* Vordere Seite. FERNANDVS. ARCHID. AVSTR. (Der Künstler F. WÜRTH. F.) Name und Kopf Ferdinands Erzh. von Oesterreich.

Rückseite. Wie Nr. CXV. des gedruckten Werkes.

CXVII. *b.* Vordere Seite. METASTASIVS (Der Künstler C. KOL. F.) Bildniß des berühmten Metastasio.

Rückseite. VLTIMI. NOSCVNT. GELONI. FLORENTIAE. AN. MDCCLIIII. Sinnbilder der dramatischen Dichtkunst. Große Medaille. Guß.

CXVII. *c.* Vordere Seite. NVMINA. BINA. THRONVM. FIRMANT. (Der Künstler A. D.) 1754. Köpfe Franz des I. und M. Theresiens.

Rückseite. TOT. PIGNORA. REGNIS. (Der Künstler A. D.) Die Brustbilder der Erzherzoge Joseph, Karl, Leopold und Ferdinand. Großer Silbermedaillon, von getriebener, vortrefflicher Arbeit.

CXVII. *d.* Vordere Seite. RESTAVRATOR. SCIENTIARVM (Der Künstler A. DOMANOEK.) 1754. Bildniß Kaisers Franz I.

Rückseite. VIRTVS. DOMINATVR. VTRIQVE. (Der Künstler A. D.) Der Kaiser sitzend mit einer Halskette geziert, an welcher eine Medaille hängt; rechts die Pallas mit der Eule, die ihm ein ägyptisches Idol reichet, links der kniende Herkules mit der Keule; oben der doppelte Adler, der mit den Klauen den Baldachin empor hält. Wie die vorgehende Medaille, beyde von demselben Künstler DOMANOEK.

CXXII. *b.* Vordere Seite. M. TH. D. G. R. IMP. G. H. B. REG. A. A. D. BVRG. (Der Künstler. DV. VIVIER.) Die Jahrzahl 1755 in der Falte des Kleides. Brustbild der Kaiserin Theresia.

Rückseite. STATVS. TORNACESII. (Dornik) Ein Thurm. Auf beyden Seiten zusammengebundene Kornähren, die an Ringen befestiget sind. Med. Guld. Gr.

CXXVIII. *b.* Vordere Seite. GER. L. B. V. SWIETEN. S. C. R. M. A. CON. ARCH. CO. BIB. PR. (Der Künstler A, WILDE.) 1756. Name und Bild des Freyherrn Gerard van Swieten.

Rückseite. DOCET. ET. SANAT. Im Abschnitte. MED. VIENN. EMEND. Apollo, der Genesung bringende, sitzt unter einem

Baume, und hält in der Rechten ein Buch, in der Linken einen Schlangenstab, neben ihm ist eine Leyer. Dort ein chemischer Ofen mit Zugehör, da ein indischer Feigenbaum auf einem Fußgestelle. Med. über Thal. Gr.

CXXXIX. *b.* Vordere Seite. CAR. C. COBENZL. AVG. IN. BELG. ADMINIST. (Der Künstler R.) Brustbild des Grafen mit der Ordenskette des goldenen Vließes.

Rückseite. GRATITVDO AVGVSTORVM. Im Abschnitte. EX. DECR. S. P. Q. B. 1759. Ein aufgeschlagenes Buch mit den Worten: STATVTA. ORDINIS, innerhalb der Kette des goldenen Vließes. Med. Guld. Gr.

CL. *b.* Vordere Seite. CHRISTOPH. S. R. E. CARD. A. MIGAZZI. AR. E. VIEN. S. R. I. PR. EPIS. VACIEN. ADMIN. (Der Künstler G. TODA. F.) Name und Bildniß des Kardinals Migazzi.

Rückseite. RELIGIONI. ET. BONIS. ARTIBVS. Im Abschnitte. A. C. D. D. (Das erzb. Konsistorium) 1760. Die Religion reichet der Göttin der Weisheit die Hand. Hinter der erstern ist ein brennender Altar, hinter der letztern ein Schild mit dem Medusenkopfe, und eine Nachteule, die auf einem Buche sitzt. Med. über Thal. Gr.

* CLVII. *b.* Vordere Seite. DER. NAMEN. DES. HERRN. IST. EIN. FESTES SCHLOS. Die Stadt Frankfurt am Mayn; oben das strahlende Auge Gottes mit der Inschrift: Jehovah; unten ein Merkursstab zwischen zwey umgestürzten Füllhörnern, aus denen Früchte herausfallen.

Rückseite. ZVM. ANDENKEN. DES. FRIEDENS. FRANKFVRT. 1763. Rings herum eine Einfassung, in welche Palmen- und Lorberzweige geschlungen sind. Med. Guld. Gr.

* CLVII. *c.* Vordere Seite. IAM. REDIRE. AVDET. Im Abschnitte. GERMANIA. PACATA. (Im Felde der Künstler OE.) Die Friedensgöttin, in der Rechten einen Zepter, in der Linken eine Kornähre; zu ihren Füßen ein Pflüger.

Rückseite. NVNCIA. PACIS. Im Abschnitte. D. 15. FEBR. MDCCLXIII. (Der Künstler OEXLEIN.) Das Rathhaus von Nürnberg; oben die Fama. Med. Th. Gr.

CLVII. *d.* Vordere Seite. FRANCISCVS. D. G. ROM. IMP. SEMP. AVG. Der doppelte kaiserliche Adler mit dem lothringischen Wappenschilde.

Rückseite. BENEDICTVS. DOMINVS. QVI. DEDIT. PACEM. IN. FINIBVS. NOSTRIS. Im Abschnitte. X. ST. E. F. MARK. 1763. S. F. (Der Künstler I. L. OE.) Die stehende Friedensgöttin bey einem Altare opfernd, an welchem das Nürnberger Wappenschild angelehnt ist. Thal.

* CLVII. *e.* Vordere Seite. NOMEN. DOMINI. TVRRIS. FORTISSIMA. Im Abschnitte. ANNO. PACIS. MDCCLXIII. Die vordere Seite wie Nr. CLVII. *b.*

Rückseite. OB. REDITAM. ORBI. ET. VRBI. QVIETEM. Im Abschnitte. FRANCFVRT. D. XX. MARTII. (Der Künstler I. L. OEXLEIN.) Der Genius von Frankfurt vor einem brennenden Altar, neben welchem ein Opfergefäß stehet. Med. Thal. Gr.

* CLXVI. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVM. IMP. ROM. IOSEPHVM II. REG. ROM. ADVENTANTES. LVDOVICVS. VIII. HASS. LANDGR. OMINE. FELICI. ADVENTANS. SALVTAT.

Im Abschnitte. AD. FRANCOFVRTVM. DIE. XXIX. MARTII. (Der Künstler. A. S.) Eine große Allee in einem Walde, wo man nebst verschiedenen Personen und Wägen eine Ehrensäule sieht mit der Inschrift: POSTERITATI. sIC. LVDoVICo. vIDebat. DIana. In der Mitte ist der Kaiser und der röm. König, welche von dem Landgrafen bewillkommt werden. Oben schwebt der gekrönte kais. Adler, der zwischen den Klauen einen Zettel mit der Aufschrift hält: qVanta. CaesarIs. qVanta. regIs. In. seneCtaM. spLenDet. gratIa.

Rückseite. FRANCISCO. THERESIAE. IOSEPHO. AVSTRIAE. STIRPI. DEVOTISSIMVS — LVDOVICVS. VIII. D. G. HASSIAE. LANDGRAVIVS. S. R. I. PRINCEPS etc. — Des Landgrafen Kopf über einem fliegenden Zettel mit der Inschrift: Ita. DeCoratVs. aMICI. tItVLo. In. Deo. sI. VeLIt. Constans. reqVIesCaM. welche die Jahrzahl 1764 zweymal in sich faßt. Große Med.

* CLXVI. c. Vordere Seite. LVDOVICVS VIII. D. G. LANDGRAVIVS HASSIAE. (Der Künstler A. SCHAEFER.) Name und Bildniß Ludwigs VIII. Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Rückseite. DEO. CAESARI. ET. IMPERIO. Ein brennendes Herz mit zwey verschränkten L. über einem Altar, worauf M. T. steht, die Anfangsbuchstaben Marien Theresiens. Med. Thal. Gr.

* CLXVI. d. Vordere Seite. SVB. VMBRA. ALARVM. TVARVM. Der kaiserliche Adler mit den Reichsinsignien. Auf den beyden Flügeln sind die Buchstaben F. S. (Franz Stephan) und M. T. (M. Theresia) verschränkt angebracht. Um den Leib des Adlers ist ein Band befestigt, an dem eine kleine Medaille mit dem Namen (LVDOVICVS. VIII. D. G. LANDGR. HASS.) und Bilde des Landgrafen von Hessen-Darmstadt Ludwigs VIII. hängt.

Rückseite. PRO. AVSTRIA. ET. BONA. CAVSA. Das hessische Wappen von sieben andern Wappenschildern umgeben. Med. über Thal. Gr.

* CLXXVI. b. Vordere Seite. IOSEPHA. ROM. IMPERATRIX. (Der Künstler F. A. SCHEGA.) Name und Bild der zweyten Gemahlin Joseph II, Josepha von Baiern.

Rückseite. VIAS. IMITATA. PARENTVM. Im Abschnitte. MDCCLXV. Ein sich aufschwingender Adler, unter welchem der Prospekt von Wien. Med. über Th. Gr.

CXCII. b. Vordere Seite. LEOPOLDVS. D. G. P. R. H. ET. B. A. A. M. D. ETR. Name und Bild des Großherzogs von Toskana, Peter Leopold.

Rückseite. OPERA. OMNIA. LVSTRAT. Im Abschnitte. MDCCLXVI. (Der Künstler I. VEBER. F.) Der Sonnengott von vier Pferden gezogen fährt über den Wolken; unten die Erde. Med. Thal. Gr.

* CCIV. b. Vordere Seite. IOSEPHVS. II. D. G. RO. IMP. S. A. (Der Künstler T.) Name und Bild Joseph des II.

Rückseite. AVGVSTA. VINDELIC. Im Abschnitte 1767. Das Wappen von Augsburg in einer Art von Säulengebäude. Duk.

* CCVI. b. Vordere Seite. FERDINAN. VII. D. G, SICILIARVM. ET. HIERVSA. REX. (Der Künstler BERGER.) Name und Kopf des Königs beyder Sicilien Ferdinands IV.

Rückseite. PERENITATI. DOMVS. REGIAE. (Der Künstler P. BERGER. F.) Hymen mit der Fackel in der rechten Hand, hält in der linken einen Blumenkranz und stützet sich auf eine Säule, worauf

die Hoffnung abgebildet ist. Rechts ein brennender Altar mit dem Neptun und Vesuv bezeichnet, links ein Füllhorn. Med. Thal. Gr.

CCXVI. *b.* Wie CCXVI. des gedruckten Werkes, aber kleiner.

CCXXXII. *b.* Wie CCXXXVII. doch mit dem Namen und Bildnisse M. Theresiens.

CCXXXIV. *b.* Vordere Seite. M. THERESIA. D. G. R. IMP. HV. BOH. REG. Name und Bildniß M. Theresiens.

Rückseite. FVNDANTE. AVGVSTA. MARIA. THERESIA. ROMAN. IMP. ET. REG. HVNG. BOH. M. P. TRAN. etc. etc. POSITVS. LAPIS. FVNDAMENTI. PRO. ERIGENDO. TEMPLO. ORPHANOTRO. THERESIANI. CIBINII. XVI. IVN. MDCCLXX. Med. unter Guld. Gr.

CCXL. *b.* Wie CCXL des gedruckten Werkes, aber mit den Namen und Bildnissen des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin M. Beatrix von Este.

* CCXLVIII. *b.* Vordere Seite. CAROLVS. III. HISPA. REX. Name und Bild Karl des III. Königs von Spanien.

Rückseite. OB PRIMAM. REG. PROLEM. GRATVLATIO. MISSILIA. POPVLO. NEAPOL. MDCCLXXII. Ein Jetton, geprägt auf die Geburt der Enkelin Karls III. Maria Theresia, der zweyten Gemahlin Sr. Majestät Kaiser Franz II. Med. unter Guld. Gr.

CCXLVIII. *c.* Vordere Seite. FERDINANDVS. REX. MARIA. CAROLINA. REGINA. Unten. NEAP. MDCCLXXII. Im Felde C. C. Brustbilder des Königs und der Königin.

Rückseite. FECVNDITAS. Im Abschnitte. M. THERESIA. NATA. NON. IVNII. Im Felde B. P. R. Die Königin, auf einem Lehnstuhle sitzend, die neugeborne Prinzessin auf dem Schooße haltend. Man sieht im Hintergrunde das Meer, den liegenden Neptun und den flammenden Vesuv. Thal.

CCXLVIII. *d.* Vordere Seite. P. LEOPOLDVS. D. G. P. R. H. ET. B. A. A. M. D. ETR. (Der Künstler I. VEBER.) Name und Bild Leopold des II. als Großherzog von Toskana.

Rückseite. ABVNDANTIA. IN. TVRRIBVS. TVIS. Im Abschnitte. MDCCLXXII. (Der Künstler I. V.) Die Göttin des Ueberflusses stürzt mit beyden Händen ein Füllhorn um, woraus Früchte fallen. Neben ihr ist rechts ein aufgerichtetes Füllhorn, aus welchem Aehren und Trauben hervorragen, links ein Oelbaum. Med. Thal. Gr.

CCXLVIII. *e.* Vordere Seite. CHRISTOPH. CARD. A. MIGAZZI. ARCHIEP. VIENN. S. R. I. PR. EPISC. VACIEN. ADMIN. (Der Künstler KRAFFT. F.) Name und Bild des Kardinals Migazzi.

Rückseite. ELEGI. LOCVM. ISTVM. MIHI. IN. DOMVM. SACRIFICII. 2. PARAL. 7. 12. Im Abschnitte. TEMPLVM. PRINCEPS. VACIAE. MDCCLXXII. Die Kirche. Med. Thal. Gr.

CCLV. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. II. M. THERESIA. AVGG. Namen und Köpfe M. Theresiens und Joseph des II.

Rückseite. GALLICA. LODOMERIA. CAET. IN. FIDEM. RECEPTA. MDCCLXXIII. Zwey Oelzweige. Med. unter Guld. Gr.

CCLV. *c.* Vordere Seite. Der gekrönte Wappenschild von Gallizien und Lodomerien mit dem österreichischen Wappen als Mittelschilde.

Rückseite. Wie auf dem vorigen Stücke. Med. Duk.

CCLV. *d.* Vordere Seite. VENCESLAVS. PR. A. KAVNITZ. RITBERG. (Der Künstler KRAFFT. E.) Name und Bild des Fürsten Wenzel von Kaunitz-Rittberg.

Rückseite. NASCITVR. ORDO. Im Abschnitte. MDCCLXXIII. Ein geflügelter Genius stehend zwischen zwey Wolken, und sich auf ein Steuerruder stützend. Unten viele Sinnbilder der Künste, Wissenschaften, Handlung, Politik. Med. über Thal. Gr.

CCLXI. *b.* und CCLXI. *c.* Wie CCLXI. des gedruckten Werkes, aber immer mit einer andern Kopfseite. M. THERESIA. AVGVSTA. (Der Künstler A. GVILLEMARD. F.) und dann mit der nämlichen hier angeführten Umschrift, aber KRAFFT. F.

* CCLXIII. *b.* Vordere Seite. LOVIS. XVI. ROI. DE. FRANCE. ET. DE. NAVARRE. (Der Künstler N. GATTEAVX. F.) Name und Bild Ludwigs des XVI. Königs von Frankreich.

Rückseite. LES SIX. CORPS. DES. MARCHANDS. PRÉSENTÉS. PAR. LE. DVC. DE BRISSAC. GOVVERNEVR. DE PARIS. ONT. COMPLIMENTÉ. LE. ROI. ET. LA. REINE. SVR. LEVR. AVENEMENT. A. LA. COVRONNE. LE. X. IVIN. MDCCLXXIV. Unten zwey Lorberzweige. Med. Thal. Gr.

* CCLXIII. *c.* Vordere Seite. MARIA. ANT. AVSTR. FR. ET. NAV. REGINA. MDCCLXXIV. (Der Künstler DV. VIVIER. F.) Name und Bild der Königin von Frankreich M. Antonia.

Rückseite. LVD. XVI. REX. CHRISTIANISS. (Der Künstler DV. VIVIER. F.) Name und Bild Ludwig des XVI. Med. über Thal. Gr.

CCLXIII. *d.* Vordere Seite. FRANC. COMES. ZICHY. EPISC. IAVRIN. (Der Künstler A. WIDEMAN.) Brustbild des Bischofs mit Kreuz und Ordenskette.

Rückseite. PRIMITIAE. SECVNDAE. Im Abschnitte. IAVRINI. XV. AVG. MDCCLXXIV. Ein Tisch, auf welchen drey Brote und ein Gefäß gestellt sind. Med über Thal. Gr.

CCLXXII. *b.* Vordere Seite. CAROLVS. LOTHARING. DVX. BELG. GVBERNAT. (Der Künstler R.) Name und Brustbild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückseite. PRINCIPI. OPTIMO. ET. PIISSIMO. QVOD. TEMPLI. GAVDENB. (Gaudenberg, Hofkirche in Brüssel auf dem Königsplatze) PRIMVM LAPIDEM. POSVERIT. Im Abschnitte 17. IAN. 1776. Med. Thal. Gr.

CCLXXV. *b.* Vordere Seite. MAX. A. A. COAD. ADM. M. MAG. ORD. TEVT. (Der Künstler WURT. F.) Name und Kopf des Erzherzogs Maximilian.

Rückseite. ADVENTVS. ARCHIDVCIS. AVSTRIAE. IN. FODINAS. HVNGARIAE. INFERIORIS. MDCCLXXVII. MENSE IVNII. Unten zwey verschränkte Bergbauinstrumente. Med. Guld. Gr.

CCLXXVIII. *b.* Vordere Seite. CAROL. ALEX. LOTH. ET. BAR. DVX. 1778. (Der Künstler T. V. BERCKEL. F.) Name und Bildniß des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückseite. ARTIVM. LIBERALIVM. TVTELA. AC. PRAESIDIVM. Im Abschnitte. ACADEMIAE. BELGICAE. (Der Künstler T. V. B.) Vier Genien der Künste. Der eine zeichnet, der andere malet die Fama, der dritte arbeitet an dem Brustbilde des Herzogs Karl, und der vierte mißt ein Säulenkapital. Med. über Thal. Gr.

CCLXXIX. *b.* Vordere Seite. M.THERESIA.AVGVSTA. (Der Künstler A. GVILLEMARD. F.) Name und Bildniß der Kaiserin M. Theresia.

Rückseite. SIGNVM. FOEDERIS. Im Abschnitte. IN. AGRO. MENSVLAE. MAIORIS. A. PADI. INVNDATIONE. ILLAESO. TEMPLVM. A. FVNDAM. AEDIFIC. MDCCLXXVIII. (Der Künstler A. G. F.) Ein Regenbogen über einem Opferaltar, auf dem ein Lamm liegt. Auf beyden Seiten Berge, auf deren einem die Arche ruht. Med. über Thal. Gr.

* CCLXXVIIII. *c.* Vordere Seite. LVD. XVI. REX. CHRISTIANISS. (Der Künstler B. DV. VIVIER. F.) Name und Bild Ludwigs XVI.

Rückseite. FOECVNDITATIS. AVGVSTAE. PIGNVS. ET. OMEN. Im Abschnitte. NATAL. MARIAE. THER. CAR. REGIS. PRIMOG. XIX. DEC. MDCCLXXVIII. (Der Künstler B. DV. VIV.) Die Königin M. Antonia sitzend, hält die neugeborne Prinzessin auf den Armen. Med. Thal. Gr.

* CCLXXIX. *d.* Vordere Seite. TRANQVILLITAS. GERMANIAE. INTERRVPTA. Im Abschnitte D III. IVLII. MDCCLXXVIII. (Der Künstler STIELER. F.) Ein Lager, in dessen Mitte eine zerbrochene Säule nebst einer umgestürzten Leyer und einem Merkursstabe; auf der Seite liegen Fahnen.

Rückseite. RESTAVRATA. Im Abschnitte. OPERA. RVSS. ET. GALL. INTERPOSITA. TESCHENAE. D. XIII. MAII. MDCCLXXIX. Ein Feld mit einem ackernden Landmanne, einem ruhig seine Flöte blasenden Hirten u. s. w. In der Mitte eine aufgerichtete Säule, auf der zwey Oelzweige ruhen. An den obern Theil der Säule ist eine Leyer und ein Caduceus befestigt; an dem untern Theile sind die drey Wappenschilde von Oesterreich, Preußen und Sachsen. Med. Thal. Gr.

* CCLXXX. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. II. FRIDERICVS. II. Im Abschnitte. GERMANIA. GAVDET. Namen und Köpfe Josephs II. und Friedrichs II. unter einem Lorberkranze.

Rückseite. DIE. XIII. MDCCLXXIX. GERMANIAE. PAX. EST. RESTAVRATA. Im Abschnitte. TESCHEN. (Der Künstler REICH. F.) Zwey gekrönte, mit Lorber- und Oelzweigen umwundene Säulen, an einer ruht der französische, an der andern der römisch-kaiserliche Wappenschild. Med. Thal. Gr.

CCLXXX. *c.* Vordere Seite. MARIA. THERES. AVG. (Der Künstler T. V. B.) Geschleyerter Kopf der Kaiserin.

Rückseite. MATRI. DEVM. SALVTARI. Im Abschnitte. PAX. TESCHINAE. CONSTITVTA. MDCCLXXIX. Cybele zwischen zwey Löwen sitzend, in der Rechten Zepter und die Weltkugel, und in der Linken einen Oelzweig haltend.

CCLXXXIV. *b.* Wie CCLXXXIV des gedruckten Werkes, aber bloß mit Josephs II. Namen und Bilde.

* CCLXXXIV. *c.* Vordere Seite. MARIA ANT. AVSTR. FR. ET. NAV. REGINA. (Der Künstler B. DV VIVIER.) Name und Bild der Königin von Frankreich M. Antonia.

Rückseite. ACTE. DE. BIENFAISANCE. DE. LA. REINE. Im Abschnitte. MARIAGES. CÉLÈBRÉS. EN. FEVRIER. 1779. Med. Thal. Gr.

CCLXXXV. *b.* Aehnlicher Jetton, wie CCLXXXV des gedruckten Werkes, doch ohne den Palm- und Lorberzweig auf der Rückseite.

CCLXXXVIII. *b*. Vordere Seite. C. A. D. G. S. A. B. G. O. T. A. E. P. G. E. I. M. M. D. L. E. B. S. R. I. E. C. A. R. A. M. M. T. D. L. P. E. G. G. E. A. Wappenschild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückseite. NATVS. 12. DECEMBER. 1712. ELECTVS. IN. SVPR. ADM. PRVSS. ET. M. MAG. O. T. 3. MAY. 1761. DEFVNCTVS. 4. IVLY. 1780. R. I. P. — Unten 40. EINE. F. MARCH.

CCLXXXVIII. *c*. Dieselbe Münze kleiner. 120. EINE. F. MARCH.

CCLXXXVIII. *d*. Vordere Seite. CAR. ALEX. D. G. D. LOTH. ET. B. S. ADM. BOR. ET. O. TEVT. M. M. (Der Künstler I. N. W.) Name und Bild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückseite. REQVIES. OPTIM. MERITORVM. Im Abschnitte. IV. NON. IVL. MDCCLXXX. (Der Künstler I. N. WIRT. F.) Ein trauernder weiblicher Genius stützt sich mit dem rechten Arme auf den Wappenschild von Belgien, und sitzet neben einem Grabsteine, auf dem eine Aschenurne angebracht ist. Med. Thal. Gr.

* CCXC. *b*. Vordere Seite. Russische Umschrift, den Namen Kaisers Josephs II. als Grafen von Falkenstein enthaltend. Sein Kopf. (Der Künstler C. LEBERECHT. F.)

Rückseite. Im Jahre 1780 den 1. Julius (ward diese Schaumünze in Josephs II. Gegenwart zu Petersburg geprägt) ebenfalls in russischer Sprache. Große Medaille.

* CCXCII. Vordere Seite. M. THERESIA. D. G. R. IMP. GE. HV. etc. BO. REG. A. A. (Der Künstler OEXLEIN.) Name und Bild M. Theresiens.

Rückseite. NON. MORITVR. MAGNVM. ET. MEMORABILE. NOMEN. Im Abschnitte. NAT. D. 13. MAII. 1717. DEN. D. 29. NOV. 1780. Ein Grabmonument, das von den Gestalten der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Weisheit und Freygebigkeit umgeben ist. An dem Grabmahle ist der österreichische Wappenschild, und oben die kaiserliche Krone angebracht. Med. Thal. Gr.

Medaillen ohne bestimmte Jahreszahl.

CCXCIII. Vordere Seite. MARIA. THERES. AVG. (Der Künstler T. V. B.) Name und Bildniß M. Theresiens.

Rückseite. NVMISMA. ACADEMIAE. SCIENTIARVM. ET. LITERAR. BRVXELL. innerhalb eines Lorberkranzes. Med. Guld. Gr.

CCXCIV. Vordere Seite. RVTHE. WEISE. GLÜCKLICH. AN. Amor mit Flügeln und Köcher, übrigens als Bergknappe gekleidet, hält mit beyden Händen eine Wünschelruthe; zu seinen Füßen sein Bogen.

Rückseite. DASS. ICH. AVSBEVT. MÜNZEN. KAN. Zwey Knaben prägen Münzen. Dopp. Duk.

Aufsätze und Abhandlungen.

Ein Wort über Alexander Colin, Bildhauer aus Mecheln im sechzehnten Jahrhundert.

Keinem Reisenden oder Einheimischen, der das berühmte Grabdenkmal Kaiser Maximilians I. zu Innsbruck kennt, ist der Name

dieses verdienstvollen brabantischen Künstlers fremd geblieben: er ist der sinnvolle und kunsterfahrene Vollender der in der Kunstgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts Epoche machenden Marmorreliefs an diesem Denkmale, von welchem gleich mehr gesagt werden soll. Dieses aber und seine nicht zahlreichen und wenig bekannten andern Arbeiten sind beynahe auch das Einzige, was dem Geschichtssammler, der einen so ausgezeichneten Meister gern in allen seinen Verhältnissen und Lebensumständen näher kennen lernen möchte, dargeboten ist: und doch darf auch dieß Wenige nicht zurückgewiesen werden, wenn es zur Aufhellung einer merkwürdigen Zeit beytragen kann, der Zeit der tyrolischen Kunstblüte, die an dem heiteren Hofe des freygebigen, und für Kunst und Wissenschaft rastlos thätigen Ferdinand, und auch kurz nach ihm, so schöne Früchte trug. —

Ein Mann wie Ferdinand, dem Tyrol eine treffliche Gesetzgebung, viele weise und wohlthätige politische Verordnungen, die Aufnahme der Kunst und Wissenschaft verdankt, verdient unstreitig eine eigene Lebens- und Regierungsgeschichte, und man mag nun entweder die bedeutende Zeit, in der Ferdinand lebte, und auf welche er als Beherrscher eines viel ausgedehntern Landes, als das jetzige Tyrol, und in der letzten Zeit seines Lebens als Aeltester des österreichischen Hauses durch Rath und That mannigfach und erfolgreich einwirkte — berücksichtigen, oder das, was er für Kultur, für Kunst und Wissenschaft gethan, betrachten — immer wird die Vergleichung mit Leo X., oder Lorenz von Medicis, in gewisser Hinsicht passend erscheinen.

Nur von dem Geschichtschreiber dieses Fürsten also wird es abhangen, diesen Stoff zum anziehendsten und lehrreichsten zu erheben, wenn er in einem lebensvollen Bilde nicht allein die Zeitereignisse, und Regierungshandlungen Ferdinands erzählt, sondern vorzüglich das unglaublich rege und thätige Leben seiner Jugend schildert, die Männer darstellt, die sein Streben leiten und entwickeln halfen, die seinem für jene Zeit höchst seltenen Geschmacke an den Künsten des Friedens (neben den beyspiellosesten körperlichen Uebungen) Nahrung gaben, und wieder wechselweise durch seinen alles belebenden Geist genährt wurden; wenn er uns ein Gemälde seines Hofes, eines der glänzendsten und feinsten seiner Zeit, entwirft, und in die mit allem Zauber der Natur und Kunst ausgestatteten, von den Zeitgenossen angestaunten Anlagen seiner Schlösser, vorzüglich des Schlosses Ambras, einführt, und die allmäliche Entstehung der ersten großen Kunstsammlung, des ersten Naturalienkabinets, der größten Harnischsammlung in Europa, die unter seiner Aufsicht entstanden, uns vor Augen führt, wenn er sich endlich zur Aufgabe macht, auch alle die Personen von literarischem oder künstlerischem Verdienste, deren Ferdinand so viele um sich hatte, und ihre Werke und Arbeiten, ihr Leben und Streben genau, und mit Liebe für den Gegenstand, in seiner Darstellung uns kennen zu lehren. Freylich wird er sich mühsame und oft undankbare Vorarbeiten und Nachforschungen nicht dürfen gereuen lassen. Zu diesen gehört besonders die Aufsuchung der Nachrichten von Künstlern und Gelehrten, die damals in Tyrol blühten, und eine solche, freylich sehr magere und noch sehr der Vollständigkeit ermangelnde Vorarbeit denkt der Mittheiler dieser Zeilen hier zu geben, mehr um seinen noch nicht erkalteten guten Willen zur versprochenen Bearbeitung der Geschichte Ferdinands wieder an Tag zu legen, als weil er glaubte, hier einen bedeutenden Beytrag zur Kunstgeschichte zu liefern; denn, wie gesagt, so ehrwürdig der Künstler, von dem wir reden wollen, so dürftig

sind die Nachrichten, die auf uns gekommen sind, und die wir hier aus mehreren zerstreuten Notizen zusammenstellen. —

Alexander Colin wurde 1526 zu Mecheln geboren [1]). Im Jahre 1563 berief ihn Kaiser Ferdinand I. nach Innsbruck, um die von den Brüdern Abel von Köln angefangene Reihe der zur Verherrlichung des großväterlichen Mausoleums bestimmten Marmortafeln durch ihn vollenden zu lassen. In dem kurzen Zeitraume von drey Jahren wurden die noch übrigen zwanzig Tafeln (vier hatten bereits die Brüder Abel verfertigt) zu Stande gebracht. Zu dieser Arbeit verwendete Colin mehrere Gesellen, die er aus den Niederlanden mitgebracht hatte, und unter seiner Leitung arbeiten ließ, wie aus zwey Schreiben Colins an die O. Oest. Regierung hervorgeht, worin er bittet, man möchte die Uebersendung der Zeichnungen und Aufschriften von Prag beschleunigen, damit er seine Gesellen beysammen erhalte [2]). Im Jahre 1566 kam das Werk zur Vollendung, daher liest man auf der Rückseite des Monumentes: Alexand. Colinus Mechliniensis sculpsit Anno MDLXVI. Colin machte sich seit der Zeit zu Innsbruck ansäßig, und wurde des Kaisers Ferdinand I. und dessen Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol Hofbildhauer. Während seines Aufenthalts daselbst hat er gewiß außer den jetzt bekannten noch viele Werke verfertigt, deren manches wohl auch nach andern Orten mag versandt worden seyn. So geht aus Urkunden hervor, daß im Jahre 1577 zwey Niederländer, Dominik de Farent und Franz Perwon, beyde Einwohner und Steinmetzen zu Innsbruck, für Colin an dem nach Wien bestimmten kaiserlichen achteckigen Brunnen, und an drey Epitaphien für einen Herrn von Altham arbeiteten (Denkmäler der Kunst ꝛc. zu Innsbruck 1812. S. 32). Wo sich etwa diese Werke hier in Wien finden möchten, konnten wir noch nicht in Erfahrung bringen.

Colin lebte, geachtet von seinen Mitbürgern bis zum 17. August 1612. Daß er ein Alter von fünf und achtzig Jahren erreichte, entnehmen wir aus der Unterschrift seines Bildnisses, welches der Augsburger Dominik Wächter (oder, wie er sich nennt, Dom. Custos) im Jahre 1601 seinem Gönner zum Beweise dankbaren Andenkens widmete, als dieser im vier und siebzigsten Jahre war [3]). Colins Ruhestätte in Innsbruck ziert ein schönes Grabmal von weißem und schwarzem Marmor, welches wahrscheinlich nach seiner eigenen Angabe und Zeichnung nach seinem Tode von einem seiner Söhne ausgearbeitet worden ist, wie die Namen Adam Colin, Elisabeth Colinin, auf dem Grabmale vermuthen lassen [4]). Daß er einen Sohn hatte, der auch Bildhauer war, geht aus Urkunden hervor; aber weder dieser noch irgend einer seiner Nachkommen erreichte den verdienten Ruhm Alexanders. — Betrachten wir nun die auf uns gekommenen Werke unsers Meisters.

Das große Werk, wodurch sich unser Colin einen unsterblichen Namen gemacht, sind die Marmortafeln an dem berühmten Mausoleum Maximilians in Innsbruck. Stolz erhebt es sich in der Mitte der Hofkirche, umgeben von acht und zwanzig kolossalen ehernen Bildsäulen der berühmtesten Helden des Mittelalters. Gewiß ist es, daß der große Gedanke, sein Grabmal mitten unter den Ehrfurcht gebietenden Heldengestalten aufgestellt zu wissen, von Maximilian selber kam, wenn auch keine gleichzeitige Urkunde ausdrücklich dafür spricht. Auf Ferdinands I. Befehl, der den großväterlichen Willen aufs Thätigste vollzog, wurde nun das Grabmal des Kaisers errichtet. Auf der Decke des im länglichen Viereck erbauten Monumentes kniet Maximilian I.

im kaiserlichen Prunkkleide, aus Erz gegossen, und an den vier Enden sind die Hauptttugenden, die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Stärke und die Mäßigkeit angebracht. Die vier Wände des Vierecks bedecken vier und zwanzig Marmortafeln, von hocherhabener Arbeit, worauf die vorzüglichsten Thaten des Kaisers — Vermählungen und Feldschlachten, Bündnisse und Belagerungen — vorgestellt sind *). Alle Kunstkenner stimmen in dem Ausspruche überein, Colin habe hier das Höchste geleistet, was nur immer in diesem Zweige der Bildnerey erreichbar ist. Jede der nicht über eine Spanne hohen, größeren Figuren hat ihren bestimmten Ausdruck, das Ebenbild des Kaisers ist nicht nur aufs Täuschendste getroffen, sondern bezeichnet genau die Abstufungen des Alters; der Gegenstand selber, meist Schlachten oder glänzende Versammlungen, setzt den höchsten Aufwand von Kunst und Fleiß voraus, und alles dieses ist mit solcher Vollendung und Feinheit ausgeführt, als ob, wie alte Reisebeschreiber sagen, alles aufs Glücklichste in Wachs getrieben wäre. Treu der Einfachheit der alten deutschen Schule, ließ sich Colin noch nicht zu der Manier verleiten, welche großentheils von Frankreich ausgehend, bald nach ihm das Gesuchte, Schauspielerhafte und Ueberladene in Stellung, Geberden, Gewändern, ja in der ganzen Komposition, mit falschem Streben, Effekt zu machen, auskramte. Doch hat man bey allen diesen großen Vorzügen dem Künstler mit Recht den Vorwurf gemacht, daß seine Arbeit besonders in der Anwendung der Perspektive sich zu häufig der Malerey nähere, und wenn sich gleich dieses, in so fern es ein Fehler genannt werden mag, durch den Umstand entschuldigen ließe, daß Colin die Skizzen dazu von einem Maler aus Prag erhielt [6]), so sind doch auch in seinen übrigen Werken gewisse Eigenthümlichkeiten des Malers nicht zu verkennen, und daß er selbst Maler war, scheinen die zwey Porträte von ihm und seiner Gattin am Gitter des kaiserlichen Mausoleums anzudeuten, welche der fortwährenden allgemeinen Sage nach von seiner Hand sind. — Bey der Bearbeitung der Basreliefs scheint Colin übrigens auch auf einige der geschnittenen Holzplatten des berühmten, unter dem Namen der Triumphpforte Maximilians bekannten Werkes Albrecht Dürers und Hans Birkmayers, oder wer sonst noch Theil an der Verfertigung mag gehabt haben, gebotene Rücksicht genommen zu haben. Die dem Maler in Prag in Betreff des zu behandelnden Gegenstandes gegebenen Vorschriften, welche sich bis jetzt erhalten haben, verweisen auch mehrmals auf ältere Darstellungen, und einmal namentlich auf die Triumphpforte (porta honoris). — Aber es scheint weder der Maler in Prag den einengenden Vorschriften sonderlich gefolgt, noch Colin den Visirungen (Skizzen) des Malers sclavisch treu geblieben zu seyn, wie es sich auch von einem Colin nimmer erwarten ließ. Ueberhaupt ging es bey diesem, wie bey den meisten größeren Kunstwerken dieser Art: die Ausführung kam erst nach mancherley Streit, nach vielfachen Vorschlägen für und wider in Gang, und noch jetzt sehen wir in der Ambraser Sammlung einen schönen grau in grau gezeichneten Karton, welcher eine Seite des Mausoleums mit acht Feldern darstellt, und eine von den mancherley Skizzen zu seyn scheint, welche dem Kaiser Ferdinand waren vorgelegt worden. Der Kaiser genehmigte sie nicht. Ein Glück, daß Colins Beharrlichkeit und unglaubliche Eile bey einem so schwierigen Geschäfte kräftig durchdrang, immer dem Maler mit seiner Arbeit zuvor kam, und dadurch möglichen Stockungen entgegen wirkte. — Es würde uns zu weit von unserem Ziele abführen, wenn wir hier auch die kolossalen Erzstatuen und die anderen ehernen Bildwerke auf und

neben dem Grabmale ausführlich würdigen wollten: das bleibende Verdienst dieser Riesenarbeit gebührt zwey würdigen Zeitgenossen Colins, den Tyrolern Godel und Löffler und dem Bildgießer Lendenstreich, welche unter dem einfachen Namen der Rothschmiede Arbeiten geliefert haben, die von unserer Zeit, wo die Gießkunst leider auf einer viel niedrigeren Stufe steht, als sie vor dreyhundert Jahren stand, mit vollem Rechte angestaunt wird. — Colins zweytes Werk ist das schöne Grabmal seines Gönners, Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, welches sich dieser noch im Leben hatte verfertigen lassen. Es bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen Bogen, dessen Wand- und Seitenflächen durchaus mit schwarzem Marmor bekleidet und am Rande mit weißen Verzierungen geschmackvoll eingefaßt sind. Unter diesem Bogen liegt das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten in erzherzoglicher Prunkkleidung und mit gen Himmel erhobenen Händen auf einem Trauergerüste von gelblichem Marmor. Rings um das Bildniß des Erzherzogs erblickt man auf der Fläche des Trauergerüstes die Wappen aller deutsch- und spanisch-österreichischen Erbkönigreiche und Länder, sechs und zwanzig an der Zahl mit feinen, zum Theil kostbaren Steinen, nach den heraldischen Farben auf das Zierlichste eingelegt; nach Art jener Musivarbeiten, durch welche um jene Zeit die Mediceer mit verschwenderischer Pracht ihr Kasino und andere Denkmäler und Paläste ausschmücken ließen, so daß wegen ihrer vorzüglichen Blüte in Florenz diese Art Mosaik den Namen der Florentinischen erhielt. Ueber dem Bilde, mitten in der Wand des Bogens befindet sich das vollständige große Wappen des Erzherzogs gleichfalls in Mosaik aus natürlichen Steinen heraldisch zusammengesetzt. Die nach Ferdinands Tode 1595 in den schwarzen Marmor eingesenkte Inschrift erzählt uns, wie er die Religion seiner Väter vertheidigt, den Ruhm seines Hauses in Krieg und Frieden aufrecht erhalten, wie er unter seinem Vater Ferdinand I. und seinem Bruder Maximilian II. den Oberbefehl wider die Türken geführt, und als er eben zum dritten Male das Heer wider den Tyrannen Amurat anführen sollte, von Krankheit und Tod überrascht worden. An den drey Seiten des Bogens umgeben das Grabmal vier große Tafeln von weißem Marmor, welche einige der vornehmsten Thaten des Erzherzogs in vortrefflicher erhobener Arbeit, ungezweifelt von der Hand Colins, darstellen: nämlich Ferdinand als Jüngling, eine Abtheilung Kriegsvolk befehligend in der Schlacht von Mühlberg, wo der Kurfürst Hans Friedrich des Kaisers Gefangener wurde; ferner wie Ferdinand von seinem Vater den versammelten Ständen Böhmens als Statthalter vorgestellt wird; endlich Ferdinands beyde Feldzüge wider die Türken. — In der Höhe stehet auf einem Gesimse innerhalb des Bogens der Gekreuzigte mit mehreren Heiligen, jedes Bild in der Höhe von zwey Schuh aus weißem Marmor. Die kurz zuvor erwähnten Hochbilder zur Geschichte Ferdinands sind völlig in der Art der Maximilianischen Tafeln, so vortrefflich, daß man ihnen selbst den Vorzug vor diesen einzuräumen versucht werden möchte.

Auch der tugendhaften und schönen Philippine, Ferdinands erster Gemahlin, verfertigte Colin das würdige Denkmal, welches man in der silbernen Kapelle der Hofkirche zu Innsbruck, unweit des eben beschriebenen Grabmales ihres Gatten bewundert. Es ist ein großer weißer Marmorstein, 7½ Schuh lang und beynahe 3 Schuh hoch, in einem niederen, am Rande mit Genien und Engelsköpfen verzierten Bogen an der Kirchenmauer. Auf der horizontalen Fläche des Steins liegt der Seligen liebliches Bild auf Paradekissen; die vordere Seite theilen Säul-

chen, die mit Korallen behangen sind, in drey Felder, wovon die beyden äußern, zwey schön gearbeitete Basreliefs, die Werke der Barmherzigkeit gegen Lebende und Todte in Allegorien mit der Stadt Innsbruck im Hintergrunde, vorstellend, einnehmen, das Mittelfeld aber die Inschrift enthält. Ferdinand setzte die einfachen und edeln Worte auf ihr Grab: Ferdinand seiner geliebten Gattin Philippine. Sie starb am 24. April 1580*). Colin muß diese Arbeit schon im folgenden Jahre vollendet haben, weil auf einem der Säulchen die Jahrzahl 1581 eingehauen ist. [7]) —

Ein vorzügliches Kunstwerk ist der Grabstein des Bischofs Johann Nas in lebensgroßer Figur, aus schönem weißen Marmor, welchen Erzherzog Ferdinand diesem Prälaten, seinem ehemaligen Minister, durch Colin verfertigen ließ. Nas war von armen und geringen Aeltern 1534 zu Ettmann in Franken erzeugt. In seiner Jugend ein Schneider, 1552 Franziskaner Laienbruder zu München, durch unerhörten Fleiß und ohne fremde Unterstützung, in den alten Sprachen, in der Theologie und Philosophie wohl unterrichtet, aber leidenschaftlich und heftig, der Mann des Volkes durch seine beißenden und pöbelhaften Reden, die endlich so weit gingen, daß Ferdinand an seine Entlassung denken mußte. Er ward Domprediger zu Brixen und Bischof von Belluno. Dieser leidenschaftliche Gegner der Jesuiten brachte vorzüglich die unangenehme Spannung hervor, welche in Innsbruck zwischen dem Erzherzog und dem Kollegium entstand, und die so weit ging, daß alle Vornehme sich den Jesuiten entzogen, deren Kirchen aber das Volk zahlreicher als je besuchte. — Dieses Nas Grabmal steht seit der Aufhebung der Franziskaner in der Kirche der ihm so verhaßten Jesuiten [8]).

Außer diesen besitzt Innsbruck noch drey Grabmäler von Colins Hand oder nach seiner Angabe: das schöne lebensgroße Bildniß der Frau von Loxan [9]), einer nahen Verwandten und Oberhofmeisterin Philippinens, aus weißem Marmor; das Grabmal der Familie Hohenhauser, welches mit zwey vortrefflichen Basreliefs geziert ist, wovon das größere die Grablegung, das kleinere die Auferstehung Christi vorstellt; endlich des ehrwürdigen Meisters dieser schönen Grabsteine eigenen Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, welchen er wohl selbst vor seinem Tode mag ausgearbeitet, wenigstens angegeben oder angefangen haben: was konnte er sich Schöneres wählen, als die Erweckung des Lazarus? Einfach und passend sind die dabey gewählten Bibelstellen [10]).

Gleich dem, ihm an Geist und Zeit verwandten Dürer, war auch Colin alles in allem. Er verschmähte es nicht, auch die kleinlichsten und mühsamsten Arbeiten aus Wachs zu verfertigen und kleine Hochbilder aus Holz zu schnitzen, dergleichen in der Ambraser Sammlung von ihm gezeigt werden. Auch in Oel soll er gemalt haben, wie schon oben bemerkt worden. —

Anmerkungen.

1) Das Geburtsjahr und einige andere Zeitbestimmungen ergeben sich aus der Umschrift des in Kupfer gestochenen gleichzeitigen Bildnisses unsers Colin, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

2) »Dann wo es sich,« schreibt Colin, »mit schickhung der Bi-

*) *Ferdinandus* Dei Gratia Archidux *Austriae*. etc. *Philippinae* Conjugi charissimae fieri curavit. Obiit XXIV. mensis Aprilis anno salutis MDLXXX.

sierungen oder Epitaphien von prag, vber die drey wochen verziehen, wurden meine Gesellen mit der Arbeit einander Irren und khunden Ir zwen an einem Stukh nit mer Arbeiten, sonder muesten zum theil feyren, Hierauf werden Eur Gnaden wol ordnung geben, damit Ich mit den Visierungen nit gesaumbt seye, auch daß mir alweg Jede Visierung, so bald Sy fertig, von stund an herauf gesannt u. s. f.« — Und im zweyten heißt es: »Und wiewol Ich verhofft, es sollten mir auf mein, an E. G. nechstgethans schreiben, mer Visierung zuekhomen sein, so ists aber bißher nicht beschehen. Darumb Ich für mein Person feyren muessen, vnd wouer nit gleichbald Visierungen komen, muesten auch ains thails meiner gesellen feyren. Des mir aber zu meinem grossen schaden vnd Nachtail raichen wurde. Dann Ich dieselben meine gesellen mit grosser Müehe vnd Vncossten, aus dem Niderlanndt bekhomen, vnd herbringen muessen vnd Jetzt auch nit wenig muehe hab, Sy bei einander zu behalten.

3) Die Umschrift des Bildes lautet: ALEXANDER COLINVS BELGa SERENISSimi FERDINANDI ARCHIDvcis AVST riae P iae M emoriae STATVARIVS AETatis SVAE A° LXXIIII. Das Ebenbild Colins zeigt uns einen kraftvollen, frischen Greis, der etwas an Michel Angelo erinnert, mit kurzem Barte und krausen Haaren. Neben dem Ebenbilde liest man rechts den Namen des Zeichners, der unsern Meister nach dem Leben gezeichnet, und des Kupferstechers dieses Blattes: Petrus de Pomis de viuum (so) delineavit; und: Lucas Kilianus Augustanus scalpsit. — Der Augsburger Bürger Dominik Custos, selbst ein namhafter Künstler, ließ noch folgende Zueignungsverse darauf setzen:

FERNANDI, CAESAR, gnato cum principe fovit
Austria COLLINVM tota regensque domus;
Fernandis fecit, quae Mausolaea, loquentur
Mausolaea suos Carica ut artifices.

Memoriae cariss. Patronis (sic) amoris et record. ergo Dom. Custos cives Aug. Vind. strenae don. Cal. Jan. a. MDCI.

Für weniger gelehrte Kunstfreunde, als dieser Augsburger seyn mochte, hier eine metrische Uebersetzung:

»Zwey Fernande, der Vater und Sohn, der Kaiser und Herzog
Pflegten Colin mit Lieb', und die Herrscher von Austria's Stamme.
Die den Fernanden er schuf, die Male, sie rühmen den Meister,
Wie Mausolus Grab Todten und Künstler gerühmt.«

»Dem Andenken seines theuersten Gönners als Beweis der Liebe und dankbarer Erinnerung weiht dieses zum Neujahrsgeschenk Dominik Custos, Bürger von Augsburg am 1. Jänner 1601.«

4) Es führt folgende, Colin und seine adelige Gattin betreffende Aufschrift: »Hie ligt begraben der Erenvest und Kunstreich Alexander Colin von Mecheln in Brabandt, so in Leben irer R. K. M. Ferdinand und der F. D. Erzherzog Ferdinanden zu Oesterreich hochlobseligister Gedechtnußen Diener vnd Bildhauer gewest. so Anno 1612. den 17. Tag Augusti in Gott entschlafen. Der Allmechtig welle ime und seine 8 abgestorbne Kinder gnedig vnd am großen Tag des Herrn mit allen Außerwelten ain fröliche Vrstend verleichen. Amen.«

Hie liegt begraben die Ehrentugenthaffte Fraw Maria Colinin von Mecheln geborne Fleischauerin, so den andern July Anno 1594 in Gott seligkhlich verschieden, der welle ier vnd allen Christglaubigen Seehlen eine fröhliche Auferstehung verleichen. Amen.«

5) Ausführlich beschrieben steht dieses Grabmal in Hergotts Taphograph. Dom. Austr. P. II. und in Gottfried Primisser's »Denkmäler der Kunst ꝛc. in der Kirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck.« Im ersten Werke finden sich auch genaue Abbildungen der vier und zwanzig Tafeln: dem letztern Büchlein verdanken wir die meisten Nachrichten zu diesem Aufsatze.

6) In dem zweyten der oben angezogenen Schreiben an die Regierung sagt Colin: »Darumben lanngt an E. G. mein vnderthenig gehorsam vnd Hochfleissig bitten, Sy wellen dem Maler zu Prag Ernstlich auflegen vnd beuelchen lassen, damit Er mit den Visierungen nit so säumig seye.« Denkm. der Kunst zu Innsbruck. S. 97.

7) Auch diese beyden Grabmäler sind abgebildet und beschrieben in Herrgott's Taphographia P. II. Tab. LXI. und LXII.

8) S. Das Taschenbuch Urania auf 1818, wo S. 128 in dem Leben der Philippine Welser, vom Freyherrn v. Hormayr, lesenswerthe Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann gegeben werden.

9) Dieses Denkmal in der Kirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck wurde vorher der erst 1665 gestorbenen Gräfin Honorata Piccolomini, Oberhofmeisterin der Erzherzogin Claudia zugeschrieben, ein Irrthum, zu welchem der in der Nähe befindliche Denkstein dieser Frau Anlaß gab. Diese Berichtigung verdanken wir dem k. k. Präsidenten Herrn di Pauli von Treuheim, welcher an dem lange verwahrlosten Grabmale folgende Inschrift entdeckte. — — »Edle tugentsamb fraw Katharina von Laxan, Witteb, geborne adlerin.« — Sie starb mit Philippinen in einem Jahre.

10) Dieses und einige der vorigen Werke Colins sind näher angegeben in dem Aufsatze: Nachricht von den bildenden Künstlern ꝛc. Tyroler Almanach J. 1803.

Alois Primisser.

Ueber die in Virgils Gedichten enthaltene Darstellung des Zustandes von Italien in der vorrömischen Zeit.

Italien ist von den ältesten Zeiten an von sehr verschiedenen und verschieden gebildeten Völkern bewohnt worden, und bietet von Anfang an nicht die Erscheinung einer auf sich selbst beruhenden, organisch verbundenen und geschlossenen Nationalkraft dar, wie andere Länder, in welche entweder ein großes Hauptvolk einwanderte, es ganz in Besitz nahm, seine Einrichtungen auf dem Boden gründete, und von dorther sich weiter ausbreitete; — oder in denen, aus verschiednen, ursprünglich einander fremden Elementen sich schnell und glücklich ein eignes Nationaldaseyn erzeugte und fortblühete. Anders als in Germaniens waldreichen Gebirgen und großen Stromthälern, und anders, als in Griechenlands begünstigten Küstenländern der Fall gewesen, hat sich das Völkerleben in der italischen Halbinsel gezeigt und entfaltet; welche von jenem ersten Lande durch den Bergwall der Alpen, von den letztern durch

einen schmalen Arm des Meeres getrennt wird, während ihre Verhältnisse zu jenen beyden Nationen, und was aus diesen Verhältnissen hervorgegangen, in gewissem Sinne den Hauptinhalt der ganzen europäischen Geschichte ausmachen sollte. — Getrennte Völker, verschieden an Abstammung, Religion und Lebensweise, bestanden hier ohne Verbindung, neben einander; ein jedes wiederum in sich selbst nach Städten oder Gauen getheilt, und kleine Staatenbünde bildend; theils ackerbauend unter dem Schutze eines die Familie und den Völkerbund heiligenden Gottesdienstes; theils in Gebirgen rauheren Beschäftigungen der Jagd und des Kriegs ergeben; theils in Küstenstädten durch Schiffahrt und Handel reich, und blühend durch Künste und Luxus. Oefters unter einander in Kriegen, und einander verdrängend, von neu einwandernden Völkern oder Kolonien, vereinzelt angefeindet oder unterworfen, zeigten jene verschiedenen Stämme nie einen gemeinsamen, nach innen geordneten, nach außen befestigten, einheitsvollen Zusammenhang. — Die Schicksale Italiens wären in einem solchen Falle vielleicht nie so weltgeschichtlich geworden, als es durch den wirklich Statt gefundenen Gang der Begebenheiten geschehen ist; aber eben jener älteste Zustand Italiens war derjenige, an welchem patriotische Gemüther bey den spätern Unterdrückungen und Kämpfen sehnsuchtsvoll und mit schmerzlicher Liebe hingen, und von jenem ursprünglichen und verschwundenen Zustande ausgehend, sich einen andern und glücklicheren Gang der Begebenheiten ihres Landes mit größerer oder geringerer Klarheit dachten, welcher mit der natürlichen Bestimmung der Völker mehr übereingestimmt, und zu ihrem Heile unmittelbarer und wahrhafter gedient hätte.

Das Gefühl von dem, was ein Volk vormals gewesen, und die Ahnung dessen, worin seine wahre und natürliche Bestimmung bestanden haben würde, wissen weise Dichter oft am glücklichsten auszudrücken. Darum sind die ehrwürdigen Anklänge, welche in Virgils Gedichten aus jenem alten und ländlichen Italien herübertönen, und welche er vermöge seines wahrhaft poetischen Geistes mit sanfter Stärke unter dem Druck und den Unruhen der römischen Weltherrschaft vernehmen läßt, von so hohem und wahrhaftem Werth. Man wird von ihnen immer aufs neue gefesselt, indem sie mit sanfter Rührung ergreifen, und zugleich richtige Gedanken begünstigen und Blicke in die Geschichte öffnen. Er dachte sich die alten Bewohner Italiens gern als glückliche Pflegkinder der Natur, als Ackerbauer von schlichter Sitte, redlicher Denkart, und durch Gottesfurcht bewahrter Kraft und Stärke:

»Ländliche Männer, welchen fern von Waffen der Zwietracht die allgerechte Erde willig aus ihrem Schooße die leichte Nahrung darbeut.«

»Eine arbeitskräftige Jugend, bey Wenigem froh; gottesdienstliche Feste und heilige Greise; ein Volk, bey welchem die Gerechtigkeit, als sie der Erde entfloh, lange ihren weichenden Tritt verzögerte.«

»Ein solches Leben haben in der Vorzeit die alten Sabiner geführt, und Remus mit seinem gefeyerten Bruder; so wuchs das starke Hetrurien; siehe und so erhob sich Rom, die schönste der Städte, welche sieben Vesten mit Einer Mauer umschloß! — So lebte Saturn der goldene, ehe den Zepter auf Erden der diktäische König führte, ehe die Menschen Gottes vergessend, den Stier für schwelgende Male mordeten; als noch das Horn zur Schlacht nicht rief, noch auch vom harten Ambos das Geklirr der Schwerter gehört ward.«

»Wer so lebt, den reißen nicht aus seiner ruhigen Bahn die Ehrenzeichen der Republik, noch der Purpur der Fürsten: nicht die herr-

schende Zwietracht, welche selbst Brüder treulos wider einander treibt: noch auch, wenn der Dazier verbündete Völker dem Reiche Gefahr drohn; nicht das Schicksal der römischen Welt und die Wechsel mächtiger Reiche u. s. f. (nec res Romanae, perituraque regna).«

Freylich war eine Zeit dauernden Friedens und frommer Stärke nirgendwo ungetrübt zu finden, wohin geschichtliche Untersuchung drang, oder woher die Sage von bestimmten Begebenheiten ertönte. Der Dichter vermochte nicht, das Bild der Kriege, der Zerstörung, der Gewaltherrschaft wegzulassen, sobald es ihm nicht bloß darum zu thun war, wie im »Landbau« die ursprüngliche, der Natur getreuere Lebensweise im Gegensatze mit der glänzenden Schlechtigkeit seiner Römer ins Licht zu setzen; sobald er nämlich jene alten Völker handelnd einführen, und in die von ihm erzählte Heldengeschichte verflechten wollte. Er selbst bahnt sich dazu in schöner Weise den Uebergang, indem er den Evander erzählen läßt:

»Diese Waldungen haben ehemals eingeborne Faunen und Nymphen bewohnt, und ein wildes Menschengeschlecht, gleichsam den harten Eichen und rauhen Baumstämmen entwachsen; die keine Sitte kannten noch überlieferten Gebrauch; denen unbekannt war, die Stiere ins Joch zu spannen und Wohlstand zu sammeln, und der Ernte wirthschaftlich zu schonen. Wilde Baumfrüchte nur und die reiche Beute der Jagd waren ihre Nahrung. Da kam zuerst Saturn von den ätherischen Höhen herab, fliehend vor Jupiters kriegerischer Hand, und aus seinem Reiche verdrängt. Dieser sammelte das ungelehrige, auf den hohen Bergen zerstreute Volk, und gab ihm Gesetze, und wollte, daß der Name der Gegend Latium sey (verborgene Stäte), weil er dort mit Sicherheit in verborgner Zuflucht gelebt habe. Unter seiner Herrschaft, so wird erzählt, waren goldene Zeiten; im ruhigsten Frieden lenkte er die Völker: aber allmälich brach eine schlechtere und farbenlose Zeit herein, und die Wuth des Kriegs, und die verderbliche Habgier. Da kamen die Heerscharen der Ausonier, und die Völkerschaften der Sikaner, und das Land des Saturn verlor im oftmaligen Wechsel seinen Namen.«

So erzählt Evander und fährt dann fort, redend von wilden Königen, abgeänderten Namen, zerstörten Städten:

»Dann erhuben sich Könige, und der unbändige, riesenhafte Tibris, nach welchem wir den Strom des Italus die Tiber nennen: und die Albula verlor ihren wahren Namen.«

»Hier erblickst du übriggebliebene Trümmer und Denkmale vergangener Geschlechte; auf diesem Berge stand des Janus Stadt, und auf jenem die des Saturn; Janikulus ward die eine, Saturnia die andere genannt.«

Und so wie jene genannten Völker, die Ausonen und Sikaner, die ursprünglichen Bewohner mit Krieg überzogen hatten, erregten auch spätere Kolonien in ähnlicher Weise immerwährende Kriege.

»Arkadier wohnen hier, des Pallas Geschlecht, welche als Gefährten des Königs Evander herkamen, seiner Führung folgend: diese führen beständigen Krieg mit dem Volk der Latiner.«

Und es erhuben sich Tyrannen, gegen welche die Völker ihre Freyheit verbündet vertheidigten:

»Die agyllinische Stadt, auf uraltem Felsen gegründet, bot einem lydischen Volke eine Heimat, welches, durch Kriege berühmt, sich auf den etrurischen Berghöhen niederließ. Viele Jahre lang blühete sie: dann

hielt sie unter seinem grausamen Befehl und zwingender Gewalt Mezentius. Wozu soll ich die scheußlichen Mordthaten, und die zügellosen Handlungen dieses Tyrannen erzählen? — — Ermüdet endlich stehn wider ihn, der in ganz unsäglicher Weise wüthete, die Bürger auf, erwürgen seine Diener, und schleudern Feuerbrände in seine Wohnung. Er entkömmt während dem Gemetzel, und glückliche Flucht bringt ihn in das Land der Rutuler, wo ihn die Waffenmacht seines Gastfreundes Turnus beschirmte. Darum erhob sich das gesammte Etrurien in voller Kriegesflamme und forderte den Tyrannen zur rächenden Strafe zurück mit dräuender Heerschaar.«

Ohne Zweifel sind dieß, im Allgemeinen genommen, echt historische Züge, welche bey jenen Völkern wirklich häufig Statt gefunden haben, und es wäre sehr zu wünschen, der Dichter möchte den öffentlichen Zustand derselben, wie er ihn sich dachte, in noch bestimmterer und ausführlicherer Darstellung gezeichnet haben. So wären nähere Winke von einem solchen, sein Vaterland so richtig verstehenden Dichter, namentlich über das Verhältniß des Landlebens zur Städtebegründung, ungemein willkommen: besonders weil das italische politische Leben fast immer und ganz überwiegend als städtisch erschienen ist. — Jene Eigenschaft Italiens, in seinen Städten glanzreich und bedeutend zu seyn, hat der Dichter, aber nur im Vorübergehen, treffend genug geschildert; seine Worte deuten auf das uralte Daseyn der Städte und scheinen zugleich etwas zu sagen, was den Reisenden noch heutzutage als ein anziehender und charakteristischer Zug des Gemäldes, welches die Gestalt des Landes darbietet, ins Auge fällt:

»Nimm hinzu (heißt es, nachdem die herrliche Mäßigung des Himmelsstrichs dargestellt worden) eine herrliche Anzahl blühender Städte, und die kunstvolle Größe ihrer Werke; so viele Bergstädte kühn mit der Hand auf Felsabhängen gegründet, und die unter uralten Mauern hinströmenden Flüsse.«

> Adde tot egregias urbes, operumque laborem,
> Tot congesta manu praeruptis oppida saxis
> Fluminaque antiquos subterlabentia muros.

So viel Aehnlichkeit behält manchmal das äußere Bild eines Landes durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Immer andere Völker, welche Städte gründen oder zerstörte erneuern, in Städten ihre Kraft entfalten und in Werken der Baukunst Ruhm suchen, die großen und reichen Städte in der Ebene am Ufer der Ströme gelegen; eine unendliche Menge kleiner Städte, die auf dem Rücken der Berge schweben; unter und neben den eben jetzt benutzten und in Stand erhaltenen Bauwerken, Trümmer und Reste alter und uralter Gebäude! — Aber woher dieses so vorzugsweise und eigenthümlich städtische Wesen, und wie stimmet dieses mit dem ländlichen Charakter und dem vorherrschenden Landbau der früheren Zeiten überein?

Vielleicht kann man durch Verbindung dessen, was von jenen Völkern geschichtlich auf uns gekommen ist, mit Muthmaßungen aus der späteren Lage des Landes selbst und aus dem natürlichen Gang der Dinge, sich die Sache folgender Maßen erklären. Immer, wenn ein Haufen Volkes unter der Anführung eines vornehmen und unternehmenden Mannes in fremde Gegend ausgewandert, wird die von demselben gegründete Kolonie eine Stadt seyn, und jener Anführer wird ein kleiner König in derselben. Entweder müssen sie sich den Ort ihrer Niederlassung erst erkämpfen, oder sie werden doch den Angriffen der schon früher im Lande

angesiedelten Völker noch lange ausgesetzt bleiben, und diese gemeinschaftliche Gefahr nöthiget sie, nahe beysammen zu wohnen, sich mit Mauer und Graben zu umringen, und in der bleibenden Stadt, so wie auf der schwimmenden Flotte durch ein gemeinsames Regiment eng verbunden zu bleiben. Die Menge der von fremden Kolonisten gegründeten Städte an den Seeküsten Italiens, besonders der südlichen, oder an den Flüssen, unfern ihrer Mündung ins Meer, kann also nicht auffallen. Aber eben dieses Offenseyn des Landes nach allen Seiten hin, da beständig neue Abenteurer und Kolonien, ohne Zweifel auch öfter Seeräuber und Freybeuter in großer Anzahl hereinkamen, konnte auch auf die ursprünglichen Bewohner die Wirkung haben, daß sie sich in durch Natur und Kunst befestigte Orte sammelten, und wie im Großen in Deutschland zur Zeit der normannischen Raubzüge der Fall war, auch damals die Gründung der Städte durch fremde Einfälle befördert wurde. Uebrigens ist auch in den beständigen Kriegen, welche die Völker des Landes, wahrscheinlich sogleich von dem Zeitpunkte an, da eins mit dem andern zusammentraf, und im Verlauf der Zeit in innerer Spaltung auch eines und desselben Volkes, und in Entstehung von Tyrannen, denen feste Sitze Bedürfniß waren, ein genügender Grund für den Bau von Städten zu finden. Ob nun aber demungeachtet einige von jenen Völkerschaften, namentlich die Etrurischen in den fruchtbaren Ebnen der südlichen Lombardey, und eines Theils von Romagna, oder in den gefälligen Bergthälern Toskanas als Landwirthe getrennt gewohnt, und nur etwa für die Zeit kriegerischer Angriffe eine gemeinsame Burg oder kleine Veste gehabt hätten, oder ob schon damals, wie später und noch jetzt, der Landbesitz und eigentliche Landbau in den Händen der Bürger war, und durchgehends alle freyen Bewohner und reicheren Besitzer in größeren und kleineren städtischen Gemeinwesen zusammen verbunden waren, mag wohl nicht mit voller Gewißheit ausgemacht werden können: viel wahrscheinlicher aber ist wohl allerdings das letztere. Es scheint, als sollte dieses Land von Anfang an und in allen Epochen alles öffentliche Leben im städtischen Gemeingeist entwickeln. — Die größere Ländlichkeit des alten Italiens kann hiermit wohl vereint werden, da sehr wohl die Bürger in einer Epoche den Boden des umliegenden, von ihnen beackerten Landes als die eigentliche Grundlage ihres Wohlstandes betrachten, und mit der Natur in schlichter Sitte inniger zusammenhangen, zu einer andern Zeit dagegen Handwerk, Handel und Luxus zu ihrer Hauptsache machen können. Es ist eben eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen italischen Geschichte, daß die beyden Hauptelemente der Staatsgesellschaft, Grundbesitz und Gewerbe, welchem Adel und Bürgerthum entsprechen, sich dort immer in einem städtischen Gemeingeist organisch vereinigt zeigte. Nur durch diese Vereinigung ist jener hohe Grad von Macht, Reichthum und gediegenem Glanze möglich geworden, der auch jetzt noch so eigenthümlich überrascht, wenn gleich auf der andern Seite eben diese Verbindung Ursache wurde, daß dasjenige, was Einheit und Dauer der Staaten vorzugsweise begründet, die Verhältnisse des Grundeigenthums und Adels, zu sehr in den unstäten Wechsel der Bürgerparteyung und städtischen Umwälzungen verflochten erscheinen, und die politischen Entwicklungen der einzelnen Staaten häufig der Einheit und Ordnung entbehrten, und von gesetzloser Gewalt zu abhängig geworden sind.

Ein zweyter, in Bezug auf den ganzen Gang der Begebenheiten in Italien wichtiger Gegenstand, der sich bey Betrachtung jenes ursprünglichen Zustandes darbietet, ist die oben auch schon erwähnte Bundesverfassung, wodurch die Völkerschaften, oder was das nämliche ist, die

Städte des innern Landes, ausnahmsweise wohl nur auch fremde Kolonistenstädte, die jenen sich angeschlossen hatten, oder unterworfen wurden, mit einander in Verbindung standen. In Virgils Gedichten kommen über dieses Verhältniß nur sparsame Andeutungen vor; doch liest man in dieser Beziehung mit Interesse die Beschreibung der verbündeten etrurischen Völkerschaften im zehnten Buche der Aeneide, welche auf Kriegsschiffen Mannschaft in mannigfacher Waffenrüstung führen. Auch unter ihnen sind fremde Einwanderer: »Die von Pisa, einer Stadt, welcher ihren Ursprung die Ufer des Alpheus gaben, die aber auf etrurischem Boden liegt« Von seiner Vaterstadt Mantua nimmt der Dichter die Veranlassung, die politische Natur eines der damaligen kleinen Völkerbündnisse anzudeuten:

»Ocnus auch erregt seine Heerschaar aus heimatlichen Sitzen, der wahrsagenden Manto, und des Flußgottes Tuskus Sohn; er, der dich mit Mauern umgab und den Namen seiner Mutter dir verlieh, o Mantua! reicher Vogel. Aber nicht alle waren gleichen Geschlechtes; dreyfachen Stammes waren sie; vier Völkerschaften umfaßte jeder Stamm, sie (Mantua) war das Haupt der Völkerschaften; eine Männerschaar von tuskischem Blute.« *)

Hier erscheint also eine vorzügliche Stadt als das Haupt von zwölf andern kleineren: in vielen Fällen waren es aber wohl Bündnisse unter größeren, gleichberechtigten Städten, die weder durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt, noch auch durch das vorwiegende Ansehn einer einzelnen Stadt unter sich zusammengehalten wurden, aber wohl durch nationale Verhältnisse, gemeinsame Religion, und richtig erkanntes Bedürfniß. Diese hochwichtige völkerrechtliche Einrichtung trug damals den nämlichen ländlichen und einfach religiösen Charakter, wie das bürgerliche Leben selbst, und bewahrte ihn vielleicht selbst länger. Ein Tempel oder geheiligter Hain war der jährliche Versammlungsort der verschiedenen Völkerschaften, man berieth die gemeinsamen Angelegenheiten, faßte Beschlüsse über Krieg und Frieden und beging vereinigt gottesdienstliche Handlungen und festliche Spiele. Einen solchen geheiligten Ort beschreibt wohl der Dichter, wenn er sagt:

»Weithin erstreckt sich der schattenreiche Hain bey dem Flusse Cäres, heilig durch die religiöse Ehrfurcht der Väter; rings umschließen ihn ausgehölte Berge und umgürten mit schwarzer Tanne die Waldung. Dem Silvan, so sagt man, haben die alten Pelasger jenen Hain und einen festlichen Tag geheiligt, dem Gott der Fluren und der Herden; sie, die zuerst dereinst das lateinische Land bewohnten. u. s. f.

Diese Bundesverfassung, überhaupt einer der beachtungswürdigsten Theile und Beziehungen in der politischen Geschichte der Völker, hätte, wofern sie mehr befestigt, weiter ausgedehnt und kräftiger entwickelt worden wäre, der gesammten italischen Geschichte einen großartigeren Charakter und heilsamere Richtung geben können, und wäre, wie es scheint, das natürlichste Mittel gewesen, die Vorzüge mannigfaltiger Ausbildung im Einzelnen mit den großen Gemeingütern des National-Daseyns, großer politischer Ordnung und einer vernünftigen Selbstständigkeit zu vereinigen. Eine solche Verfassung ist nicht allein für die erste Zeit der ländlichen Einfachheit, sie ist, so und anders nach dem verschiedenen Bedürfniß ausgebildet und modificirt, für alle Zeiten und für alle Stufen der

*) Sed non genus omnibus unum,
Gens illi triplex, populi sub gente quaterni.
Ipsa caput populis: Tusco de sanguine viri.

Entwicklung anwendbar — wenn nur nicht bey der späteren künstlichen Vervielfältigung und größeren Willkürlichkeit des Lebens auch die Kraft der alten Treue und die heilige Macht der Eide sich zersplitterten.

Die nämliche Grundidee einer föderativen Einheit, einer Völker- und Staaten=Verbindung zur Vertheidigung der höchsten Gemeingüter des gesellschaftlichen Lebens, unter der obersten Leitung und Heiligung der Religion, war es auch in einer andern Epoche, obwohl auf ganz andere Elemente angewendet, und in ganz anderer und höherer Bedeutung, welche das Geheimniß der Rettung Italiens, die Festigkeit der politischen Ordnung weit über die eigenen Gränzen dieses Landes hinaus, und das Ziel zu seyn schien, in welchem sich die Ideale der glücklichsten Denker und die Bestrebungen der rechtschaffensten Bürger vereinigten.

Aber schon damals, schon von Anfange an, trat einer solchen Entwicklung, einem solchen Bildungsgange der öffentlichen Angelegenheiten Italiens, ein feindseliges Verhängniß in den Weg; das Schicksal, d. h. der Erfolg war anders als die natürliche Bestimmung; unter der Last dessen, was wirklich geschah, ward die richtige Idee unterdrückt.

Die Thatsache, das Geschick, besonders wenn es mit den besseren menschlichen Wünschen und Idealen, mit dichterischen Erinnerungen und Hoffnungen, mit der edleren geistigen Natur des Menschen in Streit befunden wird, sich also als tragisch zeigt, pflegen die Menschen manchmal mit einer Art von religiöser Ehrfurcht und Scheu, gleichsam als Gottesspruch und Gottesgericht zu verehren, und auch wohl als Entscheidungsgrund für das innere Urtheil, und für ihre eigene freye Wahl und Handlung zu ergreifen. Eine solche religiöse Ehrfurcht spricht sich auch bey den größten römischen Schriftstellern, und namentlich wiederum im Virgil, in Bezug auf die Unterdrückung Italiens durch Rom, und auf die römische allverschlingende Weltherrschaft sehr bemerkenswerth und poetisch aus. Einem Geiste, wie dem seinen, konnte es unmöglich an sich schön und erfreulich scheinen, daß alle schon früh in merkwürdiger und unter sich verschiedener Weise blühende Völker Italiens, deren vormalige Sitten er selbst mit wahrer Sehnsucht und Liebe schilderte, deren ehrwürdige, auf Frieden gerichtete Verfassung unter der Herrschaft alter Religion er weit der rauhen Herrschaft des allverschlingenden Roms vorziehen mußte — daß alle diese mannigfaltigen Völkerschaften von einem einzigen, aus fremder Abkunft hervorgegangenen, gewissermaßen von Räubern gegründeten, und gegen alles, was um ihn und ihm gegen über war, feindlich gerichteten Staat zerstört worden waren. Die Ausdehnung dieser nämlichen Herrschaft auf alle andern gebildeten Völker der damaligen Welt konnte der gefühlvollen Betrachtung nur ein um so trauervolleres Schauspiel gewähren. Und doch scheint der vorhin genannte Dichter an manchen Stellen seiner Werke für eben diese weltzerstörende römische Größe begeistert. Diese beredte Anpreisung und Erhebung der römischen Herrschaft war wohl nicht etwa nur eine Schmeicheley gegen den Augustus, oder eine Wirkung des anerzogenen einseitigen Patriotismus; es war auch Folge davon, daß er das factum der römischen Weltherrschaft als fatum, als gottgesendetes Verhängniß ansah; und es ist, wie bekannt, von christlichen Auslegern öfters bemerket worden, daß er sich ebenfalls, namentlich in seiner fünften Ekloge, zur Ahnung einer höheren Weltbeglückung und Weltverschönerung erhob, die gerade aus jenem Verhängniß hervorblühen sollte. — Dieselbe Verehrung des durch römische Größe ins Werk gerichteten Schicksals äußert sich schon in der Sage von jenem alten Orakel, nach welchem die Erbtochter des ehrwürdigen Latei-

nerkönigs einem Fremden bestimmt war, nur ein Fremder diesen Preis, d. h. die Herrschaft über Italien durch Besiegung des einheimischen Tyrannen erkämpfen könne:

»Keinem Italer wird vom ewigen Verhängniß die Beherrschung eines solchen Volkes gestattet; fremden Anführern sollt ihr gehorchen. Und die Schlachtreihn der Etrurier lagerten nieder, erschrocken vor dem warnenden Befehl der Götter.«

Und der fromme Aeneas war es, der deßwegen von den beschützenden Gottheiten aus Gefahren errettet, und zum Siege glücklich und leicht geführt wurde, weil er jenes Orakel erfüllen sollte. Er war, »den die Gottheit forderte.« »Du gehst dem, dich rufenden fatum entgegen«— »Die fata werden ihren Weg finden,« sagt Jupiter mit allem Nachdruck seiner Majestät. (Höher reichte die Theologie des Olymps nicht, als zu dem: »Troer möge es seyn, oder Rutuler — der König Jupiter ist gegen alle derselbe. Tros Rutulusve fuat — Rex Jupiter omnibus idem. Aber die fata werden ihren Weg finden.« Ich will und vermag nur das, sagte der oberste Gott, was der Erfolg bringt, und das Fatum welchem dieser gehorcht.) Die Mutter des Helden, indem sie die Laufbahn ihres Sohnes begünstigte, verfolgte das, was das Schicksal vorbestimmt hatte: und ihr Zeichen verkündigte den Erfolg, als Aeneas sich zu dem, wozu das Schicksal ihn berief, entschlossen hatte.

»Plötzlich zuckte herab, vom lauten Donner begleitet, ein Blitzstrahl vom heitern Himmel; alles schien zu glühen und zu brennen, und siehe! weit hin durch den Aether erscholl der Klang der tyrrhenischen Tuba.«

Und wenn in den eben erwähnten Stellen die Herrschaft der Eingewanderten über Italien im Allgemeinen als unausweichliches Verhängniß bezeichnet wird, so verkünden andere noch mehr insbesondere und mit größerer Bestimmtheit die eigenthümliche Bestimmung Roms, der Schrecken und die Herrin der Völker zu seyn. Dieß geschieht namentlich, da der Dichter vom Evander, der die fremden Helden auf dem Boden, wo Rom künftig stehn sollte, umherführt, so höchst poetisch erzählt:

»Sonach führte er ihn zum tarpejischen Felsen und zum Sitze des Kapitols, welches gegenwärtig von Golde stralt, in der Vorzeit mit wildem Dorngebüsch verwachsen war. Damals schon erschreckte den bangen Landmann das entsetzliche Grauen dieser Stäte; damals schon erbebten sie vor der verborgenen Macht dieses Felsens und Waldes. Diese Waldung, so sprach er, diesen mit Gebüsch bedeckten Hügel — wer der Gott sey, das ist ungewiß — bewohnt ein Gott: die Arkadier wähnen den Jupiter selbst erblickt zu haben, wenn er oftmals die schwarze Aegis in seiner Rechten schüttelte und Donnerwolken wälzte« *).

Dieß ist im Grunde das nämliche mit dem, was er an einer andern, öfters angeführten Stelle mit der Bestimmtheit und Stärke einer majestätischen Sentenz ausspricht:

»Du, o Römer! achte dich bestimmt, mit allgewaltigem Gebot die Völker zu beherrschen: zu schonen der Unterwürfigen: nieder zu schmettern, die auf sich selbst vertrauen.«

Was heißt das anders, als: setzt eure Größe in Herrschbegier,

---

*) Jam tum religio pavidos terrebat agrestes
Dira loci: jam tum silvam saxumque tremebant.
Hoc nemus, hunc, inquit, frondoso vertice collem
(Quis Deus, incertum est) habitat Deus: Arcades ipsum
Credunt se vidisse Jovem, cum saepe nigrantem
Aegida concuteret dextra, nimbosque cieret.

denn das Fatum, welchem selbst Jupiter weder widerstehen kann noch will, hat es beschlossen, daß ihr die obersten Gebieter der Welt seyn sollt.

Einem heidnischen Dichter, der zur Erkenntniß des Einen und lebendigen Gottes, der über der Welt der Freyheit in unzugänglichem Lichte wohnt, nicht vordrang, oder doch nur in dunkler Ahnung denselben sich mag gedacht haben, ist es nun wohl nicht sehr zu verargen, wenn er das im Erfolg beurkundete Schicksal, als einen geheimen Gottesspruch und göttlichen Willen verehrte; — und ich will nicht untersuchen, ob eine solche unterwürfige Verehrung nicht vielleicht rühmlicher erscheinen muß, als das Lukanische:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni,

»Die siegende Sache hat den Göttern gefallen, aber dem Cato die besiegte,« in so fern darin mehr eine stoische Selbstvergötterung des menschlichen Geistes, als ein Aufschwung von den falschen Göttern zu dem wahrhaftigen und lebendigen Gott ausgedrückt zu seyn scheint. Ganz anders aber sind die Forderungen, die an einen christlichen Weltbetrachter und Geschichtschreiber in dieser Hinsicht gemacht werden müssen. Der Glauben lehrt ihn, daß nichts Böses von Gott gethan werden kann, weil sein Wesen Heiligkeit und Liebe ist; daß aber seine anbetungswürdige Vorsehung und Weltregierung unter andern auch durch die Selbstbestrafung des Bösen und durch die Bestrafung des einen Bösen durch ein anderes sich wirksam zeigt; noch viel herrlicher aber dadurch, daß dem Guten das Böse selbst zum Besten gereicht, daß Gott aus dem Bösen selbst Gutes hervorgehen läßt, und das Böseste selbst, vermöge jener Allmacht seiner Liebe zu einem Mittel zum Guten werden läßt. So lauten die einfachen, eben so unumstößlichen, als trostvoll erhabenen Sätze des Katechismus; es scheint aber, daß die neueren Geschichtschreiber auch bey sehr religiöser Denkart, die Anwendung jener Wahrheiten auf die Weltbegebenheiten oft nicht rein und einfach genug gemacht haben. So sind, wenn wir nicht irren, auch einige der besten französischen Geschichtschreiber, keineswegs von dem verfehlten Bestreben frey, eine mißverstandene Ehrfurcht vor der römischen Weltmacht selbst noch durch christliche Dogmen, ich möchte sagen, zu heiligen. Sie stellen den Anwuchs der römischen Weltherrschaft, wie es scheint, als von der göttlichen Weisheit selbst angeordnet, herbeygeführt und durch immer einander überbietende Erfolge verherrlicht, dar — weil nach den Planen Gottes jene Einheit der Herrschaft zur Ausbreitung des Evangeliums und der Segnungen des Christenthums habe dienen sollen. Aus dieser höhern Fügung erklärt sich, jener Darstellung zufolge, der geheime, geistige Grund von der bewundernswürdigen Zweckmäßigkeit des römischen Verfahrens im Ganzen und Einzelnen, da alle Tugenden und Fehler, Schicksal, Berechnung und Aufopferung wie auf das eine Ziel der Machtvergrößerung Roms gerichtet erscheinen. — Wäre man aber mit tieferer und vorurtheilsfreyer Würdigung in das Wesen der römischen Größe eingedrungen, so würde man sich wohl gehütet haben, in größtentheils so verderblichen und gottlosen Grundkräften den Finger Gottes nachweisen zu wollen, und ähnliche Maximen wohl auch als Muster wahrer Staatsweisheit aufzustellen. Glaubte man in der außerordentlichen Stärke und Wirksamkeit der ins Spiel gebrachten Kräfte, in ihrem wunderbaren Zusammengehn und Uebereinstimmung so verschiedener Zeiten, Partepen und Individuen für einen und denselben Zweck, etwas Mehreres, als die natürlichen in Menschen und Umständen liegenden Ursachen annehmen zu müssen; wollte man hier ein übermenschliches Wirken und

Walten nachweisen, so konnte es wohl nur ein geistig böses seyn; ein dämonisches und furchtbares vielleicht, aber nicht die Weisheit und Gnade Gottes, noch die Plane der Welterlösung. — Daß die Eroberung der Welt nicht eher möglich wurde, als bis das Maß der Bosheit bey den übrigen Völkern voll war; daß der allmälich um sich greifende Tod der alten Welt gerade in der Entwicklung und dem Fortgang der römischen Macht sich beurkundete, daß die Römer das Strafgericht ausübten, während sie einer ungerechten Begier und selbst vergötterndem Wahne folgten, und daß sie wiederum in dem nämlichen Maße und Verhältnisse durch innere Uebel bestraft wurden, als sie auswärts ihre tyrannische Herrschaft ausbreiteten, daß es endlich gerade die Epoche des größten selbstgeschaffenen Verderbens und Versinkens war, welche der Ewige wählte, um das Geheimniß seiner Liebe zu offenbaren, um das Werk der Erlösung zu vollführen, solches möchten mit Recht die Fingerzeige gewesen seyn, nach denen man die Wirkungen der Vorsehung hätte erforschen mögen. Dann würde auch alles im geschichtlichen Unterricht klarer und nutzenreicher geblieben seyn; man würde die Größe der heidnischen Roms insbesondere, nicht anders als nach ihrem wahren Werthe gewürdiget, und vermieden haben, zu ihren Sünden und unmittelbaren Nachahmung durch täuschenden Reiz der Worte und durch übel angewendetes Ansehen der alten Autoren aufzumuntern; man würde nicht für ein ähnliches Verfahren christlicher Staaten aus so unreiner Quelle einen falschen Glanz oder Beschönigung gesucht haben. Auch die unläugbaren Tugenden der Römer, auch die Mittel wodurch sie die Freyheit ihrer Vaterstadt heldenmüthig bewahrten, würden mehr nach dem Grunde und innern Werthe ihres Patriotismus beurtheilt worden seyn, und die Einsicht in die politischen Pflichten der Christen nicht verwirrt haben. Hätte man jenen einfachen Weg immer betreten, das Böse als böse darzustellen, und die entgegen gesetzten ganz verschiedenen Wirkungen der göttlichen Weltregierung und des Geistes des Verderbens, jede in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, so würde man auch von mancher auf Verwechslung und Unklarheit der Vorstellung beruhenden, falschen Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen freyer geblieben seyn. Man würde nicht in Versuchung gekommen seyn, den Primat Petri und seiner Nachfolger, als den wahren Grund- und Schlußstein der christlichen Kirche, mit jener Weltherrschaft des togatragenden Volks (agnosco rerum dominos, gentemque togatam) gewissermaßen als gleichartig und übereinstimmend darzustellen, und unter einen und denselben Gesichtspunkt zu bringen. Eben so wenig würde man christlichen Regenten eine Benützung der Religion für Zwecke einer vielleicht gar schlechten und falschen Politik mit Augurenweisheit angepriesen haben. — Auch die Kunst der Alten möchte man mit richtigerem Urtheil, reinerer und mehr besonnener Bewunderung und fruchtbringenderem Studium erforscht und angewendet haben, und die Nachahmung würde nicht auf Abwege gerathen seyn, wofern man jedes Verdienst nur an seiner wahren Stelle und nach seinem wahren inneren Werthe geachtet hätte.

Möchte man also die Schicksale Italiens mehr mit einem unbefangenen und umfassenden Blicke zu erforschen suchen, ohne sich durch das, was geschehen ist und durch den Glanz des Erfolges, in dem Urtheil über das, was der göttlichen Ordnung gemäß hätte geschehen sollen, irre machen zu lassen. Man würde dann jede nur täuschende Größe auch in ihrer verborgenen Verächtlichkeit erkennen, und das Verderbliche mit verdientem Schmerz und Wehmuth betrachten. Vielleicht, daß man auf diesem einfachen Wege dann auch von selbst auf jenen Punkt der Be-

trachtung gelangte, wo wir das von Gott wahrhaft gesendete, und gewirkte Gute gerade dorthin gepflanzet, und dahin eindringend, und daher hervorsprießend erblicken, wo durch menschliche Schuld das größte Uebel und die größte Abweichung von der natürlich guten Bestimmung war, und wo selbst das Böse durch die Hand Gottes in ein Mittel und Werkzeug zum Guten verwandelt erscheint. Auch aus dem Leben und den Thaten einzelner Menschen würde dann hervorgehn, wie durch die Anwesenheit und Macht des Bösen, das Gute selbst erst zu jener Reife, Kraft, Entschiedenheit und Verherrlichung gelangt, wodurch es zu dem eigentlichen Glanz und Adel der Weltgeschichte so vieles beyträgt. Faßte man so alle Thatsachen in ihrem wahren Lichte auf, so würde auch ein reinerer Ton der Freude und des Muthes aus der Geschichtsforschung in uns zurückbleiben, welcher beytragen könnte die Kraft des Gemüths von dem Schlechten hinweg, und dem ewigen Guten zuzuwenden; ungeirret durch fatum, Erfolg und zweydeutigen Ruhm.

Literarische Notizen.

Englische politische Literatur.

Memoires of the last ten Years of the Reign of King Georges II. By Horace Walpole, Earl of Orford, from de original Mss.

(Aus dem Quarterley Review Nr. 53.)

Sind Memoiren des bekannten Staatsministers über die Begebenheiten, und handelnden Personen, mit denen derselbe in Berührung kam, während der im Titel angegebenen Zeit (1750—1760). Der Verfügung desselben zu Folge in seinem Testamente vom 21. März 1790 wurde das Manuscript dieser Memoiren mit noch andern Papieren so lange verschlossen aufbewahrt, bis Lord Waldegrave, der Sohn seiner Nichte, das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte, welchem dieselben sodann im Jahre 1810. eingehändiget wurden. Dieser oder vielmehr Lord Holland, dem es jener überlassen, publicirte sie erst im verwichenen Jahre: der Verfasser der Anzeige im Quarterly Review untersucht die Gründe für und wider, ob diese Publicirung hätte geschehen sollen, oder nicht, weil fast der ganze Inhalt aus herabwürdigenden und denigrirenden Schilderungen der verschiedensten Personen aus allen Klassen bestehe, indem unter den tausend Namen, welche vorkommen, nur ein einziger ohne mehr oder minder diffamirenden Tadel bleibe, und das Ganze fast nur einem zu zwey Quartbänden ausgedehnten Libell gleiche. Das einzige, so an demselben zu rühmen bleibe, seyen die mitgetheilten Parlamentsdebatten, an welchen Walpole Theil genommen, und besonders einige Reden des Herrn Pitt; nicht etwa bloß des Inhalts wegen, sondern besonders wegen der geistreichen Form der Darstellung, welche sich so weit über die auf dem jetzt gewöhnlichen Wege erhaltenen Parlamentsberichte erhebe. »Es geschah nicht früher, als unter der Regierung des zuletzt verstorbenen Königs, daß das Parlament konnivirend die Publicirung seiner Debatten zugestand, indessen hatte schon von der Thronbesteigung des Hauses Hannover an, irgend einige Berichtserstattung von den Verhandlungen der beyden Häuser, obwohl mit langen Unterbrechungen und durch verschiedene Kunstgriffe, ihren Weg zum Publikum gefunden. Irgend ein gutherziges Mitglied theilte Namen, Ordnung und abgegebene Stimmen der Redner mit, oder irgend ein diskreter Zuhörer in der Gallerie

merkte sie sich; zuweilen wohl auch eine leichte Skizze ihrer Argumente; und andere geistreiche Individuen wurden dann verwendet, um diese Umrisse auszufüllen, oder vielmehr sie zu einer regelmäßigen Debatte zu verarbeiten, welche, wie uns dünkt, ungefähr eine eben so große Gleichheit mit dem wirklich Vorgefallenen haben mochte, als von einem Portrait erwartet werden dürfte, dessen Farben eine Person auftrüge, welcher das Original nie zu Gesichte gekommen wäre. Dieser Mangel an Treue sowohl, als auch der Verzug von mehreren Monaten, ehe sie geliefert wurden, ließ diese Berichte sehr ungenügend erscheinen, und wir finden dem gemäß, daß einige Mitglieder die Gewohnheit angenommen hatten, sich von dem Vorgefallenen einiges aufzuzeichnen, für ihren eigenen Gebrauch, oder zur Unterhaltung ihrer Freunde und solcher, mit denen sie im brieflichen Verkehre standen. Eine Vergleichung von einigen dieser authentischen Skizzen mit den pomphaften Berichten der Zeitblätter findet sich angestellt in den neuern Ausgaben der Parlamentsdebatten; man sieht daraus, wie ungleich die Wirklichkeit diesen letztern sieht; aber nichts von der Art, was wir je gesehen, kommt dem Glanze, der lebhaften Zeichnung und der Wahrheit von einigen der Walpole'schen Berichte bey; im Allgemeinen sind dieselben sehr kurz, und was den Ausdruck anbetrifft, von nur unvollständiger Abfassung; aber die Gegenstände, die Art und Weise, der Geist der Redner sind wunderbar beybehalten, und wir zweifeln sehr, ob ein ganz detaillirter Bericht, wie derselbe gegenwärtig alle Tage geliefert wird, eine eben so treffende Vorstellung von dem wahren Gange und der Wirkung einer Debatte geben könne, als Walpole sie in wenigen Zeilen gibt. — Er leistet alles, was geleistet werden kann: er sagt uns den Gegenstand des Redners, die am meisten hervorstechenden Punkte der Rede, und wo er sie ausheben kann, einige von den eigensten Ausdrücken; und sodann die Wirkung, welche die Rede auf die Zuhörer — Freunde, Gegner und Neutrale — ausgeübt. Wir wählen nicht gerade den besten, wohl aber den kürzesten dieser Berichte aus, um ihn hier beyspielsweise mitzutheilen:

»Eine andere, die Wahlen betreffende Bittschrift kam in Anregung — das Haus war dünn besetzt und lässig. Ein junger Delaval hatte gegen den Bittsteller gesprochen, in einer pomphaften und anzüglichen Weise, und das Haus zum Lachen gebracht durch die Stichworte von Korruption und Wahlbestechung. Pitt, der in der Gallerie war, stand rasch auf, kam mit Ungestüm herab, und mit allem seinen früheren Feuer begann er: Er habe nach dem Grund eines solchen Lärmens gefragt, und mit Schmerz werde er inne, daß er habe müssen lachen hören über einen solchen Gegenstand, als Wahlbestechung! Werden wir auch im Innern des Hauses, werden wir selbst unsre Würde antasten, während solche Angriffe von außen her auf sie gehäuft werden? Sie sey schon ganz verloren, sie bedürfe fürwahr unterstützender Hülfe, seit lange schon welke sie, kaum noch möge sie wiedergewonnen werden! Er hoffe, daß der Sprecher seine schützende Hand reichen werde, ihr wieder aufzuhelfen, er allein vermöge das — ja kaum noch er! Er rief alle auf, Beystand zu leisten, oder sonst, sagte er, werden wir nur mehr zusammen seyn, um die Willkürbeschlüsse einzutragen irgend eines zu mächtigen Unterthanen!« Dieser Donnerschlag von so lange heiterem Himmel verbreitete Bestürzung in der Versammlung: Murray saß gekrümmt, schweigend und erschreckt. Kaum daß Legge sich erhob, doch nur um mit großer Demuth zu sagen: Er sey ganz allein durch die Whigs erhoben worden,

und wenn er früher oder später wieder fallen sollte, so würde er auf nichts anders stolz seyn, als auf den Namen eines Whig.«

Siehe welches Gemälde ist hier! — ein dünnbesetztes und läßiges Haus — Herr Pitt sorglos in der Gallerie — das thörichte Gelächter unten — das Aufspringen — das Feuer — der Donnerschlag aus so lange heiterer Wolke — die Verwirrung bey den Zuhörern — der Schrecken und das Schweigen des sonst so kühnen und gewandten Murray, und die gleichsam abbittende Demuth des Kanzlers der Schatzkammer — alles, alle Züge sind mit einem Geist und einer Kraft gemalt, von welchen der gewöhnliche Styl der Parlamentsberichte uns nicht die allermindeste Vorstellung gewähren kann. —

On population. An Inquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, being an Answer to Mr. Malthus's Essay on that subject. By William Godwin. London 1821.

(Aus dem Quarterly Review, Nr. 51.)

Vor dreyßig Jahren etwa, gab Herr Godwin eine Untersuchung der politischen Gerechtigkeit heraus, in der Absicht, wie in der Vorrede des vorliegenden neuesten Werkes von ihm gesagt wird, alles (in seinem Sinne) Beste und Liberalste aus der gesammten Staatswissenschaft zusammen zu stellen, dasselbe gedrängter in einem System zu ordnen und es um etwas weiter darin zu bringen, als von irgend einem vorhergehenden Schriftsteller geschehen sey. Das Werk trug das Gepräge eines an tieferes Nachdenken gewöhnten Geistes, aber auch eines Geistes von so übertriebenem Zutrauen auf eigene Kräfte, daß er in seinen Gedanken ohne Umstände umstürzt, was seither für das Ehrwürdigste und Beste in der Gesellschaft gehalten worden, um auf den Trümmern desselben die phantastische Aufführung seiner eigenen Plane zu gründen.

Seinen Meinungen eine bessere Aufnahme zu bereiten, wendete der Verfasser alles geistige Vermögen an, um zu schildern, oder vielmehr um zu übertreiben, die aus der gegenwärtigen Ordnung der Gesellschaft fließenden Laster und Thorheiten, und dagegen den Zustand von Glückseligkeit zu erheben, welcher aus der Annahme seines eigenen Systems hervorgehen würden, — das heißt, eine geträumte allgemeine Herrschaft von Tugend und Wohlfahrt, nach gänzlicher Abstellung von Religion, Regierung, Privateigenthum, Ehe und einigen andern unbequemen Dingen ähnlicher Natur. Wir müssen jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß Herr Godwin nicht einen gewaltsamen oder plötzlichen Umsturz bestehender Institutionen bezielt; Vernunft allein, sagt er, soll angewendet werden, um die allgemeine Zustimmung bey Abschaffung vorhandener Mißbräuche zu sichern, und die Mitwirkung der Menschen zu den beabsichtigten Verbesserungen an die Stelle von jenen zu gewinnen. Aber das System ist an sich selbst so unvernünftig, daß eine nachtheilige Wirkung von diesem Werke kaum zu befürchten schien; jedoch trug des Verfassers Geschicklichkeit im Argumentiren in Verbindung mit dem Feuer des Ausdrucks dazu bey, die Aufmerksamkeit zu fesseln; um so mehr in einer Zeit, dessen ernste Zeichen in so manchen Gemüthern die Erwartung von irgend welcher politischen Wiedergeburt erweckt hatten. Von denen, welche eine solche Erwartung hegten, wurde der Milzsüchtige so gut, als der Sanguinische, der Revolutionärgesinnte sowohl

als der Freund von Reformen gleichmäßig von einem Werke in Anspruch genommen, welches mit Kraft die (wirklichen oder nur scheinbaren) Uebel der bestehenden Institutionen schilderte, und mit Enthusiasmus eine eingebildete Glückseligkeit Aller welche aus einem idealen Systeme hervorgehn sollte, ausmalte. Zufällige Mißbräuche wurden mit wesentlichen Uebeln verwechselt, und die Wagschale des Guten, welches von der Erfahrung aller Alter und Zeiten bestätigt worden, wog nur leicht in Vergleichung mit der Glückseligkeit eines solchen politischen tausendjährigen Reiches, dessen Zusatz von Uebel freylich noch keine Erfahrung gezeigt hatte, bey welchem aber übersehn zu werden schien, daß auch die Hoffnung des Guten noch von jeder Bestätigung durch die Erfahrung entblößt sey.

Herr Malthus, indem er Andern die Vertheidigung der bestehenden Institutionen überließ, und zugleich die Nachweisung der unermeßlichen Irrthümer und Abgeschmacktheiten in jenen, welche die Einbildung des Herrn Godwin an ihre Stelle gesetzt hatte, unternahm es bloß, den Beweis zu führen, daß auch selbst dann, wenn man diesem alle seine falschen Vordersätze einräumte, und einen Augenblick sich alle jene großen Bande zerrissen denken wollte, welche während sechs tausend Jahren, die Gesellschaft immer um so kraftvoller gemacht haben, je fester sie angezogen waren, und dagegen sich die Eingebungen des Herrn Godwin verwirklicht dächte — daß auch dann in der Natur ein Princip vorhanden seyn würde, wider welches derselbe eine Gegenwirkung weder vorgesehen habe, noch auch vorsehen könnte, und dessen Wirksamkeit das ganze Gebäude seines Systems, sobald es nur aufgeführt wäre, wieder einreißen müßte. Denn man denke sich einmal die menschliche Natur so fortgeschritten (nämlich im philosophisch sich wähnenden Traum), daß statt der Selbstliebe die allgemeine Menschenliebe die stärkste Triebfeder in dem Gemüthe eines jeden Individuums wäre, und diese Liebe so erleuchtet, daß die eigene Einsicht eines Jeden alle Nothwendigkeit höherer Leitung und von Religion und Legislation herfließender Beweggründe beseitigte; man stelle sich die ganze Erde, wie einen Garten angebaut vor, und ihre Erzeugnisse gleich vertheilt unter ihre im dichten Gewimmel sich regenden Bewohner, alle unter einander verbunden, wie eine große Familie, in wechselseitiger Liebe; jeden arbeitend für den gemeinschaftlichen Unterhalt; jeden seine geistigen Fähigkeiten gebrauchend zur Verbesserung der erkennenden Kräfte und zur Vermehrung der sittlichen Vollkommenheit und Befriedigung Aller. Man denke sich einmal alles dieses verwirklichet, und in weniger als einem halben Jahrhundert, sagt Malthus, würde das ganze schöne Traumbild wiederum verschwinden, und Selbstsucht, Laster und Elend aufs neue triumphirend Besitz von der Welt ergreifen, und das in Folge eines zwar einfachen, aber unveränderlichen Naturgesetzes, dem des verschiedenen Verhältnisses nämlich, in welchem unbeschränkte Bevölkerung und die Fruchtbarkeit des Bodens, wie selbe auch immer unterstützt werden möge, zunehmen. Denn die Richtung des Fortganges der Bevölkerung wird dahin zielen, sich jedesmal innerhalb fünf und zwanzig Jahren zu verdoppeln, während der warmblütigste Unternehmer keinen Anspruch darauf machen darf, die Kräfte der Fruchtbarkeit des Bodens in dem jedesmaligen gleichen Zeitraum um mehr, als einen, den ersten Kräften derselben gleichen Betrag zu vermehren; oder in andern Worten, die Vermehrung der Bevölkerung findet in geometrischer, die der Fruchtbarkeit des Bodens nur in arithmetischer Progression Statt; so daß während die erstere das Streben hat, sich wie 1, 2, 4,

8, 16, 32 — zu vermehren, die letztere nur das Streben hat, es wie 1, 2, 3, 4, 5, 6 zu thun, — und so würde die Ungleichheit und das Mißverhältniß zwischen Nahrung und Menschenzahl bey jeder weiteren Zeitepoche zunehmen. Es ist jedoch leicht abzusehen, daß wenn dieser Grundsatz der richtige ist, die Reihe der Zeitepochen bald durch große Sterblichkeit abgebrochen werden müßte, und daß in der Annäherung an dieses Aeußerste, das quälende Bedürfniß des Hungers die zarten Vorstellungen eines geläuterten Wohlwollens übertäuben dürfte; daß der Stärkste die größten Bissen für sich greifen würde, und der Schwächere verderben müßte; mit einem Worte, daß das ganze Geschlecht in einen Zustand von Barbarey zurückfallen würde, aus welchem dasselbe bis zu dem Grade von Civilisation wiederum zu erheben, in welchem Herrn Godwins Theorie dasselbe angetroffen hatte, ganze Menschenalter nöthig seyn würden. Wenn in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft das nämliche von Herrn Malthus dargestellte Princip der Bevölkerung nicht erlaubt, alles Uebel abzuhalten, so wird doch der Rückfall in Barbarey durch die Extreme von Laster und Elend, vermöge der Zügelung durch Religion und Gesetze zurückgehalten; so wie durch den Antrieb individueller Anstrengungen, welchen die Sicherheit des Privateigenthums darbietet, und durch die ausschließenden Rechte der Ehe, welche alle edlen Gefühle pflegt und nährt in gegenseitiger Zuneigung zwischen Gatten, Aeltern nnd Kindern.

Herr Godwin hätte, wenn er gewollt, wohl in Erwiederung hierauf sagen können, daß wenn man des Herrn Malthus Grundsatz zugäbe, dennoch in dem Zustand einer so hoch erhabenen Tugend, als die Theorie Godwins voraussetzt, man nicht annehmen müsse, daß die Individuen den rohen Antrieben ihrer Natur folgen würden, um die Zahl der menschlichen Wesen (ihrer eigenen Befriedigung zu Liebe) über das Maß der gemeinsamen Nahrungsmittel hinaus in einer Weise zu vermehren, die die öffentliche Wohlfahrt hinderte. Er hat auch wirklich nicht unterlassen, sich dieser Vertheidigung zu bedienen, aber bloß als eines untergeordneten Argumentes; weil ihm nämlich sehr wohl bewußt war, daß wenn der Grundsatz des Herrn Malthus zugegeben wird, der unmittelbare Einfluß desselben auf das Interesse der gegenwärtig bestehenden Staatsgesellschaft seine Spekulationen über entfernte und nur als möglich gedachte Arten des Daseyns sogleich in Vergessenheit stürzen müsse. Er scheint wirklich schon etwas Derartiges erfahren zu haben. »Der Versuch über Bevölkerung (von Malthus nämlich) hat Besitz genommen von der öffentlichen Denkart,« und der Verfasser des Werkes über politische Gerechtigkeit hat vergeblich darauf gewartet, die Irrthümer des Herrn Malthus von selbst sich verlieren oder durch die Schüler der Godwinschen Schule zerstört zu sehen. Da er fand, daß »jenes Werk sich noch in seiner glücklichen Laufbahn behauptet, so bewog ihn das, so sagt er, sich selbst auf die Bresche zu stellen und anzugreifen, nicht allein die untergeordneten Argumente, oder die Schlußfolgen, sondern das Hauptprincip selbst.« So sind also beyde Theile im wirklichen Kampfe begriffen.

Herr Malthus hat seine geometrische Progression auf die Erfahrung der nordamerikanischen Kolonien begründet, welche während der letzten 150 Jahre ihre Bevölkerung in einem Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren jedesmal verdoppelt haben. Herr Godwin wirft nicht ohne Grund ein, daß eine so materielle Annahme zu unbestimmt begründet worden sey, es würde aber allerdings nicht leicht gewesen seyn, mehr Bestimmtheit anzuwenden. Denn wenn auch alle Belege durch

Zählungstabellen u. s. w. angewendet worden wären, um die Behauptungen und Schlüsse von Price, Franklin, Styles, Pitkin u. s. w. zu rechtfertigen: so würde doch die behauptete Vermehrung der Bevölkerung ums Doppelte, allein durch Fortpflanzung in jedem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren nicht hinlänglich bewiesen werden können; weil nämlich alle Berechnungen hierüber durch den nicht genau anzugebenden Betrag der Einwanderungen gestört werden, welcher sich in alle einzelnen Theile der Berechnung mischt. Aber mit Beseitigung dieser Einzelnheiten halten wir uns für jetzt nur in der allgemeinen Ansicht der Frage, und suchen den Grundsatz selbst zu erörtern, nicht aber den Grad seiner Wirksamkeit, oder das Verhältniß, in welchem derselbe in Anwendung tritt.

In dem vierten Kapitel des zweyten Buches gibt Herr Godwin einige schätzbare Tabellen über die Bevölkerung von Schweden, aus denen er folgenden Schluß zieht. »In Schweden hat während einer gewissen Periode eine progressive Zunahme der Bevölkerung Statt gefunden, und wir haben gute Gründe, anzunehmen, daß diese Zunahme bloß oder doch hauptsächlich nur die Folge von dem Princip der Fortpflanzung ist. Nach dem zu urtheilen, was in den vier und funfzig Jahren von 1751 bis 1805 sich dort ergeben hat, sollte man sagen, daß die menschliche Gattung in gewissen Lagen und unter gewissen Verhältnissen sich verdoppeln würde, in etwas mehr als hundert Jahren*).

Hiermit wird also (selbst von Godwin) zugegeben, daß unter gewissen Verhältnissen die Bevölkerung das Streben hat, sich in hundert Jahren zu verdoppeln, und so ist also das Princip von der geometrischen Progression für die Vermehrung der Bevölkerung durch die eigenen in seinem Werke enthaltenen faktischen Angaben begründet. Und doch wird dort gesagt, daß die Theorie des Herrn Malthus offenbar auf nichts beruhe, und daß es wahrlich Zeit sey, daß Jemand dieses Kartenhaus wegblase, und das wird so bewerkstelligt. Weil das Wort, geometrische Progression, gebraucht worden, so haben sich Godwin und sein Freund Herr Booth (welchen jener braucht, um ihm in mathematischen Untersuchungen Hülfe zu leisten) in den Sinn gesetzt, dasselbe im strengsten mathematischen Verstande zu nehmen. Sie machen einen großen Aufwand von unnützer Mühe, um zu zeigen, daß so lange als kein gleichmäßiger Fortgang von Jahr zu Jahr erwiesen worden, die Verdopplung der Zahl in bestimmten gleichen Zeiträumen keine geometrische Progression könne genannt werden, und das Gesetz des Aufsteigens unbekannt bleibe. Mit eben so viel Recht möchten sie darüber triumphiren, wenn sie etwa bewiesen, daß wenn in Amerika eine Bevölkerung von drey Millionen in fünf und zwanzig Jahren zu sechs Millionen weniger eins würde, und in funfzig Jahren zu zwölf Millionen plus eins, man nicht sagen könnte, daß die Bevölkerung in dem ersten Zeitpunkt sich zu jener im zweyten verhielte, wie diese zu der in dem dritten. Es ist einleuchtend, daß das Wort, geometrische Progression, niemals im strengsten mathematischen Verstande konnte zu nehmen seyn. Hume, da er von einem Gesetze spricht, welches dem Uebertreter mit allen jenen, die mit demselben verkehren, den gleichen Grad von Strafbarkeit zuerkennt, behauptet

*) In etwas weniger als hundert Jahren, würde die richtige Folgerung seyn; denn (ohne in das Kleine bey einer solchen Progression einzugehen) wenn in vier und funfzig Jahren 1 = wird 1 1/2, so wird dieses 1 1/2 in einem zweyten Zeitraume von vier und funfzig Jahren werden = 2 1/4 und in hundert Jahren würde es einen kleinen Bruch über zwey geben.

»daß durch ein so strenges und unweises Gesetz Verbrechen und Strafen in einer geometrischen Progression vervielfältigt würden.« Er hätte nicht mit bündigerer Strenge des Ausdrucks bezeichnen können, daß ein solches Gesetz jeder Uebertretung ein Streben einpflanze, die Zahl der Uebertreter zu vermehren; und in jedem von diesem dann wieder, nach der geselligen Natur des Menschen, ein Streben zu gleicher Ausbreitung vorhanden sey. Und doch, wenn irgend ein mathematischer Kritiker Hume aufgefordert hätte, das Gesetz des Aufsteigens zu beweisen, nach welchem Verbrechen und Strafen sich vermehren müßten, so dürfte er, wofern er nämlich jenen einer Antwort gewürdigt hätte, allerdings Schwierigkeiten gefunden haben, scharfe Beweise für die geometrische Progression beyzubringen.

Was nun die arithmetische Progression anbelangt, welche als das Verhältniß der Zunahme der Fruchtbarkeit des Bodens angegeben worden, so haben ebenfalls die Herren Godwin und Booth diesen Ausdruck in einem scharfen mathematischen Sinne nehmen wollen. »Wenn, sagen sie (p. 248), die Quantität der Nahrungsmittel zunimmt, so ist klar, daß das nicht sprungweise jedesmal nach fünf und zwanzig Jahren geschehen wird, sondern in vielen Zwischenzeiten.« Doch zu was dieses verfängliche Spiel? Herr Malthus hat es bey seiner Behauptung nur mit dem Resultat in den angegebenen Perioden zu thun, und nicht mit dem gleichmäßigen oder minder gleichmäßigen Flusse des Anwachses u. s. w.

Damit aber nicht irgend welche Leser die Meinung hegen mögen, als handelte es sich bey dieser Sache um eine technische mathematische Aufgabe, so wollen wir mit ausführlicheren Worten sagen, was wir uns unter dem Grundsatze des Herrn Malthus denken. Die Bevölkerung hat unter begünstigenden Umständen die Tendenz, sich zu vermehren, und wie sehr sie sich auch vermehren möge, so liegt in jedem neuen Zuwachs sowohl das Vermögen als der fortwährende Antrieb zur Anwendung dieses Vermögens: sich immer noch aufs Neue zu vermehren. Wenn dagegen die Fruchtbarkeit von irgend einem Stücke Land, durch irgend welche begünstigende Umstände vermehrt wird, so hat der dadurch gewonnene Zuwachs weder das Vermögen noch einen Antrieb in sich, einen noch weitern Zuwachs an Fruchtbarkeit hervorzubringen. So geschieht, daß, sobald die Bevölkerung sich verdoppelt hat, sie die Tendenz in sich trägt, sich abermals zu verdoppeln, wogegen die verdoppelte Fruchtbarkeit keine solche Kraft in sich hat, sich wiederum zu verdoppeln. Die zweyfache Fruchtbarkeit kann an sich selbst nicht Ursache von vierfacher Fruchtbarkeit seyn; zweyfache Bevölkerung kann aber die Ursache einer vierfachen Bevölkerung werden, und hat außerdem einen starken Antrieb es wirklich zu werden. Die großen Folgerungen aus diesem Principe sind, daß die natürliche Richtung der Bevölkerung dahin geht, sich schneller zu vermehren, als die Nahrungsmittel vermehrt werden können, und daß demnach die Anstrengungen der Völker und die Wirksamkeit der Gesetzgebungen dahin zielen mögen, die Fruchtbarkeit ihres Bodens zu vermehren, welcher keine natürliche Triebkraft in sich hat nach einer solchen Vermehrung; und daß, wenn dieß geschehen ist, man sicherlich darauf rechnen dürfe, daß auch die Bevölkerung verhältnißmäßig zunehmen werde, welche ein natürliches Vermögen und Triebkraft zur Selbstvermehrung in sich trägt. Wo hingegen Gesetzgeber, welche zuvörderst die Vermehrung der Bevölkerung aufmuntern, noch einen neuen Antrieb hinzufügen, wo durch Mangel an Voraussicht bey den Einzelnen, schon eine

Hinneigung zum Zuviel vorwaltet, und so Elend und Laster vermehren, als die natürliche Folge eines sollen Fehlgriffs.

Herr Malthus wurde mit Bitterkeit vom unwissenden großen Haufen angefeindet, und von solchen, deren verfeinerter oder reizbarer Geist sie mit Abscheu jeden Wunsch betrachten ließ, der dahin ging, die Anzahl der menschlichen Wesen zu beschränken, nachdem sie sich einmal gewöhnt hatten, die Glückseligkeit der Menschen nach ihrer Anzahl zu schätzen. Es sey, sagten sie, ein Widerstreben gegen die vornehmste Absicht der Natur, nämlich zum Wohlseyn bestimmte Wesen hervorzubringen und eine Verletzung des ersten Gebots des Gottes der Natur: »Wachset und mehret euch;« und sie hielten sich nicht mit der Betrachtung auf, daß, wenn die Bevölkerung vermehrt wird, ohne daß auch zugleich die Nahrungsmittel vermehrt werden, zwar Wesen hervorgebracht werden, die zur Wohlfahrt bestimmt sind, aber die darum nur um so elender sich fühlen, wenn ihr Loos Leiden sind; und daß das nämliche höchste Wesen, welches den Befehl gab: »Wachset und mehret euch,« uns auch gelehrt hat, daß die Tugend in Beherrschung der Leidenschaften besteht, um sie für den Zweck der menschlichen Glückseligkeit wirksam zu machen. Wir sind auch belehrt worden (in dem weisheitvollsten Gebete, welches der gebrechliche Mensch jemals angewiesen worden, zu sprechen), um Abwendung der Versuchung zu bitten; welch einer größeren Versuchung aber könnten die Menschen im Ganzen wohl ausgesetzt werden, als wenn ihre Anzahl das Maß der Mittel zu einem gedeihlichen Leben übersteigt? Sie müssen dann entweder im physischen Elend schmachten, oder sich des unmittelbaren Drucks desselben durch Laster erwehren, welches ein noch wesentlicheres Elend ist. Dieses, in seiner scheußlichen Verflechtung enthält die Strafe, welche von der Natur auf jeden Mißbrauch der von ihr gegebenen Kräfte gesetzt werden, und indem es auf die Länge die zu große Bevölkerung wiederum lichtet und zerstört, thut es auf diese Weise der ganzen Masse des Uebels Einhalt.

Herr Godwin braucht unter andern auch dieses Argument (B.I.ch.6): Wenn es wahr ist, daß die ungehinderte Bevölkerung sich jedesmal in fünf und zwanzig Jahren verdoppelt, so müssen in einem Lande, dessen Bevölkerung sich gleich bleibt, um eine eben so große Anzahl (als das Ganze der Bevölkerung beträgt) mehr sterben, als in einem Lande der Fall ist, in welchem die Bevölkerung sich verdoppelt.« Dieses Argument wiederholt sich unter mancherley Gestalt durch das ganze Werk, aber es vermag freylich in keiner Gestalt die darin enthaltene ganz falsche Annahme zu verbergen, daß eben so häufige, eben so frühe, und eben so fruchtbare Ehen in einem Lande Statt finden müßten, wo der Arbeitslohn niedrig und die Lebensmittel theuer sind, als in einem andern, wo der Arbeitslohn hoch und die Nahrungsmittel wohlfeil sind. Im Gegentheil wir wissen, daß dort, wo die Menschen den Druck des gegenwärtigen Mangels fühlen und größeren vorhersehn, sie im Allgemeinen sich nicht dem äußersten Grade des Uebels aussetzen, sondern sich schon gehindert fühlen durch die Abstufungen des Uebels, welche durch die Tendenz nach einer Ueberbevölkerung bewirkt werden. Es muß indeß zugestanden werden, daß viele Einzelne sich wirklich in diese äußerste Noth verwickeln, und daß in Folge dessen die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern solcher unvorsichtigen Aeltern, sehr groß ist. Und eben um zuvorzukommen dieser Sterblichkeit, und allen jenen Lastern und Gattun-

gen des Elends, welche sich mit derselben zugleich einfinden, ist das Bemühen des Werkes von Herrn Malthus, welches in keiner Weise Zunahme der Bevölkerung an sich selbst als ein Uebel betrachtet, sondern nur in so fern als dieser Zuwachs einer verhältnißmäßigen Vermehrung der Nahrungsmittel zuvoreilt.

Aber Herr Godwin hat ein ganzes Buch dazu angewendet (das fünfte) um zu zeigen, daß die Nahrungsmittel unerschöpflich seyn, und reichlich zulangen, um alle jene verdoppelte Bevölkerung, von welcher wir einige wirkliche Evidenz haben, zu ernähren; denn wir haben es (wie er artig bemerkt) nur mit einer wirklichen, nicht mit einer bloß möglichen Bevölkerung zu thun; mögliche Menschen essen nicht, wie freylich wirkliche Menschen thun.« p. 480. Diese ganze Partie, und wirklich ein großer Theil des Werks gründet sich darauf, daß Herrn Malthus fälschlich der Wunsch zugeschrieben wird, die Bevölkerung in ihrem jetzigen Höhestande niederzuhalten, als ob die mögliche Menge von Nahrungsmitteln eben jetzt schon vorhanden wäre. Nun besteht aber alles, was Herr Malthus sagt, darin: Ihr möget auf Vermehrung der Lebensmittel bedacht seyn, so wird die Bevölkerung sich von selbst vermehren; dagegen aber vermehrt nicht die Bevölkerung mit Rechnung auf den höchst möglichen Grad von Lebensmitteln; denn bedenket wohl, daß bloß mögliche Speise nicht gegessen werden kann, wenn es gleich die wirkliche kann. Und doch hält Herr Godwin, welchem wohl nicht unbekannt ist, daß solches die eigentliche Lehre seines Gegners ausmacht, es nicht unter seiner Würde, Vorurtheilen des großen Haufens zu schmeicheln, indem er in das gemeine Geschrey einstimmt, und uns erzählt, Herr Malthus »wolle die eine Generation vor Hunger umkommen lassen, um die nächstfolgende zu tödten« p. 505, und uns gern überreden möchte, Krieg, Hungersnoth und Pest als die wahren Freunde des öffentlichen Wohls zu begrüßen; mit einer gewissen wohlgefälligen Gutheißung auf Leichenfeld und Schlachten hinzublicken, und immer auf eine Decimirung unsers Geschlechts zu zielen, auf daß die Ueberlebenden bequemer bestehen können.« p. 586. In einem beynahe ähnlichen Ton ist fast das ganze sechste Buch geschrieben, worin der Verfasser zu erörtern sich vorsetzt: die sittlichen und politischen Vorschriften, welche der Versuch über Bevölkerung (von Malthus nämlich) einschärft.« Wir können demselben nicht in allen seinen falschen Darstellungen folgen, so weit sie nur die Glaubwürdigkeit des Herrn Malthus zum Gegenstande haben, sondern bloß vorübergehend, und nur in ihrem Zusammenhange mit dem Systeme, zwey Gegenstände berühren, welche von der höchsten Wichtigkeit in den Untersuchungen des Politikers und Sittenlehrers sind — die Unterstützung der Armen nämlich — und die Spende der Almosen.

Indem Herr Malthus auf eine stufenweise Abschaffung der brittischen Armengesetze dringt, hat er unter andern aufgestellt, daß es eine Pflicht sey, als Präliminar-Maßregel förmlich einem Rechte der Armen auf Unterstützung die Anerkennung zu versagen.« Das Wort Recht läßt allerdings mancherley Auslegungen zu, und von dieser Mannigfaltigkeit hat Herr Godwin Vortheil gezogen p. 342. Hier wird kein anders als das sittliche Recht gemeint; aber wir müssen wiederum unterscheiden zwischen sittlichen Rechten im Naturstande und im Stande der Civilisation. In dem Naturstande hat Jedermann ein sittliches Recht auf seinen verhältnißmäßigen Antheil an den freywillig von der Erde hervorgebrachten Gütern, und es würde diesemnach Pflicht eines Jeden seyn,

der in den Besitz von Mehr käme, als der Betrag seines Antheils ausmacht, es dem zu geben, welcher weniger hätte. Aber im Naturstande würde die Macht der Sittlichkeit so schwach seyn, daß rohe Stärke allein der Richter über Mein und Dein seyn würde. Hat man bürgerliche Einrichtungen gegründet, um die rohe Stärke zu zügeln, so müssen sittliche Rechte vereinbarlich gemacht werden mit diesen bürgerlichen Einrichtungen. Unter diesem Gesichtspunkte werden die Rechte des Armen eine politische Frage und untergeordnet, so wie es die Rechte aller übrigen Klassen sind, unter Bestand und gemeiner Wohlfahrt des Ganzen. Herrn Godwins Bestrebungen sind allerdings auf einen Zustand der Gesellschaft gerichtet, in welchem alles Eigenthum gleich vertheilt wäre, und in welchem zugleich die Vollkommenheit jedes Einzelnen in Erkenntniß wie in Tugend so groß wäre, daß ohne bürgerliche Einrichtungen die Wohlfahrt des Ganzen der sich selbst überlassenen Handelsweise aller Einzelnen anvertraut bleiben könnte. Es wäre indessen ganz müßig, die Rechte des Armen in einem Zustande der Gesellschaft zu untersuchen, in welchem es keine Arme geben könnte. Aber gewiß ist es, daß wenn jene natürlichen Rechte in Bezug aufs Eigenthum in unserem jetzigen Zustande der Gesellschaft erzwungen werden könnten, wir mit den Rechten selbst unverzüglich wieder zum Stande der Natur (nämlich der alleinigen rohen Gewalt) zurückkehren würden. — Man möchte jedoch einwenden, daß es nicht ein gleicher Antheil an Eigenthum mit dem Reichen ist, welcher für den Armen verlangt wird, sondern nur ein zur Unterstützung desselben bemessener Theil. Aber gibt man ein Recht zu einem Antheil zu, wer wird dann seine Gränzen bestimmen, sowohl in Bezug auf die Natur einer solchen Unterstützung, als auf die Anzahl derer, die zu unterstützen wären? Jene, welche beydes limitiren wollen, geben die Nothwendigkeit zu, den allgemeinen Anspruch zu beschränken, um denselben vereinbar zu machen mit den Einrichtungen der Gesellschaft. Und dennoch schließt diese Unterstützung einen so großen Betrag in sich, als den Armen fähig macht, die Zahl der Armen zu vermehren, und diese Hinzugekommenen haben wiederum das gleiche Recht auf ähnliche Unterstützung, welches zu ähnlichen Forderungen Anlaß geben wird, bis das gesammte Eigenthum des Landes unter den Anspruch machenden vertheilt seyn wird. Und dieses ist in der That auch wirklich die Tendenz der Sache, wie sie gegenwärtig als Wirkung der englischen Armengesetze gefühlt wird*). Wir wollen für jetzt nicht eingehen in die verschiedenartigen Plane, welche von Malthus und Andern in Vorschlag gebracht sind, um dieselben abzuschaffen oder zu verbessern, und wünschen nur, wegzuräumen, was als Hinderniß einer guten Gesetzgebung über diesen wichtigen Gegenstand betrachtet werden mag, und den Grundsatz zu zeigen, auf welchem dasselbe beruht.

Indem Herr Malthus das Recht des Armen auf Unterstützung läugnet, hat derselbe nicht verfehlt, die Pflicht des Reichen anzuerkennen, ihm beyzustehen, in Fällen unverdienten oder äußersten Mangels. Zu gleicher Zeit aber schärft er es der Aufmerksamkeit des Lesers ein, daß diese Pflicht durch einen Beystand, der ohne alle weitere Unterscheidung und Rücksicht geleistet wird, nicht erfüllt werden kann. »Solche, sagt er, die da Mangel erdulden, ungeachtet ihrer bestgerichteten Bemühungen, denselben zu vermeiden, und aus Ursachen, welche vorauszusehen

*) Ganz andere Verhältnisse treten ein, wo die Verheiratung der Armen in irgend einer Weise an die vorgängige Zustimmung der Gesellschaft geknüpft ist. Vergleiche diese Jahrbücher, Bd. XV. Nr. 15.

nicht von ihnen gefordert werden konnte, bilden den wahren Gegenstand der Armenhülfe. Solche sollen, nach dem Maß unsrer Kräfte, freygebige und angemessene Unterstützung erlangen. Und wenn diese erste Forderung an unsre Mildthätigkeit befriediget ist, alsdann mögen wir auch unsere Aufmerksamkeit auf die Faulen und Unvorsichtigen richten.« — »Wir sollen jedoch in keinem Falle eine gegenwärtige Gelegenheit, wohl zu thun, unbenutzt lassen, in der bloßen Voraussetzung, daß wir einen würdigeren Gegenstand antreffen würden. In allen Fällen, wo Zweifel vorhanden ist, mag es sicher als Pflicht aufgestellt werden, daß wir dem natürlichen Antrieb des Wohlwollens Folge geben sollen.« B. 4. c. 9. — Aber Herr Godwin ruft aus, mit seiner gewohnten Lieblichkeit: »Was für ein unwissendes Geplapper ist dieß! Wenn dieser sanftmüthige Gutthäter einen Mann und dessen Weib und Kind vom Hungertode rettete, so thut er entweder, was Recht ist, oder etwas Uebles; er thut seine Pflicht, oder das Gegentheil: denn alles in Behandlung unserer Mitmenschen, was nicht Pflicht ist, ist vom Bösen.« p. 568. Es ist gerade diese überherspringende Art von Schlüssen, diese ausschließenden Dogmen, und seyn sollende Regeln ohne Ausnahme, worin die bleibende Sünde von Herrn Godwins Leben besteht. Herr Malthus dagegen, in dem Geiste eines maßvollen Weisen, merkt an, »daß die allgemeinen Grundsätze in diesen Materien nicht zu weit getrieben werden müssen, obwohl sie immerwährend ins Auge zu fassen sind, und daß gar manche Fälle vorkommen können, worin das Gute, welches von der Milderung des vorhandenen Elends herrührt, das aus den entfernten Folgen befürchtete Uebel mehr als überwiegt. B. 4. c. Die Ausübung mitleidiger Wohlthätigkeit ist eben so sehr eine sittliche Pflicht, als die Ausübung der Gerechtigkeit. Es ist uns gegeben, ähnlich dem Begnadigungsrecht der Krone, um die Strenge des allgemeinen Gesetzes in einzelnen Fällen zu mildern. Und so wie der König durch seinen Eid, so ist jeder Einzelne durch seine Pflicht und durch das Beyspiel seines Schöpfers verpflichtet, Gerechtigkeit nur mit barmherziger Nachsicht zu verwalten. Und wir glauben, daß Alle, welche der Lehre des Herrn Malthus das Wort reden, einen besondern Beruf haben, die Pflichten einer mit Unterscheidung geübten Wohlthätigkeit einzuschärfen; weil allerdings diese Lehre die Richtung hat, unser Mitgefühl für die Armen als Klasse im Allgemeinen zu vermindern, und in denselben Verhältnissen dem selbstischen Egoismus des Wohlhabenden Vorwände zu geben.

Dieß sind die Punkte, die man in Acht nehmen muß, wo man die Grundsätze des Herrn Malthus ausspricht. Aber die wichtige Wahrheit, welche in diesen liegt, muß nicht verschwiegen werden, weil der Gefühllose und Lasterhafte sie vielleicht bey Gelegenheit mißbrauchen könnte, um vor andern, vielleicht vor sich selbst, den Eigennutz ihres Herzens zu beschönigen. Mögen sich diese nachdrücklich gesagt seyn lassen, daß, wenn jene Ansprüche auf eine ganz unterscheidungslose Armenhülfe und auf eine systematisch allgemeine Unterstützung wegfallen sollen, wodurch der Arme gewohnt wird, darauf zu rechnen, und wodurch eben deßhalb die Masse der Unvorsichtigkeit und die Zahl der Bedürfenden nur immer vermehrt wird; doch wahrlich genug des unverdienten Elendes übrig bleiben wird, und sogar genug des Mißlingens bey den besten Anstrengungen der Tugend, um allen Vorwand für Beschönigung hartherziger Gleichgültigkeit und selbstischen Eigennutzes hinwegzunehmen.«

Neuere Erd- und Völkerkunde.

(Von J. Wertheim.)

Nouvelles Annales des Voyages, de la géographie, et de l'histoire, ou recueil des relations originales inédites, communiquées par des voyageurs français et étrangers; etc. etc. publiées par M. M. J. B. Eyriès et Malte-Brun. Tome I—XVI. 1819—1822 *incl.*

Diese geographisch-historische Zeitschrift ist eine neue Folge der von 1807 bis 1815 in XXV Bänden erschienenen Annales des Voyages, und begann nach einer fast dreyjährigen Unterbrechung wiederum mit dem Jahre 1819. Da die Bereicherung der Erd- und Völkerkunde, und die neuesten Entdeckungen in diesen und den ihnen verwandten Wissenschaften von selbst in den Gesichtskreis dieser Jahrbücher fallen, am meisten aber diejenigen, welche seit deren Beginne zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden, so scheint es nicht unangemessen, hier eine Uebersicht der Gesammtausbeute zu liefern, welche die besagte Zeitschrift seit ihrem Wiedererscheinen in den vorliegenden sechzehn Bänden für die Disciplinen, denen sie gewidmet ist, zu Tage gefördert hat.

Darunter können aber, wie sich von selbst versteht, nur die eigenthümlichen in derselben niedergelegten Forschungen und Darstellungen verstanden seyn; die Auszüge dagegen aus andern Werken und Abhandlungen aller Art, ferner die kritischen Analysen von Schriften und Karten, und die Novellistik, können natürlich, obschon auch sie hin und wieder viele interessante Ansichten, Urtheile, Bemerkungen, Berichtigungen u. s. f. enthalten, nicht mit in diese Uebersicht aufgenommen werden.

Wir eröffnen dieselbe mit einem gedrängten Auszuge aus der dem ersten Bande vorangeschickten Abhandlung von Malte-Brun: Coup-d'oeil sur les découvertes géographiques qui restent à faire, et sur les meilleurs moyens de les effectuer (Blick auf die noch zu unternehmenden geographischen Entdeckungen, und über die besten Mittel, sie zu bewerkstelligen u. s. f.), die uns eine ziemlich vollständige Uebersicht des Standes des geographischen Wissens, und der noch zu lösenden Probleme, zur Zeit, als sie von dem Verfasser entworfen wurde, zu seyn dünkt. Wir behalten uns vor, am Schlusse dieser ganzen Darstellung Ergänzungen und Berichtigungen dazu, mit Beziehung auf andere gleichzeitig erschienene ausgezeichnete Werke, zu liefern.

Die Kette der philologisch-linguistischen Studien, sagt der Verfasser, reicht ohne Unterbrechung von dem Herzen Europa's durch Armenien und Hindostan, bis nach China und den Inseln des großen Weltmeers hin. Die Wichtigkeit dieser Filiation in den genannten Studien wird allgemein gefühlt. Wir würden über den Reisebeschreiber oder Geographen lachen, der aus einem übelangebrachten Zartgefühl sich wie Strabo und Abulfeda zu der Aeußerung verleiten ließe: »ich lasse diese barbarischen und mißtönenden Namen weg.« Jetzt sieht der wissenschaftliche Reisende in jeder Sprache die Inspiration des Weltgeistes, der, indem er das Wort schuf, die Gesellschaft ins Daseyn rief.

Es wäre ein großes und folgenreiches Unternehmen, eine kritische und gründliche Untersuchung der noch vorhandenen Lücken in der heutigen Erdkunde, und eine ausführliche, ins Einzelne gehende Auseinandersetzung der Mittel, sie auszufüllen, aufzustellen. Da wir dieses Unternehmen nicht in seinem ganzen Umfange ausführen können, so möge folgende An-

deutung der noch zu machenden Entdeckungen, und einige Vorschläge zur Bewerkstelligung derselben, eine kleine Skizze hiezu bilden.

Die alte Welt bietet in dem Innern von Asien und Afrika noch große, völlig unbekannte Räume dar. Die neue Welt, oder besser der zweyte Kontinent ist von Westen nach Osten völlig durchstreift. Die nördlichen Küsten sind aber noch verborgen, und man weiß nicht einmal, ob es (Amerika) von einem Eismeer bespült wird, oder mit den ewigen Eismassen der Polarwelt zusammenhängt. Die Polarmeere des Südens sind noch völlig zu erforschen.

Alle diese Lücken machen aber nicht mehr als den sechzehnten Theil der allgemeinen Erdoberfläche aus. Asien bietet noch fortwährend ein weites Feld geographischer Probleme dar.

Sah man nicht noch vor Kurzem den englischen Seekapitän Burney (in den Philosophical Transactions, 1818) die getrennte Lage Asiens und Amerikas in Zweifel ziehen, und einen Isthmus annehmen, der nördlich von der Behringsstraße beyde Kontinente verbände?

Den in einem Schreiben des Herrn von Krusenstern aus einander gesetzten neuesten Beobachtungen und Untersuchungen russischer Seeoffiziere zu Folge, muß die ganze nördliche Küste von Sibirien und Nowaja Semlja fast um einen ganzen Breitengrad niedriger angesetzt werden, als bisher auf unsern Karten geschah; ferner ersehen wir aus denselben, daß Neu-Sibirien, anstatt ein nach dem Nordpol zu sich erstreckendes zusammenhängendes Land zu seyn, eine Gruppe von drey großen Inseln ist.

Die Frage, ob das Land von Tchoka oder Saghalin eine Insel oder eine Halbinsel sey, ist noch nicht entschieden. Die Gründe, welche uns verhindern, in diesem Punkte der Geographie der Meinung des Herrn von Krusenstern beyzupflichten, haben wir bereits an einem andern Orte (Précis de la Géographie universelle, T. II.) aus einander gesetzt.

Die neuliche Zurückführung der Gestalt von Corea auf jene, welche dieser Halbinsel auf den alleraltesten portugiesischen Karten gegeben worden, in Folge der Entdeckungen des Kapitän Hall, muß zu den andern Beyspielen, welche die Geschichte der Geographie von ungerechter Weise verworfenen alten Beobachtungen darbietet, hinzugefügt werden.

Da die Thäler des Kaukasus *) schon allein die Trümmer von mehr als zwanzig Völkerschaften aufzeigen, in welch höherem Grade muß dieß nicht in den unbekannten, von keinem Europäer noch betretenen unermeßlichen Gebirgsketten des Altai, Belour und Moustag der Fall seyn!

Hoch-Sibirien, das doch etwas besser bekannt ist, weist schon eine große Anzahl von Völkerschaften auf, die wahrscheinlich nichts anderes, als die Zweige einiger im Innern von Asien heimischen Völkerstämme sind. Wer weiß, ob wir nicht eine Spur von jenen berühmten Oiguren, die einem Alphabete den Namen gegeben haben, wiederfinden? Was ist aus jenen Kitans geworden, die das unermeßliche Reich von Kathaya beherrschten? Hier stößt der Forscher und Geschichtschreiber der Völker auf eine gewaltige Klippe. Welche unter den alten und neuern Völkernamen sind die wirklichen? Man weiß, daß die Mantschu keinen Nationalnamen haben, und also der, unter welchem wir sie bezeichnen,

*) Den Görres (asiatische Mythengeschichte) bekanntlich als das zweyte Ganglion, den secundären Knoten in der Geschichte der Völkerwanderungen annimmt.

nichts als eine Art von ihrem Lande beygelegtem Ehrentitel ist [1]). Die Geographie der Nationen des mittlern Asiens hat zu allen Zeiten viel durch diese über die eigentlichen Völkernamen obschwebende Ungewißheit gelitten. Wir wissen heut zu Tage nicht die Gränzen zwischen den Tartaren und den Mongolen anzugeben, und doch wollen wir die Wanderungen der Hunnen und Scythen bestimmen.

In ähnliches Dunkel sind die Namen der Regionen und Landschaften gehüllt. Was ist aus jenem Lande Sakita geworden, das d'Anville, den morgenländischen Erdbeschreibern zu Folge, an die Stelle setzte, wo die alten Sacá wohnten, die vielleicht eine mongolische Völkerschaft und der Stamm der Hunnen waren? Gibt es irgend einen allgemeinen Namen für die Länder am Oxus und Jaxartes? Haben die weitläufigen Regionen, welche der Ili bespült, keinen andern Namen als den von Songarie, oder Land zur Linken? Gibt es wirklich ein Land, das Tibet, oder Tanbout, oder Boutan, oder Boudhistan heißt, oder ist dieser Name, den Marco Polo in einem so beschränkten Sinne zu nehmen scheint, nicht vielmehr der Titel des Kirchenstaats des Dalai=Lama?

Kennt man in Yarkand den Namen kleine Bucharey, oder in Ladak den von Klein=Tibet?

Sollte das, was die morgenländischen Erdbeschreiber Turkhand oder die indische Tartarey [2]) nennen, nicht dasselbe Land wie Klein=Tibet seyn?

Die physische Geographie bietet noch zahlreichere und wichtigere Probleme dar.

Wenn die Himalaya=Gebirge, welche die südliche Terrasse von Tibet bilden, nach Webb eine Höhe von 25 bis 26000 Fuß haben, so muß die Kette des Mous=Tag, welche dieses tibetanische Plateau krönt, eine Höhe von 30000 Fuß und darüber erreichen, und doch muß das Klima der kleinen Bucharey, die im Norden des Mous=Tag liegt, noch mild genug seyn, um die Kultur der Rebe und der Baumwolle zu gestatten? Welche Senkung des Niveau würde dieser Umstand erheischen?

Sollte es etwa im Mittelpunkte des angeblichen asiatischen Plateau eine unermeßliche Vertiefung gleich dem Becken eines verschwundenen kaspischen Meeres geben? Oder sollten alle diese Gebirgsketten des Belour=Tag, Mous=Tag, Musart, eben so ungewiß, als die Gebirge Komri und Lupata in Afrika seyn? Sollte es keine andern Gebirge als den Himalaya im Süden, und das von Bogdo, nebst dem großen und kleinen Altaï im Norden geben?

Kennt man bereits die eigentliche Ausdehnung der Wüsten von Kobi und Chamo?

Die Hydrographie jener Regionen bietet offenbare Unwahrscheinlichkeiten dar. Die vier oder fünf parallel laufenden Ströme, die man seit d'Anville in dem östlichen Theile von Tibet mit so viel Symmetrie zu zeichnen fortfährt, entsprechen den Analogien in den übrigen bekannten Regionen der Erde nicht.

Uebrigens ist dieser Lauf größten Theils nur nach Konjekturen ge-

---

1) Klaproth (Jul. v.) im Mithridates, B. IV. S. 195.
2) Nach der Uebersetzung von Wahl, vielleicht genauer, durch Tartarey am Indus.

zeichnet. Den ansehnlichsten dieser Ströme läßt man durch Laos und Cambodsha fließen, was aber dem Reiseberichte Bissacheres über Laos zu Folge, nicht der Fall zu seyn scheint.

Die Landseen ohne Abfluß sind nicht den aus Bergen und Thälern bestehenden Ländern, sondern den Plateau-Landschaften eigen. Es scheint daher, daß mehrere tibetanische Seen, die auf den Karten als völlig isolirt vorkommen, in der Folge als hydrographische Verkettungen, Seenketten, gleich denen in Finnland und den Canadas, befunden werden dürften.

Nach der Veränderung, welche unsere Ansichten und Kenntnisse vom Laufe des Indus seit den letzten Reisen der Britten nach Ladak erfahren haben, dürfte uns keine Veränderung in der Geographie von Asien mehr in Verwunderung setzen. Zwey Flüsse, die von den Gebirgen von Groß-Tibet herabkommen, und die man für Zweige des Ganges angesehen hat, sind als Zweige des Indus-Systemes erkannt worden; ist es aber schon völlig ausgemacht, daß der südlichere der wahrhafte Indus ist? Der dritte Fluß, der vom Norden kommt, und durch Ladak strömt, scheint mit den Angaben der Alten, die den Indus von dem südlichen Abhange des Paropamisus herabkommen, und gleich gegen Südwest fließen lassen, besser zusammen zu stimmen.

Das Problem aber, die angebliche Mündung eines fast eben so berühmten Stromes, nämlich des Oxus, in das kaspische Meer betreffend, ist ebenfalls noch nicht völlig entschieden.

Dieß sind die vorzüglichsten Lücken, welche die Geographie des mittleren Asiens aufweist. Nur der Krieg scheint sie am ehesten ausfüllen zu können. Wer weiß, ob die Krieger vom Don nicht bestimmt sind, dereinst den Dalai-Lama von dem chinesischen Joche zu befreyen.

Das Studium der im Chinesischen, Mantschu, Mongolischen, Tibetanischen und Sanscrit abgefaßten geographischen Schriften dürfte Aufschlüsse über die Geographie der oben angegebenen asiatischen Regionen gewähren; indeß darf man sich keine überspannten Erwartungen von dieser Ausbeute, wenn die Arbeit auch mit dem kritischen Geiste eines Remusat und Klaproth unternommen würde, machen.

Die Chinesen scheinen mit Sorgfalt topographische Verzeichnisse der Landschaften ihres weiten Reiches anzufertigen, aber sie entstellen unaufhörlich die Orthographie der fremden Namen, oder übertragen sie in ihre Sprache. Die Mantschu scheinen ebenfalls zur Erschaffung willkürlicher Benennungen geneigt; die tibetanischen und mongolischen Schriften liefern hierin wenig Ausbeute, und die Geographie der Hindu scheint sich völlig ins Mythische zu verlieren.

Die unbekannten Regionen von Arabien bilden eine besondere Lücke in der Geographie von Asien. Der Sitz des Imam von Mascate scheint ein Hauptpunkt zu seyn, von wo aus man das Innere von Arabien erforschen könnte.

Unbegreiflich ist es, daß keine europäische Seemacht die südlichen Küsten von Arabien besucht, wo jeder Schritt in das Innere eine Entdeckung zuwege bringen müßte.

Wir kommen nun zu Afrika. Wir werden aber hier nicht wie bey Asien eine Tafel von Fragen und Problemen aufstellen, denn sonst

müßten wir fast die ganze Geographie des Innern dieses Welttheils mit ihren zahllosen Problemen vornehmen.

Eine einzige afrikanische Frage aber hat zu viel Berühmtheit erlangt, als daß wir sie hier unberührt lassen sollten, nämlich die Frage über den Lauf und die Mündung des Niger oder Joliba.

Hier geht der Verfasser in das nähere Detail dieser Frage ein, welche wohl eines der Hauptmotive der Stiftung der Londoner afrikanischen Societät gewesen ist, deren Lösungsversuch dem trefflichen Mungo-Park, diesem Märtyrer der geographischen Wissenschaft, das Leben kostete [1]), und entscheidet sich ebenfalls gegen die Hypothese, daß der Niger ein Strom von unermeßlicher Länge sey, der von den Gränzen von Senegambien an auf einem sehr hohen Plateau ströme, dann durch die hohen Regionen, wo der ägyptische Nil entspringt, seinen Lauf nehme, und endlich von Gebirge zu Gebirge immer tiefer herabkommend, nach Unter-Guinea ströme, wo er unter dem Namen des Zaire oder Congo erscheine [2]).

Der Verfasser theilt hierauf seine Ideen zu einer folgenreichern Erforschung des Innern von Afrika mit, und gibt die seiner Meinung nach besten Methoden zur Unternehmung einer solchen Expedition nach dem nördlichen Afrika an, vom Norden, Osten, Süden und Westen aus, namentlich von Tripoli nach Bornou zu, wie Hornemann und Röntgen versucht hatten, ferner von Tripoli über Gadames, Agades, Ganah, oder von Westen aus mit der Karavane, die alle zwey oder drey Jahre von Akka in der Provinz Sur nach Tombouctou abgeht, theilt hierauf einen ausführlichen Plan zu einer aus 1500 Afrikanern und 500 Europäern bestehenden bewaffneten Expedition mit, und erinnert hierbey, was Cortes und Pizarro mit einer Hand voll Spanier unter ähnlichen Verhältnissen bewirkt haben. »Man kann,« sind seine Worte, »die Negerländer nur auf zweyerley »Arten durchstreifen, entweder als einfacher Pilger, oder als Eroberer »an der Spitze von tausend Mann. Der Mittelweg ist für Mungo-»Park verderblich geworden, und wird es auch für andere werden.«

»Auf den afrikanischen Gebirgen müssen die Europäer eine reinere »und frischere Luft aufsuchen, und auch nur durch Reisen auf und längs »denselben verschafft man sich am sichersten und schnellsten eine allge-»meine Idee von der Gestalt des Landes.«

»Warum,« fährt der Verfasser fort, »errichtet die großbritanni-»sche Regierung, die eine halbe Million Afrikaner unter ihre Unterthanen »zählt, warum organisirt sie nicht ein allgemeines Interrogatorium die-»ser gesammten Bevölkerung? Warum läßt sie nicht jeden einzelnen die-»ser Neger um den Namen seines Geburtslandes, die vorzüglichsten »Worte seiner Muttersprache, die Zahl der Tage, die er auf seinem »Transporte bis an die Küste zugebracht, u. s. f. befragen?«

»Die gesammte Masse dieser Aufschlüsse, welche eine solche, von »einer Regierung, die so viele Niederlassungen und Faktoreyen besitzt, »ausgeführte Maßregel zur Folge haben müßte, wäre wie das Morgen-»roth eines neuen Tages, der über Afrika aufginge!«

---

1) Die begeisterte Schilderung, wie er nach langem mühseligen Forschen endlich an einem Morgen den Joliba im Morgensonnenglanze von Osten nach Westen strömend erblickt, ist eine der herrlichsten Stellen, die wir irgend in Reisewerken gefunden haben, und reihet sich würdig an die Darstellung anderer ähnlicher Momente gekrönter Forschermühe.

2) Das Umfassendste hierüber findet sich in Ritter's Erdkunde Bd. I, II. Ausgabe.

Wenn man das große Gewicht, das die großbritannische Regierung aus mehreren Rücksichten seit vielen Jahren auf die Erforschung des innern Afrika legt, kennt, dann vermag man erst die Richtigkeit der Bemerkungen und Rathschläge des Verfassers genügend zu würdigen.

Wir gehen nun zu dem südlichen Theile von Afrika über. Hier ist die Linie der großen Entdeckungen von der Leere, welche die geographischen Karten darbieten, angedeutet.

Man muß von Benin oder Calabar nach Magadoxo oder Quiloa gehen.

Warum haben die Seefahrer noch niemals den Camaronenstrom oder Jamour hinaufzuschiffen versucht, diesen großen Strom, der aus den Gebirgen von Abyssinien herzukommen scheint?

Jeder Schritt in diesen Regionen ist eine neue Entdeckung!

Die Insel Madagascar ist vorzüglich von französischen Forschern besucht worden.

Noch fünf oder sechs solche kühne und einsichtsvolle Reisende, wie die Herren Dumaine, Chapelier, Fressange, Epidareste, Colin, und alle Theile dieser großen Insel werden so vollständig wie mehrere Länder von Europa bekannt seyn. Madagascar kann für Frankreich ein neues Isle-de-France werden.

Wir kommen nunmehr zu Australien.

Cook verdankte seine zahlreichen Entdeckungen und Erfolge der neuen Richtung, welche er nahm, und worauf aller Wahrscheinlichkeit nach der große Geograph Alexander Dalrymple, indem er die Arbeiten von Quiros und Tasman ans Licht hervorzog, und sich (in der Collection of Voyages in the South or Pacific Ocean) in ernsten aber triftigen Worten hierüber aussprach, keinen geringen Einfluß gehabt haben mag. Er (Cook) verließ die gewöhnlichen Wege um das Kap Horn nach den Marianen, machte große und zahlreiche Hin- und Herzüge, meist in der nördlichen und südlichen Richtung, und unternahm so gerade das, was seine Vorgänger und Zeitgenossen vermieden hatten. Frankreich darf indeß für Bougainville einen Theil des Ruhmes des großen brittischen Seefahrers, nämlich den, eine neue Bahn gebrochen zu haben, in Anspruch nehmen; denn nur der Mangel an Lebensmitteln hat ihn verhindert, Neu-Südwales vor Cook zu entdecken.

Der Verfasser theilt nun hier, wie früher bey Asien und Afrika, mehrere Ideen und Methoden zu neuen Entdeckungen in diesen Regionen mit, und räth, alle heimischen Namen der Inseln des stillen Meeres von den Eingebornen zu erfragen, um dadurch vielleicht den von den alten Seefahrern, wie Magellan, Quiros u. s. w. angeführten Namen, die wahrscheinlich entstellte heimische wären, auf die Spur zu kommen.

Es gibt einen Grundsatz der physischen Geographie, dessen Anwendung den nautischen Untersuchungen, vorzüglich in diesen Gewässern, Erfolg verschaffen wird.

Die Inseln von Australien befolgen in ihrer Lage oder Streichung eine Art von regelmäßiger und paralleler Richtung, nämlich von Nordwest nach Südost, so z. B. die neuen Hebriden, Neu-Caledonien. Dieß ist die beynahe gleichförmige Konstruktion dieser Inselwelt; eine um so merkwürdigere Konstruktion, als sie sich der von Amerika nähert. Ferner umschließt fast jede dieser Inselgruppen einen Kern, eine Insel von größerer Ausdehnung und Erhebung, um welche eine Anzahl von allmählich kleineren Inseln, gleichsam in einer Art von Krystallisationsbildung gefunden werden. Dieses Verhältniß zeigt sich vor allen bey den hohen

und alten Inseln, während es bey denen, die ihre Bildung den Polypen und der Anhäufung des Sandes verdanken, weniger regelmäßig vorkomme. Der Verfasser schlägt hiernach mehrere Anwendungen dieses Konstruktions-Principes vor. Z. B. eine Inselkette zwischen den Sandwichs- und Marquisen-Gruppen, östlich von der Krusenstern'schen, und westlich von der Marchand'schen Route zu suchen. Nachdem der Verfasser mehrere Bemerkungen und Ansichten über Neuguinea, Borneo, Sumatra, Neuholland mitgetheilt, geht er endlich zu der großen vielbesprochenen Frage von der Nordwest-Passage über, und stellt Vorschläge zu drey verschiedenen arktischen Expeditionsweisen in dieser Beziehung auf. Ueber die interessante Frage von der Existenz eines alten östlichen Grönlandes entscheidet er sich verneinend.

Tome II. Recherches sur l'époque véritable de la découverte de la Terre de Van Diemen du nord; par J. B. B, Eyriès.

Alles, was die Entdeckung von Neuholland betrifft, ist in tiefes Dunkel gehüllt. Alte Karten, die in unsern Tagen bekannt gemacht worden sind, haben die Vermuthung erweckt, daß die Portugiesen seit dem sechzehnten Jahrhunderte Kenntniß von der östlichen Küste dieses Kontinents gehabt haben *), doch sind die nähern Details ihrer Seefahrten in diesen Gewässern völlig unbekannt geblieben.

Ob die Portugiesen auch zuerst Kunde von den westlichen Küsten von Neuholland erhalten haben, ist durchaus unbekannt.

Die Holländer, deren Seefahrer zu verschiedenen Epochen mehrere Punkte dieses Kontinents entdeckten, haben nichts hierüber bekannt gemacht; doch kannte man wenigstens die Zeitpunkte ihrer dießfallsigen Entdeckungen.

Nachbenannte zwey holländische Schriftsteller sind die einzigen dem Verfasser bekannt gewordenen, welche derselben erwähnen: Valentyn in seinem Oud en Niew Oost-Indien, Amsterdam 1724—1726, und Struyk in seiner Inleidning tot de allgemeen geographie, Amsterdam 1740. Vor diesen beyden holländischen Schriftstellern hat aber bereits ein Franzose, Melchisedech Thevenot, in einem im Jahre 1663 erschienenen Werke einige Aufschlüsse und Notizen hierüber gegeben. Merkwürdig ist es, daß er bereits den Ausdruck: »fünfter Welttheil,« für diesen Kontinent braucht, der, wie man weiß, erst seit Cook für die unter dem Namen »Australien« begriffenen Regionen gäng und gebe geworden ist. Er sagt nämlich: »La Terre-Australe, qui fait maintenant une cinquième partie du monde, a été découverte à plusieurs fois.«

Alle Geographen nach de Brosses (Histoire des navigations aux terres australes etc.) haben einhellig nach dem Vorgange desselben und des Abbé Prevost (Hist. des voyages) die Entdeckung des nördlichen Van-Diemens-Land dem Kapitän Zeachen oder Van-Diemen selbst zugeschrieben, und haben sich vermuthlich geirrt. Van-Diemen, im Jahre 1593 geboren, bekleidete 1618, also in dem Jahre, wo diese Entdeckung von ihm gemacht worden seyn, oder wenigstens von ihm, als angeblichen damaligen Gouverneur von Batavia, den Namen erhalten haben soll, wahrscheinlich nur eine untergeordnete Stelle in den Aemtern von Batavia, da er, welcher als gemeiner Soldat aus

*) Bertuch's geographische Ephemeriden, B. XV, B. XXI, und B. XXV.

Europa dahin gekommen war, im Jahre 1626 General-Buchhalter und Rath, und erst am 1. Jänner 1636 Generalgouverneur von Batavia geworden ist, und, wie man weiß, ein Seefahrer, der ein neues Land entdeckt, vorzüglich wenn es nur etwas bedeutend ist, demselben nicht den Namen einer noch unberühmten Person beyzulegen pflegt. Der oben erwähnte angebliche Kapitän Zeachen hat niemals existirt, und verdankt sein fingirtes Daseyn nur dem Mißverständniß irgend eines unwissenden Uebersetzers oder Abschreibers. Das Schiff des Seefahrers Tasman hieß nämlich Zeehaen (Seehahn), und daraus hat de Brosses, welcher kein Holländisch verstand, einen Kapitän Zeachen gemacht. Auf der Karte von Thevenot steht wörtlich: Anthoni Van Diemens Landt, entdeckt by de Schepen Heemskerk en Zeehaen; und darauf: Landt by de Zeehaen eerst gezien.

Neuholland ist im Jahre 1644 entdeckt worden, wie Thevenot u. A. berichten. Da nun aber mehrere Punkte der westlichen Küste desselben bereits vor 1642 wahrgenommen und benannt worden waren, so läßt sich diese Angabe nur folgendermaßen erklären: es ist wahrscheinlich, daß man die durch Tasman unternommene Untersuchung der nördlichen Küste von der Bey Van-Diemen bis in den Golf von Carpentors als die eigentliche erst vollendete Entdeckung dieses großen Landes betrachtet, und sie, obschon man bereits die Afrika gegenüber liegenden Küsten von 10 bis 43 Grad südl. Breite kannte, erst von dem genannten Jahre an datirt hat.

In einem Nachtrage zu der im Jahre 1814 geschriebenen Abhandlung, aus der wir obige Resultate ausgehoben haben, sagt der Verfasser, daß Flinders, dessen Reise unter dem Titel: A Voyage to Terra Australis etc. zu London 1814 erschienen ist, bereits vor ihm dieselben Conjecturen aufgestellt habe. Ferner daß Alexander Dalrymple in einer unter dem Titel: A Collection concerning Papua, herausgegebenen Sammlung ein ihm von Joseph Banks mitgetheiltes Aktenstück bekannt gemacht hat, das authentischere und genauere Aufschlüsse und Notizen über die ersten Entdeckungen der Holländer in den östlichen Meeren gewähre, als alles, was vorher darüber bekannt worden war. Dieß ist nämlich eine Kopie der Instruktionen, welche dem Kommodore Abel Jansz Tasman für seine zweyte Entdeckungsreise ertheilt wurden. Sie sind aus dem Schloß von Batavia vom 29. Jänner 1644 datirt, und von Antonius Van Diemen, Generalgouverneur, und den vier Mitgliedern des Rathes Van der Lyn, Maatzuiker, Schouten und Sweer, nach denen sämmtlich mehrere Bayen, Inseln und Flüsse von Tasman benannt worden sind, unterzeichnet. Aus der diesen Instruktionen voranstehenden Notiz in chronologischer Ordnung über die früheren, theils zufällig, theils absichtlich gesuchten Entdeckungen der Holländer in den Gewässern von Neuholland geht hervor, daß die erste Entdeckung holländischer Seits von Punkten dieses Australlandes schon im Jahre 1606 erfolgt ist.

Unter den von Tasman entdeckten und benannten Inseln, Bayen, Vorgebirgen, hat er mehreren den Namen Marie gegeben; so findet sich an der südlichen Küste von Van-Diemens-Land eine Insel Marie, eine Bay Marie, ein Kap Marie, in deren Nähe er mehreren Orten seinen eigenen Namen beygelegt hat. So hat der wackere Seefahrer seine vielleicht nie auf andere Weise ausgesprochene Liebe zu der Tochter des Generalgouverneurs Van-Diemen zart und doch ewig bleibend angedeutet. Der Name Maria Van-Diemen ist von dem neuern

Seefahrern beybehalten worden, und jeder, dem der Sinn für diese zarte Huldigung nicht versagt ist, muß sich freuen, daß ein Name, den die Liebe jenen fernen Gegenden gegeben, von keinem andern verdrängt worden ist.

Tome III, 1ère Partie. Description du royaume de Camboge, par un voyageur chinois, qui a visité cette contrée à la fin du XIIIe siècle; précédée d'une notice chronologique sur le même pays, extraite des Annales de la Chine; traduite du chinois par Abel-Rémusat.

Diese Schilderung ist, wie Abel-Remusat in seinem Vorworte sagt, von einem chinesischen Offizier verfaßt, welcher 1295 Cambodsha besuchte; also genau in demselben Jahre, wo Marco-Polo wieder nach Europa zurückkam Beyde Reisende haben sich ohne Zweifel gesehen, und waren, von gleichen Beweggründen und Mitteln geleitet und unterstützt, fast in einer und derselben Epoche in die im Süden von China gelegenen Landstriche gekommen. Die beste Erläuterung seines Reiseberichtes dürfte sich in den geographischen Arbeiten der Chinesen finden, welche dieselben Gegenden aus einem gleichen Gesichtspunkte wie Marco-Polo betrachtet haben.

Die vorliegender Beschreibung beygefügte Karte ist nach der Generalkarte der Küsten von Cambodsha und Cochinchina, vom 8. bis 17. Grade nördlicher Breite, des französischen Offiziers Ayot, entworfen worden. Ueber diesen Offizier theilt Hr. A. Remusat folgende interessante Nachrichten mit.

Er war durch die Begebenheiten der französischen Revolution zur Auswanderung gezwungen, und nach Cochinchina verschlagen worden, wo er in erstaunenswürdig kurzer Zeit Mandarin, und einer der Admirale dieses Reichs wurde; denn schon in den Jahren 1791 bis 1795 benützte er seine vortheilhafte Stellung dazu, die Küsten von Cochinchina aufzunehmen, und sehr ausführliche Karten davon zu entwerfen, die er sodann nach Frankreich sendete. Diese Karten, womit der Erdkunde und Schifffahrt einer der wichtigsten Dienste geleistet worden ist, sind nach der Restauration auf Befehl des Königs gestochen, und durch die angelegentliche Beförderung des Grafen Molé, damaligen Marineministers, 1818 in eilf Blättern erschienen.

Aus diesem Berichte heben wir nun, indem wir die vom Herrn Remusat aus chinesischen Quellen vorangeschickte Notice chronologique sur le pays de *Tchin-la*, depuis 616 jusqu'à nos jours, übergehen, die merkwürdigsten Angaben und Details aus.

Der eigentliche und ursprüngliche Name des Landes, das von den Chinesen Tchin-la genannt wird, ist Kan-phou-tchi (woraus dann unser Cambodsha entstanden ist).

In einer gewissen Gegend des Königreichs sieht man einen Thurm von Gold, der von zwanzig andern Thürmen von Stein, und von mehr als hundert Häusern aus gleichem Baustoffe, sämmtlich gen Osten gerichtet, umgeben ist *).

*) Ueber alle diese Denkmale von Gold, d. h. vergoldet oder mit Goldplatten belegt, welche die Buddhaisten in verschiedenen Theilen des östlichen Indiens errichtet haben, können, wie A. Remusat bemerkt, der Reiseberichte über Tunkin vom P. Marini, Symes Reise nach Ava, u. A. nachgesehen werden. Diese verschwenderische Anwendung der edlen Metalle zur Belegung von Kolossalstatuen, Brücken, Thürmen ꝛc., wie sie in verschiedenen Theilen von Ostindien vorkommt, scheint eine dem Buddhaismus eigenthümliche Sitte zu seyn, und sie ist bereits von meh-

Außer dem Könige, welcher Fuß und Hand roth färbt, darf auch das Frauenzimmer dieselben färben, was aber die Männer nie thun würden; ferner bekleiden Frauen zuweilen wichtige Aemter. Priesterinnen gibt es keine. Man findet hin und wieder Frauen von einer (in diesen Breiten) außerordentlichen Weiße, wie der Stein Ju.

Der König hat fünf Gemahlinnen, und drey- bis fünftausend Kebsfrauen. Jedermann muß sich gefallen lassen, seine schönen Töchter in den königlichen Pallast abzugeben.

Der Reisebericht verbreitet sich weitläufig über die allgemein herrschende Sitte des Tchin-than (Strati dispositio), welche alljährlich zu einer gewissen Zeit von den Priestern des Buddha an den Töchtern des Landes verrichtet wird, worüber uns aber der Anstand etwas mitzutheilen verbietet.

Es gibt fünf Rangklassen, die nach dem Rechte des Palankin und Sonnenschirmes abgestuft sind.

Die erste Klasse darf sich eines goldenen Palankins und vier Sonnenschirme mit goldenen Handgriffen bedienen; die zweyte eines goldenen Palankins, und zweyer Sonnenschirme; die dritte eines goldenen Palankins, und eines Sonnenschirmes; die vierte des Sonnenschirmes mit goldenem Handgriff, die fünfte des Sonnenschirmes mit silbernem Griff.

Der Reisende theilt nun einige Notizen über die Sprache mit, womit der Mithridates von Adelung und Vater zu vergleichen ist.

Die undurchdringlichen Urwaldungen erschallen von tausendfältigen Tönen ihrer gefiederten Bewohner; die Feïthsouï sind eine Papageyenart, die nicht in China vorkommt. Andere wiegen sich in aller Pracht des Regenbogens auf den Zweigen von in China gleichfalls unbekannten Bäumen und Sträuchen, u. s. w.

Unser Verfasser gibt hierauf einige Nachrichten von den Pflanzen- und Thiergattungen des Landes, mit einer Genauigkeit, worin er manche unserer europäischen Reisebeschreiber, und zwar nicht aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, beschämt, und sagt unter andern Folgendes: »Das Tseu-keng wächst auf den Zweigen einer gewissen Baumgattung, es hat die Gestalt des Lichen, das auf den Maulbeerbäumen vorkommt, und ist äußerst schwer zu haben.« Dazu bemerkt A. Remusat Folgendes: dieß (Tseu-keng) ist dasselbe, welches von dem Missionär (Observations de physique de l'empereur *Kang-hi*, Mém. chin. tome 4. p. 478) schlecht, nämlich tsée-pien, gelesen worden war. Die vorliegende Beschreibung unseres chinesischen Reisenden wird von Kang-hi bey Gelegenheit der durch die Europäer aus Amerika gebrachten Kochenille angeführt. Diese Stelle enthält Details, die in unserm Original (auf der königlichen Bibliothek zu Paris) fehlen, und lautet folgender Maßen: »In den Fong-tou-ki des Königreichs Tchin-la heißt es, daß das Insekt tsée-pien auf einem Baume vorkommt, der sechs Fuß hoch wird, zarte und dichte Zweige hat, und dessen Blätter einigermaßen denen des Maulbeerbaumes gleichen. Die Einwohner des Landes sammeln es sorgfältig, und bedienen sich desselben zur Färbung ihrer Seidenstoffe; es ist sehr schwer zu haben.« An einem andern Orte sagt Kang-hi: »Ich »finde in den Kia-tching-chée, daß das tsee-y aus dem Königreiche »Tchin-la bezogen wird, und Te-kin heißt. Er läßt einen Einwoh-

---

reren nationalökonomischen Schriftstellern mit als ein Moment in ihre Berechnungen und Betrachtungen über Umlauf und Bilanz der edlen Metalle in verschiedenen Theilen der alten Welt, aufgenommen worden.

»ner jenes Landes sagen, daß das Te-kin von Insekten komme, die auf »Bäumen wohnen, und sich daselbst fortpflanzen.«

Kang-hi zieht hieraus den Schluß: »Alle diese Nachrichten treffen mit dem zusammen, was man von der Kotcha-ni-la (Kochenille) berichtet, die ein das unserige weit übertreffende Roth liefert. Es scheint mir außer Zweifel, daß das Tsee-y (Tseu-keng), dessen sich die Maler vor mehreren Jahrhunderten bedienten, eine Gattung von Ko-tcha-ni-la war.« Die nähere Ausmittelung der Frage, ob die Kochenille wirklich in Kambodsha vorkomme, muß der botanisch-entomologischen Geographie überlassen bleiben.

Das Land wird in neunzig Bezirke oder Landschaften eingetheilt, wovon der Erzähler nur die folgenden Namen erfahren konnte. Tchin-phou, Tcha-nan, Pa-kian, Mou-liang, Pa-sieï, Phou-maï, Tchi-kouen, Mou-tsin-po, Laï-kan-keng, Pa-sse-li*).

Wir schließen diese Anzeige, indem wir noch die Schilderung des Zuges, wenn sich der König aus dem Pallaste begibt, ausheben. »Während des Zeitraumes, den ich meiner Mission halber hier zubrachte, habe ich den König vier bis fünf Mal sich aus dem Pallaste begeben sehen; voran kam Reiterey mit Musik und Fahnen, darauf drey- bis fünfhundert Frauen aus dem Pallaste, in bunter Leinwand, mit Blumen im Haar, und großen brennenden Wachskerzen in der Hand. Andere Frauen trugen goldene und silberne Prachtgefäße und andere Prunksachen, deren Gebrauch mir unbekannt war. Darauf kam eine Schaar mit Lanzen und Schildern bewaffneter Frauen, welche die innere Pallastwache bilden; auf diese folgten mehrere mit Ziegen und mit Pferden bespannte Wagen, sämmtlich reich geschmückt. Dann kamen die Großoffiziere, Würdenträger, Großen, sämmtlich auf Elephanten, über welche rothe Sonnenschirme gehalten wurden, ein endloser Zug! Nun kam die Königin, und die andern vier Nebengemahlinnen des Königs mit ihrem weiblichen Gefolge, die einen in Palankinen, andere in Wagen oder auf Zeltern, oder auch auf Elephanten mit vergoldeten Sonnenschirmen; jetzt erschien der König selbst, in aufrechter majestätischer Stellung auf einem Elephanten stehend, in der Hand hielt er einen kostbaren Degen; Rüssel und Zähne des Elephanten reich vergoldet; rings um ihn wurden zwanzig weiße goldgeschmückte Sonnenschirme gehalten, und eine zahllose Schaar von Elephanten und Reitern umgab ihn und folgte ihm.

Der Verfasser schildert hierauf die Ceremonien, welche bey der Versammlung des Staatsraths, der der König jedesmal beywohnt, üblich sind, und schließt mit folgenden Worten, welche sich die heutigen europäischen Revolutionnärs von dem chinesischen Reisenden aus dem dreyzehnten Jahrhunderte wohl zur Beherzigung möchten gesagt seyn lassen: »So »sehr nun auch diese Bewohner des Südens Barbaren seyn mögen, so geht »ihre Barbarey doch nicht so weit, nicht zu wissen, was ein König ist, »und was ihm gebühre.«

*) Es darf hier nicht außer Acht gelassen werden, daß der Verfasser diese Namen auf chinesische Weise geschrieben, und auch so vernommen hatte, und daß sie von der eigenthümlichen Aussprache des Landes wohl sehr abweichen. Man vergleiche hiermit die Eintheilung der südlichen Provinzen von Cochinchina in Koffler's Hist. Cochinch. p. 25, und andern Werken. Anmerk. von A. Remusat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch F. B. v. Bucholtz.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und zwanzigster Band.

1823.

April, May, Juny.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXII.

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1823.

Art. I. The Romances of *Walter Scott*. In 60 Vol. in 16mo etc. — Romäne vom Walter Scott. In 63 Bändchen, Sedez u. s. w. Zwickau, Gebr. Schumann.

In kurzer Zeit sind die Romane des Verfassers des Waverley, wie durch alle Welt, auch durch das lesesüchtige Deutschland so verbreitet und bekannt geworden, daß die kritischen Anzeigen der einzelnen derselben nicht einmal Zeit gewonnen haben, ihnen nachzueilen. Das Heer der Uebersetzer, schon so zahlreich in unserem auf alles Fremde stets aufmerksamen Vaterlande, hat sich unglaublich vermehrt; es sind Uebersetzerfabriken angelegt, ja an einigen Orten, sollen die frisch durch Umwege aus der Londoner oder Edinburger Presse erkauften und transmarinirten Druckbogen vor der Korrektur angekommen und übersetzt seyn, um nur die deutschen Rivale zu überbieten. Bey dieser allgemeinen Bekanntschaft und Verehrung, welche selbst bis in die dunkelsten Winkelstädte, wohin bisher nur die in den Leihbibliotheken der größeren Städte abgelesenen Ritter-, Liebes- und Banditen-Romane gelangten, gedrungen ist, wäre es überflüssig, eine referirende Kritik der einzelnen Romane zu geben; allerdings aber verdient die ganze merkwürdige Erscheinung eine ruhigere Betrachtung. Im dritten Quartalhefte des Jahres 1821 dieser Jahrbücher war vom Rec. schon eine Abhandlung über den Dichter Walter Scott, so wie eine Vergleichung zwischen ihm und seinem Zeitgenossen Byron erschienen. Der dem Schotten gewidmete Theil enthielt, an sich schon der minder beträchtliche, eigentlich nur eine Darlegung des Geistes jenes Dichters in seinen poetischen (sensu strict.) Werken, während er nur kurze Winke über den Romanendichter hinwarf, und es einem andern Mitarbeiter überließ, den gefeyerten Namen in dieser Rücksicht zu würdigen. Dieß ist bis jetzt nicht geschehen, und vielleicht mit Recht, damit, nachdem der erste rauschende Beyfall vorüber gegangen, eine ruhigere Betrachtung, welche auf jeden Fall für den gemessen fortschreitenden, wenig nach Effekten strebenden Romanendichter geziemend ist, eintreten könne.

Was das Aeußerliche, den Namen des Verfassers der zahlreichen Romane betrifft, so ist zwar noch immer nicht authentisch, ob Walter Scott, dieser public Caracter, der Baronet, der Dichter, ein und dieselbe Person mit dem Autor des Waverley u. s. w. sey. Dieß kann für uns aber ziemlich gleich-

gültig seyn, da der letztere nicht erst der unterstützenden Ruf- und Namens-Basis jenes ersteren bedarf, damit unsere Aufmerksamkeit und Achtung ihm zu Theil werde. Der Romanenschreiber ist an sich schon ein sehr bedeutender, vielseitig und völlig ausgebildeter poetischer Geist. Sind beyde Personen identisch, so könnte der reiche Walter Scott sich füglich in zwey Individuen geistig trennen, und würde keine seiner beyden Hälften bedürftig des Beystandes der andern in die weite Welt senden. Uebrigens scheint es auch durch die neuesten Mittheilungen ziemlich erwiesen, daß beyde Dichter in der That eine Person sind, oder wenigstens ein Geist die Direktion der beyderseitigen Werke leitet, oder doch geleitet hat, indem der Dichter, so viel uns bekannt ist, seit dem Aufleben des Novellisten (wie ihn die Engländer nennen) geschwiegen hat, welcher Umstand noch mehr Gewicht auf die Unionsgründe legt. Die große Anzahl der in kurzer Zeit auf einander folgenden Romane hat theils gegen einen so vielfach auf andern Seiten beschäftigten Autor, als Walter Scott ist, gesprochen, theils die Vermuthung erzeugt, daß mehrere Köpfe an diesen Romanen arbeiten. Die letztere scheint nicht ungegründet, wenn man auf eine im Alterthum und im Beginnen der neuern Zeit gar nicht ungewöhnliche Erscheinung sieht, daß nämlich mehrere treffliche, mit verschiedenen Gaben ausgestattete Köpfe sich zur Erfindung oder Ausarbeitung einer gemeinsamen Dichtung zusammen thaten. August Wilhelm Schlegel stellt die sehr gegründete Vermuthung auf, daß verschiedene der alten griechischen Tragödien auf diese Art gedichtet seyen. Das Zusammenarbeiten von Beaumont und Fletscher spricht schon die gemeinsame Firma aus, und es ist notorisch, daß in unsern Zeiten die Pariser Vaudevillestücke nicht von Zweyen, sondern von ganzen Dichterassociationen erfunden, ausgeführt, mit Liedern versehen und komponirt werden. Geschieht dieß auch bey den schottischen Romanen, so ist zugleich aber auch gewiß, daß ein Genius die Plane erfindet, die Charaktere aufstellt, und die Situationen, in welchen sie sich zeigen können, angibt. Dessen ungeachtet müssen die Mitarbeiter, Ausmaler und Schattirer mit historischer und örtlicher Kenntniß begabte und vom Geiste ihres Anführers ergriffene Köpfe seyn. Für unsere deutschen Begriffe von Begeisterung und Dichterthum scheint dies Verfahren unbegreiflich, und ist wohl nur bey Gelegenheitsstücken vorgekommen; wenn wir indessen, — obgleich Rec. keineswegs ein Lobredner des Verfahrens seyn will — zu einer gehörig objektiven Anschauung der Poesie gelangt sind, dürften wir auch hiezu den Schlüssel finden.

Wie merkwürdig die Erscheinung der vorliegenden Romane

ist, eben so erfreulich muß sie nicht nur für das lesende Publikum und den Freund der Poesie, sondern auch für den seyn, welchen die geistige Richtung seiner Nation interessirt. Mußte es nicht den Deutschen wahrhaft betrüben, wenn er beobachtete, welche Schriftsteller in der letzten Zeit begierig von der Menge verschlungen wurden? — Erscheint es doch kaum glaublich, wenn man hört, wer unter den Erzählungsschreibern vor kurzem der Liebling des Publikums seyn konnte! Nicht in einer Zeit thierischer Rohheit, überwiegender, gemeiner Sinnlichkeit, sondern in einer Zeit der höchsten geistigen Ausbildung, nachdem Dichter wie Göthe und Schiller zu wirklichen Nationaldichtern geworden, und Jean Paul und Tiecks Werke allmälich überall Eingang gefunden hatten! Dürfte unter den jetzt schreibenden deutschen Novellendichtern nicht jeder ohne Erröthen behaupten, er sey besser als jener? Müßte aber die Nachwelt, wenn solche Schriften bis zu ihr gelangten, nicht von der unsrigen denken, sie sey eben erst aus der Barbarey erstanden um an den ersten ungeübten Probezügen, Phantasie-, Erfindungs- und geistloser Schreiber Geschmack zu finden? — Von der andern Seite gafft der Halbgebildete, in vornehmem Dünkel gleich dem Emporkömmling, welcher seiner frühern Standesgenossen sich schämt, auf den Wortredner der unreifen Afterweisheit, und freut sich, wenn ein Pustkuchen auf den Meister im Lande der Poesie seinen Groll ausgießt. Es ist ja so leicht bey uns, die Glorie der geistigen Ausbildung zu erlangen, wenn man, auch ohne vorhergehende Erkenntniß des Wahren, nur das Bestehende hinwegnegirt.

Wie schwer es aber auch bey solcher Sinnesart erscheinen mag, Dichtungen zu liefern, welche zugleich dem geistig Gebildeten und der Menge genügen, so glaubt doch Rec., daß es die Pflicht jedes wahren Poeten sey, darnach zu ringen. Es ist schwer, sehr schwer, aber doch möglich, wenn wir die Poesie nicht außer uns und unserem irdischen Kreise in haltlosen Träumen oder schwankenden Begriffen, sondern mit festem Vertrauen in uns und dem, was uns zunächst gestellt ist, aufsuchen. Darum muß es uns werth seyn, in Walter Scott einen solchen Dichter gefunden zu haben, welcher, wenn seine Erfindungen, seine Gedanken und seine Darstellung den Freund der wahren Poesie erfreuen, zugleich auch das annoch rohere Interesse der Menge befriedigen.

Sollten wir im Allgemeinen die Gründe anführen, aus welchen es dem Dichter möglich geworden, so Verschiedenartiges zu vereinen, so hieße dieß das ganze Wesen der Poesie abhandeln und auch in das Gebiet des vieldeutigen Begriffes der Volkspoesie überschweifen. Hier ist es uns nur vergönnt, einige Betrachtungen anzustellen über den Romanendichter, und woher es die-

sem möglich geworden, ein so allgemeines, hohes und begründetes Interesse bey mehreren Nationen zu erwecken?

Trotz der allgemeinen Bewunderung für den Dichter, fehlten unter den Deutschen nicht einige Stimmen, welche ihm Gedanken- und Ideenarmuth vorwarfen. Wenn man vom Begriffe eines Romanes, wie er uns in den vorletzten Decennien geboten und als Musterbild gepriesen wurde, ausgeht, scheint dieser Tadel allerdings nicht unbegründet. Seit Wilhelm Meister, und schon vor der Erscheinung desselben, kamen die Kunstromane in Deutschland an die Tagesordnung. Man wollte unter Romanen nicht mehr die Lebensbegebenheiten eines Helden verstehen, sondern die Aufstellung und Entwickelung der herrschenden Ansichten über Kunst oder sonst ein Thema des geistigen Lebens. Die sogenannte Geschichte, die Entwickelung der Begebenheiten, der Lebenssituationen wurden als Einkleidung jener Hauptsache zur Nebensache. So sah man Romane über Musik, Poesie, Schauspielkunst, religiöse, Maler-, Bildhauer-, wohl auch Handwerker-Romane. Ueberall herrschte die Idee vor, weil eben in jener Zeit überall das Absolute auf dem Wege philosophischer Forschung gefunden werden sollte.

Ob die Aesthetiker von jenen Ansichten zurückgekommen sind, ist nicht zu entscheiden. In der Theorie spuken sie noch unter mancher Verkleidung umher, in der Praxis aber scheint man durch das Gefühl zur Ueberzeugung gekommen zu seyn; wenigstens sahen wir in der letzten Zeit keine Romane aus der Idee entstehen, und die Maler-, Bildhauer- u. s. w. Romane in die Tragödien oder zu den Novellen (in welchen letztern nach des Rec. Meinung ihr angemessener Tummelplatz ist) zurückgedrängt. Es ist hier nicht der Ort zu ihrer Entwicklung, wohl aber um die vom Rec. als unbedingt recht anerkannte Ansicht auszusprechen, daß der Quell der wahren Poesie nicht die Idee sey, sondern die bildliche Anschauung oder die Phantasie. Der Gedanke erzeugt sich beym Poeten, indem er eine Erscheinung erblickt, oder die Phantasie ihm ein Bild vorzaubert; aus dem Reichthum der in ihm schlummernden Ideen tritt diejenige bey der Anschauung lebendig hervor, welche ihm bildlich in der Erscheinung repräsentirt wird, und in dieser Vereinigung der Phantasie mit dem Verstande ersteht die Dichtung. Auf die Ausnahmen, wo auch der Gedanke zur Poesie werden kann, und aus der bloßen lebendigen Darstellung der Erscheinung, ohne daß gerade eine Idee darin lebendig wird, eine Dichtung, kann hier, wo nur die Grundansicht aufgestellt werden soll, nicht die Rede seyn.

Wenn wir vom ästhetischen Richtstuhle aus den Quell jener Romane wegen der vorherrschenden Absicht statt der Wahr-

heit des Lebens nicht billigen können, so finden wir auch bey der historischen Untersuchung, daß jene Romane nur eine Abart waren. Der Roman gehört zum Geschlechte des Epos. Er ist der Nachkömmling des Heldengedichtes, so wie unsere Zeitgenossen die Abkommen mythischer Heroen ihrer Vorwelt sind. Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigsten Momente wissen, und jenes überhaupt vor den Zeiten geistiger Entwickelung sehr einfach und nur in wenigen Zügen von Bedeutung war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigste und Gediegenste vor. Wir erfahren nur die großen, bedeutenden Thaten, wogegen das Stillleben der Helden — wenn es ein solches gab — unberührt bleibt. Bey unserem Zustande der Kultur erscheint hingegen das Außerordentliche im Leben des Einzelnen nur selten, die Bildung macht aber auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderem in höherer Rücksicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentlichen und in epischer Kraft zusammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, sondern die Erzählung des ruhigern Ganges seines Lebens, in welchem wohl einzelne Momente besonders interessant und bedeutend hervortreten, das Ganze aber sich mehr mit der Darstellung und Entwickelung beschäftigt. Ein Roman, welcher immerwährend Spannung erregt, wird nicht zu der bessern Art gehören; denn die Spannung hört mit der Befriedigung auf, und wer einmal einen solchen auf Effekten gebauten Roman durchlesen hat, wird selten in die Versuchung gerathen, ihn zum zweyten Male zu ergreifen, da jenes Interesse ihn nicht noch einmal fesseln kann. Das Interesse des wahren Kunstwerks muß auf dauerndern Elementen gegründet seyn. Es gehört eben sowohl die der Natur entnommene Entfaltung der einzelnen Charaktere, als die Darstellung der sichtbaren Dinge hieher. Wie das Leben für jedes nicht verschlossene Auge so reich ist, eben so mannigfaltig sind die Gegenstände, welche im Romane berührt werden können. Eine getreue, ruhige Schilderung eines anziehenden Gegenstandes werden wir immer um ihrer selbst willen gern wieder lesen. Wenn aber mit der Darstellung äußerer Erscheinungen auch die einer höhern, das Reich des Geistes berührenden Wahrheit verbunden ist, so wird das Interesse immer größer.

Die Romane waren ursprünglich auch in der That nichts anderes als der fingirte Lebenslauf eines Helden, dessen Stillleben wir sowohl als seine Thaten mit Theilnahme verfolgen sollten. Die Wahrheit lag nicht im getreuen Berichte von wirklich Geschehenem, sondern in der Auffassung der Motive zu Handlungen des Helden, in der Darstellung seiner Gefühle bey der Betrachtung der Außendinge, oder wenn er mit ihnen in Konflikt

gerieth. Diese Darstellung der Gefühle des Helden erforderte aber nothwendig, daß die Außendinge selbst mit aller Genauigkeit geschildert wurden, ja daß die Auffassung derselben endlich zur Hauptsache beym Romane wurden, ein Umstand, auf den wir unten zurückkommen werden. Wenn wir im Gegensatz zum eben Angeführten die alten und neuen Ritterromane erblicken, so müssen wir diese, wenn wir sie nicht als besondere Mittelgattung betrachten wollen, eher zum Epos als zum eigentlichen Lebensromane rechnen, denn die Thaten überwiegen das Stillleben und die ruhige Entwicklung, und der Klang der Harnische wirkt so betäubend, daß wir ihn auch in der stillen Hütte noch immer vordröhnen hören, und er uns stört, sowohl mit dem Gedanken den geistigen Motiven zu folgen, als mit ruhigen Augen am friedlichen Leben und den Erscheinungen außerhalb des Ritters und seinen Angehörigen uns zu erfreuen. Die Ritterromane mögen darum immer in die freyere Sphäre der Heroenzeit zurücktreten, und sich der Epopöe zugesellen. — Wenn ferner Cervantes im Don Quixote mehr von einer satyrischen Idee ausgegangen zu seyn scheint, so steht dieser Roman als Ausnahme da. Sehen wir aber näher hin, tritt es bald in die Augen, daß die Poesie doch mächtiger im Poeten gewesen oder geworden ist, als die Absicht. Der ganze Roman ist ein ergötzliches, lebendiges Bild, und nichts weniger als eine langweilig durchgeführte Allegorie oder Satyre, bey welcher sich der Dichter in jedem Augenblicke des Erschaffens klar der ihm Anfangs vorschwebenden Absicht bewußt gewesen wäre. Die englischen Romane eines Fielding und Smollet — lange Zeit als die Muster unter allen betrachtet — erfüllten treulich ihres Autors Zweck, das Leben, Glück und Mißgeschick schlichter Erdensöhne auf ihrer Reise durch die Welt, ihren Konflikt mit derselben, und vor Allem jener sogenannten Helden derbe Menschlichkeit zu schildern. Ueberall Wahrheit und Leben, aber fast allzuviel von beyden. Nicht dieses rohe Haften an der Erdscholle — was die Idealisten jenen Romanen vorwerfen — verhindert, daß sie Kunstwerke, wahre Poesien wurden, sondern die Ursach ist, daß das Unwesentliche nicht vom Wesentlichen gesondert und zurückgeworfen wurde. Nur den Geist der Natur, nur den poetischen Extrakt, mit Zurücklassung der Schlacken soll der Dichter wieder geben, wenn er ein Kunstwerk aufstellen will. In der Auffindung dessen, was wirklich aufgenommen werden muß, bewährt sich der Genius des Dichters. So führt uns Goldsmith gewiß auch in das wahrste und innigste Leben einzelner Kreise seiner brittischen Landsleute und zugleich in die wahre Natur des Menschen ein; wie dünn ist aber dabey sein ausgezeichneter Roman der Vicar von Wakefield geblieben! Indem

aber nur das, was zur poetischen Behandlung sich eignet, hervorgenommen ist, erscheint nirgends eine Lücke, nirgends eine Zusammenstellung von Effekten, sondern das geistige Leben, der Hauch einer höhern Poesie zeigt sich überall.

Wenn aber der Dichter nicht von einer Idee bey Erfindung des Kunstwerkes ausgehen soll, und wenn wir finden, daß die besten Romane nicht die allegorische Darstellung irgend einer Wahrheit, sondern vielmehr ein treu poetisches Bild des Lebens sind, so darf man auch an Walter Scotts Romanen den Mangel einer leitenden Idee nicht rügen, weil sein ganzes Bestreben dahin geht, jeder lebendigen oder lebendig gewesenen Erscheinung die poetische Seite abzugewinnen, und sie nur in dieser ihrer Wahrheit anschaulich zu machen. Es wäre thöricht, den Astrologen mit Wilhelm Meister zu vergleichen, und an jenen Anforderungen zu machen, welche man in diesem erfüllt sieht. Uebrigens dürfte in den meisten Romanen der Britten, so fern ab es auch vom Dichter gelegen, durch die ganze Dichtung eine bestimmte Tendenz auszusprechen, sich eine durchgehende Idee auffinden lassen. Es ist die, welche eigentlich dem Wesen der Tragödie zum Grunde liegt, das Ringen der individuellen menschlichen Kraft gegen die gesetzliche Ordnung. Wie sehr auch der Beste verführt wird, anzunehmen, daß Scott die feurigen Charaktere begünstige, welche entweder als Ueberbleibsel einer früheren Freyheit gegen die geselligen Einrichtungen der Gegenwart sich auflehnen, oder im Kampfe für das verdrängte Geschlecht der Stuarts gegen die Gesetzlichkeit in dem neuen humanen Königshause alle Kräfte aufopfern — so blickt doch zuletzt immer wieder der Freund des friedlich Bestehenden und dem wirklichen Geiste der Zeit Entsprechenden hervor. Die schönen, herrlichen Charaktere zerstören sich, oder werden bekehrt. Zwar verhindert die strenge Objektivität den Dichter, seine Ueberzeugung klar auszusprechen — sein Gefühl schwankt vielleicht selbst — aber aus der Dichtung kann jeder, der überhaupt den objektiven Geist eines Dichters von den Worten, welche dessen Personen sprechen, zu unterscheiden versteht, den Schluß ziehen.

Wenn der Britte durch unsere Darstellung gegen den Vorwurf der Ideenarmuth vertheidigt wäre, so käme es nur noch darauf an, ihn gegen den der Gedankenarmuth zu rechtfertigen. Es mag wohl eine lyrische Poesie geben, wo eben zu dieser Eigenschaft die Gedanken nicht nöthig sind, auf keinen Fall aber wird ein so geordnetes Kunstwerk, als der Roman, ohne sie bestehen können. Es kommt aber nur darauf an, wie wir die Gedanken wahrnehmen wollen? Der philosophische Deutsche ist seit geraumer Zeit daran gewöhnt, wie überall in seiner Lite-

ratur, auch in der poetischen, die Reflexion vorwalten zu sehen. Wir wollen gegen diese an sich nichts einwenden; für die Poesie aber taugt es nichts, wenn sie im Gewande der Philosophie einherschreitet, wogegen umgekehrt die Philosophie im poetischen Kleide willkommener ist. Daß eine klare, weder mit Bildern noch mit Gedanken geschmückte Erzählung eines poetischen Gegenstandes ebenfalls Poesie sey, wird Niemand läugnen, der die Alten kennt, und wir können Gottlob auch unter den Deutschen zu jeder Zeit Männer nennen, welche auf diese Art wahrhafte Dichtungen geliefert haben. Nur in der letzt vergangenen Zeit finden wir so viele Dichtungen voller Sentenzen. So sprechen fast in allen Schiller'schen Dramen die Personen oft tief durchdachte und in schöne Form gebrachte Wahrheiten aus. Dieß bestach Ohr und Geist auf leichte Weise, und gab eben deßhalb ein leichtes, aber auch täuschendes Kriterium der Poesie. Beurtheilen, ob ein gradezu ausgesprochener Gedanke richtig sey und in schöner Form erscheine, das konnte jeder einiger Maßen Gebildete. Diesen Beyfall zu erwerben, war aber auf der andern Seite weit leichter, als den Gedanken in der Entwicklung der ganzen Dichtung oder plastisch in den einzelnen Begebenheiten und Charakteren auszudrücken. So wurde Thür und Thor der Oberflächlichkeit geöffnet. Indessen mußte bald dieser falsche Weg erkannt werden, der nichts mehr begreift, als ein Wortgeklingel mit Redensarten, welche kaum den Verstand, nie aber die Phantasie ansprechen. Unter Shakespear's Dramen der mannigfaltigsten Art wüßten wir nur eins zu nennen, wo die Personen in die tiefsinnigsten Wahrheiten mit klar ausgesprochenen Worten reflektiren; Hamlet ist aber theils das seiner Idee nach unergründlichste, theils eines der spätesten, wo nicht das allerletzte Werk des Dichters, in welchem daher der Vielerfahrne den Betrachtungen über sein ganzes reiches Leben freyen Lauf ließ. Lessing, ein Dichter, der gewiß vom Gedanken erst zum Bilde geführt wurde, reflektirt selbst in seinem Nathan, welcher der Idee nach doch mehr philosophisches Lehrgedicht als Drama ist, selten durch hingestellte Sentenzen, sondern weiß die trockensten Wahrheiten durch einen frischen Dialog lebendig zu machen, oder in schönen Bildern den Gedanken zur erfreulichen Anschaulichkeit zu bringen. — Doch sind es auch nicht mehr die Sentenzen, welche man in die Dichtung eingestreut fordert, man will vielmehr eine Gemüthswelt im Romane erblicken, das innere geistige Leben soll vor den äußern Begebenheiten hervortreten. Hiergegen können wir nichts einwenden. Dem Geiste, dem Gemüthe sein Recht, man wolle nur nicht mit chemischem Messer das was die Natur zusammenfügte, von einander tren-

nen. Wir haben treffliche Romane der Art, wo die Charakterzeichnung und die geistige Entfaltung vorherrschen, unter Deutschen sowohl als Engländern, bey welchen wir Sternes Werke hieher rechnen, — aber arten nicht auch viele Romane zu einer solchen Langweiligkeit aus, daß man eher in ihnen ein Lehrbuch als eine Dichtung vermuthet? Auf keinen Fall können diese Romane ganz populär werden. Die humoristischen sind eine der herrlichsten Gattungen dieser Romane aus dem innern Leben. Bedarf aber nicht unser erster Humorist, Jean Paul, überall, wo er eine treffende Wahrheit im Gewande des Scherzes aussprechen will, der Bilder aus dem äußern Leben, und oft solcher von der derbsten Wirklichkeit? Je mehr poetisch diese Romane sind, um so mehr braucht der Gedanke das Bild; aus einzelnen Bildern entsteht aber kein Kunstwerk, sondern die einzelnen Bilder müssen in einen organischen Zusammenhang treten. Welcher organische Zusammenhang in der Außenwelt ist aber lehrreicher und erhabner, als die Lebensgeschichte eines Menschen, wenn dieser mit dem Einfluß, welchen er auf die mit ihm in Konflikt gerathenden Außendinge ausübt, oder der von den letztern auf ihn ausgeübt wird, uns vorgeführt erscheint? — Selbst Jean Paul, bey allem Humor, bey allem Reichthume der Phantasie, und obgleich er oft mit wenigen Zügen das lebendigste Bild der Wirklichkeit uns hinstellt, wird niemals populär werden, weil er seinen Reichthum an Gedanken nicht fassen kann, und der größte Theil in Worten ausströmt, während nur der geringere in der Handlung sich zeigt. Hätte Jean Paul es gleich Göthen verstanden, die Weisheit, welche aus der lebendigen Natur mit tausend Stimmen dem heiligen Dichter zugeraunt wird, in sich so zu verarbeiten, und in lebendigen Bildern, statt in lyrischen Ergüssen wieder von sich zu geben, er wäre der größte Dichter geworden, wie es ihm einst in den Xenien verkündet wurde. Ohne deßhalb den begeisterten Sänger tadeln zu wollen, müssen wir, zu unserem Thema zurückkehrend, behaupten, daß das höchste Kunstwerk und zugleich das populärste dasjenige seyn wird, wo das innere Leben ausgeprägt im äußern und die Gedanken plastisch dargelegt in den Charakteren, deren Handlungen und den Ereignissen erscheinen. Die Poesie malt dem Geiste vor, und der Hörer will mit den geistigen Augen sehen. Je einfacher die Zeichnung ist, um so deutlicher kann man sie auffassen. Bey gehörigem Fortschreiten in dieser bildlichen Darlegung wird auch der Geist der ungebildetern Menge allmälich mit zum Verständniß fortgezogen, und wird so fähig, Wahrheiten zu begreifen, welche ihr auf dem Wege der dürren Verstandeserläuterung immer unverständlich geblieben wären.

So lesen wir auch im Walter Scott selten Reflexionen des Dichters, selten allgemeine Sentenzen in dem Munde der Helden und Nebenpersonen, und nirgends stoßen wir auf sogenannte Bilder aus dem innern Leben. Welcher Kenner des Dichters wollte aber deßhalb behaupten, daß er nicht reflektirte, daß wir aus dem Munde seiner Personen nicht tiefe Wahrheiten erführen, und endlich, daß uns die Gemüthswelt verschlossen bliebe! Die Früchte des Verstandes wie die Blüten des Gefühls können reichlich gesammelt werden, sie liegen aber nicht oben auf, sondern tief im grünen Laube verborgen. Er reflektirt als Historiker, indem er uns das ganze Bild einer Zeit und bestimmter Kreise seines Vaterlandes im Romane aufstellt; mitunter bricht aber auch im Einzelnen das Gefühl hervor, und die Betrachtungen des Dichters sind dann die Belege einer auf reifen Verstand begründeten Weltansicht. Nur in Wehmuth, nicht in bittern Hohn bricht der Dichter aus, wenn er auf ganz verkehrte Richtungen stößt. Das Princip des Guten, welches er überall erblickt, läßt ihn nie verzweifeln. Welche Wahrheiten, welche logische Schlüsse werden in den Gesprächen entwickelt, ohne daß — wie es so oft bey schwächern Dichtern der Fall ist — der Leser Zweifel hegen könnte, daß ein solches Gespräch wirklich so gehalten sey, oder daß den Personen Worte in den Mund gelegt wären, die nicht ihnen, sondern dem Dichter zugehörten. — Wird uns nicht endlich das innere Leben mannigfaltiger Charaktere aufgeschlossen, wenn wir Schritt für Schritt ihre Handlungen verfolgen, und uns gestehen müssen, daß unsere Gedanken ihnen vorangegangen sind! Freylich finden wir das Außerordentliche selten, bey welchem Charakter könnten wir aber sagen: Hier ist Unnatur! — Welche Unnatur zeigt sich hingegen oft bey unsern Schilderungen der Natur des innern Lebens! — Der Geist — so lange der Mensch, Mensch bleibt — ist vom Körper bedingt, nur als Mensch gehört aber der Mensch in den Roman. — Wie oft vergönnt uns aber nicht auch der Dichter, recht tief in das innere Leben unbedeutenderer Charaktere zu blicken, und welchen Kenner des menschlichen Herzens müssen wir dann bewundern! Rec. erinnert hierbey nur an den Alterthümler, in welchen Walter Scott, vielleicht absichtlich, wenig Handlung, und dafür eine um so tiefere und reichere Charakterschilderung an sich unbedeutender Personen uns zeigt. Wie kann das innere Leben uns anschaulicher, reicher und in so tausend Abstufungen gemalt werden als in der Fischerfamilie, im Alterthümler selbst und zum Theil im Sir Arthur? — Dieser Roman wird aber weniger von der Menge verehrt, als manche andere, an Geist weit ärmere, aber dafür an Handlung reichere. Für uns ist er wichtig, weil

Walter Scott gezeigt hat, daß es ihm nicht schwer sey, das sogenannte innere Leben, die Gemüthswelt, zum Hauptthema zu machen. Er zog es aber vor im bey weitem größeren Theile seiner andern Romane das äußere Leben zu malen, und es dem poetischen Gemüthe zu überlassen auch in dessen Zügen das innere zu erkennen.

Während des Dichters geübter Pinsel auf diese Weise das wirkliche Leben, wie es unseren Sinnen erscheint, hinmalt, fesselt er das Auge der Menge, welche nur sehen will, und sich freut, wenn sie die Bilder wieder erkennt, die ihr überall im Leben begegnen. Das genügt dem Profanen. Der in das Heiligthum der Dichtkunst Eingeweihte, oder kürzer, das poetische Gemüth erblickt aber in diesen Bildern eine Schrift, welche ihm tiefere Wahrheiten des Lebens verkündet. Diese doppelte Art der Anschauung dürfen wir nicht allein in Scotts Romanen suchen, wir werden sie in den meisten wahrhaften Dichtungen, ja endlich in jedem Kunstwerk finden. Es ist aber nicht allein ein doppelter Standpunkt für die Ansicht der Kunst, der Abstufungen sind so viele, als es Grade der Bildung gibt. Diejenigen Dichtwerke nun sind in den Augen des Rec. die größten, welche von den verschiedenen Standpunkten aus gleich gefallen. Allen zu genügen, wissen wir, ist unmöglich. Aber es gibt Poesien, welche den Hochgebildeten, wie den, welchem zuerst die Ahnung aufgegangen ist, daß es etwas Höheres als den Genuß der Sinne gebe, ansprechen. Diese Popularität kann aber nur erreicht werden, wenn der Dichter sich über die Dichtung ganz vergißt, wenn er die Erscheinungen des Lebens so studirt hat, daß er nur die wiedergibt, welche zugleich sich für poetische Darstellung eignen, und motivirt im menschlichen Geiste sind. Beyde Erfordernisse werden in der Regel zusammentreffen.

Welcher Dichter gibt wohl ein besseres Zeugniß dafür, daß der Zauber der schlichten Wahrheit der größeste sey, als Walter Scott? Man ist gewohnt zu hören, daß den rohen Appetit der Menge nichts mehr als beständiger Effekt, als fortwährende Spannung befriedige und zugleich reize; bey welchem Romanschreiber aber herrscht so wenig Sucht, Effekt zu machen, als bey jenem? Ohne Pomp in den Worten, und ohne Reiz einer besondern Stellung referirt er, wie es gekommen ist und sich zugetragen hat. Nirgends wird plötzlich abgebrochen, um zu spannen, sondern jedes Uhrrad läuft so lange, bis es abgelaufen ist. Die Personen benehmen sich nie ungewöhnlich, selbst das wunderbare Zusammentreffen der Leute (eben nach dem Romane romanhaft genannt) findet man selten. Dennoch verfolgen wir die Personen neugierig, weil wir vorausfühlen, wie sie handeln werden.

Eigentliche Spannung liegt nur in den dramatischen Scenen. Ohne in diesen Entwickelungen des Dialogs immer Elemente zu finden, welche uns nicht schon vorher bekannt wären, werden wir doch Wort für Wort durch die Kraft der natürlichen Logik, durch den richtigsten Klimax und die überraschendsten Wendungen, niemals aber durch eine Ueberbietung der Natur mit fortgerissen. — Ist diese getreue, schlichte Darstellung nicht überall dem Studium möglich? — Wäre somit nicht der erste Schritt gethan, die Poesie bey ihren hochgebildeten Verehrern und zugleich bey denen, welche unter ihrem Namen nur die Hochzeitscarmina verstehen, in einer und derselben Gestalt auftreten zu lassen.

Diese objektive Darstellung des Lebens wäre also der Grund, weßhalb seine Romane auch dem bloß Schaulustigen gefallen. Es ist aber nicht der einzige. Auch die getreueste Darstellung würde deßhalb nicht jedes an Handlungen und Begebenheiten reiche Leben für jedermann interessant machen. Es sind die historischen Themata, welche so durchgreifend jede Klasse von Lesern, und jede Nationalität ansprechen. Damit sey aber nicht ausgesprochen, daß jeder Roman über einen historischen Gegenstand eben deßhalb gefallen müsse. Das Gegentheil, und daß es nirgends schwerer sey, Poesie und Wahrheit zu vereinigen, als bey der Behandlung der Geschichte, lehrt die Erfahrung. Wir sehen historische Tragödien, wo der Dichter, um den Stoff poetisch zu machen, nicht weniger gethan hat, als Thatsachen zu streichen, neue zu erfinden, die Entwicklung zu ändern, die Charaktere gerade zum Extreme dessen, wie sie erschienen sind, umzuwandeln, und statt den Sitten der Zeit die seiner gegenwartigen unterzulegen — kurz Dramen, wo nichts historisch war, als der Name. Mit Romanen von gleicher Beschaffenheit überschütteten uns die letzten Decennien, ja es erscheinen noch jetzt dergleichen, welche den Meißnerischen nicht unähnlich sind. Namentlich wird jeder historische Name und seine Zeit von den Schriftstellerinnen jämmerlich zerzaust. Wie in der berühmten Mühle des Garbino werden die Helden der Vorzeit zerschroten und zermahlen, und in zierliche Püppchen eingeknetet. Gigantische Riesen werden zu schmachtenden Liebhabern, barbarische Tyrannen zu philanthropischen Menschenbeglückern, ein Unsinn, der nie erkannt wird; oder immer wieder unter anderer Gestalt zum Vorschein kommt.

Die Geschichte ist die größte Dichtung. Wer an ihr künsteln will, wird zu Schanden. Aber es gibt eine doppelte Auffassung derselben, um sie in die Formen unserer menschlichen Poesie zu bringen. — Einmal fasse man sie in ihren großen Momenten auf, man lasse die Heroen auftreten in ihrer angebornen Gestalt und der Dichter erscheine nur als Bildhauer, welcher die Theile am

rohen Blocke weghaut, welche den Anblick der vollendeten Gestalt hindern. Der Dichter soll also nur das poetisch Unbedeutende streichen, um das poetisch Bedeutende harmonisch gerundet hervortreten zu lassen. So faßt Shakespeare die Geschichte in seinen historischen Dramen auf. Seine Kunst bewährt sich vornämlich darin, daß er mit scharfem Kennerblicke aus der bedeutendsten Periode seines Vaterlandes die zusammenhängenden Begebenheiten herausschneidet und zu einem in sich geschlossenen Ganzen dichterisch umformt. So ist bey näherer Betrachtung jedes seiner historischen Dramen — wie es auch dem ungewöhnten Auge nur als rohe Mosaikarbeit erscheine — ein vollständiges Gemälde mit Ende und Anfang und Hauptgestalt in der Katastrophe, und alle Theile haben Beziehung auf einander. Freylich muß man aber den Umfang und Inhalt eines Königreichs nicht mit Ellen messen wollen. Diese großartige Auffassung der Geschichte selbst bleibt aber nur den größern Genien der Dichtkunst vorbehalten. So leicht es scheinen mag, eine Dichtung aufzustellen, wo schon eine höhere Macht vor uns gedichtet hat, und uns nichts zu thun übrig bleibt, als zu ordnen, so liegt doch gerade in der Selbstbeschränkung, vom eigenen Dichtwerke nicht hinzuzuthun, die größte Kraft, wie denn andererseits es den feinsten Blick erfordert, um die ungeheuern Massen so überschauen zu können, daß uns nicht eine einzelne Höhe die Aussicht raube, und wir nicht verwirrt werden von dem großartigen Reichthum der Scenerie. — Wer sich diesen freyen und scharfen Blick nicht zutraut, der versuche es nicht, die große Geschichte auf die enge Bühne seiner Poesie zu bringen, d. h. er bearbeite nicht poetisch das Leben der Helden und Könige selbst, denn eine solche Verarbeitung würde nur eine Zerarbeitung des Werthes jener Heroen seyn. Statt des Lebens der Heroen selbst steht es aber den minder begabten Geistern frey, die ganze Geschichte der Vorzeit in ihren Dichtungen aufleben zu lassen, indem sie das Wesen jener Zeiten, die Eigenthümlichkeiten, die Sitten, die Ansichten und Meinungen vorführen, ihre Personen in diesem Geiste auftreten und dagegen nur im Hintergrunde die wirklich geschichtlichen Personen gleich Heroen, die zu groß sind, als daß sie noch von menschlicher Künsteley könnten bearbeitet werden, erscheinen lassen. Auf diese Art ist der bey weitem größte Theil von Walter Scotts Romanen historisch; wogegen nur in einigen die Könige und Helden in den Vorgrund treten, und nur bey einem eine geschichtlich bedeutende Person die Hauptrolle im Romane spielt.

Die Geschichte eines Volkes ist nicht für das eine Volk allein von Bedeutung, sondern sie gehört der ganzen Welt an. So muß auch die Poesie, welche auf die Geschichte basirt ist, einen

größern Kreis der Theilnahme gewinnen. Fieldings und Smollets Romane spielen unter den Passagieren einer Postkutsche, unter fuchsjagenden Dorfjunkern, gaunerischen Gastwirthen, und blicken zuweilen in langweilig brillante Gesellschaften der großen Welt jener modernen Zeit des Dichters. Freylich müssen wir zugestehen, daß Fielding überall nur Natur uns gibt; aber ist dieß die große unendliche Natur? Können sich in diesen kleinen konventionellen Verhältnissen alle die Regungen und Anstrengungen zeigen, deren der Mensch fähig ist, und deren Aeußerung nicht über seine natürliche Anlage hinausliegt. Auch der Schlendrian des Lebens mag vom Dichter gezeichnet werden, eben weil er zum Leben gehört, und wir können es deßhalb nicht tadeln, wenn die begabtesten Dichter sich nur die Portraitirung dieser niedern Regionen zur Aufgabe gestellt haben. Auf jeden Fall aber müssen die Romane ein allgemeines und höheres Interesse erregen, welche die sittlichen und äußern Verhältnisse ganzer Zeiten und Reiche uns mit aller historischen Treue und poetischem Leben schildern. Es heißt nicht, daß der Dichter, welcher dieß beabsichtigt, die Wahrnehmung aus den niedern Kreisen des Lebens verabsäumen und überall nur in höheren Regionen schweben soll, sondern es steht ihm frey, aus allen lebendigen Kreisen einer Zeit diejenigen Erscheinungen hervorzuheben, welche dem Leser das deutlichste Bild von dem Treiben jener Vorwelt geben. Welche Charaktere treten in Scotts Romanen auf? Selbst bey der Schilderung von Männern aus den neuen Revolutionen würde es dem Dichter schwer werden, von so mannigfaltigen Interessen bewegte Charaktere aufzustellen. Es würde immer nur den Kampf von zwey Ideen, welche auf ziemlich einfache Sätze reducirt werden können, gelten; die andern Verhältnisse, Ansichten und Sitten hat das letzte Jahrhundert in ganz Europa so gleich gemacht, daß es schwer wird, und kaum der Mühe lohnt, die nationalen Individualitäten zum Hauptsujet einer Dichtung zu nehmen. Auf diese glückliche Wahl der Oertlichkeit und der historischen Perioden, welche ihm zugleich den jetzt so seltnen Kranz als Vaterlandssänger erworben haben, ist schon anderwärts aufmerksam gemacht worden.

Gleich Shakespearen, welcher am Wendepunkte des großartigen und poesiereichen Mittelalters und der von Gedanken geschwängerten Kultur der neuern Zeit im Leben dastand, und dem es so vergönnt war, zurückzublicken auf die noch in stattlichen Ruinen glänzenden Erscheinungen der Vorwelt und mit freudiger Ahnung hinauszuschauen auf ein neues Reich des Lichtes und des Geistes, — gleich jenem Dichterheros Englands hörte der Schotte noch als Kind die Erzählungen von der kaum dahin ge-

schwundenen rohen Naturkraft seiner Landsleute aus dem Munde derer, welche den Ausbrüchen jener Kraft noch als Augenzeugen beygewohnt hatten, und zugleich ward er auferzogen unter allen Früchten der Kultur, welche eine gesetzliche Freyheit seinem Vaterlande geschenkt hatte. Aus meist örtlichen Gründen hatte ein Theil der schottischen Halbinsel sich in roher patriarchalischer Freyheit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, während die höchste Kultur unter den südlichen Nachbarinsulanern herrschte. So ward zur selben Zeit auf derselben Insel eine Zeitschrift wie der Spectator geschrieben und mit allgemeinem Entzücken gelesen, während das Faustrecht galt, feindliche Stämme in Blutrache sich vernichteten und abergläubische Gebräuche aus dem grauen Heidenthume gäng und gäbe waren. — In einem solchen Momente, wo die fortschreitende Kultur auf der einen Seite die großartige Barbarey auf der andern nicht mehr dulden kann, und dagegen diese sich mit aller Kraft gegen das Neue, was ihr verächtlich, weichlich, den Mann entehrend erscheint, entgegenstemmt, in solcher Zeit der Krisis, wo nothwendig eines der nicht vereinbaren Elemente untergehen muß! entwickeln sich die großartigen Charaktere. Für die Poesie ist Brutus und Kato gleich groß mit Cäsar. Der Dichter betrachtet die Aufbietung und Entwicklung der menschlichen Kraft, während es dem Philosophen überlassen bleibt, auf seinem Wege die Motive in Beziehung auf die Weltgeschichte abzuwägen. — Wo solche Gegensätze in der Kultur sich finden, als die zwischen den Bergschotten und verfeinerten Bewohnern des Thallandes, wo der Glaube die verwandten Stämme in die wunderlichsten Sekten trennt, wo Einige von Raub und Krieg, die Andern vom Handel, Gewerbe und Ackerbaue leben, und für jede Partey und Sekte der vaterländische Boden reich an ruhmwürdigen Ereignissen der Vorzeit und Thaten ihrer Altvordern ist, — da müssen, wenn die gewichtige Frage: was Rechts ist? im blutigen Streite entschieden werden soll, und auf der einen Seite schwärmerische Anhänglichkeit für ein altes vertriebenes Königshaus, Mitleid für unglückliche Prinzen, Tapferkeit und ungebändigter Freyheitssinn, auf der andern aber Liebe für die wohlthätige Ordnung, für die gesetzliche Freyheit und eine milde, bestehende Regierung gegenübertreten, gewaltige Kämpfe im Aeußern und Innern gefochten werden, und der Mensch, der in diesen Konflikt geräth, muß seine verborgensten Kräfte aufbieten und in seiner ganzen Größe, wie sie von höherem Standpunkte aus betrachtet auch nur klein sich zeigen mag, erscheinen. — Während jetzt (abgesehen von der schönen Gleichheit vor dem Gesetze und in staatsrechtlicher Hinsicht) alle Stände durch einen gleichmäßigen Anstrich der konventionellen

Bildung gleich erscheinen, bot jene Zeit in Schottland in jeder Klasse, in jedem Stande etwas Besonderes dar. Während jetzt überall der Pöbel — etwa einer großen Stadt — in Wahrheit nur die Hefen, der schlechte Bodensatz der Vornehmeren ist, und alle Laster derselben, nicht aber ihre geistigen Kräfte, mit welchen sie jene kompensiren, an sich trägt, so konnten damals die kräftigsten Charaktere aus der niedrigern Klasse sich herausarbeiten, weil sie in sich abgeschlossen waren, und nicht unter der Kontrolle einer allgemeinen geselligen Bildung standen. Welche großartigen Gestalten Walter Scott in dieser Beziehung gemalt und lebendig hat werden lassen, weiß jeder, der in einem der Romane auf seine Zigeuner, Bettler und Armen gestoßen ist. In unserer Zeit solche Charaktere zu zeichnen ist, wenn man der Wahrheit treu bleiben will, unmöglich. Diese Klassen zeichnen sich bey uns, wenn es der Fall ist, nur durch widrige Ruchlosigkeit aus. — Durch das Hervorheben jener menschlichen Gigantenkräfte wird aber der Dichter nicht verhindert, auch das Wirken und Treiben in den niedern Kreisen zu schildern. Lebendig sehen wir die Häuslichkeit in der Hütte und im Pallaste. Auch der Geist der unbeholfenen Beschränktheit wird uns angezeigt, und es ist nichts aus den hergebrachten Romanen, das wir in diesen historischen vermissen, als die faden motiv- lebens- und wirkungslosen Diatriben aus der sogenannten Gemüthswelt, wo die gedankenlosen Gedanken und Gefühle unabhängig von allen Handlungen in der erscheinenden Welt sind, oder die gleich faden Unterhaltungen in verschiedenen Romanen, die ohne Grund und Zweck nur um Außendinge sich drehen, und weder in sich Geist besitzen, noch in geistigem Zusammenhange mit dem ganzen Werke stehen.

Wenn wir in der historischen Aufstellung des Lebens, in der plastischen Darlegung der Gedanken und in der Wahl historischer Stoffe zu für die Poesie glücklichen Zeitpunkten, Gründe gefunden haben, aus welchen Walter Scotts Popularität und zugleich der Beyfall, welcher ihm vom denkenden Verehrer der Poesie zu Theil geworden ist, sich erklären läßt, so sind dieß nur solche Gründe, welche aus theoretischer Betrachtung des Wesens der Romane und der Poesie sich ergeben. Wer ohne poetischen Geist nach diesen und ähnlichen Regeln Romane für poetische Gemüther und die lesesüchtige Menge schreiben wollte, dem möchten wir deßhalb noch nicht die Popularität zusichern. Scott hat nicht nach Regeln diese Romane angefertigt, sondern der Geist seiner Poesie hat ihn getrieben ganz gegen die bisherigen Regeln der englischen Romane seine vaterländischen zu dichten. Sein Genius hat ihm die Sätze eingegeben, woraus der ruhigere Betrachter Regeln ziehen kann. Worin sein Dichtergeist im Be-

sondern bestehe aufzusuchen, gehört nicht in diese Kritik, wenn wir nicht etwa über alle Poesie uns hier auslassen wollen. Daß aber eben jene richtige Auffassung der Geschichte, jene Umgestaltung dessen, was der Engländer bisher unter Roman verstand, eine Eigenthümlichkeit seines poetischen Geistes sey, braucht kaum bemerkt zu werden. Ein sicheres äußeres Kennzeichen des echten Werthes seiner Poesie liegt auch darin, daß sein erster Roman in dieser Art lange Zeit fast unbeachtet blieb, und erst, als nach geraumer Zeit seine Nachfolger erschienen, die poetische Eigenthümlichkeit anerkannt wurde. Ueber andere poetische Eigenthümlichkeiten des Dichters ist schon weitläufiger in der erwähnten Anzeige der bedeutenderen unter seinen Poesien und in der Vergleichung mit denen Byrons gesprochen.

Nur ein Umstand bleibt uns noch im Allgemeinen zu bemerken übrig. Die Abründung eines Romans ist zwar nicht so nothwendig als wir beym Drama verlangen, daß es in sich ganz abgeschlossen erscheine, und Anfang und Ende in gleicher Wechselbeziehung unter einander als mit der Mitte stehen; denn das Epos stellt uns plastisch einen Lebensabschnitt oder einen Abschnitt in der Geschichte vor, wo jeder Theil in sich und durch sich selbst abgeschlossen erscheinen kann und soll, und der Roman wird nicht ganz die Natur seines Geschlechts verläugnen können, dennoch aber ist eine gewisse Abründung auch hier zur Befriedigung des Lesers nothwendig. Auch aus dem Romane werden und sollen sich zwar Auszüge geben lassen, welche an sich durch Darstellung und innewohnendes Leben Interesse einflößen müssen, wir verlangen indessen — namentlich der denkende Deutsche — wenn auch keine Idee die ganze Dichtung durchgreift, doch eine gegenseitige Beziehung der einzelnen Auftritte und Charaktere. Eine bedeutende Erscheinung oder Person, welche müßig dasteht, fällt auch dem minder gebildeten Leser auf. Ist das ganze Leben eines Helden das Sujet des Romanes, so ist sein Tod erst das Ende des letztern. Ist es ein bestimmtes äußeres Bestreben, eine Intrigue, so schließt der Roman mit dem Erreichen und Verfehlen oder der Auflösung des Knotens. Schwieriger ist diese Abründung bey historischen Gegenständen, wie den von Scott behandelten. Hier muß man indessen sorgfältig unterscheiden, was in dem Auge des Dichters die Fabel des Stückes war. Eine Ründung dürften wir in den meisten Romanen finden, aber bey einigen ist es der Untergang eines politischen Unternehmens, wie im Waverley und Rob-Roy. Hier dürfte dem weniger scharfen Auge die scheinbare Fabel schon aufgelöst erscheinen, ehe wir noch die Verwicklung erblickt haben. Im Astrologen und Alterthümler schließt sich die bürgerliche Erzählung zugleich mit der Abrundung

des in den Hintergrund gestellten Thema der Sittenschilderung gewisser Kreise. Im Herzen von Midlothian wird sogar die poetische Gerechtigkeit in bester Form Rechtens gehandhabt und nicht eher geschlossen, als bis der ganze Knauel der Sünden und der Verwicklungen abgehaspelt ist, und daß gerade dieser Roman vor den andern in Deutschland gefällt, ist ein um so sichreres Zeichen, wie dem heutigen ernsten und denkenden Deutschen nur die Dichtung genügt und populär werden kann, welche auf das Bestimmteste in sich abgeschlossen mit Ende und Anfang erscheint. In wie weit Walter Scott dieser Anforderung zur Erlangung der Popularität genügt habe, werden wir weiter bey Durchgehung der einzelnen Romane berühren.

Indem wir die Gründe des dem Romanendichter allgemein zu Theil gewordenen Beyfalls aufsuchten, haben wir, der Natur der Sache nach, zugleich auch seine Vorzüge berührt; die nicht berührten noch besonders hervorzuheben, oder alle zusammen zu stellen, kann hier nicht der Zweck seyn, da die Schönheiten ja von selbst den Leser angesprochen haben, wir einige der besonders hervortretenden aber bey der speziellen Betrachtung der vorzüglicheren unter den einzelnen Romanen am geeignetsten betrachten. Dagegen ist es allerdings des Rec. Aufgabe, den lautgewordenen Tadel, in seinen einzelnen Punkten aufzustellen, und den Dichter zu vertheidigen, oder auf das, was auch ihm gerügt werden zu müssen scheint, aufmerksam zu machen.

Man wirft ihm Weitschweifigkeit vor. Die meisten Romane wären, wenn man sie auf die eigentliche Fabel reducirte, sehr unbedeutende Novellen. Auch die Zeit wäre ganz unverhältnißmäßig kurz gegen das voluminöse Aeußere. Beyde Umstände scheinen uns keinen Tadel zu begründen. Freylich, wenn man von dem Begriffe eines Fieldingischen Romans ausgeht, und demnach das Leben des Helden von Geburt auf bis zu seinem bürgerlichen und ehelichen Settlement zur Vollständigkeit eines Romans verlangt, dürften der Begebenheiten hier zu wenige, und die Zeit zu kurz abgemessen seyn. Auch diese schlichte Behandlung der Fabel mag ihre guten Seiten haben, von einem größeren Kunstwerke wird aber der Leser lieber fordern sogleich in medias res hinein versetzt zu werden. Verräth es nicht gerade eine hohe Kunst, wenn der Dichter in weniger Zeit das Größte uns vereinigt darstellt? Doch versteht sich von selbst, daß diese Anforderung sich weit unter die einer wahren Natur stellt. Auch wird der allgemeine Vorwurf wohl mehr die Weitschweifigkeit in der Erzählung im Gegensatze zu dem mindern Gewichte des Erzählten betreffen. Rec. kann nun im Ganzen nicht bestreiten, daß jene Weitschweifigkeit vorhanden sey, daß die Schilderungen sich zu

sehr mit dem Ausmalen im Verhältniß zum Ganzen unbedeutender Einzelheiten verweilen, daß selbst die Gespräche zu gedehnt sind, daß wir namentlich im Eingange mehrerer, besonders der frühern Romane, mit der exaktesten Genauigkeit in Verhältnisse eingeweiht werden, welche einen weit edlern Hauptgegenstand des Romans versprechen, als wir nachher in der That auffinden, kurz daß der Leser Trotz aller Natur, Trotz der Poesie und der geistreichen und erfreulichen Ansicht des Verfassers, zuweilen nicht umhin kann, sich zu langweilen, — aber alles dieses zugestanden, ist diese Ausartung ihm doch lieber, als der entgegengesetzte Fehler einer zu gedrängten Darstellung — scilicet im Romane. — Darin vereinigen sich alle bessern Romane, daß die Erzählung in ihnen gleich einem breiten schönen Strome ruhig zwischen lachenden Ufern dahin fließt. Und Rec. glaubt, daß diese Behandlung auch der Natur der Sache angemessen sey. Wir sehen aber, wie das Epos eine gedrängte bilderreiche Anschauung des heroischen Lebens uns gab. Der Roman hat im Ganzen dieselbe Bestimmung, nur nimmt er, statt der Heroen einer mythischen Zeit, die Menschen, wie sie sind; statt der kräftig hervorspringenden Heldenthaten, jede motivirte und mit dem ganzen Leben in irgend einer Verbindung stehende Handlung; statt der farbenreichen Bilder begnügt er sich auch den Schatten der Gegenstände zu malen, woraus dann folgt, daß nicht alle plastischen Momente grell neben einander stehn, sondern durch die überall mitaufgenommene Schattirung eine gewisse Gleichheit und Weichheit, oder — wenn man es nicht mißverstehen will — eine Harmonie entsteht. Hieraus ergibt sich denn auch, daß die gedrängte Anschauung des Lebens wegfällt; denn wo auch der Schatten der Gegenstände abgemalt wird, bedarf man mehr Platz, als wenn man jene in gleichem Lichtglanze neben einander hinstellt. Wir werden noch auf einen andern Grund kommen, aus welchem diese ruhige, sich nie übereilende Darstellung sich rechtfertigt, wenn wir nämlich betrachten, was denn eigentlich der Hauptgegenstand des Romanes sey, die Subjektivität der Helden, oder die Objekte, welche er auf seiner Lebensreise erblickt? Hier nur noch so viel. Auch wenn wir von der gewöhnlichen Erklärung des Romanes, nach welcher er das Leben eines Menschen in seiner allmälichen Entwicklung nach innen oder außen schildert, ausgehen, so ist ja eben die erste in der Natur begründete, und durch die ältesten Sprichworte dargethane Wahrheit, daß die Macht des Augenblickes wohl groß, alle Entwickelung aber organischen Gesetzen unterworfen sey. Alles Wachsthum der Natur ist aber allmälich, nur der Taschenspieler läßt die Pflanze durch Künsteleyen im Momente aus dem Boden emporschießen. Wäre es nun auch nicht der Zweck des Romans,

eines Helden Leben zu schildern, so wird doch Niemand den Zweck abläugnen können, Leben überhaupt zu schildern. Dieses aber ist in jeder Gestalt denselben Gesetzen unterworfen. —

Jeder Dichter verweilt gerne bey den Geschöpfen seiner Phantasie, oder den Bildern, welche seine Einbildungskraft ihm lebendig vor Augen gezaubert hat, auch der durch Kunst gebildete Leser mit ihm. Aber es gibt Romane, wo Neuigkeiten über Neuigkeiten kommen, Ueberraschnng auf Ueberraschung folgt, und das Wunderbare vom Ungeheuern todtgeschlagen wird. Dergleichen Dichtungen kann ein wahrer Dichter nicht mit Liebe, sondern nur mit Hinblick auf die lesegierige Menge schreiben. Wie aber das Schicksal jeder Neuigkeit ist, sie wird mit der Zeit alt, so alt diese effektreichern Dichtungen, da die Ueberraschung nur ein Mal wirkt, und nur das bleibt frisch, was nach den Gesetzen der Natur gediehen ist. Auch der Dichter muß sich eingestehen, daß dieses Haschen nach dem Effekte fur seine Dichtungen keine Brücke zur Unsterblichkeit sey, ja daß er bey fortwährender Steigerung zuletzt selbst unvermögend werde, die Anforderungen seines eigenen Publikums zu befriedigen, wenn er nicht endlich in Bombast und völlige Uebertreibung der Natur ausarten will. Wir brauchen kein Beyspiel zu nennen, wo uns so viele nahe liegen, und wir im allzeit fertigen Romanenverfertiger den untergegangenen Dichter bedauern müssen. Selten vermag, wer einmal in diesen Anlauf — oder besser, Ablauf — von der Natur zur Unnatur gekommen ist, bey Zeiten umzukehren; in der heißen Verfolgung des einen Zieles werden die meisten stumpfsinnig und vermögen nicht einmal frey um sich zu blicken.

Muß daher eines der beyden Extreme im Romane gewählt seyn, so ist um der Poesie willen das sichere die Weitschweifigkeit. Ueberall in Walter Scotts Romanen begegnet uns, oder schiffen wir mit dem schönen ruhigen breiten Strome. Die meisten Ströme dieser Art ergießen sich bald ins Meer. So, gleich des Dichters vaterländischer Themse, ist auch der Lauf seines Stroms nur kurz, dafür können wir aber nach allen Richtungen zu beyden Seiten weit ins Land hineinsteuern, und hier die flachen, reizenden Wiesenufer, dort schroffe Felsen, Schluchten, Hölen und den Fluß beherrschende Schloßtrümmer erblicken. Selten oder nie stemmen sich Felsriffe und unterliegende Klippen gegen den Strom, und zwingen ihn zum Sturze oder gänzlichem Falle. Immer spiegelt sich der Himmel in feinem breiten Bette, und der mitschiffende Pilger kann sich in behaglicher Sicherheit ruhig in den Kahn legen, ohne sich um dessen Lenkung zu bekümmern. — Um aus dem Bilde zu fallen — wo sehen wir Handlungen, die nicht motivirt sind; pikante Auftritte, welche nicht

in der Natur begründet, oder von der Nothwendigkeit herbeygeführt sind? Nirgends bricht der Erzähler ab, um etwa auf Kosten der Wahrscheinlichkeit die Erwartung zu spannen. Bey solchem Werthe kann man gerne die Breite vergeben, welche sich überdieß nur in einigen Romanen findet. Auf jeden Fall sichert die getreue und gediegene Darstellung dem Dichter das Fortleben der meisten seiner Romane in der Nachwelt, welches, wenn er nur nach dem Pikanten gesucht und nur die Sinne Reizendes dargestellt hätte, sehr zweifelhaft wäre. Er hat Menschen und Verhältnisse gezeichnet, welche nicht nur einem Volke zu einer bestimmten Zeit angehören, sondern mit ihrem Titel als Menschen und was aus Menschen hervorgegangen ist, zu jeder Zeit und unter jeder Nation, wo gesunde Natur herrscht, auftreten können, ohne daß sie zu fürchten brauchten, daß, ihres altfränkischen Kostüms wegen, ihnen die Aufnahme versagt würde.

Mit jener gerügten Weitschweifigkeit hängt ein anderer Tadel zusammen. So breit die Exposition der Romane sey, so langsam wir in den ersten Theilen fortschritten und uns hier und dort verweilten, ehe wir auf die eigentlich leitende Handlung stießen, eben so schnell komme dann die Entwickelung, und der Roman stürze zu Ende, ähnlich der Lawine, welche erst langsam, dann immer schneller den Berg hinunter rollt, bis sie zuletzt stürzt, endlich fliegt. — Im Allgemeinen scheint dem Ref. auch diese Eigenthümlichkeit nicht zu rügen. Wie die Tragödie nach der Katastrophe sich nicht hinziehen darf, sondern die Handlung Schlag auf Schlag uns zum Ende führen muß, so ließe sich eine verwandte Regel auch bey dem langsam daher schreitenden Romane denken. Scott selbst spricht in einem der letzten Kapitel des Waverley eine ähnliche Meinung aus. In der Schöpfung jedes größeren poetischen Kunstwerkes — (ja am Ende bey der Verfertigung jeder Arbeit — auch bey einer Kritik) — liegt vor uns eine Masse von Materialien. Daß dieses Chaos plötzlich, wie durch Eingebung eines elektrischen Schlages, vor der Seele des Dichters so geordnet stehe, daß auch der kleinste Umstand seinen bestimmten Platz habe, mag der glauben, welcher von der Poesie nur durch Hörensagen vernommen hat; Fleiß und ordnender Geist helfen auch den Meistern in der Poesie, wie es denn bekannt ist, daß Ariost mehr als acht Mal angefangen und gestrichen hat, bis er nur den ersten Vers seines Orlando furioso niedergeschrieben hatte, wie wir ihn jetzt lesen. — Jene Masse von Materialien wird nur nachgerade verarbeitet. Je mehr der Materialien verarbeitet sind, um so leichter wird die Sichtung unter den noch vorhandenen, je näher wir also dem Ende kommen, um so schneller können wir weiter gehen, und

wenn zuletzt nur noch einzelne Dinge unverbraucht stehen, so ordnen sich diese von selbst als Schlußsteine dem der Vollendung nahen Kunstwerke an. — Jedoch auch noch aus einem andern Grunde können wirs nicht tadeln, wenn der Eingang langsamer ist als der Ausgang.

Im Anfange, namentlich des Romanes, soll uns der Dichter das Land, den Himmelsstrich zeichnen, in welchem die Handlung vorgeht. Das Bild soll so lebendig werden, daß wir selbst mit den Personen der Dichtung dort leben könnten. Es genügt da nicht eine großartig entworfene Skizze, sondern es erfordert eine bis in die kleinsten Details ausgeführte Malerey, um uns eine Gegend so anschaulich zu machen, daß uns darin heimisch wird. Daß eine solche niederländische Malerey niemand besser verstehe, als Walter Scott, wird desgleichen Niemand läugnen. Der Leser — mit oder ohne Phantasie — wird gezwungen, mit dem Romanhelden in der Fischerhütte, beym Bettler oder unter den kleidumgürteten Hochländern zu wohnen, und es sich mit ihnen bey schmaler Kost gefallen zu lassen. Er schmaust mit dem reichen Pächter, und friert und wird ermüdet bey den Nebelwanderungen über das Heidemoor. — Eine solche Zeichnung verlangt immer Platz, auch wenn sie weniger mit jener erwähnten niederländischen Genauigkeit, als mit Auffassung des Geistes, welcher aus den genannten Zuständen herausweht, und welche höhere Art der Auffassung dem schottischen Dichter durchaus nicht fremd ist, aufgetragen ist. Nur wenn wir überall auf bekannten Boden treten, wenn uns die Gegenstände ringsum in irgend einer Art befreundet sind, können wir auch die dort sich tummelnden Freunde, wie marschierende Heere auf der Landkarte, verfolgen. Deßhalb möge immer die Scenerie den langsamen Eingang, den schnellen Ausgang entschuldigen, wenn nur die Handlung selbst in sich proportionirt ist.

Unter Scotts Romanen müssen wir in dieser Hinsicht sorgfältig unterscheiden. Bey allen könnte man nach dem ersten Lesen das Urtheil des zu schnellen Endigens fällen, bey einigen aber ist es nur scheinbar. Wirklich ist die eigentliche Handlung bey den meisten gehörig proportionirt. Nur das Kloster, der Pirat und theilweise Robin der Rothe machen hiervon eine Ausnahme. Namentlich scheint der Dichter des ersten Romans im weiteren Fortarbeiten überdrüßig geworden und geeilt zu seyn, um nur das Ende zu erreichen. So breit die Fabel anfängt, eben so dünn wird zuletzt ihr Faden. Momente, welche von einem Dichter, wie Scott vollkommen verdient hätten aufgefaßt zu werden, überspringt er mit einem Randglossenstyle, läßt Interessen, welche im Anfange mehr des Lesers Aufmerk-

samkeit als die Haupthandlung erregten, unberührt, und scheint nur froh, daß er die angeregten Begebenheiten einiger Maßen durch einen deus ex machina zu Ende gebracht hat. Unten werden wir noch näher auf diesen im Anfange so viel versprechenden Roman zurückkommen. Auch im Piraten stürzt die Kugel der Erzählung, nachdem sie sich während zweyer Bände langsam auf einem hügelichen Plateau herumgerollt hat, plötzlich im dritten Bande in die Tiefe. Es ist in diesem dritten Theile so viel Handlung zusammengefaßt, daß, wenn man sie proportionirt nach den beyden ersten Theilen ausdehnen wollte, noch füglich sechs Bände daraus zu entnehmen wären. Jedoch trifft den Piraten nicht der Vorwurf, daß der Leser unbefriedigt in Hinsicht der verschiedenen angeregten Interessen von dannen ginge. In dem trefflich und plastisch bis kurz vor dem Ende gehaltenen Robin dem Rothen hat der Dichter nach der großen, geschichtlichen Katastrophe, welche erst ganz zuletzt eintritt, nicht gewußt, wie er die großen Charaktere mit gleicher Würde nach dem Falle halten solle. Daß Rashleigh umspringt, ist gut motivirt durch den Charakter dieses cunning Bösewichts; aber mit dem Umspringen scheint er auch seine Ueberlegung zu verlieren, und der jetzt hervorblickende rohe Trotz scheint Rec. selbst dann nicht gerechtfertigt, wenn man ihn der Absicht, das Gewissen zu übertäuben, zuschreibt. Rashleigh hat kein solches Gewissen mehr. Er muß in allen Lagen sich gleich bleiben, denn auch seine heuchlerische Larve ist ihm zur andern Natur geworden. Er kann nie roh werden, da er nicht durch den Reiz der Sinne, welche er ganz ertödtet hat, sondern durch kranke Bestrebungen der ehrgeizigen Seele zu dem Grade der Verworfenheit gekommen ist, deren eigenthümliches Wesen es aber immer bleiben wird — nicht gemein erscheinen zu wollen. Eben so wenig hat der Dichter gewagt, eine weibliche Heroin wie Diana Vernen, nachdem ihr ganzer Stolz dahingesunken ist, anders als skizzirt uns zu geben. Und so schließt vielleicht der gehaltenste Roman mit einzelnen Effekten und kurzen Berichten über so außerordentliche Dinge, deren Motive kaum zu entziffern sind.

Eine verwandte Unart mit jener gerügten Uebereilung beym Schlusse hat Walter Scott mit den namhaften Romanendichtern seines englischen Vaterlandes gemein. Wenn das Ende der Fabel erschienen ist, wenn die Hauptpersonen glücklich unter Dach und Fach gebracht sind, bekümmert sich der milde Dichter auch um das übrige zahlreiche Personale. Statt aber sich die Mühe zu geben, ihre Geschichte, so weit es nothwendig ist, daß wir sie erfahren und dieß angeht, in die Auflösung der Hauptfabel zu verweben, erzählt der englische Novellist nur mit dürren

Worten die ferneren Fata der geringern Helden, als: X. wurde vom jungen Ehepaare zum Haushofmeister gemacht und nahm die liebliche Miß G. zur Frau; dem Y. kaufte der wohlwollende Squire eine Hauptmannsstelle, er heiratete, zeugte viele Kinder und starb; Z. ergab sich dem Trunke und starb im Schuldthurme u. s. w. Leider finden wir diese militärischen Register der Personen nach gehörigem Range und mit gehörigen Rubriken-Nachrichten ihrer Schicksale auch am Ende der meisten Scottischen Romane. Was kümmern uns aber diese Notizen? Der Roman soll das gegenwärtige Leben malen, nicht von der Zukunft uns Skizzen geben.

Doch nicht allein der schnelle, sondern auch der oft grelle Ausgang wird dem Verfasser vorgeworfen. Leider ist dieser Vorwurf mehr als begründet. Bey jeder Dichtung fordert der rohe wie der gebildete Leser eine gewisse Befriedigung, mit welcher er beym Schlusse das Buch weglegen kann. Diese Befriedigung kann mannigfach verschieden seyn, wie sie denn Einige nur im glücklichen Ende, andere gerade umgekehrt nur im traurigen finden wollen. Die meisten verlangen sie in einer gewissen Gerechtigkeit zu entdecken; die Nemesis soll zum Schlusse in ihrem Spiegel die ganze Handlung dem Leser als nothwendige Folgereihe von Vergehen und Strafe, Verdienst und Belohnung, Ursach und Wirkung zeigen. Auf diesem Wege gelangt man zum Begriff der poetischen Gerechtigkeit, welcher zugleich bekundet, daß in jedem Sterblichen der Funke des Göttlichen glimme, daß der Mensch aber in starrer Einseitigkeit die schönste Ahnung zu einem ungöttlichen Begriffe herabgezogen habe. Diese strenge gehandhabte poetische Gerechtigkeit, wie sie die Menge verlangt, ist allerdings das Gegengift aller freyen Poesie und verdiente den treffenden Spott, welchen Schiller in den Xenien aussprach:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Dieses überall vorblinkende Henkerschwert gewährt dem Gefühle keine Befriedigung, es zeigt uns wohl überall den strengen Jehova, der keinen Frevel ungeahndet läßt, nicht aber den Gott der Christen, welcher die Liebe und die Gerechtigkeit zugleich ist. Ueberdieß verstößt eine solche Auffassung auch gegen die Wahrheit des Lebens, denn selten folgt so regelrecht, Schlag auf Schlag, Vergehen und Strafe. Oft ist der Frevel jedem menschlichen Auge unsichtbar, und die Strafe scheint ein unschuldiges Haupt zu treffen; oft blüht in Fülle des Glückes der Frevler und nur ein Wurm verzehrt seine inneren Kräfte. — Deßhalb sehen Andere die Befriedigung nicht in der streng in irdischen Thaten und Begebenheiten sich aussprechenden Gerechtigkeitspflege, sondern

im befriedigten Bewußtseyn und in dem gequälten Gewissen. — Bey der Tragödie ist der Ausdruck tragische Befriedigung gebräuchlich geworden, und man versteht darunter die Ueberzeugung, welche sich nach der Katastrophe des Zuschauers und Lesers bemächtigt, daß der Held nach einer, von höherem Standpunkte aus betrachtet, wohlthätigen oder nothwendigen Anordnung habe untergehen müssen. Die meisten Tragödien schließen mit einem solchen Lichtblicke. Nachdem die dunkeln Wolken der Leidenschaften vorübergegangen sind, oder das von auswärts angetriebene Gewitter ausgewüthet hat, erkennen entweder die leben bleibenden Personen oder auch nur wir unbefangene Zuschauer, daß es so seyn mußte, um von einem überirdischen Gesichtspunkte aus zum Frieden zu kommen, um die aufgeregten Interessen zu versöhnen. Es gibt Tragödien, welche sich allein um diese tragische Befriedigung herumdrehen. — Dagegen gibt es andere, berühmte Dichtungen, welche mit einem offenbaren Zwiespalt schließen. Kaum erscheint die äußere Handlung beendet; dem Gedanken nach weiß man nicht, ob der Dichter uns habe verspotten wollen, oder selbst im Chaos stecken geblieben sey? Auch jene tragischen Dichtungen mit versöhnendem und befriedigendem Ende hinterlassen oft durch hingestreute Worte oder seltsame Wendungen einen Zweifel in der Seele des Lesers, ob es der Dichter auch wirklich so versöhnend gemeint habe, als jener klare Schluß besagt. Hier kommen wir auf die Ironie, eine Befriedigung eigener Art. Dem scharfen Blicke zeigt sich die Wirklichkeit gerade umgekehrt als ihre Erscheinung. Der Geist wird befriedigt, indem er die ewigen Zweifel betrachtet, in welche sich vor ihm die stolze Gewißheit des Menschen auflöst. Aber wie erhaben auch diese Befriedigung in der ironischen Auffassung aller irdischen Erscheinungen uns dünken mag, auch die Ironie darf nicht im Zweifel befangen bleiben, sondern sie muß zu einer göttlichen Gewißheit sich steigern, wenn sie nicht sich selbst vernichten will. Diesen Schlußstein finden zu lassen, ergreifen Philosophie und Religion die Hand des Menschen, über deren Bahnen uns keine Entscheidung zukommt; wie ihn aber die Poesie zur Befriedigung führe, ist unsere Aufgabe auszusprechen.

Die Poesie bekümmert sich nicht ängstlich darum, ob dem Guten und dem Bösen nach ihrem Verdienste ein gleicher Theil von Belohnung und Strafe zugemessen werde, sie läßt es nicht ihre erste Sorge seyn, das Gewissen der Menschen zu erforschen, und abzuwägen die innere Qual und die innere Lust, — sie malet uns aber getreu den Menschen und alle Erscheinungen wieder, wie sie in ihrem magischen Spiegel erscheinen. Wie sich der Hauch der Gottheit in der erscheinenden Welt offenbart, so er-

scheint er auch wieder in der wahren Dichtung. Der Dichter thut besser, wenn er weniger nach dem Einklange sucht, als wenn er vertrauungsvoll die Natur darstellt, in welcher ja die göttliche Harmonie von keinem fühlenden Geiste verkannt werden kann. Wie im Pflanzenleben und der Thierwelt die organischen Gesetze auch dem verschlossenen Gemüthe sich zeigen, so wird dem Erweckten auch eine göttliche Ordnung im Treiben der geistigen Welt offenbar. Auch die trübste Erscheinung hat eine heitere Seite, wie ja auch der finsterste Charakter zuweilen froh seyn und lächeln muß. Dieses göttliche Walten wird sich dem ahnenden Geiste des Poeten, ohne daß er wie der secirende Anatom und Chemiker die innersten Theile durchwühlt, von selbst offenbaren, und dann wird er, vermöge der innewohnenden Kraft, es unbewußt in seiner poetischen Schöpfung mit allen den feinen Zügen wieder geben, welche es vor der Deutung roher Absichtlichkeit bewahren.

Bey welchem Dichter sollte man wohl mehr diese höhere Harmonie in der Abründung seiner Dichtungen, vermuthen als bey Walter Scott? Er, der auch die trübsten Erscheinungen, die drückendsten Verhältnisse von einer Seite darzustellen weiß, daß, wenn wir auch nicht überhaupt ihnen Liebe abgewinnen können, wir doch einen freundlichen Einklang mit den Erscheinungen derselben Zeit und desselben Kreises nicht verkennen, von dem erwartet man auch, daß er in den eigenen Erfindungen das Widrige nicht vorwalten lassen, sondern der versöhnenden Liebe die Herrschaft einräumen werde. In der kritischen Anzeige der Poesien des Verfassers war es des Rec. angenehmes Geschäft, nur diese freundlichen Erscheinungen hervorheben zu dürfen. Er konnte überall den Standpunkt zeigen, auf welchem dem Dichter die veralteten Institutionen seines Vaterlandes, selbst die unserm Zeitalter furchtbar und entehrend dünkenden Verbindungen eines barbarischen Kulturzustandes, freundlich und wohlthuend erscheinen. Es freute ihn zu sehen, wie dem Schotten sein Schottland unter allen Ländern am schönsten vorkam, weil er überall mit Liebe das Schöne aufsuchte. Dasselbe kann er auch jetzt noch über die große Mehrheit der vorliegenden Romane sagen. Ueberall spricht sich die milde Betrachtung aus, in jedem eigenthümlichen Verhältnisse weiß Scott, trotz der objektiven Darstellung, das zum Grunde liegende freundliche Princip, oder wenn ein entgegengesetztes sich klar darthäte, die dem ohngeachtet wohlthätigen Wirkungen hervorzuheben. Diese Parteylichkeit muß dem Nationaldichter erlaubt seyn. Dagegen nimmt er nirgend Partey unter den von ihm aufgeführten Parteyungen seines Vaterlandes. Auch die verworfenste Sekte muß bey ihm sich selbst darstellen

und wenigstens in ihrer Konsequenz und in einem, wenn auch beschränkten Streben, sich achtungswerth zeigen. Wenn man auch an des Dichters persönlicher Vorliebe für die vertriebenen Stuarts zu glauben berechtigt wäre, so könnte man doch aus den Romanen keine offenen Beweise dafür anführen. Nirgends spricht der Dichter; dagegen bieten seine Helden alle Kraft der Beredsamkeit auf, um für ihre Sache zu überzeugen. Ja, in dieser Objektivität geht er so weit, daß, nach antiker Art, oft keine Verbindung, kein Schluß folgt, und uns nur die Ermattung beider streitenden Parteyen, oder der Untergang der einen gezeigt wird. Zuweilen glauben wir in ihm selbst Gefühl und Verstand mit einander ringen zu sehen. Jenes läßt ihn sich hinneigen mit aller Liebe, mit aller Theilnahme zu dem verdrängten Geschlechte, zu den, mit letzterem untergegangenen romantischen Institutionen der Vorzeit, er kann wohl sogar eine Thräne vergießen; aber nie läßt ihn der Verstand wirklich jene Zustände zurückwünschen, und die Umwandlung bereuen. In so weit huldigt er dem Principe der gesetzlichen Ordnung, welche ja auch nur eine Verzweigung der göttlichen Harmonie ist, welche sich in allen Erscheinungen ausspricht.

Aber wenn sich alle Zweifel in Versöhnung aufzulösen scheinen, wenn der befriedigende Schluß herannaht, und man vom zartfühlenden Dichter die Bestätigung der etwa nothwendig gewordenen Beymischung des Tragischen erwartet, wenn man hoffet, daß der Tod des Verbrechers mit wenigen Worten gemeldet werden, der Untergang des Edlen so wenig als möglich zerreißend erscheinen werde, dann siegt die engländische Natur über den Genius des Dichters, der Romanschreiber zieht eben das herbey, was zu vermeiden war, er beschreibt und malt mit Lust das aus, wovon er sich hätte abwenden sollen, und das Schreckliche wird dadurch zum Widerwärtigen. Daß Rec. ein Freund der treuen Schilderung der Natur sey, wird er nach dem Vorhergehenden nicht erst zu beweisen nöthig haben; man wird ihm daher wohl ohne Mißtrauen beypflichten können, wenn er in der Uebertreibung dessen, was ihm an sich nur lobenswerth erscheint, einen verdienten Vorwurf sieht. Der Niederländer malt nur das Freundliche des Lebens mit gewissenhafter Treue, nie aber das Gräßliche. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Gerhard Dow die Abschlachtung des Fualdes in einem kleinen Bildchen darstellte, und das Geschirr, in welchem die Mörder das vom Tische herabrinnende Blut auffangen, so treu wie den gescheuerten Kessel in irgend einer niederländischen Küche, abbildete, und mit aller Genauigkeit eine Magd das Blut zusammen fegen ließe — ein solches Bild würde mich aber nur mit Entsetzen erfüllen. Der-

gleichen Schreckensscenen dürfen entweder gar nicht von der Kunst adoptirt werden, oder wenn es geschieht, muß die Auffassung großartiger geschehen, das eigentlich Gräßliche muß zurück, dafür das Charakteristische, das Erhabene hervortreten. Der Engländer beschreibende (descriptive) Poesie aber verschmäht auch diese Gegenstände nicht mit aller haarkleinen Genauigkeit dem Leser zu zeigen. Der Galgen ist eine so gewöhnliche Erscheinung in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, Hinrichtungen sind ein public act, für Viele sogar Volksvergnügungen, so daß beyde auch in der Poesie nicht fehlen können. Spielt ja doch sogar der ganze Akt eines Schauspiels vor dem Galgen! Somit dürfen auch Auftritte von dieser und ähnlicher Art nicht übersprungen werden, und wenn sie gleich am Schlusse einer in anderem Geiste geschriebenen Dichtung vorfallen, dürfen sie doch dem Leser nicht geschenkt bleiben, weil es ja Momente sind, welche dem lesenden Britten bey weitem lebendiger in der Anschauung werden können, als alle Harmonie der Dichtung, welche ja im Gedanken nicht einmal recht klar ist, geschweige denn zu einem betastbaren Bilde werden kann.

Auf welche Weise Scott diesen Fehler nicht vermieden hat, lehrt gleich sein erster Roman. Daß Fergus Mac Iwor enden, und vielleicht auch so enden mußte, werden wir unten berühren, daß Waverley von ihm einen rührenden Abschied nahm, war erklärbar, aber weder nothwendig noch zu entschuldigen, daß wir alle Präparate zur Exekution sehen müssen, daß die Schleife zum Galgen vor unsern Augen die beyden Unglücklichen aufnimmt, ja daß wir zuletzt noch zusammen schaudern, als wir die Köpfe der Freunde auf den Thoren zu erblicken fürchten. Es verbittert diese herbe Beymischung jede Freude bey dem schon nur so so freundlichen Ausgange. Wer kann nach solchen Scenen noch ruhig die der unbedeutenden Vorfeyer einer ziemlich gleichgültigen Hochzeit lesen? — In uns erregte — so fest wir auch von der ästhetischen und moralischen Nothwendigkeit des Todes jenes unglücklichen Helden überzeugt waren — dieses Verweilen, diese äußerste Genauigkeit im Aufzählen aller Umstände während des Hinausschleifens, die Vermuthung, daß die Begnadigung doch noch kommen würde, und obgleich wir uns gestehen mußten, daß dieß eine Sünde gegen die innere Wahrheit der Dichtung geworden wäre, so wurde unser Gefühl doch aufs unangenehmste durch die Täuschung gereizt. — Im Astrologen gibt es an sich schon furchtbare Gestalten, das Wunderbare ist mit der Wahrheit verbunden, somit ließe sich auch das Schreckliche im Ausgange eher ertragen; dennoch zerreißt die getreue Ausmalung des vom Schleichhändler begangenen Selbstmordes, so wie der vorgängi-

gen durch ihn gehandhabten Gerechtigkeit an dem Bösewichte unser Gemüth. Der grelle Ausgang im Herzen von Midlothien ist mehr innerer Natur und muß unten besonders betrachtet werden; gewiß aber bemächtigt sich des denkenden Lesers am Schlusse dieses Romanes kein geringerer Schauder, als bey allen Schrecken der Exekutionsscene im Waverley. Im Robin dem Rothen war es nicht zu vermeiden, daß der Tod mit seiner Sense ganze Schaaren hinweg raffte, und unter ihnen alle Söhne des alten Herrn Osbaldistone und ihn selbst, aber uns werden glücklicher Weise die Details ihres Hinscheidens nicht erzählt; dagegen befriedigt Rashleighs Tod zwar die poetische Gerechtigkeit, nicht aber das Gefühl. Auch im Ivanhoe wird das Gräßliche zu sehr ausgemalt, um der Gerechtigkeit willen. Im Kenilworth waltet ein rein dramatisches Interesse, der Tod kommt nicht als verwirkte Strafe, sondern als der bittre Kelch, welcher jede menschliche Glückseligkeit vergiftet, und es wäre in so weit nichts gegen das wieder ausgemalte Schreckliche zu sagen, wenn wir selbst nur vorher mehr in das Leben eingeführt wären, statt daß uns die handelnden Personen aus demselben in dramatischer Vollendung entgegen treten.

Noch allgemeiner als der eben berührte Vorwurf des zu grellen Ausganges ist der Tadel, daß er zu Helden seiner Romane unbedeutende, charakterlose junge Menschen erwählt. Daß die Thatsache begründet ist, unterliegt keinem Zweifel. Eduard Waverley in Romane gleiches Namens, Brown im Astrologen, Lovel im Alterthümler, Franz Osbaldistone im Robin dem Rothen und die minder oder mehr in den Vorgrund tretenden Helden in einigen andern sind liebenswürdige Nullen, erste Liebhaber, wie sie wohl häufig in englischen Romanen, namentlich denen der Frauen, vorkommen. Schön, gebildet, belesen, bescheiden, muthig, reich, immer nur sprechend, wenn sie gefragt werden, sind sie das Ideal von Männern für die schriftstellerischen und in idealer Sentimentalität ihnen verwandten Damen. Solch ein Lord Orvil in den Romanen der Miß Burney, die ähnlichen tugendreichen Lords in den Romanen der Miß Edgeworth, Miß Opia, bis hinauf zu ihrer gemeinsamen Quelle, dem Richardson, sind ein Ausbund aller Vortrefflichkeiten und jeder Tugend. Ihr Charakter ist indessen nur eine fortgesetzte Negative. Daß es solche schöne, der Weiblichkeit verwandte, junge Männer in England gab, und auch wohl noch gibt, ist nicht zu bezweifeln, deßhalb eignen sie sich aber eben so wenig zu Sujets für die Dichtung, als umgekehrt die Exekutionen durch den Nachrichter. Sie dürften gleich-

falls nur angedeutet werden, und aus der Skizze würden wir genugsam die ganze schöne Bildsäule erkennen.

Sind denn aber diese negativen Personen die eigentlichen Helden der Walter Scottischen Romane? — Hier müssen wir auf den Begriff eines Helden zurückgehen, und stoßen zugleich auf das früher in dieser Hinsicht Berührte. — Ein Held ist ein Mann, der durch Kraft und Freyheit des Willens entweder im Widerstande gegen eine von innen oder außen andrängende Gewalt, oder durch auf irgend eine Art wirkungsreiche eigne Thaten sich vor Andern auszeichnet. Solch ein Held — worunter der Sieger in Schlachten, wie der noch größere gegen moralische Kräfte verstanden wird — ist der Gegenstand der Tragödie. Wenn wir Schwächlinge, oder aber Männer, welche, statt durch Handlungen, im Dulden sich auszeichnen, als Hauptpersonen in einigen ausgezeichneten Tragödien erblicken, so sind dieß Ausnahmen. — Wirkliche Helden gehören desgleichen für das Epos. — Im Romane aber mußten — nach unserer oben gegebenen Ableitung — aus den heroischen Helden tüchtige Männer, wie wir sie jetzt im Leben erblicken, werden. Der Name wurde beybehalten, konnte aber im Romane nichts weiter als die Hauptperson bedeuten, für welche wir uns interessiren. Dennoch lag in der Beybehaltung des Namens ein Mißverhältniß, indem so viele, vom etymologischen Begriffe ausgehend, auch immer Heldenmäßiges in der Hauptperson erwarteten, welches der Aufgabe des Romans doch einmal entgegen ist. Noch schlimmer würde dieses Mißverständniß, wenn, statt der tüchtigen, praktisch gesunden Männer, solche ihre Rolle einnehmen, welche, wie es im Leben doch noch häufiger der Fall ist, von Schwächen befallen, von Untugenden beherrscht werden. Daß wir uns oft für diese im Leben gerade am meisten interessiren, ist nicht zu läugnen, sie mußten daher auch nothwendig in den Roman. Hier half man sich indessen, indem man nur die Schwächen für würdig hielt, welche eine verdorbene Kraft, einen nicht befriedigten Geist verrathen, und welche daher immer etwas Heldenmäßiges an sich tragen. Aber auch diese Quellen versiegen, man kommt immer wieder zu gewöhnlichen Schwächen der menschlichen Natur zurück, und muß einen andern Ausweg aus diesen Irrungen suchen.

Das höchste Gesetz aller Poesie ist Objektivität. Die Lyrik des Individuums ist etwas Schönes, aber Bedeutung erhält auch sie erst, wenn sie vom Individuum getrennt als eine Schöpfung unter den übrigen Erscheinungen dasteht. Der Dichter muß nach der möglichsten Objektivität ringen. Auf gleiche Art mit ihm der Leser, indem er sich in die Schöpfungen des Kunstwerkes hineinzuversetzen, und sein eigenes Ich für so lange abzustreifen bemüht.

Wirft man die Frage auf: was ist Hauptsache im Romane, das Individuum des Helden, oder die Begebenheiten, welche sich mit ihm ereignen, und die Personen und Gegenstände, mit welchen er in Berührung kommt? — so dürften Einige für den erstern, Andre für die Totalität der letzteren sprechen. Ursprünglich — glauben wir — bezweckte der Roman, als zur Prosa herabgestimmte Epopöe, nichts weiter, als eben das Leben des Einen statt zu besingen — zu beschreiben. Jedes Individuum ist aber todt, wenn es nicht in Berührung mit andern Schöpfungen tritt, ja es läßt sich nicht einmal eine solche Existenz denken. Wie in der Natur muß daher auch der Romanenheld in Verwickelungen mit der Außenwelt kommen, und mit je mehreren Erscheinungen er in Konflikt geräth, um so interessanter wird der Roman. Steigern wir dieses Verhältniß immer mehr, so wird endlich die Person des sogenannten Helden ganz zurücktreten, wogegen die andern mannigfachen Gegenstände zur Hauptsache im Romane werden. Dieß scheint uns der Sieg der Objektivität über die Subjektivität und vielleicht die Bestimmung aller Romane. Ueber dem Reichthum aller Erscheinungen des Lebens wird uns das Leben des Individuums selbst nur zu einer solchen einzelnen Erscheinung, welche aber nur im Verhältniß zu den andern Bedeutung gewinnt. Ist dieß nicht auch in so vielen Stücken die Bedeutung des Lebens? In welchem raschen Wechsel däucht dem Kinde und Jünglinge bald dieses Spiel, bald diese Leidenschaft der Lichtpunkt des Lebens, die Hauptsache zu seyn, ohne welche die Erde ein todter Klumpen wäre; und dem Manne erst erscheinen alle diese Affekte nur in objektiver Bedeutung, als Bildungszustände, als Sturm und Drangperioden, welche zur Erhaltung der menschlichen Natur nothwendig sind. Ist aber der Mann von solchen einseitigen Affekten frey? Sind es ganze Nationen, ganze Zeitabschnitte der Geschichte? Ideen herrschen in Zeitperioden so despotisch, daß selbst der Denkende von der absoluten Richtigkeit derselben eingenommen ist. Folgende Generationen erkennen dann oft kaum ihre historische Bedeutung an, und werden doch eben so von Principien beherrscht, welche sie für die allein richtigen halten.

Weßhalb aber bedarf es überhaupt eines solchen Nichthelden, wenn die objektive Darstellung der mannigfachen Erscheinungen des Lebens die Hauptsache des Romans ausmacht? — Die gewöhnliche Antwort dürfte seyn: der Held (d. i. eines Menschen Leben) muß den Faden der Erzählung, an welchen sich die einzelnen Begebenheiten und Erscheinungen anreihen können, abgeben, die aus der innern Natur entnommene Erklärung dürfte sich jener anschließen. Wie der Chor in den alten Tragödien der

Repräsentant des Volkes, der öffentlichen Meinung war, so ist der sogenannte Held im Romane der Repräsentant des Lesers. — Rec. bedient sich zur Erklärung des Begriffes der Poesie folgenden Bildes: Im Gemüthe jedes Menschen liegt ein wunderbar geschliffener Spiegel, in welchem sich alle Erscheinungen und bildlichen Gedanken, denen des Menschen Sinne und sein Geist begegnen, abspiegeln. Dem wahren Poeten werden auch die zartesten Gegenstände, die unsichtbaren Geister der Luft deutlich auf dem Spiegel sich darstellen, ihm werden die Dinge zwar nur in den Außenzügen, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, aber doch im geläuterten Farbenlichte sich zeigen, und der Spiegel wird solche reflektirende Kraft haben, daß der Poet die darauf erscheinenden Bilder auch Andern außer sich zeigen kann. Beym phlegmatischen Menschen ist dagegen der Spiegel nur unklar oder ganz verrostet und spiegelt deßhalb auch nur minder oder mehr die Außendinge. Auf den Roman dies Gleichniß angewendet, so liegt, wenn der sogenannte Held unser eigener Repräsentant ist — in ihm der Spiegel, welcher uns die Gegenstände, denen er begegnet, klar zeigt. Wäre dieses Helden Subjektivität zu bedeutend, so würde sein Spiegel — gleich wie von Leidenschaften die Seele beunruhigt wird, getrübt seyn, und uns nur undeutlich und schwankend die Gegenstände zeigen. Wir sehen begierig, welchen Eindruck die Anschauungen und Begebenheiten im Romane auf den Helden machen, und prüfen uns selbst dabey, wie wir in ähnlichen Lagen gefühlt, oder wie wir gehandelt hätten. Dieß begreift denn auch eine andre gewöhnliche Erklärung über die Erscheinung des Helden in sich, nach welcher er existirt, damit der Leser sich für niemand bestimmt interessiren und Partei nehmen könne. Als ob den Leser, wenn es bloß auf diese Art des Interesse ankäme, nicht jede lebendige Erscheinung eben so gut interessiren könnte! Es ist uns hier erlaubt auf das oben gebrauchte Gleichniß vom Strome zurückzudeuten. Der Strom selbst soll nicht stürzend und brausend unsere Aufmerksamkeit fesseln, sondern ruhig dahin strömend uns die reichhaltige Pracht seiner Ufer entweder in seinem Wasserspiegel, oder beym behaglichen Fahren über seine Wellen in der Luft zeigen.

Wenn wir nun in den vorliegenden Romanen einen Eduard Waverley, Lovel u. s. w. die Helden nennen, so verstehen wir nur darunter die Personen, für welche wir in so fern uns interessiren und Partey nehmen, als wir uns in ihre Seele und ihr körperliches Leben hineindenken, indem wir ihnen auf ihren Reisen, bey ihren Abenteuern und dem Zusammentreffen mit den mannigfachen nationalen Erscheinungen, deren Darstellung der Verfasser bezweckt, folgen. Diese in Absicht übergehende Auf-

fassung spricht sich bey Walter Scott deutlich genug aus. Gewöhnlich ist der sogenannte Held ein Südbritte, welcher, obgleich sonst in allen Fächern des Wissens gebildet, doch noch unbekannt mit den nationalen Einrichtungen Schottlands in dieses Land auf eine oder die andere Art verschlagen wird, und allmälich die Eigenthümlichkeiten mit Verwunderung kennen lernt. Eduard Waverley und Franz Osbaldistone sind die Repräsentanten der durch neue Bildung kultivirten Europäer, und als solche stellt sich der Verf. der Natur gemäß seine Leser vor. Seine frühern und ausgezeichneten Romane sind deßhalb gewisser Maßen in Form von Memoiren geschrieben. Es sind die vom Dichter ausgefüllten Tagebücher der Helden, in welche sie das ihnen Neue und Bemerkenswerthe eingetragen haben. Auch in dieser Beziehung steht Robin der Rothe als Meisterwerk voran, und wir wüßten nur den Titel, nach welchem diese trefflichen, modernen Memoiren zur »kaledonischen Sage« gemacht worden, zu tadeln. Da wir unten noch einmal auf den Roman zurück kommen, können wir hier nur bemerken, daß, wie er ein poetisches Meisterwerk ist, er auch in der Darstellung allen Regeln entspricht. Wer ist der eigentliche Held im Romane? war ungefähr unsere oben aufgeworfene Frage. — Franz Osbaldistone ist der, welchen die Menge so benennt, dem Dichter war er nur Mittelsperson, um den Leser zu dem wahren Helden im Robin und den gleich gewaltigen Gestalten der Diana Vernon und Rashleigh zu führen. Welcher Genius leuchtet aus dieser Anordnung hervor? Nicht die Hälfte des Eindruckes würde jener merkwürdige Räuber auf uns machen, wenn uns der Dichter von Anfang bis zum Ende ihn verfolgen ließe. Wenn wir in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, gleichsam beym Aufstehen und Zubettegehen, ihm zusähen, würde bald jenes poetische Interesse für den Helden verschwinden, und er dürfte uns bald nicht mehr interessiren als die Mittelsperson des sogenannten Helden. Wie steht dagegen Robin, so oft er erscheint, immer neu und frisch uns vor Augen, ohne daß der Dichter nöthig gehabt hätte, durch künstliche Effekte, oder Ueberbietung der Natur das Interesse zu schrauben.

Daß wir trotz des Reichthums in der Erfindung oft in den verschiedenen Romanen verwandte Gestalten wieder erblicken, wird dem Verfasser häufig vorgeworfen. Hier scheint der faktische Thatbestand des Tadels dem Rec. nicht recht begründet. Es läßt sich nicht läugnen, daß generelle Aehnlichkeiten vorwalten, daß etwa die jugendlichen Helden sich gleichen, daß alte, wunderbare Weiber in den meisten Romanen eine Hauptrolle, wo nicht gar jene des Schicksals spielen, daß die Bettler und Zigeu-

ner thätig eingreifen u. s. w.; aber eine Gleichheit oder ein Abschreiben der Charaktere dürfte man nirgends bey genauerer Zusammenhaltung der angeschuldigten Individuen finden. Die Aehnlichkeit der unbedeutenden Jünglinge rechtfertigt sich aus dem oben Angeführten, die der verwandten Charaktere unter einem und demselben Stande aus der schottischen Nationalität, und Scott ist ein vaterländischer Dichter, dem nach der allgemein menschlichen Wahrheit die nationale Wahrheit zunächst, wo nicht gar auf gleicher Höhe stand. Uebrigens findet namentlich auch unter den alten Hexenfrauen selbst zwischen der Meg Merrilies und der Neran im Piraten, welche gewöhnlich als Nachbildung jener bezeichnet wird, ein bedeutender Unterschied Statt, wie wir unten bemerken werden.

Leider kann Rec. wenig zur Widerlegung und Vertheidigung gegen den letzten Tadel sagen: daß Scott zu viel schreibe, und seine letzteren Romane an Weitschweifigkeit zu-, an geistigem Inhalte abnähmen. Genügte ein Gemeinplatz, so könnte ein Vertheidiger an der Stelle des Dichters sagen: homo sum, nil humani a me alienum puto, und wenige könnten diesen Spruch mit gleichem Rechte als Scott gebrauchen, denn Wenige haben gleich ihm gestrebt, nur Menschen und nichts als Menschen darzustellen. Der geborne Dichter läßt sich indessen überall nicht verkennen. Die gediegensten, an Poesie reichen Stellen erscheinen oft wie Quellen in den Wüsten, und dünken dem Leser — vielleicht der Vergleichung wegen — poetischer, als die ihrer Schönheit wegen anerkannten in den früheren Werken.

Es ist wohl mehr als Vermuthung, daß der Autor des Waverley, — wie sich der Verfasser der vorliegenden Romane noch immer nennt, — die Geschichte seines Vaterlandes Schottland zu schreiben beabsichtigte, und diese Romane nur als Vorarbeiten unternahm, theils um durch Vermittelung der Poesie Vorliebe und Aufmerksamkeit im Publikum auf das erstere Studium zu lenken, theils aber, und wohl noch mehr, um sich selbst auf diese Weise die Sitten und Ansichten der verschiedenen Zeitabschnitte lebendig werden zu lassen, ohne welche Vorbedingung alle Geschichte nur eine pragmatische Relation der Staatsaktionen, oder umgekehrt ein nüchternes philosophisches Raisonnement wird. Diesen Zweck würde der zukünftige Geschichtschreiber erreicht haben, denn kein Historiker kann die Sitten einer Zeit mit solcher innerer Wahrheit und solcher Anschaulichkeit schildern, als wir die Schottlands in den Romanen erblicken. Jede bedeutende Zeit, d. h. von dem Augenblicke an, wo die Krisis zwischen dem Alten und Neuen beginnt, bis zu dem Augenblicke, wo die letzten Spuren der individuellen Kraft während der Herrschaft

der Kultur zu verschwinden drohen, ist in den verschiedenen Romanen charakterisirt. Bey Durchgehung ihrer historischen Reihenfolge ist die sinnige Anordnung des historischen Dichters nicht zu verkennen. Das Kloster, der erste Roman, beginnt mit der Reformation in Schottland, denn die frühere Zeit gehört mehr dem mythischen Heroenalter an, also in der Poesie, nicht dem sittenschildernden Romane, sondern der Epopöe, wie denn auch Scotts Jungfrau vom See, der letzte Minstrel u. s. w. kurz vor der Zeit der Romane spielen. Im Kloster und dessen Fortsetzung, dem Abte, veränderte sich der alte Glaube, noch aber bleiben die alten Sitten, die Kontraste im Kulturzustande sind noch unbedeutend. — Die vorzüglichsten Romane schildern den fruchtlosen Kampf der Stuarts und ihrer Partey zur Wiedergewinnung des Thrones. Hier treten schon die alten und neuen Sitten in grellem Kontraste gegen einander auf. Die alte Verfassung, die alten Verhältnisse gehen unter. Die patriarchalische Macht der Klanhäuptlinge hört auf, und es soll fortan nur das allgemeine Gesetz herrschen, welches aber den rohen Geistern weit despotischer dünkt, als die Willkür ihrer angebornen Häuptlinge. Im Astrologen unterwirft sich allmälich Alles dem wohlthätigen Gesetze, und nur in den niedern Klassen, den Zigeunern, Schleichhändlern u. s. w. zeigt sich noch starre Vorliebe für die gesetzlose Freyheit. Im historisch zuletzt spielenden Romane, dem Alterthümler, sind die alten Herrscher verschwunden, der alte Glaube lebt nur noch traditionell, die europäischen Sitten beherrschen das Land, und Schottland genießt die wohlthätigen Einwirkungen einer gesetzlichen Freyheit. Der Alterthümler sucht mit Kopfbrechen und lächerlichem Eifer nach den Ueberbleibseln jener Zeiten, welche die früheren Romane beschreiben. Nicht zu vergessen ist hier noch der Umstand, daß dem Lande während der Revolution in Frankreich eine neue Umwälzung von außen her droht, ohne indessen von Wirkung zu seyn, da Schottland zum gesegneten Zustande der Ruhe geführt ist. Liegt nicht in dieser Anordnung sämmtlicher Romane wiederum die Anlage zu einem großen gerundeten Kunstwerk? — Ob der Verfasser noch Schottlands Geschichte schreiben werde, ist eine bedenklichere Frage. Viele Historiker sammeln ihr ganzes Leben durch Stoff und Quellen für die zu schreibende Geschichte, und werden möglichst mit dem Sammeln fertig, wenn ihre Geisteskräfte schwächer werden; so dürfte Walter Scott in den Vorbereitungen zur Geschichte die Geschichte selbst vergessen haben.

Mit dem Waverley, or 'tis sixty years ago begann der Dichter die Reihe seiner vaterländischen und der zwischen eingeschobenen Romane. Der letztere Titel scheint, je weiter wir uns

von dem Augenblicke, in welchem der Verfasser den Roman niederschrieb, entfernen, immer unpassender zu werden, und in diesem Jahre 1823 dürften wir nicht sagen »Waverley, oder vor sechzig Jahren,« sondern Waverley, oder vor acht und siebzig Jahren.« Indessen bedarf es dieses zweyten Titels gar nicht, denn er hat auf den Inhalt weiter keinen Einfluß, als daß der Verfasser bey jeder auffallenden nicht mehr vorhandenen Erscheinung, gleichsam wie im Refrain einer Volksballade, ausruft: denn so war es vor sechzig Jahren! Der Haupttitel bezieht sich nur auf den sogenannten Helden, auf den Memoirenschreiber, und da auf den Titel überhaupt wenig ankommt (außer etwa um Leser und Käufer zu locken), so wüßte Rec. hier nichts zu rügen. Lindau hat in seiner Uebersetzung den Vornamen des Helden statt seines Geschlechtsnamens zum Titel gewählt und den Roman Eduard genannt; vielleicht um damit die generellere Eigenschaft des charakterlosen Helden anzuzeigen. Wäre nicht Scotts Name an sich schon lockend, dürfte indessen der erwähnte nichts besagende wenig anziehen, wogegen Waverley, ohne daß er die Hauptsache bezeichnet, doch ein charakteristerisches Siegel ausdrückt.

Rec. weiß nicht, ob er denen, welche noch mit dem Dichter und seinem Schottland unbekannt sind, rathen sollte mit diesem Romane anzufangen oder nicht? Zum Verständniß aller folgenden ist er gewisser Maßen nothwendig, indem er uns, die er als gebildete Europäer des neunzehnten Jahrhunderts, aber noch unbekannt mit der untergegangenen Nationalität seines schottischen Vaterlandes vermuthet, allmälich dort einführt, und mit einer seltsamen Erscheinung nach der andern bekannt macht. Die erstern Theile sind gewisser Maßen Wörterbücher, welche uns fremde Ausdrücke, die in den andern Romanen als gewöhnlich vorkommen, erklären. Wir werden zuerst in das schottische Niederland, von sächsischen Abkömmlingen bevölkert, geführt, und von den Eigenthümlichkeiten, welche diese Schotten von ihren brittischen Nachbarn auszeichnen, unterrichtet, dann erst steigen wir ins Hochland hinauf und sehen die merkwürdigen Einrichtungen der noch erhaltenen Stammverfassung mit ihren erfreulichen und den zum Theil uns herbe dünkenden Früchten. Zugleich werden wir von der ganzen, im brittischen Reiche noch herrschenden Vertheilung zwischen Torys und Whigs, Anhängern der Stuarts und der hanöverschen Linie, Episcopalen und Presbyterianern, welche diesem, so wie fast allen folgenden Romanen zum Grunde liegt, ausführlich benachrichtigt. Aber eben diese Ausführlichkeit dürfte viele Leser, welche sogleich das Pikante, wenigstens Handlung und lebendige Personen verlangen, zurück-

schrecken. Es ist nicht zu läugnen, daß der ganze erste, und theilweise der zweyte Band allzu weitschweifig ist. Ganz nach Art der gewöhnlichen englischen Romane erfahren wir die Geschichte der Aeltern und Erzieher des Kindes, seine Pathen bey der Geburt desselben, und Geschworne bey der über seine Erziehung bestellten Jury, und der eigentliche Roman beginnt erst, wenn das Kind, zum Jünglinge herangewachsen, das älterliche Haus verläßt, um in die Welt zu ziehen. Lindau hat deßhalb in seinem Eduard fast den ganzen ersten Theil gestrichen, was wir indessen auch nicht billigen möchten. Vielleicht hat dieser unfruchtbare Eingang auch in England den später dem Romane gewordenen Beyfall so lange verzögert. Auf der andern Seite kann man gewissen Lesern, welche nur das Pikante lieben, nicht anrathen, ihn nach einem Robin, Astrologen, Kenilworth zu lesen, denn die Verwickelungen und spannenden Auftritte, welche zum Theil jene ausgezeichneten Romane so interessant machen, finden sich im Waverley durchaus nicht, und es kann darin fast nichts interessiren, als die gediegene Darstellung ganz gewöhnlich scheinender Begebenheiten.

Diese Darstellung ist aber so ausgezeichnet, daß sie den treffendsten Beleg für die Wahrheit gibt, daß nur in der Einfalt die höchste Kunst sey. Wir möchten diesen Roman deßhalb einigen Meisterwerken der alten Klassiker an die Seite setzen. Niemand dürfte uns nur drey Stellen angeben, wo eine unnatürliche Folgerung, eine geschraubte Sprache, ein Haschen nach Effekt zu sehen wäre. Wir möchten den Waverley deßhalb nicht Roman in der Sprache unsers gewöhnlichen Lebens nennen, weil auch das dem Romanhaften Verwandte daraus fast ganz verwiesen ist. Wer die Geschichte jener Zeit nur einiger Maßen kennt, weiß voraus, wie die Handlung fortschreiten und sich endigen werde. Das Schicksal der einzelnen Personen trennt sich nicht von dem der Parteyen, welchen sie angehören. Einzelne Verwickelungen sind unbedeutend, und lösen sich so bald auf, daß sie nicht das Interesse des Romans ausmachen können. Es ist somit lediglich die getreue, schlichte Erzählung der ruhig fortschreitenden Handlung und die meisterhafte, mehr durch Momente ihrer Thatkraft als durch Worte des Autors bewirkte Schilderung der Charaktere, welche jeden Gebildeten an diesen Roman fesselt. Wer die Wahrheit auf geistreiche Art vorträgt, wird bey weitem mehr als der unbeholfene Erfinder wunderbarer Lügen den Hörer anziehen, und so gewinnt auch hier der einfache Bericht über Dinge, welche uns aus dem Vorhergehenden schon bekannt sind, ein hohes Interesse, indem wir bey naturgemäßer Steigerung immer auf festen Boden treten. Auch den Nichtjuristen muß z. B. das

artikulirte Verhör, welches Waverley nach seiner Rückkunft von den Hochlanden vor dem Major Melville zu bestehen hat, interessiren, obgleich er die Antworten auf alle Fragen selbst geben könnte, da er von Allem, was dem Helden begegnete, unterrichtet ist; aber die logische und der Natur gemäße Entwickelung einer Frage aus der andern spannt am angnehmsten die Erwartung. Ueberhaupt wäre dieses Verhör das Muster einer klaren und geschickten kriminalistischen Vernehmung.

Zwey Charaktere, nicht außerordentliche, nicht makellose, aber in kräftiger und doch der Natur ganz gemäßer Individualität hervortretend, beleben diesen Roman. Der alte Baron von Bradwardine ist mit allen seinen vorzüglichen Eigenschaften und lächerlichen Mängeln eine Gestalt, welche so aus der Wirklichkeit der menschlichen Natur gegriffen ist, daß wir sie noch jetzt erblicken könnten, wenn unsere geselligen Verhältnisse einiger Maßen eine Abänderung erlaubten, welche die Entwickelung schroffer Charaktere zuließe. Trotz seines keineswegs liebenswürdigen, sondern im Gegentheile lächerlichen Aeußeren werden wir gezwungen, ihn zu ehren und zu lieben, und unsre regste Theilnahme gewinnt er im Unglücke, dessen Größe er mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit erträgt. Während früher sein Kleinigkeitssinn unbedeutende Umstände zu wichtigen Dingen umwandelte, betrachtet seine große Seele jetzt das große Mißgeschick als eine kleine Prüfung. Zu den ergötzlichsten Zügen gehören seine Bedenken nach der glücklichen Schlacht, ob er, dessen Lehensdienst erheischt, dem Könige die Stiefeln nach der Schlacht auszuziehen, dem für den König erschienenen Prinz-Prätendenten die hochländischen Schuhe ohne Vergebung seiner Würde ausziehen dürfe! — Welche große und herrliche Gestalt ist im Gegensatze der kühne, feurige und von Ehrgeiz getriebene Fergus Mac Ivor! Auch zu ihm zieht uns eine bewundernde Liebe hin, obgleich wir ihn größerer Schwächen, als den Baron, ja selbst der Verstellung zeihen müssen. So ergreifend sein Schicksal und jede Handlung und Aeußerung desselben von Interesse ist, so könnte jeder aufmerksame Leser doch im voraus den Ausgang dieses Helden errathen. Ein solcher Geist, der alles Zeitliche auf eine Glücksnummer, und alle Geisteskräfte auf ein Unternehmen gesetzt hat, der wachend nur denkt und schlafend nur träumt von der einen Hoffnung, muß nothwendig untergehen, wenn die Hoffnung fehl schlägt. Leicht wäre es dem Dichter geworden, den Helden entkommen zu lassen, ohne im Geringsten die äußere Wahrscheinlichkeit hierdurch zu verletzen. Aber die innere Natur würde solcher Rettung desto mehr widerstreben. Das Fieber seiner Begeisterung hatte den höchsten Grad erreicht. Mit dem Um-

schlagen der allgemeinen Sache war auch jede Privathoffnung für ihn untergegangen. Seine Kräfte waren daher so erschöpft, daß er geistig als todt anzusehen war. Welches Leben hätte Fergus Mac Ivor im Auslande führen sollen? Dem geistigen Tode würde der physische gefolgt seyn, wenn nicht der edle hohe Geist sich dem gemeinen Sinnenrausch, um Vergessenheit zu erlangen, hingegeben hätte. Darum läßt ihn der Verfasser sterben, und sterben auf dem Richtplatze. Auch dieß ist zu vertheidigen. Für einen Geist, der mit solchen Mitteln so hoch strebte, war auch ein so schmerzlich außerordentlicher Untergang angemessen. Bewundernswürdig hat der Dichter in diesem Charakter die beyden Mischungen der rohen feurigen Naturkraft und der Politur des Hoflebens zu zeichnen gewußt. Wen ergriffe es nicht bis zur innersten Seele, als Fergus, von seinem baldigen Untergange überzeugt, plötzlich umgewandelt erscheint; als der feurige Held, den wir eben im furchtbarsten Jähzorn erblickten, wehmüthig gestimmt, fast kraftlos zu seinem Freunde tritt! — Ihm verwandt, obgleich überall besonnener auftretend, ist der Prätendent. Scott schildert ihn, den geschichtlichen Ueberlieferungen getreu, als einen liebenswürdigen, feurigen, jedem romantischen Unternehmen holden Prinzen. Neben seinem gewaltigen Entwurf auf Großbritanniens Krone, welcher allein schon alle Kräfte auch eines Stärkern erfordert hätte, tritt er als polirter Ritter auf und sucht Liebende zu vereinigen. Leider blieb er nach seinem Unglücke nicht derselbe, sondern versank in sinnliche Gemeinheit, was zu berichten außer dem Kreise des Dichters lag. Aber hat er nicht vielleicht durch die Erfindung des verwandten Charakters unsers Fergus Mac Ivor darauf hindeuten wollen, daß das Ueberleben eines solchen Unglücks nach solcher Anspannung des Geistes eben nur den Tod desselben zur natürlichen Folge haben könne? Auf der traurigen, und an sich so interessanten Flucht begleiten wir den Prätendenten nicht mehr. Ueberhaupt erscheint er im Romane, wenn auch als Hauptperson, doch nicht in seiner historischen Eigenschaft, sondern nur immer als Vermittler zu dem Helden des Romanes.

Mac Ivors Schwester, Flora, ihm an hochstrebendem Sinne ähnlich, aber nicht gleich an Ehrgeiz, von reinen, romantisch treuen Absichten, ist ein ideales, aber nicht aus der Luft, sondern der vollen Wirklichkeit gegriffenes Wesen. Denn auch solche ideal erhabene Geschöpfe hat die neuere Zeit nicht allein in den Büchern, sondern auch im Leben erzeugt. Bey Flora ist diese Idealität indessen keine hohle Sehnsucht nach einem bessern Zustande, sondern eine schwärmerische Treue für gewisse alt hergebrachte Grundsätze, verbunden mit poetischem Geiste und

wahrem Seelenadel. Auch sie hat alle Kräfte ihres Geistes auf das eine Unternehmen gesetzt, und auch sie kann nicht mehr Antheil am Leben nehmen, nachdem die Hoffnung und mit ihr der Bruder, welchem sie, nächst jenem Unternehmen, ihr Daseyn gewidmet hatte, untergegangen ist.

Der Held in diesem Romane ist nicht bloß ein sogenannter, sondern der Dichter hat in ihm einige der charakteristischen Züge der schwachen menschlichen Natur personificirt. Allerdings können wir für ihn, der zwischen zwey so bestimmt auftretenden Parteyen in ewigem Zweifel erscheint, ob er dieser oder jener zugehören soll, und endlich durch geringfügige äußere Umstände ohne innere Ueberzeugung bewogen, sich der einen anschließt, keine besondere Achtung hegen. Aber schildert er uns hierdurch nicht die gewöhnliche Natur des Menschen? — Wird denn so häufig der Mensch durch innere Ueberzeugung zu der Partey, zu dem Glauben geleitet, welchen er angehört? — Ficht nicht vielmehr der Sohn für die Sache, welche sein Vater vertheidigte? Ist nicht die Mehrzahl den Ansichten ihres Standes, oder derer, welche sie erzogen, unterworfen? Endlich, wenn durch verschiedenn Meinungen neue Parteyen sich gestalten, sind es nicht verhältnißmäßig wenige von beyden Seiten, welche prüfen und wählen? wie Viele werden durch Verhältnisse, durch zufällige Beweggründe hieher oder dorthin gezogen? Und alle vermeinen nach kurzer Zeit des gemeinschaftlichen Kampfes, sie seyen echte, erwählte Streiter einer allein gerechten Sache. Sind die Beyspiele in unserer bewegten Zeit so selten, wo der Redliche, der Prüfende gezwungen wird, parteylos in der Mitte zu stehen, weil ihm keine der streitenden wüthenden Parteyen ansteht? Dieses Schwanken, dieser ewige Zweifel ist ein Charakterzug unserer Natur. Im Kunstwerke verräth es aber die Objektivität des Dichters. Hätte Waverley durch innere Ueberzeugung die Partey des Prätendenten ergriffen, würde Jedermann geurtheilt haben, der Dichter hält diese für die gerechte. Jetzt ergreift er sie nur durch das Zusammentreten scheinbar zufälliger Umstände, und es bleibt unentschieden, ob der Anspruch der Torys, oder der Besitz der Whigs der gerechte sey?

Merkwürdiger ist das Schwanken des Helden im Punkte der Liebe. Zuerst reizt ihn die irdische, freundliche Schönheit Rosa Bradwardines, späterhin wird er gefesselt von der erhabenen Schönheit Flora's, und kehrt, als die Verhältnisse ihn von dieser trennen, wieder zur irdisch lieblichen Rosa zurück. Rec. sieht in diesem Bilde des scheinbaren Wankelmuthes ein ganzes Lehrgedicht über die menschlichen Bildungsstufen. Zuerst liebt Ivor die derbe Wirklichkeit, ohne Ahnung des höhern Lebens

darin, dann verläßt er sie als zu gemein, und will sehnsüchtig das Höhere in einem gefühlten Ideal, d. h. im Unbestimmten finden, endlich, wenn er hier keine Befriedigung und Trost gefunden hat, kehrt er mit inniger Liebe zum Irdischen, in welchem sich ja auch Gott offenbaret, zurück. Dürfte man nicht auch einen ähnlichen Wechsel der Liebe häufig im Leben finden?

Auch die Nebenpersonen in diesem Romane sind charakteristisch. Kaum dürften wir den ironischen Obrist Talbot hieher rechnen, da er in den wenigen Momenten seines Auftretens durch seine persönliche Kraft so bedeutend erscheint, daß wir die Würde des Mannes bewundern müssen. Lord Melville, der Geistliche, sind die Vertreter der gesetzlichen Ordnung. Der Räuber Mac Lean, der getreue Fähnrich Maccombich, der pietistische Cameronianer Callum Bey, der französische Begleiter des Prätendenten, der kindische Galladley, alle diese Nebenpersonen sind mit wenigen Strichen so treffend gezeichnet, daß wir sie lebendig vor uns erblicken.

Wenn wir auch nicht die Weitschweifigkeit im Eingange und die allzugrelle Ausmalung der Exekutionsvorbereitungen billigen können, so möchten wir doch den Waverley allen jungen Schriftstellern als das Muster einer klaren, ruhigen Darstellung, und als den Beweis dafür, daß dieselbe auch ohne romanhafte Verwicklungen und wunderbare Begebenheiten die höchste Spannung und das wahrhafteste Interesse hervorbringen kann, anempfehlen. Die einzige Verwickelung, die Entführungsgeschichte Waverley's, ist an sich so unbedeutend, daß sie durchaus nicht zur Spannung des Interesse mitwirkt, und es gar nicht einmal der späterhin erfolgenden weitläufigen Aufklärung bedarf, indem das Dunkel nie von der Art war, daß es uns am Ueberblicke der ganzen Anordnung verhindert hätte.

Guy Mannering or the Astrologer ist, hinsichts seiner Komposition, der wunderbaren Zusammenstellung und gleichartigen Entwickelung, so wie der Frische wegen, welche uns in jeder Erscheinung anspricht, einer der ausgezeichnetsten Romane. Die Poesie wird zuweilen so mächtig, daß sie ohne das Medium einer plastischen Darlegung in lyrischer Gestalt sich zeigt. Der Moment, in welchem dem schiffbrüchigen Brown an der Küste des ihm fremden Schottlandes wunderbare Rückerinnerungen aufsteigen, er die von der Abendsonne gerötheten Trümmer der Burg Ellangowan, und über dem Thore einen Spruch, der ihm bekannt scheint, ein Wappen, welches er schon gesehen haben muß, erblickt, als ihm Bruchstücke alter Balladen, welche auf diese Gegend nothwendig Bezug haben müssen, ins Ohr klingen, — dieser Moment verräth, daß die Poesie über den Dichter Meister

geworden ist. Aber doch nicht ganz, denn während dieser ergreifenden Scene naht der Bösewicht, und der eine Zug, wie das Gewissen desselben den wunderbaren Zusammenhang verrathen muß, und ihn in Brown das von Zigeunern und Schleichhändlern geraubte Kind, den rechtmäßigen Herrn der Burg und des Landes und den gerechten Gegner aller seiner ungerecht erworbenen Ansprüche erkennen läßt, — dieser Zug verräth zugleich den denkenden Psychologen. — Jener Zug ist aber nicht der einzige reeller angeborner Poesie. Die schrecklichen Scenen unter den Schleichhändlern am Meere, in den Felshölen des Gestades, bey der furchtbaren Meg Merrilies, die Mondscheinnächte, kurz, die meisten Schilderungen und Auftritte dürften mehr auf eine noch rege jugendliche Phantasie schließen lassen, als auf den Denker, welcher die meisten dieser historisch treuen Romane komponirt hat. Dieser Vermuthung entsprechen auch die Hauptcharaktere im Astrologen. Ein Dirk Hatteraick, ein Glossin, eine Meg Merrilies, namentlich die beyden ersteren Bösewichter, sind Gestalten, wie sie lieber der enthusiastische Jünglingsdichter aufstellt, als der besonnenere Mann. Deßwegen sagen wir nichts gegen die innere Wahrheit beyder Personen. Unter dem wilden schleichhändlerischen Seevolke, welches keinen bestimmten Gott verehrt, keiner bestimmten Nation angehört, und keine bestimmte Sprache spricht, sondern dem Interesse folgt, und der Lust des Augenblicks dient, können wohl noch furchtbarere Individuen hervortreten als dieser Dirk Hatteraick. Eben so gibt es unter den Emporkömmlingen zu allen Zeiten so verworfene Subjekte, als jener zum Herren gewordene Schreiber; nur würde unsere gesellschaftliche Civilisation die Anwendung solcher Mittel verbieten, als Glossin gebraucht, oder vielmehr solche Mittel würden jetzt nicht zum Zwecke führen. Wenn wir beyder Personen specielle Wahrheit anerkennen, so behaupten wir nur dabey, daß der besonnene Mann seine poetischen Helden weniger unter diesen Extremen, als unter dem Mittelschlage aufzusuchen pflegt.

Meg Merrilies ist eine Königin unter allen von Scott später aufgeführten alten Weibern, welche mehr thun als die Spindel drehen. Sie ist eine übernatürliche Erscheinung, weil sie alle Mittel gebraucht, welche ihr die Natur geboten hat, um mehr zu scheinen als sie ist. Durch ihre Kraft als menschliches Wesen vollbringt sie das Ungewöhnliche, nie aber tritt sie aus ihrem angebornen Kreise heraus. Sie ist eine Zigeunerin mit allem, was der Volksglaube an Zigeunern zugegeben hat, und mit allen Kräften und Mitteln, welche die Erde diesen ihren wilden Kindern darleiht. Aber nur ein Land wie Schottland, nur solche wunderbare Vermischung von Lehnstreue mit patriarchalischer An-

hänglichkeit, verbunden mit dem Interesse, welches rohe Naturmenschen gegen das Andrängen der Civilisation und deren, ihnen schrecklich dünkenden Folgen vereinigt, konnte einen so festen, wunderbaren und liebenswürdigen Charakter hervorbringen.

Im Ganzen dürfte im Astrologen das Interesse der Handlung der Ausmalung der einzelnen Charaktere vorgehen. Der Roman selbst bildet ein schön gerundetes Ganze, und jede Episode ist auch an sich betrachtet ein reizendes Bild. Das Wunderbarste steht neben dem Gewöhnlichsten, das Großartigste neben den matten Schilderungen eines niederländischen Lebens. Zu dem letztern rechnen wir das lebendige Leben im Haushalt des Pächters Dinmont, das charakteristische Spiel der Rechtsgelehrten in Edinburg, die Erbschaftsprätendenten u. s. w. Welche haarsträubende Scenen bietet uns das Leben der Zigeuner im Thurme, Meg Merrilies, die über dem Todten und Verlornen wachte, der gefangene Schleichhändler? Welche Angst preßt uns der dem rückkehrenden Helden vorbereitete Untergang aus, der Sturm auf sein Gefängniß, der Arm der Gerechtigkeit, welcher den Bösen selbst hülfreich werden muß? Und daneben die komischen Auftritte zwischen Meister Sampson und der Hexe in demselben Thurme, wo wir Zeugen des Allerfurchtbarsten waren. Ueberall gewährt uns der Hinausblick auf das weite Meer das Gefühl der Freyheit und Ahnung, wenn die Gegenwart zu drückend wird. So ist diese örtliche Gränze nicht die zeitliche, welche den ganzen Roman so wunderbar in zwey Hälften theilt.

Die Charaktere sind mehr skizzirt, dennoch erblicken wir die meisten lebendig vor uns. Außer den drey erwähnten ist Meister Sampson eine jetzt zwar bey uns seltener gewordene, unter den brittischen Sonderlingen aber wohl noch oft gesehene Erscheinung. In Zeichnung dieser Art von wunderlichen und doch in einer Hinsicht liebenswürdigen Alten sind die englischen Novellisten überhaupt Meister. Wer sähe nicht vor sich und fühlte sich gedrungen ihm die Hand zu schütteln, den humoristischen alten Herrn mit vielem Witze, noch mehr Frohsinn und gleichem Appetite, obgleich auch dergleichen Leute in so weit bey uns schwer zu finden seyn dürften, als Witz und Frohsinn in größeren Dosen als der Appetit gesucht würden. Beyden Ehrenmännern schließt sich der dritte, der ehrliche Pächter Dinmont an. Die edlere Seite ist etwas schwächer gerathen. Guy Mannering hat einige Härten und Schwächen, und steht deßhalb in der Charakterzeichnung noch am kräftigsten da, aber Herr Brown und Lord Hazelwood sind, besonders der letztere, an sich betrachtet ziemlich unbedeutend. Hazelwood's Geliebte theilt mit ihm ein gleiches Loos, und Julie Mannering ist, obwohl

charakteristisch durch ihren Witz, als Prima Donna nicht eben ausgezeichnet genug zur Erhaltung ihrer Würde.

Wie dürftig im *Antiquary* die äußere Fabel erscheint, so reichhaltig ist dieser Roman an innerem Leben. Jene besteht in dem drey Bände starken Buche fast nur aus der etwas breit gehaltenen Entwicklung einer in der Vorzeit spielenden nicht uninteressanten Novelle. Aber nicht diese Novelle ist es, welche dem Romane Leben gibt — sie erscheint nur wie der Kopf einer Gliederpuppe; die Puppe kann ihre Glieder für sich bewegen, der Kopf aber gibt ihr erst das Ansehen des Menschen — sondern die Personen, welche scheinbar der Zufall zusammen führt, um ein schreckliches Vergehen in seinen wohlthätigen Folgen vergessen zu machen. Wollte man eine Skizze der Begebenheiten entwerfen, so dürfte der Fremde zum Glauben verleitet werden, einen faden Roman ohne Zusammenhang zu finden, bis im dritten Theile die Schleuße der Novelle sich aufthut und so das Zerstückelte allenfalls in einem großen Strome aufnimmt. Was zieht ein junger, charakterloser Mensch, der nach Schottland gekommen ist, um hoffnungs- und thatenlos ein nicht viel besser charaktrisirtes Mädchen anzugaffen, uns an? Was kümmert uns ein alter halber Sonderling, wenn er sich des jungen Menschen ohne Ursach und der Alterthümer der Gegend annimmt? Wie soll die Fischerfamilie und der Bettler uns interessiren, obgleich er eine Familie aus den Fluten rettet, und ein Duell zwischen einem Brausekopf und dem Helden verhindert? Was endlich ein verunglücktes Schatzgraben, wenn alle diese Begebenheiten ohne Zusammenhang dastehen, und erst am Ende des letzten Theiles ein solcher von außen dazu kommt, ohne deßhalb alle die einzelnen früher geschlossenen Handlungen zu motiviren oder unter sich selbst zu vereinigen?

So fragen wohl Mehrere, und legen unbefriedigt den Alterthümler aus der Hand. Wir wollen uns über den äußern Zusammenhang, ob die Handlung gehörig in die drey Theile vertheilt ist, ob die in den erstern Bänden vorfallenden Begebenheiten zur Hauptsache gehören und führen, und ob sie ordentlich motivirt sind, gar nicht auslassen. Uns scheinen diese Fragen, wie sie auch an sich erheblich seyn mögen, in diesem Romane ganz unwichtig Glücklicherweise sind es wohl mehrere, aber es ist nicht die Mehrzahl der Leser, welche am Alterthümler wenig Interesse findet. Glücklicher Weise ist unser Publikum so gebildet, daß es auch an den weit feineren Reizen, am innern Leben dieses außerordentlichen Romanes Behagen findet. Zugegeben, daß der äußere Faden der Geschichte vernachläßigt ist, so ist die zweyte

Hauptsache mit desto größerer Sorgfalt behandelt, es ist dieß die Poesie des Alterthümlers selbst.

Diejenigen, welche mit dem Worte Gemüthlichkeit zugleich den Sinn desselben verstehen, werden einräumen, daß die Gemüthlichkeit selten oder nie von einem englischen Schriftsteller so dem deutschen Begriffe getreu aufgefaßt ist, als hier in der Person des Oldbook von Monkbarns, der ja auch körperlich von deutschen Voraltern abstammt. Wo ist ein Zug des guten, wunderlichen, alten Herren, in dem wir ihn nicht lebendig sähen und seiner Denk- und Handlungsweise folgten? So beschränkt und kleinlich sein Wirkungskreis scheint, so reif ist doch sein Verstand, und sein Gedanke so weit fliegend, als seine wohlgeprüften Kräfte zur Ausführung ihm folgen können. Weiter will er nicht, daher ist an ihm alles wahr. Wahrheit erzeugt Leben; unter lebendigen, uns verwandten Wesen wird aber auch uns wohl und gemüthlich. Der Alterthümler ist ein trockener Humorist, langsam mit seiner Freundschaft, immer mit satyrischen Hieben bereit. Jene aber, wenn sie gewonnen ist, thut wohl; diese schmerzen nur, wenn sie eine wirkliche Wunde treffen. Nur im gleichmäßigen Hergange des Lebens, oder so lange der Mann das Leben so ansehen kann, scherzt er über Empfindung und Gefühl, sobald aber wirklich Gefahr droht, tritt sein eigenes, inniges Gefühl hervor, Trotz der scheinbar langen Verstellung.

Aehnliche Gemüthlichkeit spricht sich in dem Bettler Ochiltree aus. Ohne die scheinbar übernatürliche Macht, welche wunderbare Umgebung und Geburt der Zigeunerin Meg Merrilies verlieh, wirkt der alte Eddie durch die Kraft seiner reinen Natur, durch gesunden Menschenverstand, ein treffliches Herz und die Beredsamkeit, welche ihm der Augenblick verleiht, und keine Furcht vor nichtiger Größe verstummen läßt. Sein unbefangner Blick läßt ihn unter allen Uebrigen allein über den schärfer als Jedermann blickenden Monkbarns triumphiren. Er beschämt die Verliebten. Mit allem Scharfsinn, welchen die Natur, der freye Umgang mit Menschen jeden Standes, ihrem unverdorbnen Sohne eingab, weiß der alte Invalide Wahrheiten seinem feurigen Hauptmann und dem verständigen Lovel zu sagen, welche beyde hätten vom Duell abbringen müssen, wenn überhaupt die Leidenschaft durch Gründe zu überwinden wäre. Wie thätig und besonnen erscheint er als Retter in der Flutscene, wie witzig als er den Betrüger in seiner eignen Grube fängt, wie imposant im Augenblicke, wo der Bettler ungebeugt vor dem mächtigen Earl dasteht, und, wenn beyde die Kleider tauschen dürften, der Zuschauer in ihm den Größern nicht verkennen würde: denn diesen drückt die Schuld zu Boden, jener kann frey, auf unverdor-

benen Sinn und ehrenwerthe Jahre trotzend, seine Stirne erheben. Einen solchen Bettler kann man bey uns weder jetzt finden, noch dürfte je hier ein Aehnlicher ähnlich bedeutungsreich aufgetreten seyn; damit ist aber nicht die Wahrheit seiner Natur bestritten. Bey andern Verhältnissen bilden sich die Kräfte anders aus. Die großartigen Elemente dieses Landstreichers würden, wenn er eine andere Lebensweise ergriffen hätte, welche ihm nicht dieses beständige Luftbad, das Einathmen immerwährender Freyheit, den fortwährenden Anblick der großen Wunder in der Schöpfung gewährte, einen andern Sinn, eine andere Richtung seiner Kräfte bewirkt haben. So zeichnet Scott auf ähnliche Art Bösewichter, deren großartiger Geist für das menschliche Auge nur durch unglückliche Verhältnisse die verkehrte Richtung genommen zu haben scheint. Wie die Liebe, Treue, Anhänglichkeit bey der Anfangs sehr verfänglich aussehenden Schlauheit des Vagabunden bey jeder Gelegenheit, wo es gilt, sich hervorthut, läßt sich nicht auszugsweise angeben. Was uns in der Seele des Dichters am meisten an der Erscheinung des Bettlers erfreut, ist, daß jener sich begnügt hat, rein plastisch in dieser durch und aus sich selbst herausgeschaffenen Bedeutung und Wirksamkeit ihn hinzustellen, und nicht zuletzt auf irgend eine Art seinen Stammbaum mit in die Geschichte einverwebt hat, was einem so erfindungsreichen Romanschreiber leicht geworden wäre. Eddie bleibt ein kerngesunder, Freyheit und Müßiggang liebender Bettler, ihn fesselt weder Abstammung, Verwandtschaft, Lehnstreue, noch selbst Dankbarkeit, da er keine bedeutenden Gaben annimmt und die geringern auf eine oder die andere Art wieder vergilt. Er ist der freyeste Mann, weil seine Freyheit auf die Entfernung jedes Besitzes und einen von nichts gebundenen Sinn basirt ist. Die einzelne Erscheinung einer solchen Freyheit ist wahr, ihre Realisirung beym Zustande der Kultur im Allgemeinen aber unmöglich.

Diesen beyden Charakteren gegenüber steht die Familie Mucklebackit. Es ist hier weniger jedes einzelne Mitglied, welches durch seine individuelle Kraft uns interessirt, als der Eindruck, den die Verbindung so charakteristischer Menschen zu einem wunderbaren Ganzen macht. Auch diese Fischerfamilie wird so lebendig in ihrer Häuslichkeit uns vorgeführt, daß wir in ihrer Hütte einziehn könnten, dennoch kann uns bey ihr nicht wie beym Alterthümler und dem Bettler gemüthlich werden. Eine Schuld lastet auf ihr, Leichtsinn und Armuth drücken sie nieder, und neben den erhabensten Bildern freundlicher Eintracht blickt noch häufiger traurige Zerrissenheit hindurch. Bis auf die alte Elsbeth zeichnet keine außerordentliche Eigenschaft die einzelnen Mitglieder dieser Familie aus, dennoch hat der Dichter es ver-

standen, so den geheimsten Zügen dieser rohen Leute nachzuforschen und sie darzustellen, er hat gewisser Maßen den innern Menschen herausgezogen, und läßt uns jeden Gedanken, jede Geistesrichtung sehen, so daß uns diese Leute außerordentliche Erscheinungen dünken. Es sind aber nur was wir in der Sprache des gewöhnlichen Lebens gemeine Leute nennen würden, und nur die Kunst des Dichters hat sie so zu charakterisiren verstanden, daß wir in ihnen mehr zu sehen glauben, als in den Menschen dieser Klasse, welche uns täglich begegnen: der derbe Fischerbube, die schreyenden Kleinen, die zankende und auf Verdienst erpichte Mutter, der störrige Vater, jeder von diesen hat eigentlich keine besonders ausgezeichnete Seite, doch aber erscheinen sie in Lagen, wo wir in jedem von ihnen den tiefangelegtesten Charakter vermuthen. Nur die alte Großmutter, eine echt Scottische Figur, hat, wie sie in der Jugend eine über ihren Stand hinausliegende Bildung erhielt, auch außerordentliche Gaben. Es macht den furchtbarsten Eindruck, wenn wir die alte Elsbeth, gleich einer leblosen Ueberlieferung der Vorwelt, auf ihrem Stuhle, stumm und todt, im Winkel sitzen sehen. Ihre Sinne sind für Alles, was in der Gegenwart vorgeht, völlig abgestumpft, nur der Vergangenheit gehört ihr Geist an, und nur der Erscheinungen jener Zeit verwandte Klänge entlocken ihr Spuren des Lebens. Wenn sie Verse aus alten Balladen singt, wenn sie bey Hörung eines ihrem Jugendkreise angehörigen Namens aufstarrt und mitspricht, so muß dieß auch den verstocktesten Sinn ergreifen. Nur eine Geschichte, die der unseligen Schuld eines alten Hauses, lebt bis auf die kleinsten Umstände in ihr fort, und ihr Daseyn hört erst auf mit dem Augenblicke, wo sie das auf ihr lastende, furchtbare Geheimniß abgewälzt hat. Eine der furchtbarsten und größten von Walter Scott gezeichneten Figuren, welche übrigens, trotz der anscheinenden Aehnlichkeit, von der Meg Merrilies völlig verschieden ist. Elsbeth ist aber nicht bloß Figur, sondern ein wahres menschliches Wesen. Wenn dergleichen Erscheinungen auch glücklicher Weise nur selten vorkommen, so findet man doch als Ausnahme alte Leute, welche, geistig und körperlich für die Gegenwart abgestorben, noch in einer Erinnerung leben, die oft so mächtig wird, daß der letzte Hauch der Phantasie ihnen jene Vergangenheit zur Gegenwart zaubert.

Fast ganz ungemüthlich tritt der alte Sir Arthur auf. Er lebt, aber in keiner Sphäre, in welcher uns wohl würde. Imposant und von wahrhaft ritterlichem und zugleich natürlichem Geiste beseelt, erscheint er nur in den Ruinen der Kirche, im Augenblicke, wo der furchtbar Getäuschte, dem selbst allmälich die Hoffnung dahin schwindet, den Betrüger zu entlarven

droht. Herzliches Mitleid wird ihm, Trotz der eigenen Verschuldung, im Augenblicke des äußersten Unglücks Niemand verweigern. Seine Tochter ist weniger lebendig geschildert, obgleich einzelne Züge der Miß Wardour bey mehr Willen und Raum einen interessanten Charakter versprechen. Das von ihr bearbeitete deutsche Mährchen aus dem Harze kommt ihrer Charakteristik nicht zu Gute, denn man sieht zu deutlich die Feder des Meisters. Der Stoff ist ein bekannter, die Bearbeitung gerundet und interessant, doch durfte man von Walter Scott mehr Studium deutscher Individualität erwarten. Vielleicht hat er aber gerade, um diesem Anspruche auszuweichen, eine Dame zur Verfasserin gemacht. In dem Schatzgräber, Mystiker und Betrüger Dousterswiwel, welchem der Verfasser Deutschland zum Vaterlande gegeben hat, wollen, wie versichert wird, die Engländer einen getreuen Repräsentanten unserer deutschen Nation sehen. Es ist möglich, daß deutsche Abenteurer, welche, wie überall in der Fremde, auch in England durch allerhand Kunstfertigkeiten ihr Glück zu machen suchen, dort in dieser Gestalt aufgetreten sind; hier in Deutschland ist uns eben so wenig ein verwandtes Subjekt aufgestoßen, als der Name selbst deutsch ist. Daß deutsche Doktoren, besonders unter der niedern Volksklasse, in England bedeutendes Glück machen, berichtet unter andern auch Herr von Brettschneider in seinen durch Göcking herausgegebenen Memoiren, und wenn, nach dem letzteren, deutsche Doctores juris vermöge ihres Doktordiploms dort eben so gut als medizinische Doktoren kuriren, so läßt es sich leicht denken, daß deutsche Chemiker dort zu Schatzgräbern werden. Unserer Ansicht nach ist der Alterthümler selbst ein deutscher Charakter.

Die finstere Gestalt des Grafen von Glenallan tritt erst ganz zuletzt hervor. Den letzten Sprößling eines alten Geschlechtes hat das Bewußtseyn einer vermeintlichen Schuld so niedergedrückt, daß der freye Geist ausgestorben, und an seine Stelle die gräßliche Erinnerung getreten ist. Man begreift nicht gut, wie dieser Mann, nachdem er über zwanzig Jahre von der Welt, und allen ihren lebendigen Erscheinungen abgeschieden ist, nach der plötzlich erfolgenden Aufklärung wieder ins Leben werde zurück treten können? Im Romane gehört er nicht zu den lebendigen, handelnden Gestalten, er erscheint nur im Hintergrunde, so daß es nicht der Betrachtung, ob solche Erscheinungen unserer menschlichen Natur entsprechend sind, bedarf.

Die übrigen Personen sind, wenn auch nur leicht, doch trefflich gezeichnet. Der aufbrausende Neffe des Alterthümlers lebt. Daß sein hochländisches Blut beym Vorwurfe des Oheims, von

einem Seehunde überwältigt zu seyn aufkocht, ist leicht erklärbar, und auch ein minder reizbarer Sinn würde bey den fortwährenden Sticheleyen des Alten die Geduld verloren haben. Der Friseur Caxon muß interessiren, wenn man auch nur seine Angst beym Uebelbefinden eines seiner drey Perrückenkunden betrachtet. Der Unglückliche sah nicht voraus, daß je die Zeit der Perrücken wieder kommen dürfte! Des Alterthümlers Schwester ist gut gezeichnet, verdient aber unter den Scottischen Gestalten keiner besondern Erwähnung, da dergleichen sonderbare alte Jungfern in allen komischen Romanen, namentlich denen der Engländer, zum Ueberfluß vorkommen. Die Nichte des Alterthümlers, welche in Verbindung mit ihrer Tante das »Weibsvolk« des alten Jonathan Oldbook ausmacht, ist nur angedeutet.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Charaktere oder die einzelnen Scenen in diesem trefflichen Romane den Vorzug verdienen? Da es aber wenig auf die Entscheidung eines solchen, an sich schon erfreulichen Wettstreites ankommt, können wir uns gern mit der Aufführung des Vorzüglichsten unter beyden begnügen. Eigentlich lebt im Alterthümler jede Scene, von dem ersten Einsteigen in die Edinburger Landkutsche bis zur letzten Zusammenrottirung des Landsturms beym vermeintlichen Einfall der Franzosen. Doch lassen einzelne Auftritte und Bilder an Schönheit und Treue die andern gelungenen weit hinter sich. — Der selige Hofmann pflegte von der berühmten Flutscene im ersten Theile zu sagen: Hätte Walter Scott nichts weiter als diese Scene geschrieben, er wäre doch der Dichter, welchen wir bewundern. Er zeigt sich hier gleich groß als Maler und als Psychologe. Wie die Sonne sinkt, sinkt auch die Hoffnung, und wie das Meer steigt und immer höher steigt, und gegen die Felsen drängt, so steigt immer höher die Angst in der Seele der Verlorenen. Welche kindische Furcht und welche Seelengröße die Gewißheit des nahenden Todes erzeugen können, sehen wir in diesem Bilde. — Von minderer Bedeutung, aber höchst ergötzlich ist die Auffindung des römischen Lagers und die Enttäuschung des beglückten Alterthumsforschers durch den frechen Bettler. Voller Gewicht ist das Duell, ergreifend und possierlich zugleich das zwiefache Schatzgraben; doch ist auch der wohlunterrichtete Leser zuletzt mehr zum Schrecken als zur Ergötzung geneigt, so weiß der Künstler auch die einfachsten Mittel zu spannen. — Die von der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens und von dem schärfsten Beobachtungsgeiste dem Dichter in die Feder diktirte Scene ist indessen unstreitig die Trauer der Familie Mucklebackit um ihren im Meere ertrunkenen Sohn. Der rohe Mann, ohne höhern Trost, ist zuerst in stummen Schmerz

versunken, dann weint er und verwünscht sein Schicksal. Jeder Zuspruch beleidigt ihn. Im ungeheuren Schmerze verschwinden rund um ihn alle Verhältnisse, er wehrt seine Freunde ab, er achtet nicht mehr die Vornehmeren, selbst nicht die Befehle der sonst als heilig betrachteten uralten Großmutter. Nur die Noth treibt ihn wieder zur gewöhnlichen einförmigen Beschäftigung; aber da die traurige langsam fortschreitende Arbeit seinen Gedanken freyen Spielraum läßt, so tritt das Trauergespenst jeden Augenblick wieder so furchtbar vor seine Seele, daß es ihm unmöglich wird, weiter zu arbeiten. Sein Zustand gränzt alsdann an Wahnsinn. Aehnlich ist der seiner Frau. In wunderbarer Vermischung erscheint ihre gemeine Ansicht der Dinge, ihr Eigennutz und die Betrachtung der Nichtigkeit alles Erdenglückes, wenn der Schmerz in ihr zu mächtig wird.

Scott theilt uns in diesem Romane schätzbare Bruchstücke einiger vermuthlich sehr alten schottischen Balladen mit. Daß wenigstens ein Vers wie der folgende (in der Lindau'schen Uebersetzung) nicht gemacht sey, sondern aus der nationellsten Anschauung der Bilder einer wunderbaren Natur entstanden, ergibt sich von selbst.

Den Häring freut das lustige Mondlicht,
Der Makrel' der Wind ist recht,
Fischergesang die Auster besticht,
Denn sie stammt vom bessern Geschlecht.

Eben so wenig dürfte die Ballade vom Kampfe der Glenallans gegen die Hochschotten, welche den Heldenmuth des Knappen Robert Cheyne erzählt, von neuerer Erfindung seyn. Sie trägt in der einfachen Darstellung zu sehr die Spuren des Alterthums.

Während, wie wir oben anführten, der Alterthümler mühsam alle Ueberbleibsel der Zwietracht jener entschwundenen Zeit aufsucht, erfreut sich Schottland der glücklichen Eintracht und der Früchte einer fortschreitenden Kultur, und jetzt findet der einen Einfall drohende Feind, — die Franzosen, — alle Schotten von den verschiedensten Parteyen zum freudigen Widerstande vereinigt. So hat der denkende Künstler sinnig diesen Zeitpunkt erwählt im Gegensatze zu denen seiner frühern schottischen Romane, wo jeder landende Franzose als Bundesgenosse irgend einer Partey willige Aufnahme fand.

Nachdem wir einen in verschiedener Hinsicht ausgezeichneten Roman genauer betrachtet haben, ist es schwierig einen folgenden, der nach unserer Ansicht ein eben so großes Lob verdient, wenn er nicht vielleicht der gediegenste unter allen Werken des Verfassers ist, gehörig zu würdigen, ohne in den Verdacht des übermäßigen Lobpreisens zu gerathen. Wenn der *Rob Roy* weniger

durch helle, lebendige Bilder, als der Alterthümler, ausgezeichnet ist, so erreicht er und übertrifft ihn an tief angelegten Charakteren. Auf jeden Fall bildet er aber ein weit vollendeteres Ganze als jener. Wir können indessen kürzer bey der Betrachtung seyn, da wir einige der ausgezeichnetsten Seiten dieses Romans schon oben an mehreren Stellen als Belege für die treffliche Auffassungsgabe des Dichters angeführt haben.

Ein junger gebildeter Mann wird von seinem Vater, weil ihm der Kaufmannstand, zu welchem ihn jener bestimmt hat, widert, von London fort zu entfernten Verwandten nach Nordengland geschickt. Schon hier lernt er unter dem northumberländischen Adel die katholischen Torys kennen, welche dahin wirken, das vertriebene Königshaus zurück zu rufen. Er lernt wilde, furchtbare Gestalten, aber zugleich auch die ausgezeichnetsten tiefgebildetsten Charaktere kennen, vor welchen er, Trotz seiner Residenzkultur, zurücktreten muß. Die Verhältnisse treiben ihn von dort nach Schottland, zuerst nach Glasgow, wo er die althergebrachte Bürgerfreyheit, dann in das Hochland, wo er die ungebändigte Naturfreyheit, die Hoffnungen und den Charakter dieser wilden Völker kennen lernt, und Zeuge der großartigsten Thaten wird. Sein eigenes Leben greift nur unbedeutend in die Ereignisse. Er zeigt sich nicht gerade schwach, aber fast überall passiv, und es wird uns schwer, zu glauben, daß eine hochherzige Diana Vernon sich in den Lehrling eines Kaufmanns, der eben weiter keine hervortretenden Eigenschaften als die Abneigung gegen jenen Stand und einige feine Bildung hat, verlieben sollte. Indessen ist die Liebe über alle Gesetze und Regeln hinaus, mithin darf auch der kältere Leser nicht mit der lebendigen Vorstellung des Dichters rechten.

Wenn wir Robin den Rothen den gediegensten unter den Scottischen Romanen nannten, so begründen wir dieß Urtheil darin, daß der Dichter den poetischen Stoff mit seinem klaren Verstande ganz durcharbeitet hat. Die Sage von einem gefeyerten Freybeuter der jüngst verflossenen Vorzeit seines Landes, noch in Balladen und Wiedererzählungen im Munde der schottischen Landleute lebend, hat er dergestalt zu einem modernen Roman verarbeitet, daß wir einen von den tiefangelegtesten Charakteren, motivirte große Handlung und Entwicklung erblicken, ohne deßhalb den Zauber der romantischen Volkspoesie zu verlieren. Die Aufgabe löste der Verfasser zum Theil auf die oben angegebene Art, indem er uns nicht das ganze, gewöhnliche und außerordentliche Leben des Volkshelden vor die Augen führte und uns auf jedem seiner Schritte ihm folgen ließ, sondern uns einen andern Wegweiser vorschob, auf dessen gemessenen Bahnen

wir den wahren Helden nur in seiner Thatkraft, moralischen oder physischen, erblicken. So bleibt uns Robin immer neu, immer gleich interessant, ja wir gewinnen ihm jedes Mal eine neue Trefflichkeit ab. So erfüllt Scott nur die Anforderung, welche man an jede poetische Volksballade macht. Er wirft mit roh scheinenden Strichen die charakteristischen Züge hin, er schmückt nicht mit fremden Federn, läßt aber auch das Eigene fort, welches keine Bedeutung zum Ganzen hat. Auf der andern Seite kann Niemand läugnen, daß Robin der Rothe einer der polirtesten, abgerundetsten, und in der Darstellung aller todten Erscheinungen sowohl als der Charaktere ein meisterhafter Roman sey. Ruhig werden wir in alle Kreise eingeführt. Ehe wir nicht eine klare Anschauung von allen darin Auftretenden gewonnen, ehe nicht Alles Leben für uns erhalten hat, oder wir selbst darin leben, eher fangen die in den Kreisen lebenden Personen nicht an zu handeln, damit wir völlig in Stand gesetzt werden, mit dem Gedanken in ihrem Interesse lebend, ihnen weiter zu folgen. Ist dieß aber errungen, dann erzeugt sich Handlung aus Handlung, und in logischer und naturgemäßer Steigerung schreiten wir weiter, bis endlich Alles lebendig wird, und die Katastrophe mit dem allgemeinen Aufbruche schließt.

Wir sind überzeugt, daß der Dichter lange Zeit an diesem Romane gefeilt habe; denn außer dem etwas weitläufigen Eingange scheint fast kein Satz überflüssig und jedes Wort zur Charakteristik des Ganzen von Bedeutung. Der ausgezeichneten Bilder sind wenige, auch die Scenen und Auftritte haben weniger Interesse an sich, und dienen nur den innern Werth und die Kraft der Charaktere zu entwickeln. Deßhalb können sie auch hier nicht, wie bey den andern Romanen, besonders hervorgehoben worden.

Welches wunderbare Bild bietet uns die politische Verbindung der drey Hauptpersonen dar? Rashleigh, Robin und Diana Vernon! Bey solchem Bunde muß ein von der Persönlichkeit ganz entferntes Interesse die Gemüther vereinigen, welche an sich unter einander nur Abstoßungskraft haben. Doch sind alle drey gewisser Maßen durch die allen gleich ertheilten geistigen Gaben verwandt. Jeder von ihnen, auch Diana Vernon, ist ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Die höchste geistige Kraft, aus Verstand, Entschlossenheit, Geschick den Augenblick zu ergreifen, Gelassenheit, Menschenkenntniß u. s. w. zusammengesetzt, macht diesen Mann aus, welcher durch sich allein das Gewaltigste zu vollbringen versteht. — So zeigt sich Rashleigh; außer diesen Eigenschaften waltet aber in ihm die höchste Klugheit vor. Diese ließ ihn Alles, was die Wissenschaften bieten, ja sogar Fertigkeiten, zu welchen sein verdorbener

Körper nur irgend fähig war, erwerben, nicht als Zeitpunkt seines Strebens, sondern nur als Mittel, seinem ungeheuren Ehrgeize zu dienen. Er kennt jeden Menschen. Diese Menschenkenntniß verleitet ihn aber nicht, wie es gewöhnlich geht, zu äußerer Geringschätzung beym Gefühle des innern Werthes, diesen kleinen Stolz überwindet der nach dem Höchsten Ringende. Er zeigt sich gefällig gegen die Schwächern, ist ein fügsamer Unterhalter und gewinnt in dem Augenblicke seine Umgebungen, wo sie im Wahne stehen, ihn sich ganz unterworfen zu haben. Aber dieser Ehrgeiz hat ihn zum Teufel gemacht. Indem ihn jede Erscheinung nicht in ihrer subjektiven Bedeutung erscheint, indem er sie nur als Mittel zu seinem Zwecke ansieht, und nur durch äußere Rücksichten bewogen ihr scheinbar Achtung zollt, indem ihm somit die ganze Welt todt geworden ist und nur sein Ich lebt, ist auch alle Liebe untergegangen, er steht ganz ohne Gemüth, und in dieser Negative ist ja der Teufel selbst. Selbst sein Ziel — die Wiedereinsetzung der Stuarts — ist nur ein Mittel für seinen Egoismus, da er, der nichts liebt, auch nicht den Enthusiasmus, welcher aus dem Gefühle der Anhänglichkeit und Treue entstanden ist, theilen kann. Meisterhaft ist Rashleigh in allen Gesprächen geschildert. Sein Haß gegen Franz Osbaldistone ist vollkommen motivirt, denn außer den faktischen Gründen, welche ihn dazu bewogen, muß auch der trübe spekulative Egoist Niemand mehr hassen, als den glühenden Enthusiasten, und den offenen Menschenfreund.

Robin selbst dagegen ist Menschenkenner, ohne die Wissenschaften als Medium gebraucht zu haben. Er redet wenig, und handelt desto mehr. Er ist zuerst im Geiste seiner hochländischen Ahnen erzogen, aber die ganze kultivirte Welt ist seine Schule geworden. Daher kann es denn auch nicht fehlen, daß er praktisch zu reden versteht, und der Witz sein Diener ist. Wie kräftig tritt er in seiner schlichten Einfalt beym ersten Tischgespräche auf? Mit welcher Kühnheit und richtigen Berechnung des Effektes erscheint er als Vertheidiger beym Friedensrichter, wo er als Angeschuldigter stehen müßte? Nirgends ohne Mittel, flieht ihn, wenn auch aller fremde Beystand ihn verlassen hat, doch nie seine Besonnenheit, sein Humor, und sein scharfes Auge entdeckt auch in der weitesten Ferne den Ausweg aus der Grube. Sein Leben in der Welt hat ihn mit allen Ständen und Verhältnissen vertraut gemacht. Obgleich seine dauernden Beschäftigungen ihn mehr in Verbindung mit den niedrigeren Klassen gebracht haben, und er von ihnen die beständig fröhliche Laune angenommen hat, so weiß er doch auch, Kraft seines angebornen Werthes, mit Würde vor Höhern zu erscheinen. Er hat aber noch

mehr mit diesem praktischen Studium des Lebens gewonnen — überhaupt eine fröhliche Ansicht des Lebens. Zwar widmet auch Robin sein ganzes Leben einem Entwurfe, der nur aus Unzufriedenheit mit seiner Gegenwart hervorgegangen ist. Dieser Entwurf ist aber nur aus seiner persönlichen Stellung, aus angestammter Vorliebe für die vertriebenen Stuarts entstanden, und bände ihn nicht diese Pflicht, würde er außer seinen Handthierungsfehden mit aller Welt in Frieden leben. Sein persönlicher Unwille äußert sich überhaupt nur humoristisch. Das hochländische Feuer, der gälische Zorn hat sich im Umgange mit dem Niederlande gänzlich verloren, und er steht sogar in gewissem Widerspruche mit seiner Frau, welche ganz Hochländerin ist. Er hat eine objektive Ansicht der Welt gewonnen, doch kann, während er die Erscheinungen achtet und liebt, ihm keine mehr so imponiren, daß er seine Fassung verlöre.

Diana Vernon ist wirklich Enthusiastin für die Sache, zu welcher sie mit jenen Beyden sich verbunden hat. Dabey aber ist sie eine leidenschaftliche Verehrerin alles Edlen und Guten, und muß ihren Mitkämpfer Rashleigh aus tiefem Herzen hassen. Anfänglich erscheint sie unweiblich, bald aber erklärt sich, weßhalb sie, um ihr Ansehn unter den rohen Fuchsjägern nicht zu verlieren, diese Kleidung anlegen müssen, und wir erfahren, wie auch bey kühnen Entwürfen und männlichem Geiste der weibliche Sinn erhalten werden könne. Sie ist eine der liebenswürdigsten und dabey gewiß die kräftigste unter allen von Scotts Feder gezeichneten Frauen.

Mit jenen drey Geistern wirkt noch eine Masse bloßer Körper für dieselbe Sache. Der alte Sir Osbaldistone mit seinen sieben ungeschlachten Söhnen, alles grünen Fuchsjägern, die kaum etwas mehr als den Gebrauch der Sprache von dem übrigen nicht fuchsjagenden Theile der Menschen haben, werden so lebendig, daß der Rec. noch immer ihre beschlagenen Stiefeln über die Steintreppe, des alten Schlosses poltern zu hören glaubt. Es war vielleicht die schwerste Aufgabe, unter diesen Halbmenschen noch Abstufungen zu zeigen, es ist dem Dichter aber gelungen, besonders zwischen dem Vater und den Söhnen. Die ganze Erscheinung dieser Unholde gleicht übrigens einem mährchenhaften Stoffe von verzauberten Riesen oder dergleichen. — Ueberaus zart ist im Gegensatze der freundlich phlegmatische Friedensrichter, der so gern seinen Freunden durchhilft, und dafür so viel von seinem schurkischen Schreiber leiden muß, hingestellt. Ihm verwandt ist unter der Gegenpartey der kostbare Meister Jarvin, einer der echt komischsten und zugleich am tiefsten aufgefaßten Charaktere in sämmtlichen Scottischen Romanen. Der

eigentliche Spaßmacher Andreas trägt zu sehr die Maske an sich, und gleicht meistentheils dem Gracioso in den spanischen Dramen, wenn er frostig ist. So schwebte dem Rec. im Augenblicke, wo er in der höchsten Noth auf einem Felsen sich verkriecht, die ähnliche Scene aus dem Leben ein Traum vor. Schlüßlich bilden einen furchtbaren Gegensatz und eine schreckliche Vereinigung der furchtsame Morris und das Heldenweib Robins, Helena Mac Gregor. Die Natur kann zu solchen Extremen gesteigert werden, ob die Erscheinung aber historisch gegründet sey, vermögen wir nicht zu entscheiden.

The black Dwarf und *Montrose* sind die beyden kürzesten und vermuthlich auch die unbedeutendsten unter Scotts sämmtlichen Romanen. Es scheint überhaupt dem Rec. sehr zweifelhaft, ob der Autor des Waverley einen großen Antheil an der Erfindung und Ausarbeitung des letztern Romans habe. Sollte er wirklich von ihm herrühren, so bewährte er das Sprichwort: interdum dormitat bonus *Homerus*, oder aber er ist ein aufgewärmtes Jugendprodukt. Kaum ist der eine Charakter des Hauptmann Dalgetty ein wirklich Scottischer. Eine Annot Lyle und selbst der Seher Mac Aulay sind viel zu sehr von der Wirklichkeit entfernt, um etwa mit der wunderbaren Erscheinung einer Meg Merrilies in ein verwandtschaftliches Verhältniß gesetzt zu werden. Auch treten die Kinder des Nebels höchst selten auf. Vor allem aber macht die romanhafte Naivetät des ganzen Romans denselben verdächtig. Dalgettys Kerkerscene erinnert zu sehr an die gräßlichsten Banditenromane. Die Liebe des Helden, der Traum, die Prophezeyung und deren verkehrte Erfüllung, alle diese wunderbaren Fata deuten auf einen mindestens noch nicht zu solcher Klarheit und Objektivität gediehenen Geist, als wir ihn beym Autor des Waverley voraussetzen.

Wer etwa noch Zweifel hegt, ob der Verfasser wirklich den Grad der objektiven Anschauung erreicht habe, welcher es ihm möglich macht, nicht allein mit Begeisterung die Darstellung der Sache beyder Gegner anzunehmen, sondern auch aus den kämpfenden Extremen dem menschlich Wahren, welches immer in der Mitte liegt, sich mehr und mehr zu nähern, der dürfte von dem Romane Old mortality, welchen Lindau nicht mit Unrecht die Schwärmer übersetzt hat, zu jener Ueberzeugung geführt werden. Die gemäßigte Partey, welche nicht herrschen, nur Geistesfreyheit haben will, und in welcher sich die durch Moral veredelte Humanität repräsentirt, wird gerade deßhalb von den wüthenden Fanatikern beyder Theile am heftigsten angegriffen. Dem wilden Parteygeiste, der nun eben in dem einseitigen Streben befangen ist, geht jene freyere Ansicht von einer höhern Weltord-

nung verloren, und wenn er auch ursprünglich auf etwas Gutes zielt, muß sein Unternehmen doch bald verderblich werden, indem er sich den Einflüssen verschließt, welche zeitgemäß seinen Feuereifer zum Guten lenken sollen. Die nicht mit ihm in der sich immer mehr beschränkenden Sphäre fortgehen, die nicht mit ihm gleich unduldsam sind, sieht der Fanatiker für ärgere Feinde seiner Sache an, als die, welche ihm offenbar als Feinde gegenüber stehen. Es ist mit den Glaubensschwärmern wie mit denen bey politischen Kämpfen. Der Gemäßigte wird von beyden Seiten oft am heftigsten verleumdet, und mit der gehässigen Anschuldigung der Halbheit, der Lauigkeit werden gerade die edleren Gemüther belegt, welche aus dem Strudel der Parteywuth ein rettendes Ufer für die mit hineingezogenen zu suchen streben. Wie liegt gleich im Anfange des ersten Theiles der Plan des ganzen Romans uns vor Augen. Während die furchtbare Unterdrückung und Verfolgung der Presbyterianer unsere ganze Theilnahme für sie in Anspruch nimmt, müssen wir doch mit dem Milnwood bekennen, daß wenn diese Presbyterianer aus den unterdrückten Bekennern Herrscher werden sollten, der von ihnen ausgeübte Druck noch bey weitem härter, und ihre Herrschaft eine finstre seyn werde. Schon während des Zustandes ihrer Schmach hassen sie und trennen sich von den gemäßigt Gesinnten; als sie der Sieg trunken macht, fangen sie an feindlich gegen ihre Mitkämpfer aufzutreten, und als endlich König Wilhelm, alle Glaubensparteyen duldend, auch ihnen freyen Gottesdienst gewährt, und sie in der That nichts mehr zu wünschen haben, sind sie auch mit dieser lauen Gesinnung ihres ersehnten Retters unzufrieden, und die gegen alle Parteyen ausgeübte Duldung erscheint ihnen als so große Tyranney, daß sie auf dem Wege sind, mit ihren frühern Unterdrückern in unnatürlicher Verbindung zusammen zu treten, um nur durch vereinte Gewalt die laue Duldsamkeit zu vertilgen. Der tiefe Kenner des menschlichen Geistes zeigt sich in der Graduirung der einzelnen Schwärmer. Auch talentvollen Erzählern würde es schwer geworden seyn, unter diesen Schwärmern, welche an sich schon als Extreme der Ueberspannung erscheinen, Charaktere, welche nur ein einseitiges Leben führen, so zu individualisiren. Wenn wir den Pfundtext disputiren hören, muß sein Wesen uns schon gehörig überspannt dünken. Wie viel finsterer tritt Balfour auf? Balfour aber scheint durch Weltsitte geadelt, im Gegensatze zu dem fantastischen Schwärmer Mac-Briar, alle aber sind gemäßigte Vertheidiger ihrer Meinungen gegen den wahnsinnigen Vielgrimm gehalten. Unter den Weibern ist die Schwärmerey der Frau Headrigg mehr lächerlich als furchtbar, der Presbyterianismus der guten Wirths-

frau in der Heide, welche den Mörder ihrer beyden Söhne mit Gefahr des Lebens beherbergt, und auf die Vorwürfe der Ihrigen, »daß sie ihn nicht wie Jael den flüchtigen Sissera getödtet habe,« nichts zu erwidern weiß, als der Geist habe es ihr nicht eingegeben, ist dagegen wahrhaft rührend, und zeigt, wie der angeborne edle Geist, selbst von der finstern Schwärmerey, die sich des Gemüthes bemächtigt hat, nicht unterdrückt werden kann. Auf der den Schwärmern gegenüber stehenden Seite tritt hier, statt eines entgegengesetzten Glaubens, der grausame Despotismus der Willkür auf. Es war nicht des Verfassers Zweck, diesen Geist, gleich dem der Schwärmer, genau zu charakterisiren, und so müssen wir uns begnügen, wenn wir ihn in den Abstufungen von dem edeln Lord Evandale zum despotischen, doch adeligen, Claverhouse bis zum wilden Feldwebel Bothwell und der rohen Soldateska der Blut saugenden Dragoner erblicken.

Die Fabel des Romanes ist so einfach als möglich, aber der Eingang anziehender als das Ende. Der Grund davon liegt jedoch nicht im Versehen des Dichters, sondern in der Natur des vorliegenden Stoffes. Unsere Theilnahme ist bey weitem lebendiger, wenn wir den grausam Unterdrückten zuweilen schüchtern aus seinem Verstecke hervor- und bemüht erblicken, den Händen seiner Henker zu entkommen, als wenn wir ihn nachher im Siegestaumel trunken die Rolle des Unterdrückers eintauschen sehen. Lord Evandales Tod ist herbe. Ob nicht ein freundlicherer Ausgang möglich gewesen wäre? Die Liebe der beyden Nebenbuhler hat der Dichter eben so wenig lebendig als den geliebten Gegenstand selbst zu schildern vermocht, dagegen ist der großmüthige Wechselkampf zwischen Morton und Frandale gelungen zu nennen, hätte aber nicht auch ein Glied an diese schöne Kette gehängt werden, und somit der herbe Ausgang vermieden werden können? — Was den Charakter betrifft, so steht Balfour von Burley als eine gigantische Erscheinung vor uns. Die Anfechtungen des blutigen Mörders, und sein Kampf gegen den Teufel charakterisiren einen Schwärmer, welcher die Vorstellungen des Gewissens als Versuche des Teufels ansieht, ihn von dem Wege der Erkenntniß abzulenken. Balfours Ehrgeiz und seine gänzliche Verwilderung beleidigen fast das Gefühl, welches den Helden wenigstens in einer Beziehung ganz rein erwartete. Der alte Milnwood, Claverhouse, Bothwell, Culibert und die genannten Schwärmer sind wohl die lebenvollsten Personen, obgleich sie alle gegen Balfour zurücktreten müssen.

Nach der längsterfolgten Vertreibung der Stuarts ist mit der bürgerlichen Ordnung auch eine scheinbare Ausgleichung der

ergrimmten Parteyen eingetreten. Noch aber sind die Wunden des Bürgerkrieges nicht ganz verharscht, und die Whigs, die Partey, welche für Duldung und Geistesfreyheit focht, jetzt im Besitze der Macht, gebraucht sie mit weniger Mäßigung, so daß der Zustand der Freyheit nicht die Früchte darbietet, welche man sich von ihm versprach. Der Presbyterianismus ist herrschend, aber noch immer hat er nicht den herben, pietistischen Beygeschmack, welchen er in der Zeit seiner Entstehung und denen der Bedrängniß angenommen, abgelegt; und noch erscheinen dem Frommen die Güter, welche der Reichthum darbietet, und die Freuden der Kunst als Teufelswerke und Versuchungen. Wenn aber diejenigen, in deren Händen Reichthum und Macht mit der Lust, sie zu gebrauchen, sind, dasselbe Bekenntniß abzulegen genöthigt werden, dann wird die Frömmigkeit bald als Heucheley erscheinen. So ist in dem Roman *the bride* Sir William Ashton das getreue Bild eines ängstlichen und im Kleinlichen gewandten Staatsmannes. Ungeachtet seiner Ränke kann man ihn, dessen Herzen, wenn keine Nebenrücksichten eintreten, Wohlwollen zum Grunde liegt, nicht ganz verdammen. Aber ihm kann weder ein freyer Blick noch wahre Frömmigkeit zugeschrieben werden, der als Mann bey solchen Mitteln und bey solchem Rechte nicht aufrecht zu stehen vermag gegen die verwerflichen Anmaßungen seiner Gattin. Seine Kraft ging nur so weit, sich im Strudel der Bürgerkriege auf den Schultern der mit ihm Kämpfenden zu seiner Höhe empor zu schwingen.

Ihm gegenüber steht der letzte Sprößling eines durch die Bürgerkriege und Ashtons Ränke heruntergekommenen alten Hauses in jugendlicher Schönheit und Kraft. Düstre Schwermuth lastet auf seiner Stirne, nicht allein als Zeugniß der Trauer um den gesunkenen Glanz seines Hauses, sondern als Stammerbtheil aller seiner Altvordern, denen selten das Glück lächeln wollen. Die Feudalherrlichkeit ist dahin und nichts vermag den Gesunkenen wieder zu heben. Aber der wilde Rachgeist spornt den Jüngling, am Grabe des gekränkten Vaters Vergeltung dem Feinde zu schwören, und sich selbst den Untergang zu bereiten. Er muß dahinsinken, indem er selbst die Mängel der Zeiten erkennt, in welchen sein Geschlecht glänzte, ohne den Willen zu haben, sich der neuen Zeit zu beugen. Noch scheint indessen ein wunderbares Ereigniß wieder neues Leben dem sterbenden Geschlechte der Ravenswoods einimpfen zu wollen, indem der Jüngling die Tochter seines Feindes liebt. Es ist aber gleichsam nur der Hohn eines gespensterartigen Schicksals, dem Hause ist der Untergang bereitet, und die Selbstüberwindung des Jüng-

lings, welche ihn bewegt, das uralte Princip seiner Familie zu verlassen und der Familie, welche er aus Herzensgrunde haßt und verachtet, die Hand zu reichen, beschleunigt nur den Untergang.

Daß dieser Roman einigen Verehrern der Scottischen Muse weniger gefällt, als des Dichters andere Romane, welche mehr das Siegel seiner beschreibenden Poesie an sich tragen, läßt sich denken; unbegreiflich scheint es aber, wenn Mehrere unter jenen diesen Roman an sich zu den schwächern gesellen. Wir geben, wie gesagt, zu, daß kein Charakter hier so lebendig hervor, keine Scene so plastisch heraustritt, als etwa im Robin dem Rothen, welche eigenthümlichen Reize hat dagegen die Schilderung der Braut, und wie bewährt sie des Dichters Genius, der sich auch aus der Sphäre der schildernden und referirenden Dichtung in die der romantischen Novelle versetzen kann? — Wir möchten diesen Roman mit seiner harmonischen Diktion, mit seiner Einheit und Rundung den besten Novellen des Cervantes und Göthes an die Seite stellen. Der Zauber einer stets gleichgehaltenen Darstellung interessanter und bewegender Handlungen wird nur selten durch besonders kräftig heraustretenden Dialog unterbrochen, und was uns in andern Romanen des Dichters als herrliche Individualität erschien, dessen Weglassung müssen wir, von anderem Standpunkte aus betrachtet, hier loben.

Von einer andern Seite könnte man tadeln. Wer durchaus allen und jeden Schicksalstheorien abgeneigt ist, dürfte diese Dichtung als einen neuen Versuch, das aus dem Gebiete der Tragödie glücklich verdrängte gespenstisch waltende Schicksal im Romane einzubürgern, ansehen. Allerdings lastet ein furchtbares Verhängniß über dem Geschlechte Ravenswood, und es spiegelt sich furchtbar ab in dem Schicksale des letzten Sprößlings. Aber es ist am Ende kein Fluch, keine gespenstische Vergeltung, welche forterbend Glied um Glied ins Verderben zieht, sondern es ist die historische Entwickelung, welche den herrlichen Glanz der einzelnen Geschlechter nicht länger dulden kann, da ein anderes Licht über das Land aufgegangen ist.

Daß die Fabel des Romanes, der wenigen Handlung ungeachtet, sehr interessant ist, wird niemand läugnen. Aber auch in der scenischen Darstellung gleicht der Roman einer vollendeten Tragödie. Ohne Rückschritt, nur zuweilen aufgehalten, gehet Alles dem Ende zu. Schon in der Exposition sehen wir den düstern Ausgang, und die Todesboten treten uns überall entgegen. Obgleich gerade der dramatische Dialog in der Braut nicht das ausgezeichnetste ist, so möchten wir doch eben aus der Anordnung des Romanes auf das dramatische Talent des Autors schließen.

Auch die Charaktere sind, obgleich nicht so lebendig und mit

den speciellsten Zügen, wie in den andern Romanen, meisterhaft gezeichnet. Der düstre Junker von Ravenswood tritt mit wenigen Andeutungen so adelig auf, wie keiner der andern jugendlichen Helden Walter Scotts, und flößt uns neben dem lebhaftesten Interesse auch ein großartiges Mitleid ein. Sir William Ashtons haben wir erwähnt, seine stolze Gattin lebt vor uns, auch Lucie, die junge Braut, in ihrer jungfräulichen Innigkeit. Bucklaw, Craigengelt sind keine bedeutenden Charaktere, wohl aber bedeutend in der Erscheinung. Echt Scottisch glänzt der treue Diener Caleb mit seinen ergötzlichen, treu gemeinten Lügen. Die Amme Alix ist eine schöne, mit der Sehkraft begabte Alte, im Gegensatze zu den furchtbaren drey Todtenweibern, deren Erfindung verräth, daß der Genius des Dichters auch in das Entsetzlichste mit Geschick seinen Fittig zu tauchen verstand.

Auch die Scenerie des Romanes ist ergreifend. Das alte Felsenschloß am Meere geht mit seinen Bewohnern dem nahen Untergange entgegen. — Der Schluß ist für leicht bewegte Gemüther furchtbar; denn alles Edle fällt, und niemand ist vorhanden, der um die Gefallenen trauern könnte. —

Mit Recht wird der Roman, welchen der Dichter wunderbarer Weise the heart of Mid-Lothian betitelt hat, überall gelesen und bewundert, und es läßt sich erklären, weßhalb er gerade bey Damen den meisten Eingang findet, da zwey Frauen, meisterhaft geschildert, die Hauptpersonen sind, und sich die moralische Tendenz des Dichters ziemlich verständlich in der Dichtung ausspricht. Deßhalb aber gebührt ihm nicht der erste Preis unter allen Scottischen Romanen, der ihm wohl häufig im Kreise mancher begeisterten jüngern Literaten ertheilt wird. Abgesehen von seinen Mängeln und Schwächen, von denen wir unten sprechen werden, ist er allerdings eine schöne gerundete Dichtung, voller lebendigen Bilder, wirkungsreicher Scenen und einer trefflichen Charakteristik; gegen einen Waverley, Astrologen, Robin und selbst gegen den Alterthümler gehalten, erscheint er indessen nur als Stern mittlerer Größe. Er verhält sich zu ihnen etwa wie eines der gelungenen bürgerlichen Trauerspiele zu den großartigen vollendeten Tragödien. Wir interessiren uns lebhaft für die freundlichen, mit ganzer Wahrheit geschilderten Gestalten, wir befinden uns wohl bey ihnen, weil hier die Natur uns so anspricht, wie sie sich überall, wenn man sie in diesen bescheidenen Sphären aufsucht, verkündet. Aber nur das Herz findet hier Befriedigung, der Geist wird weder durch die Kraft einzelner Charaktere, noch durch höheren Aufschwung bey kühnen Bestrebungen, noch durch, in der geschichtlichen Sphäre,

gewaltig daherschreitende Gestalten erhoben, jenes höhere Interesse, welches im Robin und Waverley uns fortwährend belebt, fehlt hier gänzlich.

Man wolle den Rec. nicht mißverstehen und den Ausspruch dieses Nichtdaseyns als eine Rüge betrachten. Rec. wollte nur die Meinung derer, welche diesen Roman für den ersten unter allen Scottischen auszeichnen, bekämpfen. Uebrigens ist in so weit dem Dichter gar nichts vorzuwerfen. Er hat nicht mehr gewollt, als unser freundliches Interesse für die freundlichen Gestalten in ihrer kleinen Sphäre immer wach erhalten, und dieß hat er vollkommen erreicht. Es ist dieser Roman gewisser Maßen ein Stillleben, wenn auch besonderer Art, es wird genug darin gehandelt, aber ohne Anwendung seiner menschlichen Thätigkeit kann der regsame Dichter nicht ruhen. Jenny Deans schreitet zwar über ihren weiblichen Wirkungskreis hinaus, indem sie für das Leben der Schwester, allen Gefahren, aller Unkunde der Sprache trotzend, nach London pilgert, um zu den Füßen des Thrones zu bitten; aber sie bleibt sowohl in ihren hohen Bestrebungen, als auch nach der glücklichen und ehrenvollen Beendigung ihres Geschäftes, immer die demüthige, weiblich fromme Jenny Deans. Ueberhaupt — wenn wir von den einzelnen Charakteren reden — ist diese Jenny der ausgezeichnetste Charakter. Ihre aufgehende Theilnahme und Menschenfreundlichkeit liegt nicht im Gebiete der Ideale, sondern kann erscheinen und erscheint auch noch in der Wirklichkeit. Sie ist sich immer gleich treu gehalten. Ihre Schwester Effie, schön, feurig, auch wohlwollend, aber unterthan ihrer Eitelkeit, ihren Neigungen, und dadurch dem Leichtsinne, der sie ins Verderben stürzt, unterworfen, steht mit wenigen Zügen in ihrem tadelnswerthen Liebreiz vor uns. Ihr Charakter ist aus Unbeständigkeit und Festigkeit zugleich gemischt. In diesem Wechsel bleibt sie im Unglück und im Glück sich gleich. Der alte Deans, ein Puritaner, ist gleichfalls ein lebendes Bild, und zweifelten wir an der Wahrheit seiner poetischen Erscheinung, so könnte uns die verwandte mancher Pietisten davon unterrichten. Der Wüstling Robertson erscheint fast nur als kühner, unternehmender Jüngling, treu gegen seine Geliebte, und klug, mißtrauisch, stolz bey verändertem Glück; in sein Inneres zu blicken, wird uns nicht vergönnet. Mit dem schärfsten Blicke in die Geheimnisse des menschlichen Geistes hat der Dichter die Sinnesumwandlung dieses Charakters entworfen. Der als Jüngling mit gränzenloser Sehnsucht, aber ohne Leitung der Religion oder der Wissenschaft, alle Formen des Lebens im wilden Krafttaumel zersprengen will, der die glücklichsten und geehrtesten Verhältnisse verläßt, weil sie ihm langweilig dünken,

und mit der Hefe des Pöbels in genialer Ungebundenheit sich freuet, wenn er die Gesetze muthwillig umgehen kann, — derselbe Jüngling wird im Alter, nachdem die Folgen der jugendlichen Ausschweifungen seinen Körper entkräftet haben, so geistesschwach, daß jede Rückerinnerung an die Ausgelassenheit seiner Jugend ihn verstimmen kann, daß er ängstlich sich in den konventionellsten Förmlichkeiten des Lebens verbirgt, daß er stolz wird, aber nicht stolz auf geistige Gaben, sondern auf den geringsten Theil der äußerlichen Ehren, deren volles Maß er früher übermüthig verschmähte. So straft sich die Sünde durch sich selbst. Aber, können wir fragen, sollte nicht in solchem Feuergeiste, der fähig ist, alle Annehmlichkeiten des Reichthums und Standes wegwerfend, der Freyheit und der Lust nach abenteuerlichen Thaten wegen, sich jeder Gefahr preis zu geben, sollte in solchem Geiste nicht auch ein wahres Gemüth seyn, und hätte der Dichter uns nicht auch mitunter sein Inneres zeigen sollen? Freylich ist Robertson ganz irr geleitet, das bessere Princip in ihm ward überwältigt; aber dennoch hätte ein Walter Scott es noch auf andere Art sollen vorleuchten lassen, als durch die wenigen Züge seiner schwärmerischen Anhänglichkeit an den hingerichteten Freund und die unglückliche Geliebte. Unter den übrigen Personen zeichnet sich wohl am meisten die wahnsinnige Magda Wildfeuer aus. Effies Leichtsinn potenzirt, und bey noch wenigerem Fond von Religion und Bildung, führt, wenn er nicht auf dem entgegengesetzten Wege völliger Ruchlosigkeit sich Platz macht, zu dieser Verirrung. Der schlaue Dieb Radcliff, später in Würden und Ehren, von der einen, und der gelehrte fromme Buttler auf der andern Seite, stehen sich gleich in guter Charakteristik. Die alte Hexe, der Magda Wildfeuer Mutter, ist zwar widriger, aber nicht eben so individuell dargestellt als die andern alten Frauen dieser Romane. Wir sehen und lieben den trefflichen Herzog von Argyle, obgleich er nur in wenigen Scenen auftritt, wir glauben jede Bewegung seines meisterhaften Gespräches mit der Königin Karoline zu bemerken und jedes Wort zu hören. Auch die Edinburger Bürger sind so lebendig wie die Scene der Porteous-Hinrichtung gemalt, wie denn überhaupt eine jede einzelne Erscheinung bis auf den blödsinnigen Laird anschaulich und wahr ist, und an ihrem Platze steht.

Nur die Komposition trifft, wenn auch nicht unser Tadel, doch unser Vorwurf. Der Roman ist ein mit so moralischen Absichten abgeschlossenes Gedicht, daß, der Moral willen, sogar die Poesie zuletzt entwichen ist. Es genügte aber dem Verfasser nicht, überall in der Erzählung diese moralische Absicht hervorblicken zu lassen; so furchtbar und derb sie auch im Ausgange hervortritt,

glaubte er doch, sie dem Leser noch nicht anschaulich genug gemacht zu haben, und sprach sie noch mit dürren Worten nach der Beendigung des Romanes als Epilog aus. Obgleich Effies und Robertsons Sünden nicht von der Art sind, daß beyde Personen nicht durch Reue ihrer Schuld büßen, und Ruhe und Frieden auch noch auf Erden wieder gewinnen könnten, so wollen wir es doch nicht tadeln, daß beyde fortwährend büßen müssen — durch die Qualen ihres Gewissens. Beyde, aus Schmach und Schande errettet, genießen des höchsten äußeren Glückes, ohne sich dessen freuen zu können, da ihr Herz erstorben ist, ihr Gedanke noch immer in der schrecklichen Vergangenheit weilt. Dagegen wird Jenny Deans und ihr Buttler, nach langen Leiden, nachdem fast alle Hoffnung ihnen verschwunden war, glücklich, indem sie sich eines bescheidenen, ihren Wünschen angemessenen Looses erfreuen. Bis dahin mochte diese poetische und moralische Wiedervergeltung und Abrechnung, — wie schnurgerade und regelrecht sie auch erscheint — immer, ohne der Poesie Eintrag zu thun, bestehen; aber dieß genügte dem diesmal mathematisch abrechnenden Dichter nicht, die Sünde mußte auch noch äußerlich bestraft werden, das Laster mußte sich förmlich erbrechen, kurz die poetische Gerechtigkeit in bester Form Rechtens ausgeübt werden. So fällt Robertson durch Räuberhand, ehe die äußere, glückliche Entwickelung vor sich geht, im Augenblicke vor der freundlichen Erkennung und Wiedervereinigung der getrennten, unglücklichen Familienglieder. Nach ihm trifft noch der Fluch seiner Schuld seinen wilden Sohn, ehe ihm das Licht irgend einer Erkenntniß aufgegangen war. — Wen aber treffen eigentlich diese entsetzlichen Unfälle, wem raubt der Druck der Gewitterschwüle den freyen Athem? Nicht den eigentlichen Verbrecher; dieser stirbt, ohne das Unheil zu erfahren. Nicht den Sohn, die Frucht seiner Sünde; dieser ist unfähig, das Entsetzliche solcher Lagen zu begreifen. Endlich nicht seine Frau, denn diese erfährt nichts von der furchtbaren Entdeckung, und beweint nur den Tod ihres Gatten. Wen anders drückt also die Wissenschaft dieses entsetzlichen Verhängnisses als die unschuldige Jenny und den Leser? Rec. kann wenigstens, obgleich schon geraume Zeit verstrichen ist, seitdem er diesen Roman gelesen hat, nicht ohne Schauder an den grellen Ausgang denken. Er fühlt die Gewitterschwüle am Himmel, er hört den Donner, die Flintenschüsse und sieht dann das namenlose verworrene Unglück, dessen Kenntniß allein auf der armen Unschuldigen lastet. Freylich drückt bey innerer Kraft solches Leiden weniger, als die eigene Schuld. Aber doch ist diese Wissenschaft, dieser Zweifel, die Unmöglichkeit, Hülfe zu schaffen, für ein edles Gemüth eine der

bewundern. Es ist ja schon an sich eine erfreuliche und erweckende Erscheinung, wenn wir aus der vom Phlegma oder egoistischer Gleichgültigkeit beherrschten Menge einzelne Streiter auftreten sehen, welche ihr Alles daran setzen und wagen, irgend einer Sache mit selbstverläugnender Kühnheit zu dienen. Selbst wenn der ihn leitende Gedanke auf Irrwege führt, freut sich doch der Unbefangene des göttlichen Funkens im Menschen. Wie viel mehr verdient aber der an sich schon unsere liebevolle Theilnahme, der seine ganze Existenz mit der gewissen Voraussicht seines Unterganges daransetzt, um das, was sich für ihn durch das bisherige Bestehen als das Rechte erprobt hat, zu vertheidigen. So erscheint uns E u s t a c h. Er ist ein tragischer Held, er trägt gleichsam den Tod im Busen; dennoch widmet er alle Kräfte der von ihm als recht erkannten Sache. Ref. ist kein Freund der Wehmuth, welche sich selbst zur Schau trägt, und Hätscheln mit sentimentalen Empfindungen über die Hinfälligkeit der Erdendinge u. s. w., er muß aber gestehen, daß er die hin und wieder eingestreuten Aeußerungen einer herben Wehmuth aus dem Munde jenes Mannes nur mit der allergrößten Rührung lesen konnte. Es waren keine neue Gedanken, auch wohl keine neuen Bilder; aber die Stellung des Mannes, das ganze Gewicht des feyerlichen Augenblickes, welches sie seinem stählernen Busen auspreßt, geben ihnen die wunderbare Kraft.

Leider hält sich dieser wahre Held eben so wenig als der ganze Roman im Fortgange. Zwar zeigt er sich noch groß im Gespräche mit dem eisernen H e i n r i c h W a r d e n, auch wohl noch im letzten Widerstande gegen die weltliche Macht; aber es wird uns nicht mehr vergönnt, in seine starke und edle Seele zu blicken, und so verschwindet allmälich die lebhafte Theilnahme. Keine einzige der andern Personen tritt besonders charakteristisch hervor. H a l b e r t und E d u a r d G l e n d i n n i n g sind Anfangs wenig gesondert, im Fortgange erfährt man vom letzteren fast nichts, der Sinn des ersteren ist aber so schnell wie eine Wetterfahne in den wichtigsten Dingen umgewendet, ohne daß wir von den Motiven mehr erführen, als etwa die Marginalkontrolle eines Geschichtswerkes vom Inhalt sagt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dem Verfasser dieser Held gleich dem ganzen Romane langweilig geworden sind, daß er, sich nach dem Ausgange sehnend, nur geeilt hat, erträglichen Zusammenhang und Abschluß in die Geschichte zu bringen. Der Euphuist S i r P i e r c y S h a f t o n ist, wenn auch charakteristisch gezeichnet, doch nur die Maske einer modernen Abirrung von der Natur, und hätte auf keinen Fall so breit behandelt werden sollen, indem er sehr viel zur langen Weile des Ganzen beyträgt. J u l i a n v o n A v e n e l in seiner rohen Raubritterkraft

ist weder ein neuer noch ein interessanter Charakter, und vom Heinrich Warden sehen wir nur Skizzen des ungestümen Eiferers.

Die englischen Kunstrichter haben ihre Kritik vornämlich auf die wunderbare Erscheinung der weißen Frau von Avenel gerichtet, und die Frage aufgestellt, ob es dem Dichter überhaupt erlaubt sey, übernatürliche Geschöpfe als Mitspieler in den Dichtungen aus der wirklichen historischen Welt auftreten zu lassen? — Von unserer Seite kann wohl die affirmative Beantwortung der Frage nicht zweifelhaft seyn, da dieser äußere Umstand, gleich so vielen andern, lediglich vom Genius des Dichters und der poetischen Auffassung einer jeden Dichtung abhängt. Wenn wir aber die Erscheinung der weißen Frau an sich gelten lassen, so versteht sich darum nicht dasselbe von dieser weißen Frau. So glücklich Walter Scott in der Behandlung der wirklichen Welt ist, so wenig scheint er es hier in der der Feenwelt zu seyn. Wahrscheinlich ist die ganze Idee von dem mit der deutschen Literatur bekannten Dichter auch aus deutschen Dichtungen — vielleicht Fouqués Undine — entnommen. Die Ausführung ist aber ungeschickt gerathen. Anfänglich erscheint das Gespenst als neckender Wasserkobold, und mochte als solches passiren, obgleich seine Aeußerungen, daß es keine Seele, keinen Willen und nur Treue habe, befremden. Wenn es aber ohne Seele pathetisch zu werden anfängt und erscheint, oder sich aufsuchen läßt, wird es mehr langweilig als wunderbar. Seine endliche Auflösung durch Zerreiben seines Leibgürtels ist mehr lächerlich als Grauen erregend.

The Abbot ist die Fortsetzung dieses Romanes. Man hört ihn entweder als eine der interessantesten Scottischen Dichtungen anpreisen, oder als einen der schwächsten Romane tadeln. Beyde Urtheile sind gewisser Maßen wahr. Als ein in sich abgeschlossenes und proportionirtes Kunstwerk, als welches wir den Roman ansehen, kann der vorliegende nicht betrachtet werden. Es sind nur einzelne Scenen, welche den Dichter interessirt haben; er hat somit auch nur einzelne — aber höchst interessante Scenen mit besonderer Vorliebe ausgemalt, und was dann noch sonst zum nothdürftigen Abschluß des Romanes gehört, mit dürren Worten hinzugefügt. Vermuthlich war seine Absicht dahin gegangen, so wie er im vorigen Romane die ersten Versuche der Reformation, durch die Gebirgsschluchten der Gränze in das Land einzudringen, und den mannigfaltigen Wider- und Beystand, welchen sie in den nationalen Einrichtungen gefunden, schildern wollen, in diesem folgenden Romane ihren völligen Sieg zu beschreiben. Die Geschichte dieses Sieges war aber nicht von der Hauptgeschichte des Landes zu trennen. Er mußte die hochgefeyerte, schöne, un-

glückliche Königin, die nicht geschaffen war, den Stürmen, welchen ihre Regierung ausgesetzt war, mit ruhiger Stirne zu begegnen, selbst erscheinen lassen, und indem des Schottländers Phantasie und Gedanke dahin arbeitete, das Bild der interessanten Königin in sich lebendig werden zu lassen, übermannte es ihn dergestalt, daß er über die Reize der einen Gestalt im Bilde das ganze Gemälde vergaß. Man kann nicht sagen, daß er subjektiv geworden, denn er vergaß sich selbst in der Beschauung einer außer ihm lebenden Erscheinung; aber durch diese ausschließliche Hervorhebung des einen Gegenstandes konnte er gleich dem Liebenden, welcher nur seine Geliebte auf Kosten der um ihn blühenden andern Schönen schön findet, die andern Gegenstände, außer der Maria Stuart und der mit ihr in Verbindung stehenden Umgebungen nicht ihrer innern Natur nach mit gehöriger Sorgfalt betrachten. So finden wir denn, statt der Geschichte des die Oberhand gewinnenden Protestantismus die Geschichte der ersten Gefangenschaft, Befreyung und Flucht aus Schottland der unglücklichen Königin Maria Stuart. Uebrigens ist ihm die Zeichnung derselben so gelungen, wie wohl selten einem Dichter die einer eben so merkwürdigen historischen Person. Er hat sie keinesweges idealisirt, Maria erscheint in ihrer menschlichen Natur, mit mannigfachen Schwächen der Eitelkeit behaftet, leichtsinnig, bitter sarkastisch; aber dennoch hat der Dichter es verstanden, einen solchen Zauber poetischer Anmuth über diese anmuthigste aller Königinnen auszugießen, daß wir mit innigem Wohlgefallen auf das Bild der Unglücklichen hinblicken, obgleich wir zugleich uns ihre Mängel nicht verbergen können. Abgesehen von ihrer Schönheit und Anmuth muß ein Weib mit diesem Witze und mit diesem scharfen Verstande Jedermann fesseln, auch wenn er sich gesteht, daß es nur verderbliche, blendende Gaben sind, welche zum Unglück ihrer eigenen Gebieterin beytragen. Im Gegensatze zu dieser, so viel uns in der Entfernung darüber zu urtheilen erlaubt ist, historisch ganz getreu gezeichneten Königin dürfte die Maria Stuart, welche der Deutsche aus seinem Schiller kennt, nicht historisch getreu, sondern in einiger Beziehung veredelt, ja vielleicht allzu idealisirt erscheinen. Aber auch Schillers Maria kann historisch treu seyn. Seine Maria ist nicht mehr die jugendlich muthwillige und noch von Lebenslust emporgehobene Königin, sondern die vom Gram gebeugte, entthronte Bewohnerin eines Kerkers, in welchem ihr beständig

König Darnley's blut'ger Schatten

erschienen ist und sie zur Buße ermahnt hat. Uebermannen ja schon die fünf und zwanzigjährige Maria in diesem Romane zu Augen-

blicken die Furien, und im Wahnsinne scheint ihre Kraft sich aufzulösen, wenn sie die furchtbaren Gestalten der traurigen Vergangenheit aufsteigen sieht.

Aus diesem schönen Versehen wird es wenn auch nicht gerechtfertigt, doch mindestens entschuldigt, daß wir im Abte den eigentlichen Roman vermissen. Zugleich erklärt sich daraus, weßhalb der Dichter gegen seine Regel, hier eine berühmte historische Person auch zur Heldin seines Romans gemacht habe. Es ist aber nur eine Ausnahme. Der äußere Zusammenhang zwischen dem Kloster und dem Abte ist eben so unbedeutend angelegt, als der geistige nicht genügend ausgefallen ist. Die Helden des Klosters treten in den Hintergrund, oder erscheinen vielmehr nur als Einfassung zu dem neuen Bilde. Man kann wohl ahnen, daß der unbändige Edelknabe der Sohn des wilden Julian von Avenel gewesen; aber der Zusammenhang ist ganz willkürlich. Die alte Großmutter, welche hier das Schicksal spielen will, steht als verblendete Wahnsinnige gegen die Meg Merrilies und ihre Verwandte sehr im Schatten. Kaum aber ist der Name, welchen der Roman trägt, erklärbar, wenn man nicht annimmt, daß des Dichters besserer Plan während der Ausführung durch den angeführten Lieblingsgegenstand ganz verändert worden sey.

Auch außer den Scenen, in welchen wir die schöne, unglückliche Maria auf Lochleven bewundern, sind einige andere gelungen zu nennen, wohin wir die meisten Neckereyen zwischen dem Edelknaben und der Katharina Seyton rechnen. Der finstre Schwärmer, dessen Prädestinationsglaube ihn gegen jede Gefahr gleichgültig macht, erregt Schaudern. Der wilde Seyton steht mit wenigen Zügen lebendig vor uns. Die Verwechselung zwischen ihm und der Schwester ist so natürlich, daß sie selbst den Leser bis ganz zuletzt in der Täuschung befangen hält. Auch ist die objektive Darstellung des Verfassers in den Unterredungen zwischen der Königin und der Burgfrau von Lochleven, welche gewöhnlich mit der Niederlage der letzteren, jedes Mal aber mit einem furchtbaren Zwiespalt endigen, nicht zu verkennen. Als unparteyische Richter mit den menschlichen Gefühlen und Leidenschaften vertraut, müssen wir zugestehen, daß jede solche Unterhaltung, bey der Beschaffenheit der beyden Frauen, nur in solchem bittern Streite enden konnte, und dennoch müssen wir zugleich sagen, daß jede der beyden Frauen von ihrem Standpunkte aus betrachtet, Recht hatte und in ihrer Seele nicht anders handeln konnte. Alle diese Schönheiten sind aber nur zerstreut.

Rec. muß seine schon anderweitig ausgesprochene Meinung auch hier wiederholen, Scott ist ein Nationaldichter; wo er

über die Gränzen seines Vaterlandes hinausschweift, muß er sich erst in die fremde Sitte und Zeit einstudieren und dieses Studium ersetzt nicht die angeborne Kenntniß der Natur seines nebligen Schottlandes, in welchem er, gleich den Helden seiner Epopöen, blind alle Stege und Wege finden kann. Scott bleibt immer neben dem Dichter auch ein fleißiger Forscher nach der Wahrheit des Lebens. Er dichtet sich deßhalb im fremden Lande keine beliebige Natur, wie wohl viele geniale Dichter, welche das Studium, als etwas Untergeordnetes, verworfen haben, an, sondern er studirt sehr fleißig, ehe er an die Dichtung geht. Aber es ist nicht zu läugnen, daß man in den nicht schottischen Romanen das Studium hervorblicken sieht, und Studium ersetzt nur dürftig die Mängel der Natur.

Ivanhoe ist der Zeit nach der erste unter Scotts Romanen, nach des Rec. Ansicht aber keiner seiner ausgezeichnetern. Es läßt sich nicht läugnen, daß der ganze Roman aus einer abgerundeten Fabel besteht, und daß die meisten der einzelnen Scenen trefflich sind; dennoch aber gleicht die Fabel des Romans mit ihren Episoden und dem Schmucke zu sehr den Ritterromanen der verflossenen Decennien, und viele der einzelnen Scenen tragen zu deutlich Spuren des Studiums der Sitten der fremden Zeit, als daß sie für ganz lebendig gelten könnten; auch stehen sie so steif neben einander, als die getrennten Volksstämme jener Zeit. Selbst Hinsichts dieser letztern ist das Studium in den grellen Kontrasten, durch deren Hervorhebung der Dichter hauptsächlich jene Zeit Richard Löwenherzens zu charakterisiren geglaubt hat, bemerkbar. Uebermüthige und galante normännische Ritter und unterworfene störrige sächsische Voreinwohner des Landes, in Glanz und Macht strahlende Große und geächtete Räuber, Christen und demüthige Juden mit muhamedanischen Sklaven, Herrn mit leibeigenen Knechten stehen von so schroffen Mauern des Vorurtheils geschieden da, daß man glauben sollte, aller lebendige Verkehr müsse in jenen Zeiten aufgehört haben. Am meisten werden die großartigen Charaktere dieses Romanes und die auffallende scharfe Individualisirung derselben gepriesen. Jene Behauptung können wir nur zum Theil, die letztere wohl als ganz wahr einräumen; aber durch diese scharfe Individualisirung scheint uns mehr das Studium des Dichters in Betreff der einzelnen Stämme und Kasten jener großbritannischen Periode, als sein Studium der erscheinenden Verbindung jener körnigen Elemente bekundet. In dieser scharfen Charakteristik, z. B. der Juden, wird uns zwar der Gattungsbegriff mehr als anschaulich; aber die menschliche Natur, welche doch in jeder Zeit und unter allen Umständen durch die konventionellen Verhältnisse hindurch-

blickt, wird uns hier nicht klar. Es ist wahr, daß der Templer ein riesenhafter Charakter ist, ein Geist, der weit über seine Zeit hinausfliegen würde, wenn ihm die Sinnlichkeit nicht die Flügel lähmte. Auch die andern normännischen Ritter in ihrer größern oder geringern Verworfenheit sind dennoch großartige Naturen. Der feurige, ungestüme Cedric lebt gleich dem trägen Athelstan. Im Juden erscheint der potenzirte Begriff eines Juden. Aber je schärfer in allen diesen aus dem Gemälde herausspringenden Gestalten die sprechenden Züge des Standes und Geschlechtes, welchem jeder angehört, vor denen seiner persönlichen Individualität hervorgehoben sind, um so mehr muß es verwundern, in Rebecca statt der Tochter jenes Juden, statt einer Jüdin ein über alle Begriffe idealisirtes weibliches Wesen, welches mit individueller Seelenstärke, aufopfernder Großmuth auch von allen philanthropischen Ideen unsers und des vergangenen Jahrhunderts durchdrungen ist, zu sehen. Wollte der Dichter etwa durch diesen schlagenden Gegensatz zu den andern vom Konventionellen mehr als befangenen Gestalten Effekt machen? Dem Verfasser des Waverley u. s. w. läßt sich eine solche Absicht nicht zutrauen. Aber er wollte vermuthlich der ihm gewordenen Rüge, als verstehe er nicht, edle weibliche Charaktere zu zeichnen, widersprechen! Bey ernsterer Prüfung muß er aber selbst gefunden haben, daß seine unter diesen Umgebungen auftretende Rebecca wohl das Erzeugniß einer schönen Einbildungskraft, aber kein menschliches Wesen sey.

Vortrefflich ist noch der Prinz Johann, der künftige Johann ohne Land, der unfreywillige Gründer von Englands Ehre und Freyheit gezeichnet. Sein Leichtsinn und Wankelmuth spricht sich namentlich in der Turnierscene charakteristisch aus. Freylich hat Scott diesen historischen Charakter nicht mit der patriotischen Schonung des Shakespear dargestellt; aber beym letzteren steht Johann als königlicher Repräsentant des ganzen Englands da, hier ist er nur ein rebellischer Prinz, und der große Richard Löwenherz ist Englands Hort und Schmuck. Besonders ist die Auffassung dieses merkwürdigen ritterlichen Königs zu loben. Wie ihn die Poesie in den glanzendsten Farben, so zeigt ihn die Geschichte in einem ganz andern und oft sehr dunkeln Lichte. Scott hat das Mittel gewählt. Sein abenteuerlicher Sinn, sein Muth, welcher ihn das Sonderbare, wenn Gefahren dabey sind, aufsuchen läßt, ist nicht zu bestreiten, und so finden wir ihn als irrenden Ritter bey den Geächteten, zugleich aber deuten einzelne Züge auf seine keinesweges königliche Eigenschaft der Faulheit, mit welcher in der Wahrheit so manche andere Schwächen verbunden waren. Sein Erscheinen

Schettlandsinseln einzuführen, und die einzige Handlung, welche sich über den ganzen Raum zweyer Bände erstreckt, ist ein Gastmal. Es mag vielleicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, durch eine so ausgeprägte Schilderung der geselligen Tafelfreuden, dem Leser die beständige Aussicht auf die feuchten und düstern Nebelfelder zu entziehen, und gewisser Maßen zu zeigen, wie gesunde und frohe Menschen die Schrecknisse auch der traurigsten Natur zu überwinden vermögen. Aber dem Rec. dünkt, daß der Dichter, um diese einfache Wahrheit zu zeigen, keines Vorbaues einer so gewaltigen Scenerie bedurft hätte. Der hier aufgeführte berechtigte zu ganz andern Erwartungen, als welche der redliche Trinker, Magnus Troil, das Zauberweib Norna, der an das Gestade geschleuderte Pirat und die zwey liebenden Schwestern erfüllen. Die letzteren sind zwar äußerst lieblich und treffend geschildert. Sie aber sowohl, als ihr Vater, Magnus, der vom göttlichen John Dryden begeisterte Klaudius Halcro, und selbst der wunderbare Cleveland hätten an jedem anderen Gestade eben so gut wohnen können. Die Norna allein gehört diesem nordländischen Boden an. Ist aber diese Norna, gleich jener Meg Merrilies, das wirklich aus den Eigenthümlichkeiten ihres Volkes hervorgegangene Prophetenweib? Keineswegs. Des Dichters Absicht ist über die poetische Natur Herr geworden. Er hat ein phantastisches Weib zeichnen wollen, welches Gebieterin über die Elemente und Kennerin der Zukunft zu seyn glaubt, und doch zuletzt einsieht, daß sie überall blind zu ihrem eigenen Verderben gewirkt habe. Die Absicht ist moralisch und erbaulich, aber nicht poetisch; auf keinen Fall rechtfertigt aber diese Absicht jene Vorbereitungen, und auch anderwärts als auf Hialtland hätte solches Zauberweib ihr Wesen treiben können.

Da nun einmal der Zustand dieser wunderbaren Nordländer das Grundthema eines Romans werden sollte, so hätte Walter Scott weit besser gethan, wenn er, in den Volksglauben seiner Bewohner eingehend, auch die Geschichte märchenhaft und mythisch behandelt hätte. Er gesteht selbst zu, das Werk eines Freundes über diese Inseln benutzt zu haben. Nach den uns in öffentlichen Blättern daraus gewordenen Auszügen, enthält es die poesiereichsten Geistergeschichten und einen Mythos, der reich an allen romantischen Zusammensetzungen und zur Erweckung der lebendigsten Gefühle geeignet ist. Hier hätte der sinnreiche Poet sich zeigen können. In Hogs Eveningtales sind die Geistergeschichten aus einem benachbarten Gebiete zu so ergreifenden und doch so einfachen Erzählungen benutzt, wie sie wohl selten ein Roman enthält.

Noch sind von dem Autor des Waverley the fortunes of Nigel erschienen, und ein Roman Peveril of the peak ist im Erscheinen. Wir wünschen, daß der ausgezeichnete Verfasser, mehr auf seinen Nachruhm als den Vortheil des Augenblicks sehend, sich mehr Muße nehme, und dem Umfange nach kürzere, dem Inhalte nach gediegenere Romane, als seine letzteren sind, in Zukunft zu Tage fördere.

Unsern Wunsch, daß ein Dichter, wie er in der größern und bessern Hälfte seiner Romane erscheint, bey unserem Lese-Publikum beliebt bleiben möge, haben wir oben schon ausgesprochen, wenn auch für die Kunst jene Popularität schädlich ist, welche in London die meisten seiner Romane, zu Schaustücken umgewandelt, auf der Bühne sehen will. W. A.

Art. II. Das katholische Glaubens-Princip, aus der Geschichte der christlichen Offenbarung nachgewiesen, in der lateinischen Abhandlung von der Kirche als Grundlage zur Dogmatik des hochwürdigsten Herrn Gregor. Thomas Ziegler, vor kurzem ordentlichen Professors der Theologie an der Wiener Hoch-Schule, jetzt Bischofs zu Tyniez in Galizien. Von zwey Freunden der theologischen Literatur, mit Vorwissen des Verfassers, frey übersetzt und mit dessen Vorrede begleitet. Wien, 1823, bey Anton Schmid, k. k. privil. Nied. Oest. Landschafts-, deutsch- und orientalischen Buchdrucker. gr. 8.

1. In der Vorrede erzählt der hochwürdige Herr Bischof Ziegler mit wenig Worten die Geschichte seiner theologischen Laufbahn, darin merkwürdig, daß er, ungeachtet seines vieljährigen, unverdrossenen Studiums der orientalischen Sprachen und der Alterthumskunde, das eigentliche Ziel seiner Wünsche, nämlich die christliche Glaubens- und Sittenlehre in ihrer ganzen Ausdehnung pünktlich nachzuweisen, mit allem Vorrathe von Erudition so wenig habe erreichen können, daß er oft seufzend Schreibtisch, Zelle, Bibliothek und Kanzel verlassen habe, und daß er endlich unvermerkt wieder dahin zurück gebracht worden, wo er angefangen hatte: das Christenthum zu vernehmen von dem, durch Christus gestifteten, allzeit sichtbaren, allzeit von Gottes Geiste erleuchteten und bewahrten Lehramte (magisterium apostolicum, divinitus institutum, divinitus servatum, magisterium Petro-apostolicum), als einzigem oberstem Princip des theoretischen, wie des praktischen Christenthums. Dieses Princip nun, das der gelehrte Herr Verfasser noch vor seiner Erhöhung zum Bischof in einer lateinischen Abhandlung von der Kirche, als Grundlage seiner Dogmatik, aus der Geschichte der christlichen Offenbarung nachgewiesen, und das zwey österreichische Stifts-

geistliche in die deutsche Sprache übersetzt haben, überreicht der hochwürdige Bischof gleichsam als ein frommes Lebewohl seinem theuren Vaterlande, und schließt mit den gewichtigen Worten: Ein Gott, ein Christus, ein Glaube, eine Kirche, ein Mittelpunkt der Apostel.

Es wäre hier vielleicht am rechten Orte, die Verdienste des Benediktiner-Ordens, wozu der hochw. Hr. Verfasser gehört, um die Kirche und die Literatur in gedrängter Kürze zu rekapituliren, und dadurch anschaulich zu machen, wie wohlthätig derley christkatholische Institute für die Christenheit von jeher gewesen sind. Aber wir begnügen uns, gleichsam nur im Vorübergehen an den Monte-Cassino und die Kongregation des h. Maurus zu erinnern, zu erinnern an die mühsamen großen Leistungen französischer und deutscher Benediktiner im Fache der Geschichtsforschung und Geschichtssammlung, und rücken unserem Zwecke näher mit der Behauptung, daß, gleichwie die Thätigkeit dieses Ordens in aller Welt und durch alle Jahrhunderte seines Bestehens segensvoll gewesen, derselbe auch in den neuesten Zeiten fast in allen positiv-wissenschaftlichen Fächern, vorzüglich in der Geschichte und Gottesgelehrtheit, die ausgezeichnetsten Männer hervorgebracht habe. Zur Bekämpfung des bösartigen Typhus, womit die Philosophie der letzteren Decennien behaftet war, und womit sie alles positive Wissen bedrohte, hat dieser Orden redlich, wie alle Zeit, mitgewirkt, und sich in einigen seiner Glieder unverwelklichen Ruhm erworben. Beda Mayer, Ildephons Schwarz und auch der hochw. Hr. Verfasser dieses vorliegenden Werkes sind hierfür, was Deutschland betrifft, sprechende Beweise, und wahre Ehrenmänner unter den christkatholischen Dogmatikern und Polemikern der neuesten Zeit. Ihre Schriften sind in Aller Händen und der beste Commentar dieses Lobes. Beda Mayers brennender Eifer in Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion, sein rüstiger, kampfgeübter Geist in Widerlegung der Gegner, seine bis ans Gewagte reichenden Vorschläge zur Wiedervereinigung der von der Kirche getrennten Brüder, Schwarzens sanfter, ruhig erwärmender Ton, womit er seine Ueberzeugung ausspricht, seine große Belesenheit, die uns auf jeder Seite entgegen tritt, und deren er sich dennoch sehr prunklos und bescheiden bedient, um seine Sätze mit Aussprüchen der größten Denker verflossener Jahrhunderte gleichsam als Zugabe zu belegen, müssen jeden gründlichen Theologen mit Ehrfurcht gegen diese beyden Männer erfüllen und kleinliche Eifersucht um so mehr zum Schweigen bringen, als von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, von jenem nämlich der unparteyischen Würdigung reeller Verdienste

um Kirche und Literatur, das sogenannte Korporations-Interesse geistlicher Gemeinschaften zu tief liegt, um den heiteren Blick in das Reich der Wahrheit, in das Reich Gottes, zu verwirren. Reibung, Hemmung und Hinderniß waren von jeher nur Beförderungsmittel des wahrhaft Guten, und dienten nur dazu, den Triumph der Wahrheit zu verherrlichen.

2. In der Einleitung erklärt der H. V. mit apostolischem Freymuthe, welchen Standpunkt die katholische Theologie eigentlich einnehmen solle. »Lange genug habe sie um den Beyfall der Tags-Philosophien gebuhlt, sie, die Reiche, die Herrliche, die Lehrerin der ewigen göttlichen Wahrheit. — Erhaben über jede Philosophie, spreche sie fest und sicher über alle Forschungen im Gebiete des Ewigwahren ein klares und gültiges Urtheil, denn ihrer Wahrheit Bürge sey der lebendige, ewig wahre, als Mensch mit Menschen redende Gott.« Hierauf geht der hochw. Hr. Verfasser über auf den Wahn, als ob der Mensch Selbstschöpfer des Wahren sey, und mit seiner Vernunft alles ersinnen könnte, was ihm von den göttlichen Dingen zu wissen nöthig ist. »Der Mensch, mit seiner alten Sündhaftigkeit angethan, setze sich an Gottes Stelle, und belüge sich in seinem Hochmuthe; — die alte Geschichte des Menschen, der seyn wolle wie Gott, weil er von dem Lügengeiste gereizt und verführt ward, wiederhole sich immer wieder. Die göttliche Wahrheit sey nothwendig objektiv, alles Raisoniren und Deraisoniren von einer subjektiven göttlichen Wahrheit sey Selbsttäuschung; — die Wahrheit selbst sey niemals dem Menschen unterworfen und in dem Sinne subjektiv, weil sie weit über ihn, und er für immer unter ihren ewigen Gesetzen steht. — Kein Mensch könne daher von Gott etwas lehren aus sich selbst, denn Niemand erkennt den Sohn, sagt Christus, als der Vater, und Niemand erkennt den Vater, als der Sohn, und dem er es offenbaren will.« Daher könne auch Niemand von Gott reden, als der dazu berufen ist. — Das Anfragen der christlichen Theologen bey allen menschlichen Autoritäten, ob sie auch eine göttliche Autorität einführen dürfen, so wie das eigenmächtige Auswählen jener Offenbarungslehren, die uns gut dünken, werden gerügt, und alle diese Verkehrtheit dem Grundirrthum einer subjektiven Religion zur Last gelegt. »Der Mensch brauche in alle Wege einen festen Punkt außer sich, worauf er ruhe, also auch einen Gott außer sich und über sich.« Die subjektiven Religionskünstler täuschen sich selbst; wer mit subjektiver Religion auslangen wolle, bete sich selbst an. »Die grundfalsche Lehre von der Autonomie des menschlichen Willens endlich sey eigentlich eine Pest der Menschheit, und eine nothwendige Folge davon, daß Jeder sein eigener Gesetzgeber seyn wolle, womit keine menschliche Glückse-

Glaubens, mit der göttlichen Autorität der Kirche bekämpft, mit dem Zauber der brüderlichen Liebe aber gefesselt und für immer wiedergewonnen werden. Allein, um in die Schlupfwinkel der Sophisterey zu gelangen, muß man sichs nicht verdrießen lassen, die Schlangenwege zu wandeln, die dahin führen, die Parole zu brauchen, deren sich die Feinde bedienen; vor der Verirrung muß einen solchen christlichen Kämpfer der Leitstern aufrichtigen Glaubens und die Gewissenstreue schützen.

3. Doch der hochw. Hr. Verfasser ist als ein gewandter Wortführer für das Reich Gottes von allem diesem selbst gar wohl überzeugt: denn wie sehr er auch gegen alles bloß Subjektive in den Religionswahrheiten und mit Recht eifert, so stellt er dennoch an die Spitze seiner Darstellung der von Christo gestifteten Kirche §. 1. nebst dem philologischen, den philosophischen Begriff der Kirche, und redet von einer subjektiven Möglichkeit göttlicher Offenbarung, so wie von den möglichen Mitteln, eine solche Offenbarung unverfälscht zu erhalten und weiter zu verbreiten, darunter denn das von Gott selbst gewählte, einer sichtbaren Kirche, eines perpetuirlichen unter göttlicher Leitung stehenden Lehramtes allerdings jede Forderung befriedigt, welche nur immer von der spekulativen Philosophie an die Offenbarung gemacht werden kann. Aber wenn der hochw. Hr. Verfasser schon in seinem, aus der Geschichte der christlichen Offenbarung nachgewiesenen katholischen Glaubens-Principe dem philosophischen Begriffe der Kirche einen Platz verstattete, warum nicht noch einige philosophische §§. mehr von der Natur der moralischen Gewißheit (etwa nach *Bergier*, Traité de la vraie Religion), von der Nothwendigkeit und dem hohen Werthe der Ueberlieferung als Fortpflanzungs- und Bewahrungsmittel der Wahrheit? Wenn auch die Anlage dieses seines Werkes rein historisch, laut Titel, seyn soll, so ist die ganze Tendenz desselben doch, nicht bloß Katholiken, sondern selbst andere Glaubensgenossen von der Haltbarkeit und den Vorzügen des katholischen Glaubens-Princips zu überzeugen; und wie könnte man philosophische Gegner besser widerlegen, als durch eine rein philosophische Theorie über die Natur und den praktischen Werth der moralischen Gewißheit?

Der §. 2. handelt von dem biblischen Begriffe, der §. 3. von den Eigenschaften der von Christo gestifteten Kirche: a) von der Allgemeinheit, b) §. 4. von der unverwüstlichen Dauer, c) §. 5. von der Sichtbarkeit, d) von der Einheit der Kirche Jesu, und zwar 1) im Bekenntnisse, 2) in der Gemeinschaft unter den Gläubigen; alles dieses nach den gewöhnlichen und bekannten Schriftstellen des neuen Bundes. Recht gut wird die Einheit der Kirche Jesu nach den zwey Bestandtheilen des Bekennt-

nisses und der Gemeinschaft abgetheilt; nur wäre zu wünschen, daß der hochw. Hr. Verfasser diesen Gegenstand eben wegen seines hohen praktischen Interesse mehr erschöpft hätte für Gelehrte wie für die ungelehrten Gläubigen. Denn diese doppelte Einheit der Kirche dem Bekenntnisse und der Gemeinschaft nach ist ein gar wunderbarer Spiegel und Prüfstein echter Katholicität: sie schneidet allem Sektengeiste den Rückzug in die sogenannten reservationes mentales ab, scheidet alle falschen Freundschaften aus, dringt auf gänzliche Aufrichtigkeit. Die Einheit des Bekenntnisses soll in der wahren Kirche Jesu stets mit der Einheit liebevoller Gemeinschaft und frommen Gemeingeistes verbunden seyn, wie im einzelnen Christen Wort und That und Gesinnung eines seyn sollen. Wäre es erlaubt, diese Einheit des Bekenntnisses mit einem philosophischen Epitheton zu belegen, so könnte man sie die formelle, die Einheit der liebevollen Gesinnung aber die materielle nennen. Liebe, christlicher Brudersinn sind das Substrat, die Materie, Bekenntniß aber gleichsam die Form, das in die Sinne Fallende der Einheit. Es gibt keine wahre Form und kann auch keine geben ohne Materie, und Materie ohne Form ist ein Unding. Darum sind Orthodoxie ohne Liebe, Gerechtigkeit ohne Liebe, Liebe ohne Bekenntniß lauter, mit dem eigentlichen Geiste der christkatholischen Kirche unvereinbare Vereinzelungen, wovon Christus und seine Apostel nichts wissen wollen. — Dieß für die Prediger der sogenannten allgemeinen Menschenliebe ohne gleichförmiges Bekenntniß, und für jene Orthodoxen, die nichts weiter als das sind, ohne Gefühl und Bruderliebe. — Wer die Liebe nicht hat, wer nur mit dem Munde ruft, Herr, Herr! ist wohl geeinter katholischer Christ dem Bekenntnisse, aber nicht der Gemeinschaft nach; und wer die Liebe zu haben vorgibt, oder die Einigkeit des Herzens, und schämt sich des Bekenntnisses, hat nicht die ganze Liebe, die nämlich über alles. Einzelne wohlwollende, menschenfreundliche Neigungen reichen da nicht aus; Christus, die Kirche, wollen den ganzen Menschen mit seinem Wissen und Wollen, ein gänzliches Dahingeben ohne Vorbehalt im Bekenntnisse, in der Gesinnung und in der That. Darum könnte man die Einheit des Bekenntnisses in anderer Hinsicht wieder die theoretische, und die Einheit der Gemeinschaft oder der Liebe die praktische Einheit in der wahren Kirche Jesu nennen, weil das Bekenntniß auf die Wahrheit und das Fürwahrhalten, die Gemeinschaft aber auf die christlichen Rechts- und Liebespflichten hingeht, woraus sich dann wieder die Begriffe von theoretisch und praktisch einigen, und in Betreff theoretisch und praktisch abtrünniger Glieder der allgemeinen christlichen Kirche, viel-

leicht auch die tröstliche Hoffnung ergäbe, daß bey thätigem und angestrengtem Eifer für die praktische Einheit langsam auch die leider so zerrissene theoretische Einheit wieder hergestellt werden könnte? —

4. Im §. 7 wird von der äußeren, göttlich angeordneten Gestaltung der christlichen Kirche oder der Apostolicität, d. h. von dem apostolischen Lehramte, Kirchenregimente, von der sogenannten christkatholischen Hierarchie nach Zeugnissen der Bibel geredet. Hierauf folgt im §. 8 der Primat des heiligen Petrus aus den Worten Jesu selbst (wobey ein Commentar über die dreymalige Frage Jesu an Petrus: Liebst du mich? z. B. von dem höchsten Grade einer, den schwachen Menschen durchdringenden, reinen, alles aufopfernden Liebe zu Jesus, dem göttlichen Meister, als bedingnißartiger Weihe zum Primate nicht am unrechten Orte gewesen wäre), aus Thatsachen in der Apostelgeschichte, aus den heiligen Kirchenvätern (darunter auch Stellen von Origenes und Tertullian—), besonders des heiligen Cyprian, der unstreitig den tiefen Sinn des katholischen Primats am deutlichsten dargelegt hat *). Der §. 11 handelt von der Erhaltung und Leitung oder der Heiligkeit der christlichen Kirche. Im §. 12 werden Begriff und Möglichkeit der kirchlichen Unfehlbarkeit kurz, aber lichtvoll entwickelt. Die kirchliche Unfehlbarkeit ruht nämlich auf der Heiligkeit derselben, d. h. darauf, daß sie des ewig fortwährenden Beystandes des unfehlbaren Gottes selbst genießt. Der hochw. Hr. Verfasser nennt sie eine passive, die negativ kein Irrthum berückt, positiv richtige Erkenntniß leitet. Die reale Möglichkeit derselben soll sich aus der Regierung der Welt, aus der Inspiration der göttlichen Schriften und aus der Theokratie des jüdischen Staates, die moralische aus dem Bedürfnisse der Unfehlbarkeit ergeben.

*) Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, auf eine schon etwas ältere, zwar nur sehr kurze, aber vortreffliche Schrift, der Papst im Verhältnisse zum Katholicismus (Luzern, bey Joh. Martin Anich, 1817, dritte Auflage) aufmerksam zu machen, deren Inhalt dem Wesen nach ganz mit der Lehre des hochw. Hrn. Bischofs Ziegler von dem Primate übereinstimmt, und in neunzehn Nummern alles enthält, was sich über Papstthum und kirchliche Unfehlbarkeit in so kurzem Raume sagen läßt, und davon der fast lakonische Schluß dieser: Ohne Offenbarung keine Religion, ohne Kirche kein bestimmter Sinn der Offenbarung, ohne Papst keine Kirche. Offenbarung mit Kirche und Papst, katholische Kirche; katholische Kirche das vom weltlichen Reiche unabhängige Reich Gottes auf Erden.

Im §. 13 wird die Realität der Unfehlbarkeit aus Weissagungen des alten Bundes und aus Verheissungen Jesu Christi, §. 14 aus der Erfüllung der Verheissungen Jesu, §. 15 aus dem letzten wichtigen Worte Jesu, Matth. 28, 20. sehr gründlich dargethan und zwar mit vieler Wärme. Recht zweckmäßig sind die Geständnisse der besser denkenden Akatholiken für eine unfehlbare Autorität hier angeführt. Die Thatsache, daß mehrere ausgezeichnete Geister unserer Zeit in den Schooß der alten Mutterkirche zurückgekehrt sind, ist nur eine, allerdings sehr bedeutungsvolle Wiederholung ähnlicher Fälle im Verlaufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, da die unbefangene Ansicht der Dinge noch nicht zur heutigen Reife gediehen war. Man erinnere sich an Pistorius, Betzold, Holstein, Lambecius, Joh. Georg Eckard u. a. m. Daß diese Unfehlbarkeit (infaillibilité) oder Irrthumslosigkeit (non-errance) der Kirche in Glaubens- und Sittenlehren auch von den Aposteln gelehrt und von den ersten Christen geglaubt wurde, wird §. 16 aus dem ersten Briefe an die Korinther 12, aus dem Briefe an die Epheser 3; ferner in §§. 17, 18, aus andern Bibelstellen, dann aus der Uebung der alten Kirche bey Koncilien dargethan.

Vortreffliche Worte werden bey dieser Gelegenheit in den Anmerkungen zum §. 8 gesprochen: von der Oekonomie, deren sich Gott zur Erhaltung der Wahrheit und Rechtgläubigkeit in der Kirche bedient, wo oft ein einzelner, nicht einmal berühmter, Mann hinreicht, die Luftgestalten des Irrthums und des Fanatismus zu verscheuchen; ferner über das so viel verkannte Mittelalter und über die Verdrehung und Verzerrung der Geschichte in den Dutzendkompendien nach eigenen Launen und Zwecken. Mit Freuden wird jeder bessere Historiker derley mit Grunde geführte Klagen des hochw. Hrn. Verfassers über das Geschichtsunwesen neuerer Zeiten unterschreiben und selbst zugeben, daß eben dieses ungründliche und übermüthige Herabsetzen des ganzen Mittelalters bey der Jugend gar Vieles beygetragen zu jenem modernen Geiste des Dünkels, der Absprecherey, Insubordination und Anfeindung aller geistlichen und weltlichen Autorität. Aber wenn wir jetzt allmählich anfangen, über das Herauswachsen des Unkrautes die Hände zusammen zu schlagen, so müssen wir nie der Aussaat im verflossenen Jahrhunderte vergessen. Ließe sich wohl von derley Samen eine andere Ernte erwarten? In dieser Angelegenheit wird die Zeit über sich selbst Gericht halten; bey Gott ist sie schon gerichtet. —

Der allgemeine Glaube der ersten christlichen Jahrhunderte, daß die Kirche nie verfälscht werden, nie im (am) Glauben untergehen könne, ist §. 19 ersichtlich a) aus den öffentlichen Glau-

bensbekenntnissen, b) aus den Zeugnissen der heiligen Väter des ersten, zweyten, dritten, vierten Jahrhunderts §. 20—23, aus der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa §. 24, aus der Liturgie §. 25, historische Beweise, welche an Zahl und Gewicht denen sicher gleich kommen, wodurch andere Thatsachen gewöhnlich bewiesen werden. — In einer Anmerkung zu diesem §. bittet der fromm gesinnte und gelehrte Hr. Verfasser die getrennten Brüder zur wahren Kirche zurückzukehren; in einer andern zeigt er das Vernunftmäßige des Glaubens an die Gesammtlehre der Kirche und würdigt etliche neuere Gegner der kirchlichen Unfehlbarkeit (Blau, Freykirch, Beaufort, Jason, Alexander Geddes) nach Gewicht und Werth.

5. Aber nur die ist die wahrhaft göttliche, heilige, ursprüngliche Kirche Jesu Christi, fährt der hochw. Hr. Verfasser im §. 26 fort, welche sich auf die apostolische Aufeinanderfolge und Sendung stützet, und worin man das Princip des Alterthums, der Einigkeit und Allgemeinheit vorfindet, also zeugen der heilige Clemens zu Rom, der heilige Ignatius, die Kirche zu Lyon, Titus Flavius Clemens, Vorsteher der Katecheten-Schule zu Alexandria, die afrikanischen Kirchen, Tertulian, Origenes, die Kirche zu Karthago unter dem heiligen Cyprian und viele andere gewichtige Männer des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts, §. 27—35; dasselbe bestätigen §. 36 die Koncilien-Beschlüsse und der Glaube aller Christen des Mittelalters, wie zu ersehen aus Vincenz von Lerins, Petrus Lombardus, Thomas von Aquin. Derselbe Glaube von der wahren Kirche in der ganzen Christenheit wird §. 37 dargestellt und beurkundet aus den öffentlichen, uralten, allgemein angenommenen liturgischen Gebeten, ein sehr wichtiger § Dazu finden sich noch einige inhaltsschwere Anmerkungen über die Regierungsform der wahren Kirche und über die apostolische Aufeinanderfolge der Kirchenhirten. Im §. 38 wird der Satz aufgestellt: So wie die Einheit des christlichen Volkes im rechtmäßigen Priesterthume des neuen Bundes besteht, so besteht die Gemeinschaft des Priesterthums sowohl als des Volkes im rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus. Die Nothwendigkeit des Primates wird aus der Natur der Sache, dann §. 39 bewiesen, daß der heilige Petrus zu Rom erster Bischof war, und §. 40, daß eben darum nach uralten Thatsachen der Primat an die Nachfolger Petri in der römischen Kirche überging. Diese uralten, unläugbaren Thatsachen beweisen, daß schon in der ältesten Zeit die in der Welt zerstreuten Bischöfe bey einzelnen Vorfällen ihr Augenmerk auf Rom, als auf den Mittelpunkt der Kircheneinheit gerichtet hielten, daß sie dorthin refe-

sirten, appellirten, dorther Schiedspruch, Urtheil, Weisung, Trost und Aufmunterung erhielten. Ueber denselben Gegenstand werden sodann §. 41—45 die Koncilien, die heiligen Väter des vierten und fünften Jahrhunderts, endlich einige Päpste selbst vernommen. Hierauf folgt §. 46 die bekannte Thatsache des neunten Jahrhunderts, nämlich die Kirchenspaltung zu Konstantinopel durch Photius, worin sich der allgemeine Kirchen-Primat zu Rom im klarsten Lichte zeigte. Der §. 47 faßt Zeugnisse der griechischen und lateinischen Kirche alter, mittlerer und neuerer Zeit über den gleichförmigen Glauben der ganzen Christenheit vom Primate in sich, und im §. 48 wird sodann das Resultat aus allem Bisherigen als positives Grund-Princip mit den Worten aufgestellt: Die wahre Kirche ist die Römisch-katholische, der wahre Glaube der Petro-apostolische.

In der ersten Anmerkung zu diesem §. wird die Eintheilung des Primates in primatum honoris, auctoritatis et jurisdictionis vorgeführt, dann der katholische Primat als divini juris, der Primat des römischen Stuhles aber mit Bellarmin auf die Thatsache, daß Petrus, wiewohl nicht ohne Fügung Gottes, zu Rom seinen Sitz wählte, gegründet dargestellt. In einer zweyten Anmerkung werden dann aus bewährten Theologen und Kanonisten einige Sätze über die Machtvollkommenheit des Papstes als Kirchenoberhaupt angeführt. Der Gegenstand liegt nicht so eigentlich im Plane der Schrift, und scheint daher nur im Vorbeygehen berührt. In der dritten Anmerkung ist der hochw. Hr. Verfasser gar nicht in Verlegenheit, die Fehltritte mancher Päpste einzugestehen. Warum sollte aber auch der Katholik über diesen Punkt in irgend einer Verlegenheit seyn? Wandelt der Papst nicht auch im menschlichen Fleische? Wo ist jener Stand, jenes Amt, jene Würde, die nicht bisweilen menschlicher Gebrechlichkeit ausgesetzt gewesen wären? Nur Gott allein ist gut und nur sein eingeborner Sohn ist ohne Fehl gefunden worden. — Die übrigen Anmerkungen sind meistens eine Revision der Literatur über den Primat, und Zeugnisse für denselben aus Profan- und akatholischen Schriftstellern.

Im §. 49 wird gezeigt, daß unter dem Namen der christkatholischen Kirche weder der Papst allein, noch die übrigen Bischöfe ohne Papst, verstanden werden. Bey dieser Gelegenheit kommt in einer Anmerkung zur Sprache, ob der Papst über das Koncilium, oder dieses über den Papst sey? — Diese Worte werden auf eine sehr befriedigende und gut katholische Art erklärt; auch sind die neueren Schriftsteller für und wider die Unfehlbarkeit des Papstes angeführt, und dieser Gegenstand erscheint mit

jenem, ob der Papst über das Koncilium sey, auf eine Linie gesetzt. Der §. 50 ist überschrieben: Einzelne Kirchen haben zwar eine rechtmäßige Autorität, gelten aber in ihren Aussprüchen nicht als unbedingte Glaubensrichtschnur. Diese unbedingte Glaubensrichtschnur ist §. 51 nur im Bekenntnisse der alleinigen allgemeinen Kirche, d. h. in den durch das lebendige Wort verkündigten und stets in unverweslicher Kraft erhaltenen Glaubens- und Sittenlehren derselben, §. 52 besonders bey dem apostolischen Hirtenamte oder bey der lehrenden Kirche enthalten.

6. Der §. 53 behandelt die Frage, was Glaubens- und Sittenlehre sey, und gibt die Antwort darauf nach vier Formeln, deren eine nothwendig aus der andern folgt:

A. Alles ist Glaubens- und Sittenlehre, was Jesus Christus zu glauben und zu thun befohlen hat;

B. was die von Gott gestiftete und erhaltene Kirche zu glauben und zu thun gebietet;

C. oder, was das von Christo eingesetzte Apostolat, das Petro-apostolische Hirtenamt unter beständiger Leitung des heiligen Geistes zu glauben und zu thun vorstellt;

D. oder, was die römisch-katholische Kirche, d. h. das priesterliche, römisch-katholische Lehr- und Hirtenamt zu glauben und zu thun lehrt.

In dem §. 54 läßt sich der hochw. Hr. Verfasser über die Bibel und Tradition als Beweisquellen für die wissenschaftliche Deduction der Glaubenslehre vernehmen: der theologischen Beweisführung wird in so fern ein Werth zugesprochen, als der objektive Sinn der Beweisstellen getroffen ist, d. h. mit dem Sinne übereinstimmt, den die Kirche darin findet. Ausspruch des Kirchenraths von Trident darüber §. 55. Von hoher Wichtigkeit ist der §. 56, darin die falsche Ansicht, als ob die Religion an sich perfektibel sey, ihre Abweisung findet. Hierauf folgt eine Untersuchung über Objekt und Subjekt der Unfehlbarkeit. Im §. 58 wird sofort das Princip des Rationalismus (Unterschied zwischen guten und schädlichen Rationalisten in der Theologie), im §. 59 das der Pseudomystiker oder Inspirirten (Unterschied zwischen verderblicher und lobenswerther Mystik —), im §. 60 das der alten Protestanten (Bibliolatrie), im §. 61 das doppelte Glaubens-Princip der Episcopalen gewürdigt, und endlich §. 62 über Werth und Gültigkeit der auch von den Katholiken aufgestellten Principien genauere Bestimmung gegeben. »Nur der Ausspruch der h. h. Väter der ganzen Kirche in oder außer einem Koncilium,« sagt der hochw. Hr. Verfasser eben so kurz als richtig, »ist die Stimme Gottes, ist der wahre, unvergängliche, göttliche Glaube.« Sodann spricht er sich schön und katholisch über den ei-

gentlichen Werth der gewöhnlich sogenannten heiligen Väter aus, und findet Gelegenheit, die Verdienste des Benediktiner-Ordens um das Studium der Väter nach Verdienst zu würdigen, und den Jesuiten Germon zurück zu weisen. — Der §. 63 zeigt den Vorwurf, als bedienten sich die Katholiken in Ansehung ihres Glaubens-Princips eines Zirkelbeweises, in seiner Nichtigkeit, der §. 64 aber den Fehlgriff vieler katholischer Theologen bey Abweisung dieses Vorwurfs. Objekt der Unfehlbarkeit ist dem hochw. Hrn. Verf. §. 65, was immer zu der, uns von Christo bereiteten, Heilsordnung gehört, was mit göttlichem Glauben für wahr zu halten, was aus göttlichem Gehorsam zu thun, was zur Erlangung des ewigen Heils von Christo selbst angeordnet und eingesetzt worden ist. Subjekt der Unfehlbarkeit sind §. 66 Petrus und die Apostel, also der Papst und die Bischöfe vereint, als die eine von Christo bestellte Lehr- und Hirtengewalt. — In der ersten Anmerkung zu diesem §. wird sodann das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, der Philosophie zur positiven Religionslehre (christkatholischen Theologie) in scharfer Abgränzung gezeigt, wobey sich dem Unbefangenen unwillkürlich folgende Bemerkungen aufdringen. Alles zu strenge Abscheiden trägt nicht den Charakter jener Liebe, welche Christus gelehrt. So wie sich im Leben, trotz allen Gleichheitslehren, das Ungleichartige, sey es nach Weisheit, Adel, Macht oder Reichthum von selbst faktisch scheidet, und nicht anders als so geschieden zu unserem Bewußtseyn gelangt, so ist es ja ohnehin auch mit der untergeordneten Stellung, welche die Vernunft zur Offenbarung einnimmt. Keine gesunde Philosophie wird dieses untergeordnete Verhältniß der Vernunft läugnen; auch werden die Kenner der menschlichen Natur und des Ganges, den die Geistesentwickelung der Menschheit genommen, gerne zugeben, daß die Vernunft von der Offenbarung gar vieles empfangen, was verkehrte, undankbare Philosophen für das ursprüngliche Eigenthum der Vernunft ausgegeben haben. Aber wenn wir uns denn alles Götzendienstes der Vernunft rein entschlagen, so dünkt uns dennoch so Manches in dieser Anmerkung, was der hochw. Hr. Verfasser von dem Werthe der Vernunft und Philosophie sagt, etwas scharf oder hart, kurz nicht so, wie wir es von seinem gütig sanften Herzen erwartet hätten. S. 203 wird doch zugegeben, »daß die christliche Religion nothwendig den rechten Gebrauch der gesunden Vernunft fordert.« Es verhält sich demnach die gesunde Vernunft zur Offenbarung beyläufig, wie ein gutes Augenglas oder wie das Auge selbst zu dem, was dadurch gesehen werden soll. Aber wenn wir nun schon ohne die-

ses Glas, ohne unser Auge, nicht sehen, dürfen wir darum dasselbe geringschätzen, weil es nicht die Sonne oder die Sache selbst ist, die wir eigentlich durch dasselbe sehen? Kann es uns gleichgültig seyn, wie das Sehwerkzeug beschaffen, wodurch wir nun einmal sehen müssen? Ist ein derley gut beschaffenes Werkzeug, sey es rein nur Werk der Natur oder auch der Kunst, — nicht auch eine Gabe Gottes, der eben so, wie er zum Sehen seiner geschaffenen Dinge die Sonne aufgehen läßt, zum Erkennen seiner himmlischen Offenbarung im Menschen das Licht des Verstandes anzündet? Und dürfte aus diesem Gesichtspunkte der Theolog billiger Weise mit der vornehmen Miene seiner Facultät auf die Vernunft überhaupt und auf die Philosophie insbesondere herabsehen? Gott ist gütiger und gerechter: er gab das Licht der Vernunft dem Menschen, und wollte, daß er dasselbe gebrauche, selbst beym Anschauen der Offenbarung gebrauche, aber nicht mißbrauche und überschätze; und er gab die Offenbarung andererseits nicht, daß der Mensch die Vernunft und die Vernunftwissenschaften geringschätze. Gottes- und Weltweisheit schließen einander nicht aus; aber die Weltweisheit vermißt jenen göttlichen Beystand und jenes göttliche Kreditiv, wodurch sich die Gottesweisheit als die höchste und heiligste Angelegenheit des Menschen erweiset. Beyde sollen jedoch zu einem und demselben höchsten Zwecke hinführen, einander schwesterlich die Hand reichen, liebevoll unterstützen und sich wechselseitig ehren. Darum wird der echte Gottesweise, der bescheidene Theolog, ohne deßhalb den mit der Vernunft, mit der Weltweisheit, getriebenen Mißbrauch und Unfug zu verkennen, niemals in das Zetergeschrey derer einstimmen, welche den Gebrauch ob des Mißbrauches verdammen, wie zeitgemäß ein solches Geschrey auch scheinen möchte; sondern er wird in Erinnerung jener Zeiten, da auch mit der Theologie arger, und für das Heil der Kirche verderblicher, Mißbrauch getrieben wurde (die meisten Stifter der Spaltungen waren ja doch Theologen, von Arius anzufangen, bis auf Luther und Calvin), die Verirrungen der Vernunft beweinen und Gott preisen, daß er ihn berufen, die unfehlbare Lehre Jesu Christi zu verkündigen, während der Weltweise oft bey dem besten Willen mit seiner beschränkten Vernunft gegenüber der Offenbarung zu Schanden wird. Ueberhaupt die Vernunft, die Philosophie geringschätzen, weil wir die Offenbarung haben, ist gerade, wie wenn man das Wasser geringschätzen wollte, weil es Feuer; die Erde, weil es Luft gibt. Im Reiche Gottes hat Alles seinen angewiesenen Platz, und darum seinen eigenthümlichen Werth, wie in der Natur. Vernunft und Weltweisheit bedürfen der himmlischen Weisheit, wie eines Thaues von oben, auf daß sie gedeihen und sich über die Erde erheben; die himmlische

Weisheit hingegen bedarf wieder der Vernunft und der Weltweisheit, um auf Erden einheimisch zu werden, wie dieß der hochw. Hr. Verfasser selbst eingesteht. Darum sey Friede und Liebe zwischen Offenbarung und Vernunft, Theologie und Philosophie, zwischen den Wortführern jener und dieser auf obige Bedingungen: sie sind ja Beyde im Dienste des Herrn, der da herrschet über Himmel und Erde. Die Natur-Philosophie lehrt, daß selbst die gewaltsamsten Revolutionen in der Natur, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Donnerwetter, Stürme u. s. w. hinterher ihre heilsamen Folgen haben; wer weiß ob nicht im Reiche Gottes das durch die Philosophie ausgestreute Gift sein Gegengift schon selbst mit sich führe, und ohne daß es die Philosophie und die Philosophen beabsichtigten, einzig durch die Fügung Gottes, der Offenbarung und Theologie, mehr als man jetzt durchblicken kann, in die Hände arbeitet. Für den denkenden Historiker, der so oft in den Jahrhunderten aus Krieg, Brand, und Ruinen neue herrliche Saat hervorwachsen sieht, ist ein derley philosophischer Glaube verzeihlich: und der Theologe wird gern gestehen, daß die Wege des Herrn unergründlich sind. Die Welt muß sich bald durch Feuer, bald durch Wasser, bald durch Fäulniß von ihren Schlacken reinigen.

Die zweyte Anmerkung soll der ersten gleichsam zur Bestätigung dienen. Die dritte Anmerkung geißelt die falschen Brüder unter den Katholiken, bezeichnet ziemlich richtig die gleißnerischen Umtriebe derer, die es mit dem wahren Wohle der Kirche zwar recht gut zu meinen vorgeben, aber es im Grunde mit sich selbst doch am besten meinen. Darum ist ihr ewiges Winseln nach einer alle Sekten umfassenden Liebe (eine Art Glaubens-Indifferentismus unter dem Deckmantel der Orthodoxie des Herzens, Willens und Handelns —), oder auch ihr inquisitorisches Schreyen nach Reinigung des Schafstalles (eine alte Verlarvung der Lieblosigkeit hinter zelotischem Eifer jener Orthodoxie), nur eine Lockspeise für Unerfahrne, Gutmüthige, Reine, ein wahrer Sirenen-Gesang, um die Steuermänner des evangelischen Schiffes irre zu führen, sie einzuschläfern in ihrer Sorgfalt, oder aufzureizen zu unvorsichtigen Schritten. Solche Leute verfolgen gewöhnlich nur das gröbere oder feinere Interesse ihres eigenen Ichs, hassen giftiger als die Spinnen, und würden, wäre es nicht im neunzehnten Jahrhunderte, trotz ihrer allgemeinen Menschenliebe, und trotz ihres Eifers für den Gott der Liebe, mit süßer Freude Jeden auf dem Scheiterhaufen sehen, der nicht in ihr Horn bläst. Jene Liebe Christi, die zwischen Samariter und Publikaner keinen Unterschied macht, so oft es gilt, zu helfen, zu retten, sich zu erbarmen; jene Liebe, welche das suchen geht,

was verloren gegangen, und darum wohl auch mit Sündern zu Tische sitzt und bey Zöllnern einkehrt, ist derley Indifferentisten und Rigoristen gänzlich fremd. Was der hochw. Hr. Verfasser von dem Einstehlen solcher Gleißner in das Vertrauen der Kirchenhirten sagt, dünkt uns nicht bloß eine treffende Bemerkung aus dem wirklichen Leben, sondern auch wohl eine heilsame Warnung für alle, welche berufen werden, die verschiedenen Abtheilungen der Herde Jesu Christi zu weiden; denn das Einschleichen der Wölfe in Schafspelzen kommt gewöhnlich dann recht in Uebung, wenn die Wolfshaut entweder schon zu abgetragen oder bekannt ist, oder wenn die Hirten ihre Sorgfalt zu verdoppeln anfangen. —

7. Die folgenden §§. handeln von den allgemeinen oder ökumenischen Koncilien, und zwar der §. 67 davon, daß dieselben über Glaubens- und Sittenlehren unfehlbar entscheiden; der §. 68 gibt eine geschichtliche Darstellung der für solche Versammlungen von den Aposteln selbst vorgezeichneten Form, welche dann auch §§. 69, 70 von den Nachfolgern der Apostel beobachtet wurde. Noch näher und genauer ist dieser Gegenstand im §. 71 entwickelt. Mit dem §. 72 beginnt eine historische Darstellung der vier ersten Koncilien, nämlich des ersten zu Nicäa, 325 n. Ch., §. 73 des ersten zu Konstantinopel im Jahre 380, §. 74 des Ephesinischen 431, und §. 75 des Chalcedonensischen, aus denen sich die Form der allgemeinen Koncilien entnehmen läßt, §. 76. Der §. 77 zeigt, welch hohe Meinung die h. h. Väter von den allgemeinen Koncilien hatten; in den Anmerkungen zu diesem §. werden die bedeutendsten Einwürfe, welche bisher von Akatholiken gegen die Koncilien aus dem alten Testamente, aus heil. Vätern, aus den Koncilien selbst gemacht werden, in klarer Gedrängtheit widerlegt und als nichtig gezeigt. Der §. 78 und 79 beleuchtet die Merkmale eines allgemeinen Koncils, als da sind a) ein für die ganze Kirche wichtiges Objekt der Berathung (Glaubens- und Sittenlehre —), b) Versammlung aller Bischöfe, die möglicher Weise dabey erscheinen können, c) Vorsitz und Leitung des Petro-apostolischen Stuhls, d) Bestätigung des Beschlusses durch das Ansehen der ganzen apostolischen Versammlung. Im §. 80 wird das Verhältniß des römischen Papstes zu den allgemeinen Koncilien bestimmt, im §. 81 die Nothwendigkeit einer sicheren Bestimmung des Wesens eines allgemeinen Konciliums dargethan, worauf der hochw. Hr. Verfasser die für allgemein zu haltenden Koncilien und die Schriften aufzählt, welche als Lehre der Kirche angesehen werden.

Nach allem diesem geht der hochw. Hr. Verfasser über zur Lehre von dem göttlichen Ursprunge der katholischen Religion und

Kirche, ihrer göttlichen Würde und Wirksamkeit, zur Bestimmung ihres Wesens, und was von der Toleranz zu sagen ist. Der 82. § handelt von dem Alter der katholischen Kirche; der 83. § zeigt die Religion, die Offenbarung und Kirche in ihrer nothwendigen innern Verbindung; der 84. § erklärt, warum der katholischen Kirche das Prädikat der allein selig machenden beygelegt wird. Im 85. § wird eine historisch wahre Beschreibung der katholischen Kirche gegeben, und darin sind folgende Worte inhaltsschwer: »Ob Jemand außer der sichtbaren Kirche doch zur unsichtbaren Gemeinde der Heiligen gelangen könne? Darüber können wir hier nur kurz sagen: daß bey jenen, welche alle ihre Hoffnung und (all ihr) Vertrauen auf Jesum den Gekreuzigten setzen, ein stillschweigendes Verlangen, der wahren Kirche anzugehören, das nämliche leisten möge, was bey Katechumenen im Falle der Unmöglichkeit, getauft zu werden, die Begierdtaufe leistet. Dieß gilt vorzüglich von jenen, welche durch das geheiligte Bad im Worte des Lebens, Ephes. 5, 26, abgewaschen, geheiligt und gerechtfertigt im Namen unsers Herrn Jesu Christi, und im Geiste unsers Gottes, I. Korinth. 6, 11, mit dem unauslöschlichen Merkmale der christlichen Würde bezeichnet worden sind.«

Der 86. § ist »von der Toleranz« überschrieben, und durch ein Salomons-Urtheil sehr geistreich zur deutlicheren Kenntniß gebracht. Das Glaubensgebot kennt keine Toleranz, das Gebot der Liebe eine menschliche, bürgerliche, politische. Biblische Zeugnisse dafür im 87 § und noch einige besondere Zeugnisse des Alterthums für die Nothwendigkeit der Ausschließung jeder falschen Lehre § 88 und 89. Die Anmerkungen zu diesem letzten § sind voll ausgebreiteter theologischer Erudition, und der Schluß §. 90 voll Festigkeit und Salbung. R.

Art. III. Grundriß der Mineralogie, von Friedrich Mohs. Erster Theil. Mit 5 Kupfertafeln. Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung, 1822. Seiten LXII und 604.

Vorliegender Grundriß der Mineralogie enthält erstlich allgemeine Grundsätze der Naturgeschichte, dann die Terminologie, Systematik, Nomenklatur der Mineralogie und die bereits schon bekannte Charakteristik der Mineralien. Letzterer ist in diesen Jahrbüchern schon erwähnt worden. Damals konnte man aber auf die Grundsätze, welche den Verfasser bey ihrer Aufstellung geleitet haben, bloß schließen; gegenwärtig liegen dieselben aus einander gesetzt vor, und lassen sich daher umständlicher beurtheilen. Der Verfasser ist in der Voraussetzung, wie aus mehreren Stellen seines Werkes deutlich hervorgeht, daß die von ihm hier

ausgesprochenen Grundsätze in der Zoologie und Botanik von jeher beobachtet worden wären, und mithin in der Mineralogie, weil sie ebenfalls ein Theil der Naturgeschichte sey, auch gelten müssen.

Prüfen wir das Verfahren der Zoologen und Botaniker genau, so zeigt sich bald, daß mehrere der vom Verfasser aufgestellten Grundsätze eben so wenig in der Zoologie und Botanik beobachtet wurden, als sie von Keinem dieser Schriftsteller erwähnt worden sind. Irrige Ansichten über die Grundsätze in der Naturgeschichte sind inzwischen unvermeidlich, wenn man auf die verschiedene Natur der organisirten und unorganisirten Naturkörper, und die deßhalb nothwendig verschiedene Behandlungsart nicht die gehörige Rücksicht nimmt. Referent hält sich aber auch überzeugt, und wird zu überzeugen suchen, daß diese Grundsätze für eine Wissenschaft, die sich mit dem Kennenlernen der Naturkörper beschäftigt, und für die Mineralogie insbesondere nicht zweckmäßig sind.

Vor allem ist es aber nothwendig, den Standpunkt festzusetzen, von welchem aus die Grundsätze und das Verfahren der Naturgeschichte beurtheilt werden müssen. Die Ableitung der Naturgeschichte als Zweig aus der Naturwissenschaft, ihr Verhältniß zu den übrigen naturwissenschaftlichen Zweigen in Bezug auf Objekt und Prädikat, wodurch unser sämmtliches Wissen von Naturdingen erschöpft wird, dann der Mineralogie zur Geognosie rc. vermissen wir in diesem Werke, obgleich sie unsers Bedünkens dessen Verfasser zu geben um so mehr schuldig gewesen wäre, weil er sowohl den Gesichtspunkt, als auch das Objekt der Mineralogie veränderte. Eine solche Ableitung hier zu geben würde indeß den Ref. weiter führen, als es unbedingt nothwendig ist. Es dürfte hinreichen, eine höchst einleuchtende Wahrheit, welche, obgleich noch von keinem Naturforscher geläugnet, aber bey Behandlung der Naturgegenstände schon so oft außer Acht gelassen wurde, in Erinnerung zu bringen, nämlich daß alle Naturkörper bloß durch die Sinne (und nicht a priori) erkannt werden, daß wir durch die Sinne keine Begriffe, sondern bloß Bilder von ihnen erhalten, welche wir uns aus den an ihnen wahrgenommenen Eigenschaften machen. Auf diese sinnliche Wahrnehmungen stützet sich alles unser Wissen von Naturgegenständen. Unsere Schlüsse über ihren Zusammenhang, Entstehung können und müssen sich ändern, je nachdem wir mehr oder weniger Eigenschaften an ihnen wahrgenommen haben, oder je nachdem unsere sinnliche Kenntniß von ihnen mehr oder weniger vollständig ist. Die sinnlichen Wahrnehmungen bleiben sich dagegen gleich, und werden sich immer gleich bleiben, so lange die Organisation unserer Sinne

dieselbe bleibt. Man kann aber, und wird zu keiner Zeit von einem Naturgegenstande behaupten können, daß man alle ihm zukommenden sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften kenne, und somit wird kein Schluß über Naturkörper sicher seyn, daß er nicht eine Veränderung erleide.

Da nun bloß sinnliche Wahrnehmungen die bleibende Basis der Naturwissenschaft ausmachen, und die sich darauf gründenden Ansichten und Schlüsse von Zeit zu Zeit ändern, so ist vor allem darauf zu achten, daß niemals sinnliche Beobachtung mit Verstandesschlüssen und Ansichten vermengt oder verwechselt werden. Jene Zweige der Naturwissenschaft, welche die sinnliche Erkenntniß der Naturkörper, das Auffassen aller ihrer Eigenschaften zum Gegenstande haben, müssen sich bloß auf sinnliche Wahrnehmungen beschränken, und sich niemals der Schlüsse anstatt Wahrnehmungen bedienen. Nur auf diese Weise werden sie den Forderungen entsprechen, welche die andern Zweige der Naturwissenschaft an sie zu machen gezwungen sind, ihnen als sichere und unwandelbare Basis zu dienen. Welche Irrthümer aus Vernachläßigung dieser Wahrheit schon erwachsen, wie viel Rückschritte deßhalb nöthig gewesen, ist aus der Geschichte der Erfahrungswissenschaften hinreichend bekannt.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, gehen wir zur Beurtheilung des Werkes über.

§. 2 wird das Wort Naturgeschichte, wie schon so oft geschehen, als unbezeichnend getadelt. Das Wort Naturgeschichte ist eine Uebersetzung des griechischen φυσεως ιϛορια, und kömmt schon bey Aristoteles vor. Man kann aber dem genialen Stagiriten nicht vorwerfen, daß er eine nach unsrer gegenwärtigen Ansicht so unzweckmäßige Benennung gewählt habe. Er beschäftigte sich fast bloß mit den Thieren, und da er bey den Thieren vorzüglich die Lebensweise, die Gewohnheiten, Entwickelung etc. im Auge hatte, konnte er wohl keine zweckmäßigere Benennung wählen, als ζωων ιϛορια, Geschichte der Thiere, denn er schrieb ihre Lebensgeschichte. Auch bey den Pflanzen ist noch eine Geschichte in diesem Sinne möglich, in so fern bloß ihre Entwickelung und die dabey vorkommenden Erscheinungen Gegenstand der Beobachtung sind. Diese Betrachtungen machen einen Zweig der Naturgeschichte nach unserer gegenwärtigen Ansicht, aber nicht die ganze Naturgeschichte aus. Auf die Mineralien passet dieser Ausdruck ganz und gar nicht, denn sie haben keine Entwicklungsperioden, und zeigen keine Veränderungen, die zu einer Geschichte Stoff gäben. Inzwischen dürfte die von mehreren Naturhistorikern gebrauchte Benennung Physeognosis dasjenige treffend etymologisch bezeichnen, was wir unter Naturgeschichte be-

greifen. Der Begriff der Worte Naturerkenntniß, Naturbeschreibung sind zu eng, und Naturkenntniß offenbar zu viel umfassend.

§. 3, S. 2 bestimmt der Verfasser die naturhistorischen Eigenschaften folgender Maßen: »Naturhistorische Eigenschaften sind solche, mit welchen die Natur die Dinge hervorgebracht hat, und die so wie die Dinge selbst während ihrer Betrachtung unverändert bleiben; und ein Ding befindet sich in seinem natürlichen Zustande, wenn und so lange es diese Eigenschaften an sich trägt... Aus diesen wählt die Naturgeschichte diejenigen, welche sie ihren Principien und Zwecken gemäß gebrauchen kann... Die so gewählten Eigenschaften eines Dinges sind dessen naturhistorische Eigenschaften. Also ist jede naturhistorische Eigenschaft eine solche, die dem Dinge in seinem natürlichen Zustande zukömmt, aber nicht jede von diesen ist eine naturhistorische Eigenschaft. Der Inbegriff der naturhistorischen Eigenschaften eines Naturkörpers heißt dessen natürliche Beschaffenheit.« Dieser Satz wird ohne Beweis als Grundsatz angegeben, welcher in der Zoologie und Botanik immer beobachtet, aber in der Mineralogie vernachläßigt worden sey, für welche er aber eben so gelten müsse, da letztere wie die ersteren Zweige einer Wissenschaft, nämlich der Naturgeschichte wären.

Sollte er bloß für die Bestimmung der Eigenschaften gelten, welche gebraucht werden sollen, um die schon als einerley oder verschieden bestimmten Naturkörper zu erkennen und zu unterscheiden, oder sie im Systeme aufzufinden, so stimmt Ref. in so weit überein, daß Eigenschaften dieser Art zum Erkennen zweckmäßig sind, weil sie an einem Gegenstand mehrmals aufgefunden und nachgewiesen, und gewöhnlich sehr leicht erkannt werden können; er sieht aber keinen Grund, daß sie nothwendig gewählt werden müßten. In der Zoologie und Botanik kennt man diesen Grundsatz nicht. In der Zoologie pflegt man ohne Ausnahme von Aristoteles bis auf unsere Zeiten von Kennzeichen aus der Anatomie entlehnt zur Unterscheidung wenigstens der allgemeinen Abtheilungen, Klassen, Ordnungen &c. Gebrauch zu machen. Die Eintheilung der Thiere in Rückgrathige und Rückgrathlose, die Unterabtheilungen der ersteren nach den Athemswerkzeugen, der letztern nach dem Vorhandenseyn des Gefäß- und Nervensystems, knotiger und knotenloser Nerven &c. wie aus den vorzüglichsten und allgemein befolgten zoologischen Systemen bekannt ist, dürften dafür hinreichende Belege seyn. Daß nun die Thiere, wenn sie zergliedert werden, nicht in dem Zustande bleiben, in welchem die Natur sie hervorgebracht, und in welchem sie vor der Zergliederung waren, bedarf wohl keines Beweises. Selbst in dem künstlichen Linnéischen Pflanzensystem ist nicht selten nothwendig,

Blüten und Früchte zu zergliedern, um die Pflanzen im Systeme zu finden.

Sieht man inzwischen auf die Folgerungen, welche der Verfasser aus dem aufgestellten Satze zieht, so erkennt man leicht, daß er dadurch bloß die chemischen Kennzeichen, das heißt, die von ihren Bestandtheilen entnommenen, und durch das Verhalten gegen andere bemerkbaren für den Gebrauch der Naturgeschichte ausgeschlossen wissen will, und daß der erwähnte Grundsatz bloß zu unbestimmt ausgedrückt sey, wahrscheinlich weil der Verfasser bloß Mineralien im Auge gehabt hat, welche durch mechanische Theilung keineswegs wie die organisirten Naturkörper das aufhören zu seyn, was sie zuvor waren. Man kann ein Stück Gold in so viel Theile man will zertheilen, die Stücke haben nicht aufgehört Gold zu seyn, nicht aber einen organisirten Naturkörper, der aus verschieden gebildeten Theilen besteht, und von deren Zusammenwirken seine Existenz abhängt. Allein auch von chemischen Kennzeichen machen die Zoologen und Botaniker Gebrauch. Einer der ersten jetzt lebenden Naturforscher, Kurt Sprengel, gibt in seiner Anleitung zur Kenntniß der Gewächse (zweyte Auflage 1817) als den besten Unterschied der Thiere von den Pflanzen einen Verbrennungsversuch an, wo dann durch den besondern Geruch sich Thiere von Pflanzen unterscheiden. »Der beste Unterschied ist der von der Mischung entlehnte, sind seine Worte. Die Zoologen haben mit besonderem Fleiße alle Unterschiede aufgenommen, welche die Chemie unter den Thieren nachwies, so daß die Knochen der Rückgrather aus phosphorsaurem, die festharten Theile der Rückgrathlosen aus kohlensaurem Kalke bestehen. Selbst quantitative Mischungsverhältnisse bemerkten sie. Nur haben die chemischen Untersuchungen bisher so wenig Verschiedenheiten unter den Thieren gezeigt, welche sich noch dazu fast bloß auf qualitative beschränken. Und hierin liegt der Grund, warum die Zoologen von ihnen keinen Gebrauch machen konnten. Mehr Verschiedenheiten fand die Chemie unter den näheren Bestandtheilen der Pflanzen auf, und die größten neuern Botaniker haben davon zur Charakterisirung natürlicher Familien, überall, wo sie bekannt und unterscheidend waren, den zweckmäßigsten Gebrauch gemacht, wie das hinreichend bekannt ist. Referent glaubt durch diese Citaten aufmerksam gemacht zu haben, daß die Naturhistoriker in der Zoologie und Botanik die chemischen Kennzeichen nicht aus Grundsatz, wie der Verfasser meint, vermieden haben. Die organisirten Wesen zeigen weit mehr Verschiedenheiten in ihrer Gestalt und Struktur, als in ihren Bestandtheilen, und da erstere meistens hinreichen, so waren sie selten gezwungen, die Verschiedenheiten der Bestandtheile zu gebrauchen, trat aber

ein solcher Fall ein, so nahmen sie keinen Anstand, von ihnen Gebrauch zu machen.

Der Streit der Mineralogen, ob die Mineralien durch äussere oder innere Kennzeichen (wie sie sich ausdrückten) erkannt und unterschieden werden sollen, gehört in der That zu den sonderbarsten, welche je zwischen Naturforschern geführt worden sind, zumal er von beyden Parteyen durch noch sonderbarere Gründe unterstützt wurde. Wären diejenigen, welche sich mit der Kenntniß der Mineralien beschäftigten, in der Anwendung der äußeren und inneren Kennzeichen immer gleich geübt gewesen, oder hätten sie nur wenigstens von beyden gleiche Kenntniß gehabt, so wären solche Streitigkeiten gewiß niemals entstanden. Man hat behauptet, daß die chemischen Kennzeichen zur Erkenntniß der Mineralien deßhalb nicht gebraucht werden können, weil dieselben bloß mittelbar erkannt würden, und in der Naturgeschichte bloß unmittelbar erkennbare Eigenschaften anwendbar wären, da die Auffindung der mittelbaren zu schwierig und umständlich sey. Man bedachte aber nicht, daß dadurch auch der Gebrauch der Merkmale: Härte und Schwere, aus der Naturgeschichte ausgeschlossen würde, ohne welche die äußern unzureichend sind, daß selbst die optischen Eigenschaften nur bey Einwirkung des Lichts, also im strengen Sinne mittelbar an den Mineralien erkannt werden.

Man hat behauptet, daß man äußere und innere Kennzeichen zugleich nicht gebrauchen könne, weil sie ungleichartig wären, indem durch die erstern ausgesagt würde, wie die Naturkörper unmittelbar vor unsere Sinne, durch die letztern aber wie sie uns durch wechselseitige Einwirkung auf einander erscheinen, und ungleichartige Kennzeichen könnten sich widersprechen und daher zu widersprechenden Resultaten führen. Wir begreifen nicht, wie sich mittelbar oder unmittelbar durch die Sinne wahrgenommene Eigenschaften widersprechen sollen, wenn nicht die Widersprüche eher in den Köpfen der Systematiker lägen. Mit gleichen optischen Eigenschaften ist eben so wenig immer gleiche Krystallisation verbunden, und mit dieser eben so wenig gleiche Härte oder Schwere u. s. w. als mit gleichen äußern Eigenschaften gleiche chemische, und doch hat noch niemand behauptet, daß sich die optischen Eigenschaften mit der Krystallisation, diese mit der Härte oder Schwere widersprächen, und man von ihnen zugleich keinen Gebrauch machen könne. Der Grund hievon ist, es gab noch keine Mineralogen, die sich vorsetzten, die Gleichartigkeit der Mineralien bloß nach optischen, bloß nach krystallographischen, bloß nach der Härte oder Schwere zu bestimmen, oder sie nach einer dieser Eigenschaft zu ordnen. Ein und dasselbe Kennzeichen wird übrigens bald bloß mittelbar, bald unmittelbar erkannt, so

werden z. B. größere Verschiedenheiten des Gewichts unmittelbar, geringere bloß mittelbar erkannt.

Der Verfasser entgeht durch die Bestimmung, daß man bloß solche Eigenschaften brauchen dürfe, welche durch die Wahrnehmung nicht verändert würden, diesen Einwürfen. Er scheint aber darauf nicht aufmerksam gewesen zu seyn, daß er durch diese Bestimmung die Eigenschaften, welche wir durch den Geschmack und Geruch wahrnehmen, aus der Naturgeschichte ausschließe; denn die kleinen Theile eines Körpers, welche auf unser Schmeck- oder Riechorgan die Empfindung erregten, dürften nicht unverändert bleiben, und noch öfter geschmeckt oder gerochen werden können. Die andern waren nicht Gegenstand unserer Wahrnehmung. Selbst durch das Ritzen, um die Härte zu untersuchen, bleiben die Körper nicht unverändert.

Ob man zum Erkennen oder zum Auffinden im Systeme der bereits als gleichartig oder ungleichartig bestimmten Naturkörper bloß chemische, bloß krystallographische, bloß optische rc. oder mehrere zugleich gebrauche, scheint uns gleichviel, wenn dieselben nur hinreichen, die Naturkörper von allen andern zu unterscheiden und zu erkennen. Es ist troß so vieler Bemühungen noch kein zureichender Grund angegeben worden, und wie Ref. glaubt, auch keiner vorhanden, warum bloß diese oder jene sinnliche Eigenschaften zur Erkenntniß der Naturkörper ausschließlich gebraucht werden müßten; obgleich nicht zu läugnen ist, daß einige Eigenschaften in dieser, andere in jener Rücksicht vorzuziehen sind.

In so fern aber bloß durch diese im angeführten Satze (§. 3) bezeichneten Merkmale, wie der Verfasser §. 214 will, auch die Einerleyheit und Verschiedenheit der Naturkörper bestimmt werden soll; in so fern dadurch ausgemittelt werden soll, ob, wie sich der Naturhistoriker ausdrückt, diese oder jene Naturkörper zu einer oder verschiedenen Species gehören, welche Bestimmung mit unbekannten und neuentdeckten Naturkörpern vorgenommen werden muß, ist Referent ganz anderer Meinung. Er hält dafür, daß zur Bestimmung, welche Körper gleichartig oder ungleichartig, einerley oder verschieden sind, nothwendig alle ihre sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften berücksichtigt werden müssen. Denn es läßt sich durchaus nicht bestimmen, ob zwey oder mehrere Naturkörper gleichartig seyen, wenn man sie nicht in allen ihren Eigenschaften verglichen hat. Hat man sie nur nach einer oder der andern Art Eigenschaften verglichen, so kann man auch bloß urtheilen, ob sie nach dieser oder jener Hinsicht verschieden oder gleichartig sind. Der Schluß, daß wenn einige Naturkörper in vielen ihrer Eigenschaften mit einander übereinstimmen, sie auch in den übrigen eine ähnliche Uebereinstimmung zeigen

werden, darf nicht für Wahrnehmung gelten, und in der Naturgeschichte angewendet werden, weil ihre Bestimmungen nicht auf Schlüssen, sondern auf Wahrnehmungen beruhen müssen. Gesteht man aber den Fall zu, daß Mineralien, die in sehr vielen Eigenschaften übereinstimmen, in einer oder der andern doch verschieden seyn können, so läuft man Gefahr, in einer Species ungleichartige Körper zu vereinigen, wenn man sie nicht nach allen ihren Eigenschaften verglichen hat. Daß aber eine unbedingte Anforderung an die Naturgeschichte sey, zu bestimmen, welche Naturkörper unter einander gleichartig und ungleichartig seyen, nicht bloß nach diesen oder jenen Eigenschaften, nach den naturhistorischen, wie der Verfasser sie nennt, oder nach den chemischen, optischen rc. erhellt schon daraus, weil die Species der Naturgeschichte in allen übrigen wissenschaftlichen Untersuchungen soll zu Grunde gelegt werden können, und im gemeinen Leben Anwendung gestatten muß. Es können die Mineralien nach den Resultaten der über sie angestellten krystallographischen, chemischen, optischen Untersuchungen, nach Maßgabe ihrer beziehungsweisen Gleichartigkeit zusammengestellt und geordnet werden, und es ist zweckmäßig, wenn diese einzelnen Untersuchungen und darauf gegründete Eintheilung unabhängig erhalten werden; aber es muß auch eine Zusammenstellung der Mineralien wie überhaupt der Naturkörper nach der Gleichartigkeit in allen ihren Eigenschaften möglich seyn, und nach einer solchen strebten die Naturforscher von jeher in der Naturgeschichte. Bey der Bestimmung der Gleichartigkeit von Naturkörpern muß der Naturhistoriker daher alle einzelnen Forschungen über dieselben, in so fern sie bloß sinnliche Erkenntniß zum Zwecke haben, als Hülfswissenschaften benützen, obgleich Krystallographie, Chemie rc. ganz für sich bestehende Wissenschaften sind. Dieß verhindert jedoch nicht, daß die Bestimmung der Naturkörper und die Naturgeschichte früher als die genannten wissenschaftlichen Zweige zu Stande kommen können, weil die Naturgeschichte diese Wissenschaften nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, sondern von ihnen nur so viel benützt, als in sinnlichen Wahrnehmungen besteht. Mit der Species in der Zoologie und Botanik kann man die Mineralspecies nicht vergleichen, denn jene beruht auf Kriterien, von welchen man bey unorganischen Körpern nichts analoges findet.

In §. 7 und in den folgenden werden die Naturprodukte in organisirte und unorganisirte eingetheilt. Die ersteren wieder nach der Verschiedenheit, welche sich auf Erzeugung, Nahrung, Wachsthum, Fortpflanzung und die Beschaffenheit und Bestimmung ihrer Organe gründe, in Thiere und Pflanzen. Es liegt hier wenig daran, ob die Verschiedenheit der Thiere und Pflanzen

wirklich in den angegebenen Unterschieden liege, die Eintheilung der organisirten Naturkörper in Pflanzen und Thiere ist wenigstens allgemein bekannt und angenommen.

Im §. 9 sagt der Verfasser: Unter den unorganischen Wesen findet keine solche Verschiedenheit Statt. Das ist nun allerdings wahr, denn sie sind eine ganz andre Art Wesen, und es mangeln ihnen die Eigenschaften der organischen; inzwischen bleibt es merkwürdig, daß der Verfasser zwischen Erden und Metallen und den Gasarten keine so große Verschiedenheit ihrer Art in den äußeren Eigenschaften finden kann, als zwischen Pflanzen und Thieren vorhanden ist. Daß Atmosphärilien und Mineralien unorganische Körper sind, wird niemand läugnen; aber damit ist nichts gesagt, als daß beyde mehrere Eigenschaften nicht haben, und noch nicht, daß ihnen außer den allgemeinen der Materie, eine andre gemeinschaftlich zukomme.

§. 11 verwirft der Verfasser die Benennungen von Anorganographie und Oryktognosie zur Bezeichnung der Naturgeschichte des Mineralreichs aus Gründen, gegen welche wir nichts einwenden; aber bemerken müssen wir, daß die Benennung Mineralogie auch nicht das streng bezeichnet, was der Verfasser darunter verstanden haben will. Mineralogie bezeichnet der Etymologie zu Folge die Lehre von den Mineralien, also alles, was wir von denselben wissen, die Lehren von ihrem Entstehen, Vorkommen, wechselseitigen Verhältnissen ꝛc. mit einbegriffen. Der Verfasser will aber bloß die Lehre, welche die Mineralien kennen lehrt, bezeichnen. Diese Lehre bezeichnet die gegenwärtig von den meisten Schriftstellern gebrauchte Benennung Minerognosie. Wer gegen etymologisch-falsche Benennungen andrer eifert, muß sich nicht selber solche zu Schulden kommen lassen.

§. 18 wird die Naturgeschichte als die Wissenschaft definirt, aus der gegebenen natürlichen Beschaffenheit eines Naturproduktes die systematische Benennung, und aus der Benennung die natürliche Beschaffenheit desselben zu finden. Es ist einleuchtend, daß diese Definition weit besser sey, als jene in der ersten Auflage der Charakteristik enthaltene, worin es hieß, daß die Naturgeschichte die Wissenschaft sey, aus gegebenen naturhistorischen Kennzeichen eines Naturproduktes dessen systematischen Namen und umgekehrt zu finden. Inzwischen bezeichnet derselbe doch noch zu wenig den eigentlichen Inhalt und zu sehr bloß die Methode der Naturgeschichte. Die angeführte Stelle aus Linné's philosophia botanica: Lege artis mutuo noscatur planta ex nomine et nomen ex planta, utrumque ex proprio charactere; in illo scripto, in hac delineato, deutet bloß auf die Methode, welche die Naturgeschichte zu befolgen hat, um ihren Zweck zu

erreichen; sie ist aber nicht als Definition der Naturgeschichte selbst zu betrachten.

Linné hat deßhalb sehr richtig das Wort ars gebraucht, welches sehr treffend das künstliche Gerüste oder die Methode der Naturgeschichte, aber nicht die Naturgeschichte selbst als Wissenschaft bezeichnen kann. Wie in jeder Wissenschaft, muß auch in der Naturgeschichte der Inhalt von der Methode unterschieden werden. Die Definition der Naturgeschichte und der Botanik von Linné lautet ganz anders, wie dieß dem Verfasser ohnehin bekannt ist.

Nicht wenig aber hat den Ref. die in demselben §. weiter unten befindliche Behauptung befremdet, daß die bisherige naturhistorische Kenntniß von den Produkten des Mineralreichs bloß empirisch sey, und nur in der Erinnerung den Gegenstand, welcher mit einem willkürlichen Namen belegt ist, schon gesehen zu haben bestehe. Referent unterscheidet genau den Inhalt der Naturgeschichte von ihrer Methode; er müßte Werners bleibende Verdienste um die wissenschaftlich mineralogische Kunstsprache und Hausmanns und anderer vortrefflicher Beobachter darin vorgenommene Verbesserungen ganz verkennen, wenn er diese absprechende Behauptung zugeben könnte. Ref. hält Werners und Haüys Methoden, die Krystallisationen als Mittel zur Erkenntniß der Mineralien zu gebrauchen, für unübertroffene Meisterstücke; erstere für die sinnliche Erkenntniß und Beschreibung der Krystalle, letztere noch vorzüglich für die Erklärung der Möglichkeit des Vorkommens eines und desselben Minerals in verschiedenen regelmäßigen Gestalten. Es gibt treffliche Beschreibungen von den meisten Mineralien, und daß man aus gelungenen Beschreibungen nicht die Naturprodukte erkennen könnte, läßt sich nicht läugnen, zumal in einer vollständigen Beschreibung sowohl die Kennzeichen als auch die Unterscheidungszeichen enthalten seyn müssen. Daß genannte Mineralogen sich weniger um systematische Aufstellung, genaue Abtheilungen und Unterabtheilungen, und überhaupt um das wissenschaftliche Gerüste, wodurch die Namen der Naturkörper leicht im Systeme aufgefunden werden können, bekümmerten, dürfte ihnen kaum zur Last gelegt werden können, wenn man erwägt, daß gegenwärtig nicht viel über zweyhundert Mineralspecies bekannt sind, und fast eben so viel Arten in mancher Linnéischen Gattung oder Gattungen in mancher Ordnung beysammenstehen (die Abarten ungerechnet), ohne daß selbst der systematische Linné eine besondere Eintheilung dafür nöthig fand. Es läßt sich da auch nichts anders thun, als die zu bestimmende Pflanze mit allen den im Systeme auf einander fol-

genden Charakteren und Beschreibungen nach einander zu verglei-
chen, um zu erfahren, welcher auf sie passet.

Zweckmäßige Ordnung hat immer ihren Werth in der Na-
turgeschichte, aber derselbe richtet sich nach ihrer Nothwendigkeit.
Je mehr der Naturkörper bekannt sind, desto nothwendiger wird
eine Zusammenstellung, um sie zu übersehen und aufzufinden. Je
geringer die Anzahl, desto geringer ist ihre Nothwendigkeit. Die
erste Ausgabe von Linnés Species plantarum enthält 7200
Pflanzenspecies.

Terminologie.

Nach dem Verfasser ist die Terminologie §. 13, S. 11 die
Erklärung der naturhistorischen Eigenschaften, in so fern sie ge-
braucht werden, die Naturprodukte zu erkennen, zu unterschei-
den, zu beschreiben ... und diejenigen Begriffe von ihnen zu bil-
den, welche die Methode verlangt. Diese Definition weicht von
der bisher von den vorzüglichsten Naturhistorikern gebrauchten,
nach welcher die Terminologie oder Glossologie eine Erklärung
bloß der Kunstausdrücke ist, welche in der Naturgeschichte ge-
braucht werden, gänzlich ab. Es frägt sich, welches die richtigere
sey? Erwägen wir, daß die richtige Erklärung von was immer
für Eigenschaften der Naturkörper die genaue Kenntniß der Ei-
genschaften, und dieser oder wenigstens ähnlicher Naturkörper,
an welchen sie sich finden, voraussetzt, diese erkennen zu lernen
die Terminologie aber erst als Mittel dienen soll, so begreift
man leicht, daß diese Definition als bekannt voraussetze, was man
ohne einen Circulum vitiosum zu begehen, nicht voraussetzen
kann. Gehen wir nur einige Sätze prüfend durch, so werden wir
uns überzeugen, daß der Verfasser wirklich dergleichen Voraus-
setzungen macht. §. 20, S. 23 heißt es, die Kraft, welche das
Individuum im Mineralreich erzeugt, heißt die Krystallisations-
kraft. §. 21, S. 25. Die Produkte der Krystallisationskraft blei-
ben Gegenstände der naturhistorischen Betrachtung, so lange sie
die Eigenschaften behalten, welche sie durch die Wirkung dieser
Kraft angenommen haben. Gehen einige oder mehrere dieser Ei-
genschaften an ihnen verloren, so hören sie auf, Gegenstände na-
turhistorischer Betrachtung zu seyn. Ein Mineral von denen Ei-
genschaften, welche die individualisirende Kraft ihm beylegt, be-
findet sich in seinem natürlichen oder ursprünglichen Zustande. Ein
Mineral, welches diese Eigenschaften mehr oder weniger verlo-
ren hat, ist zerstört, und hört auf, ein Gegenstand naturhistori-
scher Betrachtung zu seyn. Es scheint, daß einige Mineralien
bey ihrem Entstehen nicht den Zustand der Vollkommenheit der
Bildung erreicht haben, welcher das vollendete Produkt der Kry-

stallisationskraft ist. In Absicht der naturhistorischen Betrachtung sind diese den zerstörten gleich zu achten. Sie sind gleichsam die Krüppel, während jene die Todten im Mineralreiche sind. Mit beyden beschäftigt die Naturgeschichte sich weder im Thier- noch im Pflanzenreiche.« Hierüber muß Ref. Folgendes bemerken. Die Lehre, die Mineralien zu erkennen, fragt nicht, wie sind die Mineralien entstanden, welche Kräfte haben sie hervorgebracht, sondern welches sind ihre Eigenschaften, woran wir sie mittelst unserer Sinne erkennen. Die Annahme von Kräften bedarf die Physik zum Behuf ihrer Erklärungen. Auf eine Krystallisationskraft schließen wir nach Beobachtungen und Versuchen, die größten Theils der Chemie angehören. Daß alle Mineralien bey ihrem Entstehen Krystalle werden sollten, wie der Verfasser voraussetzt, ist eben so sehr bloße Vermuthung, als daß alle erdigen Mineralien aus Krystallen entstanden sind. Will der Verfasser anders nicht, daß man ihm diese Sätze aufs Wort glauben soll, so setzt er Untersuchungen und Schlüsse voraus, welche zum bloßen Erkennen der Naturkörper nicht vorausgesetzt werden können, und deren Voraussetzung auch nicht nothwendig ist. Der Naturhistoriker kann nichts als sinnliche Merkmale zur Bestimmung, was ein ausgebildetes und nicht ausgebildetes Mineral, was ein Individuum im Mineralreich sey, anwenden, und muß auf solche Vorstellungen Verzicht leisten, wenn sie nicht durch sinnliche Merkmale zu Stande gebracht werden können. Daß aber Produkte der Krystallisationskraft, von welchen es scheint, daß sie ihr krystallisches Ansehen verloren, oder bey ihrem Entstehen diesen vollkommenen Zustand nicht erreichten, nicht Gegenstände der Naturgeschichte seyen, ist eine willkürliche Annahme und zwingt zu der Frage, in welchem Zweige des naturwissenschaftlichen Gebiets sie erkennen gelehrt werden sollen, oder ob sie des Erlernens gar nicht werth erachtet werden? — Der witzige Gedanke, daß diese die Krüppel, jene die Todten im Mineralreiche wären, kann ein solches Verfahren nicht rechtfertigen, und um so weniger als hinreichender Grund davon angesehen werden, als er auf so geringer Aehnlichkeit beruht.

Der todte und krüppelhafte Zustand in höheren Graden wird bey den organisirten Körpern daran erkannt, daß die Organisation dem Zwecke, welche mit derselben im gewöhnlichen Zustande verbunden ist, nicht oder nicht vollkommen entspricht. Krüppel im geringeren Grade (Monstrositäten) nennt man jene organischen Wesen, deren Gestalt, Struktur .. von der gewöhnlichen ihrer Species etwas abweicht, ohne jedoch so, daß der durch ihre Organisation zu erreichende Zweck nicht erfüllt werden könne. Denn der gewöhnliche Zustand, in welchem Naturprodukte erscheinen,

muß, in so fern es sich bloß um ihre Erkenntniß handelt, als der normale angenommen werden. Da nun mit der Gestalt und Struktur der Mineralien kein eigenthümlicher Zweck, so viel wir bisher wissen, erreicht werden soll, so kann es weder Todte noch Krüppel unter den Mineralien geben. Der gewöhnliche Zustand, in welchem die Mineralien vorkommen, ist nun bey den meisten Species, zu Folge sinnlicher Wahrnehmung, nicht der krystallisirte, und daher kann auch der krystallisirte Zustand nicht als der normale angesehen werden *).

§. 26, S. 33. »Ein Mineral, welches ursprünglich einen regelmäßig begränzten Raum einnimmt, und denselben mit einer homogenen Materie stätig erfüllt, heißt ein Krystall.« Diese Definition ist richtig, aber als Merkmal taugt sie nicht; denn es frägt sich, woran man durch die Sinne erkennt, daß er ursprünglich diesen Raum einnehme. Davon könnte man bisweilen durch dessen geognostische Verhältnisse einiger Maßen belehrt werden. Aber bloß durch Schlüsse, und diese kann die Naturgeschichte nicht gebrauchen, wie sie die geognostischen Verhältnisse nicht als bekannt voraussetzen kann. Und selbst durch die letzteren wird es manchmal kaum entschieden werden können, ob die regelmäßige Gestalt einem Mineral ursprünglich zukomme, wie z. B. beym Speckstein.

Ueber die Krystallographie des Verfassers und über die Zweckmäßigkeit, sie zum Erkennen der Mineralien anzuwenden, enthält sich Ref. noch eines bestimmten Urtheils. Dazu wird Zeit seyn, wenn die versprochene Krystallographie ganz vorliegt. Wir können inzwischen nicht verschweigen, daß sie uns, so weit wir sie kennen, nicht ganz geeignet scheint zur Erkenntniß von Naturkörpern (wie auch die reine Mathematik als apriorische Wissenschaft, durch deren Hülfe sie entwickelt wird, es nicht ist), so vortrefflich sie auch ist, um zu erklären, wie ein Mineral in so vielen, und gerade in diesen und keinen andern Krystallgestalten erscheinet, und welcher Zusammenhang zwischen den Krystallgestalten Statt findet.

Haüys Methode, obgleich sie dasselbe leistet, konnte, da

*) Daß der Verfasser solcher Voraussetzungen bedarf, um die Vorstellung von einem Mineral zu erzeugen, welche doch bloß auf sinnlichen Merkmalen und nicht auf Schlüssen beruhen soll, hat den Grund in seiner Methode, die bloß auf Krystalle passet. Er suchte die zu erkennenden Objekte seiner Methode und nicht die Methode den vorhandenen Objekten anzupassen, und mußte diesem gemäß die meisten sonst üblichen Vorstellungen und Begriffe verändern. Sind diese angenommen, so paßt freylich seine Methode vortrefflich.

sie auf atomistischer Vorstellung von der Zusammensetzung der Krystalle beruht, da bey den deutschen Naturforschern immer dynamische Ansichten mehr gefielen, bey denselben um so weniger Eingang finden, als ihre Voraussetzungen oft rein hypothetisch sind. Es gelang dem scharfsinnigen Weiß eine Methode, die ohne auf atomistischer Vorstellung zu beruhen, noch Hypothesen nöthig zu haben, mit derselben mathematischen Strenge den Zusammenhang aller an einem Mineral vorkommenden regelmäßigen Gestalten nachweiset. Für eine weitere und etwas verschiedene Ausbildung dieser Ideen sehen wir des Verfassers Krystallographie an.

Seite 371, §. 206 werden die Eigenschaften der Mineralien, welche weder von ihrer Gestalt und dem Raume, welchen sie einnehmen, noch vom Lichte abhängen, unter dem Namen Verhältnisse der Masse und Substanz aufgeführt. Zu denselben werden gerechnet die Aggregation, die Härte, das eigenthümliche Gewicht, der Magnetismus, die Elektricität, der Geschmack und der Geruch. Daß die Wörter Masse und Substanz, bemerkt der Verfasser dabey, hier nicht in chemischem Sinne zu nehmen seyen, diese Eigenschaften auch nicht zu den wesentlichsten der Mineralien gehören, bedarf kaum einer Erinnerung. Es ist diese Aeußerung auch nur deßhalb merkwürdig, weil Härte und Schwere zu den drey Kennzeichen gehören, von welchen der Verfasser in seiner Charakteristik fast durchgehends Gebrauch macht, welche sogar bey einigen Mineralien, z. B. beym Arsen, Tellur, Platin, Uranerz, Cererz und andern, bey welchen keine Krystallisation wahrzunehmen ist, fast als die einzigen charakteristischen angegeben worden.

§. 207 vermissen wir die Merkmale des flüssigen und elastisch-flüssigen Aggregatzustandes.

§. 208 setzt der Verfasser die Schwierigkeiten, welche der Erforschung des Härtegrades eines Minerals, und folglich auch dessen Anwendung als Kennzeichen entgegenstehen, gut aus einander. Aber trotz den Mängeln der Scala für die Härtegrade, welche vorzüglich darin liegen, daß die Abstände der gewählten Einheiten für die Grade nicht gleich sind, daß die gewählten Mineralien nicht immer denselben Härtegrad besitzen, wird ihre Aufstellung immer eine um die Erkenntniß der Mineralien verdienstliche Arbeit bleiben. Inzwischen dürfte es schwer seyn, Mineralien aufzufinden, die selbst in krystallisirten Exemplaren einen immer gleichen Härtegrad besitzen. Ein auffallendes Beyspiel, wie sehr ein Mineral in seiner Härte differiren kann, möge der Andalusit geben. Derselbe wird vom Verfasser zu 7,5 angegeben, und von andern Mineralogen ungefähr eben so. Inzwischen fin-

den sich Krystalle von 6 bis 5 Graden, ja viele werden selbst vom Arragon stark geritzt, und lassen sich leicht mit dem Messer schaben, haben also kaum eine Härte von 3 Grad. Dahin gehören die meisten sich in Tyrol vorfindenden Abänderungen. Wie sehr unkrystallisirte Mineralien in der Härte variiren, ist unnöthig erfahrnen Mineralogen zu erwähnen.

§. 209 wird bestimmt, was man unter eigenthümlichem Gewicht verstehe, und die Vorsichtsregeln angegeben, deren man sich bedienen müsse, wenn man sichere Resultate erhalten wolle. Wahr ist es, wenn der Verfasser sagt, daß die Erforschung der eigenthümlichen Gewichte der Gasarten eine sehr feine Operation ist, und Vorrichtungen erfordere, welche nicht jedermann zu Gebote stehen; allein wie kann man sie dann als Eigenschaften anführen, die doch jedem zum Erkennen dienen sollen? Bemerkt muß noch werden, daß auch die vom Verfasser angeführten Grade der specifischen Schwere nur von krystallisirten Stücken gelten können, denn die unkrystallisirten zeigen weit größere Verschiedenheit.

Der magnetischen und elektrischen Eigenschaften wird nur kurz erwähnt Diese beyden Eigenschaften verdienen um so mehr eine genauere Erforschung in Bezug auf die Mineralien, weil sich von ihnen viel für die Erkenntniß derselben erwarten läßt.

Systematik.

Der Verfasser gibt sich viele Mühe, festzusetzen, was Species im Mineralreich sey. Er wird diejenigen befriedigen, welche sich überzeugt halten, daß Naturkörper schon ganz gleichartig oder ungleichartig gehalten werden können, wenn sie nach einigen ihren Eigenschaften, die der Verfasser naturhistorische nennt, übereinstimmen, oder sich unterscheiden. Sehr sinnreich macht er durch ein Beyspiel begreiflich, daß Mineral-Individuen, welche in einer ihrer naturhistorischen Eigenschaften sich dergestalt unterscheiden, daß diese Verschiedenheiten Glieder einer Reihe vorstellen, in ihren übrigen Eigenschaften vollkommen übereinstimmen können. Ein Individuum nämlich, heißt es, welches in einer zusammengesetzten Gestalt erscheinet (z. B. Fluß in Würfeln mit abgestumpften Ecken, welche Krystallisation eine Kombination aus dem Würfel und Oktaëder ist), erscheint zugleich in eben so vielen einfachen Gestalten, als die zusammengesetzte dergleichen enthält, und kann in Hinsicht auf diese als ein eben so vielfaches Individuum betrachtet werden. Mit jeder dieser einfachen Gestalten sind aber die Eigenschaften des betrachteten Individuums verbunden, und diese Verbindungen stellen mithin Individuen dar, welche, indem ihre Gestalten Glieder einer Reihe sind, nur in diesen, nicht aber in irgend einer ihrer übrigen Eigenschaften sich

unterscheiden. Schade, daß sich ein so evidenter Beweis bloß bey Krystallen anwenden läßt.

Daß es kein System der Natur gibt in dem Sinne, wie es einige Naturforscher anführen (§. 229), mag allerdings wahr seyn; soll die Behauptung aber allgemein gelten, daß, was die meisten Naturforscher bisher unter einem natürlichen Systeme verstanden und verstehen, Worte ohne Begriff, oder Begriff ohne Gegenstand sind, und einzig der von dem Verfasser aufgestellte Begriff eines natürlichen Systems der wahre sey, so dürften wenige Naturforscher mit ihm einverstanden seyn. Der Begriff, welchen die Naturforscher des Thier- und Pflanzenreiches von einem natürlichen System von jeher hatten, hängt zum Theil mit der Idee einer stufenweisen Entwicklung organischer Wesen, welche, wenn auch nicht durchgehends, doch bey mehreren Thierfamilien nachzuweisen ist, zusammen; zum Theil gründet er sich auf das Vorhandenseyn einer vom Einfachern zum Zusammengesetzteren fortschreitenden Organisation im Thierreiche und Pflanzenreiche. Diese Ideen sind nun eben so wenig auf die Mineralien anwendbar, als sie aus ihrer Betrachtung entsprungen sind. Es sind die organisirten und unorganisirten Naturkörper in so vielen Beziehungen unähnlich, daß sich wenige Begriffe auf beyde gemeinschaftlich anwenden lassen. Referent würde übrigens schon darum des Verfassers System für kein natürliches ansehen, weil er auf die chemischen Eigenschaften keine Rücksicht nimmt, und deßhalb wenigstens in dieser Rücksicht sehr unähnliche Mineralien zusammenzustellen Gefahr läuft. Den Graphit z. B. werden gewiß viele den Kohlen ähnlicher als den Glimmern halten etc. Die Cetaceen sind nach dem äußern Habitus den Fischen, das Schuppenthier den Echsen als den Sukken, allein in einer natürlichen Ordnung werden sie bey den Sukken stehen müssen, weil diese auf alle, auch auf verborgene Eigenheiten Rücksicht nehmen muß.

Nomenklatur.

Es steht jeder Wissenschaft frey, sich eine eigene, ihren Begriffen angemessene Sprache zu schaffen, und sie muß es, wenn sie im Vorrath der allgemeinen Sprache keine ihre Begriffe ausdrückende Worte findet; aber Worte, die schon in einer bestimmten Bedeutung gebraucht wurden, in einer andern Bedeutung zu gebrauchen, oder ihre Bedeutung willkürlich zu verengern oder zu erweitern, steht keiner Wissenschaft zu. Dadurch kann bloß Verwirrung bezweckt werden. Willkürlich erweitert ist der Name Mineral, wenn er auch Gasarten bezeichnen soll; der Name Malachit, wenn auch Kupferlasur etc. darunter begriffen wird.

Gegen die Benennungen Kies, Blende, Schwefel, Metalle kann nichts eingewendet werden.

Die Benennung der Species soll eben so wie die Species selbst nicht bloß für ein gewisses System, sondern allgemeinen Gebrauch haben; es wäre deßhalb zu wünschen, daß, wenn ihre Benennung nicht in einem eigenen Namen bestehen soll, sie doch von einer nicht bloß für ein System, sondern im Allgemeinen sehr bezeichnenden Eigenschaft genommen seyn möchte. Wie wenig ist die Krystallform charakterisirend für das Gold, Silber rc. Einen Namen, welcher einmal gebraucht wurde, um einen bestimmten Naturkörper zu bezeichnen, auch in der Zusammensetzung mit einem zweyten um einen andern Naturkörper zu benennen, anzuwenden, ist nicht zweckmäßig, weil leicht Verwirrung oder Verwechselung, wenigstens beym Anfänger, veranlaßt wird; deßhalb ist Granatblende, Rubinblende nicht zu billigen. Namen, die sich bloß auf Meinungen oder vielmehr Hypothesen stützen, wie empyrodoxer Quarz, sind gar nicht zu dulden; denn ob aller Obsidian, Pechstein ... durch Feuer entstanden sey, geht die Naturgeschichte nichts an, wenn es auch erwiesen wäre.

In der Wortbildung selbst war der Verfasser fast durchaus nicht glücklich. Die meisten neuen Benennungen sind entweder unförmlich lang, oder für den Sprechenden und Hörenden barbarisch, so z. B. hemiprismatischer Habronem — Malachit — Brachytyper Parachros Baryt.

Charakteristik.

In dem Vorhergehenden haben wir die Grundsätze und Regeln geprüft, welche der Verfasser für die Naturgeschichte und vorzüglich die Mineralogie aufgestellt; nun werden wir die Charakteristik selbst, in welcher er diese Regeln angewendet hat, untersuchen, und zwar vorzüglich in wie fern man durch sie Mineralien erkennen und unterscheiden könne.

Es wäre z. B. Magnetkies und Kupferkies zu unterscheiden. Es ist allgemein bekannt, daß diese beyden Species selten krystallisirt vorkommen. In den meisten Fällen wird man daher von der Krystallisation keinen Gebrauch machen können. Die Härte des einen ist 3, 5 — 4, die des andern 3, 5 — 4, 5. Die Schwere des einen 4, 1 — 4, 3, des andern 4, 4 — 4, 7. Härte und Schwere geben also keine Verschiedenheit, abgerechnet, daß sie bey unkrystallisirten Mineralien noch weit mehr variren. So bleibt denn bloß die Farbe, welche bey den einen speißgelb ins kupferrothe, bey den andern messinggelb angegeben wird, als Unterschied übrig.

Für Bergmilch, Kreide, Kalkstein, Kalktuff, Schieferspath, Stinkstein, Anthrakolit, Märgel, Duttenstein, bitumi-

nöser Märgelschiefer werden als Merkmale angegeben: rhomboëdrische Krystallisation und Theilbarkeit, Härte = 3. Gewicht = 2,5 — 2,8. Diese Krystallisation, Härte und Gewicht kömmt aber bloß dem krystallisirten Kalkstein zu. Die Bergmilch, die Kreide, der bituminöse Märgelschiefer, der Stinkstein, der Kalktuff, der Schieferspath haben weder rhomboëdrische Krystallisation, noch einen gleichen Härtegrad, noch einerley eigenthümliches Gewicht.

Eben so gibt der Verfasser für den Quarz, Eisenkiesel, Hornstein, Kieselschiefer, Feuerstein, Kalzedon, Jaspis, Heliotrop, Chrysopras, Plasma, Katzenauge, Faserkiesel, Schwimmstein, rhomboëdrische Krystallisation, Härte = 7 und Gewicht = 2,5 — 2,7 an, obgleich an Hornstein, Kieselschiefer, Feuerstein, Jaspis ... noch niemand Krystallisation wahrgenommen.

Wir geben dem Verfasser gern zu, daß analogischen Schlüssen zufolge der rhomboëdrisch krystallisirte Zustand des Kalkhaloids der vollkommenste sey, oder daß das Kalkhaloid, wenn es aus dem flüssigen in den festen Zustand ungehindert übergeht, in rhomboëdrischer Struktur mit der Härte 3 und einem Gewichte von 2,5 — 2,8 erscheine. Wir geben ihm sogar zu, daß der Feuerstein Hornstein, Chrysopras ꝛc. (nach §. 188) aus lauter Krystallen bestehe, welche diese Mineralien zusammensetzen; nur muß er uns dagegen zugeben, daß wir diese krystallisirten Zusammensetzungsstücke mit dem Auge, selbst mit dem bewaffneten nicht wahrnehmen, und der Naturhistoriker bedarf sämmtliche Merkmale zum Erkennen und Unterscheiden. Wie soll man nun verfahren, um die Mineralien nach Eigenschaften kennen zu lernen, welche wir nicht an ihnen wahrnehmen können, welche wenigstens an den meisten von als gleichartig oder zu einer Species gehörig bestimmten noch nicht durch die Sinne erkannt worden sind. Der Verfasser schlägt dafür die mittelbare Bestimmung vor. Unmittelbar können, wie er behauptet, bloß Krystalle bestimmt werden, denn heißt es §. 250, Seite 493: die vollständige Bestimmbarkeit eines Individuums hängt davon ab, daß die drey gegebenen Merkmale, Gestalt mit Inbegriff der Theilbarkeit, Härte und eigenthümlichem Gewicht daran erkannt werden können. Wenn eines oder das andere dieser Merkmale fehlt, so bleibt die Bestimmung unvollständig. Die mittelbare Bestimmung geschieht (§. 252) durch eine Reihe von Varietäten, an deren einem Ende eine unmittelbar bestimmbare sich befindet, oder wenn um ein Mineral zu bestimmen, andere zu Hülfe genommen werden müssen. (§. 251).

Um also z. B. den Stinkstein, Märgelschiefer nach dieser Charakteristik zu bestimmen, bedarf man aller Mittelglieder, welche

zwischen diesem und dem krystallisirten Kalkhaloid sich finden. Wird man durch einen Glücksfall aller Uebergangsglieder ansichtig, so kann man die genannten Mineralien bestimmen. Fehlen aber eines oder mehrere, oder alle Uebergangsglieder, was eben auch vom Zufalle abhängt, so kann man sie nicht bestimmen. Die Möglichkeit der mittelbaren Bestimmung hängt aber so eigentlich vom Zufalle ab.

Da nun, wie wir durch unsere Sinne wissen, der größte Theil der Mineralien nicht mit den Eigenschaften vorkommen, welche der Verfasser zur vollständigen Bestimmung fordert, oder auf welche dessen Charakteristik passet (denn bey einigen, wie bey Gold, Silber, ist Krystallisation eine Seltenheit, bey andern verhält sich das krystallisirte Vorkommen zum unkrystallisirten kaum wie 1 : 1000, wie z. B. beym Kalkhaloid), und da die mittelbare Bestimmung vom Zufalle abhängt, was soll man von der Brauchbarkeit dieser Charakteristik halten?

Der Verfasser glaubt zwar: (§. 250, S. 493) man könne daraus, daß nicht jedes Mineral durch diese Methode vollständig bestimmt werden könne, der Methode keinen Vorwurf machen, denn in den übrigen Theilen der Naturgeschichte finde dasselbe Statt. Dieser Grund wäre nun freylich eine bloße Entschuldigung, aber er findet nicht Statt. Der Grund, warum nach des Verfassers Methode nicht alle Mineralien bestimmt werden können, liegt darin, weil er denselben Eigenschaften zum Grunde legte, die ihnen nicht immer zukommen. Nur solche Eigenschaften aber, welche allen Abänderungen von Naturkörpern, die als gleichartig bestimmt worden sind, also allen Abänderungen und Varietäten einer Species zukommen, können zu Merkmalen, um dieselben zu erkennen und zu unterscheiden, taugen. Wenn jemand für die Menschenspecies als Charakter einen Gesichtswinkel von achtzig Graden, weiße Hautfarbe, ovalen Schädel und Gesicht, langes weiches, nußbraunes Kopfhaar aufstellte, so würde er entweder die Neger, Amerikaner und Asiaten für keine Menschen erklären, oder seine Charakteristik wäre unzureichend, weil sie bloß auf eine Rasse der Gattung passet.

Wir kennen in der That keine Methode, weder in der Zoologie, noch in der Botanik, welche Eigenschaften als Kennzeichen gewählt hätte, die nur einigen Abänderungen der dadurch zu unterscheidenden Thieren oder Pflanzen zukämen, und sind überzeugt, daß jede dieser Art in verdienter Vergessenheit geblieben wäre. Man hat aber selbst dem Linnéischen Pflanzensystem vorgeworfen, daß dadurch bloß Pflanzen im blühenden Zustande erkannt werden könnten, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Umstand nicht zu dessen Vorzügen gehöre, obgleich der blühende Zustand zu den nothwendigen Metamorphosen des Pflanzenlebens

gehöret, und man weiß, daß jede Pflanze einmal während ihres Daseyns blühen wird. Es kann also nach diesem System jede Pflanze bestimmt werden, nur muß man deren Blüte abwarten. Die Mineralien gehen aber keine dergleichen Entwickelungsperioden durch, und aus einer unkrystallisirten Mineralmasse wird, so weit unsere Beobachtungen reichen, nie eine krystallisirte. Dadurch, daß die Methode des Verfassers nur für krystallisirte Mineralien eingerichtet ist, daß die Mineralien durch sie bloß im krystallisirten Zustande bestimmt werden können, hat sie in den meisten Fällen keine Anwendbarkeit, und dieser Fehler betrifft selbst ihre Anlage. Die Ursache hievon ist: der Verfasser bestimmte den normalen Zustand der Mineralien nach Schlüssen, und nicht nach reinen Beobachtungen, denen zufolge derjenige Zustand als der normale angenommen werden muß, in welchem die Abänderungen der Species am häufigsten und gewöhnlichsten erscheinen, und dieser ist selten der krystallisirte.

Der Verfasser zweifelt an der Möglichkeit einer Methode, durch welche Mineralien im unkrystallisirten Zustande unmittelbar wissenschaftlich erkannt und unterschieden werden könnten. Er behauptet: würde die Methode auf zerstörte Mineralien oder nicht vollkommen krystallisirte ausgedehnt, so gehe ihre Anwendbarkeit selbst für die unzerstörten verloren. Wenn nun sich dieß auch von mancher Methode behaupten läßt, so möchte Ref. diese Behauptung doch keineswegs allgemein aufstellen, indem die Erfahrung hierin zur Behutsamkeit räth. Was vermöge des Zustandes unsrer jetzigen Kenntniß der Mineralien unmöglich scheint, kann durch neue an denselben aufgefundene Eigenschaften, durch genauere Kenntniß schon bekannter sehr leicht möglich werden. Die Geschichte dieser Wissenschaft ist voll von Beyspielen. Wir erinnern bloß an die Behauptung des großen Linné, welcher, obgleich er Unterschiede zu finden wußte, wodurch über 30000 Pflanzenarten bestimmt und genau unterschieden werden können, keine naturhistorischen Unterschiede nach den Principien dieser Wissenschaft zwischen den Menschen und Affen finden zu können glaubte. Quod (sind seine eignen Worte in der Vorrede zur Fauna suecica) inter animalia quadrupeda hominem referre ausim, jure mihi nemo succensebit, nimirum homo neque lapis neque planta est, sed animal, namque eum in modum vivit ac movetur, jam vero non est vermis sic enim pede unico contentus foret. Nec insectum, sic enim antennas habiturus esset. Nec piscis est, quod caret pinnis. Nec vero avis, quod caret pennis. Immo quadrupes est, gaudet ore similiter constituto ut in reliquis quadrupedibus, denique quatuor pedibus, quamvis duobus ingrediatur, duobus obvia prehendat,

et certe si vera fateor, qua historicus naturalis nullum characterem hactenus eruere potui, unde homo a simia internoscatur. Daß solche Unterschiede gefunden und aufgestellt wurden, hält Referent darzuthun überflüssig.

Keine Methode, kein System in der Naturgeschichte soll und kann auf bleibenden Werth rechnen; sie soll dem gegenwärtigen Stande dieser Kenntniß angemessen seyn, und dem gegenwärtigen Bedürfnisse abhelfen, damit hat sie ihren Zweck erfüllt. Man kann der bisherigen Erfahrung zufolge annehmen, daß sich unsere Kenntniß von Naturgegenständen immer vermehren und vervollständigen wird, daß aber bey vermehrter und vollständigerer Kenntniß die jetzt sehr zweckmäßige Methode, die Naturdinge erkennen zu lernen, gleich zweckmäßig bleiben wird, kann man nicht annehmen. Von der Zukunft ist also für die Verbesserung einer Methode nichts zu erwarten. Diejenige Methode halten wir für die beste, welche mit den wenigsten Eigenschaften ausreicht, deren gewählte Eigenschaften am leichtesten wahrzunehmen sind, sich sehr deutlich und genau mit Worten ausdrücken und bestimmen lassen, welche am wenigsten Kenntnisse voraussetzt, und welche mit dem geringsten wissenschaftlichen Apparat das Erkennen und Unterscheiden der Naturkörper bezweckt. Wir behaupten nicht, daß die jetzt übliche Methode, die Mineralien kennen zu lernen, welche sich auf chemische, physische, krystallographische und optische Kennzeichen stützt, die zweckmäßigste sey, wir behaupten aber, daß durch dieselbe die Mineralogie in den letzten Jahren so viele neue Mineralien erkannte, so viele bekannte genauer bestimmt wurden, daß es bedenklich wird, eine andere Methode auf ihre Kosten anzuempfehlen. Jede neue Methode soll vor ihrer Annahme streng geprüft werden, und deßhalb haben wir uns diese Bemerkungen erlaubt. Ihr geistreicher Urheber, dessen Verdienste seinen Ruhm hinreichend sichern, wird sie von dieser Seite aufnehmen. Es wäre Unrecht, der strengen wissenschaftlichen Konsequenz des Verfassers nicht Erwähnung zu thun. Referent wünschte diese Methode schon darum unbedingt anempfehlen zu können.

F..

Art. IV. 1. Die heilige Allianz und die Völker, auf dem Kongresse zu Verona, von Görres. Stuttgart, in der Metzler'schen Buchhandlung. 1822. 8. S. 1—168.

2. De l'Espagne, et des conséquences de l'Intervention armée; par M. J. Fiévée Deuxième Édition. Paris, chez le Normant. 1823. 8. p. 1—98.

1. Nicht um die Tugenden und Fehler der Werke des Herrn Görres und seine Leistungen in der wissenschaftlichen und politischen Literatur in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, oder über Gebrauch und Mißbrauch so vorzüglicher Geistesgaben, als die seinigen sind, ein durchgreifendes Urtheil zu begründen, unternehmen wir die Anzeige dieser letzterschienenen, wohl nicht eben der bedeutendsten seiner Schriften. Wir überlassen es andern Gelegenheiten, das Verhältniß desselben als politischen Schriftstellers zu den Parteyen des Tags auf der einen, und zu der großen Sache der wahren Ordnung und Gesetzlichkeit auf der andern Seite genauer zu bezeichnen; und bemerken nur, daß es unsers Bedünkens zwar eine Versündigung an Kräften und Anlagen sehr edler Natur seyn würde, wenn man den geistvollen Verfasser mit gemeinen Stimmführern umwälzender Demokratie verwechseln und in eine Linie stellen wollte; daß wir aber dagegen auch die Natur und die Wirkung seiner Schriften für durchaus konservatorisch rechtsbegründend und wohlthätig zu halten keineswegs vermögen, schon der vielfach vorkommenden Herbe und leidenschaftlichen Heftigkeit wegen, im Aufdecken des wahren oder vermeinten Uebels, welches bittern Unmuth und Widerspruch aufzuregen und zu nähren geeignet ist, ohne daß dieser durch eine eben so bestimmt entwickelte und deutliche Darstellung des rechten Zieles, nach welchem alle guten Kräfte streben sollen, gehörig ermäßigt, und in die wahren Schranken gewiesen würde. — Unser Vorhaben ist für jetzt nur, aus dem vorliegenden Werke, welches keineswegs einen bloß momentanen Bezug auf die Verhandlungen des Kongresses zu Verona hat, ja kaum in einer speciellen Verbindung damit steht, einen Gedanken auszuheben, welcher manchen auch sonst von diesem Verfasser versuchten Schilderungen und ausgesprochenen Forderungen zum Grunde liegt, und wegen seiner anscheinenden Einfachheit und Gemeinverständlichkeit um so mehr eine genauere Prüfung zu verdienen scheint. Er besteht darin, daß der Verfasser sich zwey in entgegengesetzter Richtung die Zeit beherrschende, beyderseits als tadelnswerth und verderblich erscheinende Parteyungen denkt, und nun von den Regierungen verlangt, daß sie im Sinne keiner von beyden handeln, sondern von einer über denselben zu nehmenden Mitte aus beyde dulden und anerkennen

und beyde beherrschen sollen. »Es könnte,« sagt Hr. Görres, »nimmer zum Guten führen, wollten die Regenten selbst Partey er»greifen, und sich ausschließlich mit der oligarchischen Partey, und »allen, die aus Interesse, Neigung oder Grundsatz der absoluten »Gewalt huldigen, umgeben, und abweisend alle Reklamationen »der wohlbegründeten Freyheiten und Gerechtsame des Volks, »auf das äußerste Ende jener Schwebe setzen, und sich nun schau»kelnd mit den Parteyen in unziemlichem Spiele, die Gesellschaft »in einer stets auf und nieder schwankenden schwindelerregenden »Bewegung halten. Das Wesen jeder Regierung ist Maß, Maß »aller Kräfte und Richtungen, aller vorstrebenden und rückwärts »strebenden Thätigkeiten; Maß aller Rechte und Pflichten, die »wechselseitig sich bedingen und begränzen; Maß aller Verrich»tungen, die in das gesunde, frische Staatsleben zusammenspie»len« u. s. w. Dann geht der Verfasser auf die heilige Allianz über, als »in deren Grundfeste schon die Richtung und das Stre»ben nach jener Höhe gegeben sey, wo das Stetige, Wandel»lose und Ewige erhaben über allen Unbestand des Wechsels be»ruhe, und welche also auch gleichsam von selbst in den äußern »Dingen die Regierungen auf die feste und unerschütterliche Mitte »hinweisen müsse, welche fernab von den beyden äußersten Thei»len, beyde gleich sehr zu beherrschen im Stande sey.« Der Verfasser führt sodann aus, daß es eine zweyfache Mitte gebe, wovon die eine unter, die andere über den streitenden Kräften liege; in jener seyen diejenigen gestellt, welche als die gänzlich Indifferenten alles Edle und Gute, so wie alles Böse und Verwegene zu gleicher Nichtigkeit verdammen möchten. Er nennt sie Kamerilla, und die Schilderung derselben erscheint uns als eines der glänzenden Bruchstücke des Werkes, wozu aber die Farben in greller Schärfe, nicht ohne Leidenschaft gewählt und aufgetragen sind. Die zweyte Weise der Vermittelung nimmt dagegen, nach dem Verfasser, ihren Stand über den Parteyen; »sie will den Streit nicht schlichten, durch Lähmung und Ertödtung »der streitenden Kräfte, noch ihren Gegensatz stumpfen und brechen »durch Betäubung und Lähmung, sondern sie duldet und hegt (?!) »ihn, als eine nothwendige Ergebniß der Entwicklung der Zeiten, »aber sie weiß ihn zu beherrschen mit Ueberlegenheit; damit aber »eine so sichere, in sich selber begründete, von Zufällen völlig »unabhängige Beherrschung möglich werde, muß die Autorität, »die solche Vermittelung übernimmt, außer der gährenden Mi»schung der streitenden Elemente ihre Stellung nehmen, nicht in »jener trägen Mitte, noch an den äußern scharf aufglühenden »Extrêmen, oder an irgend einer Sprosse der Leiter, die von »dem einen zu dem andern führt, sondern gänzlich von aller

8

»Parteyung und ihrer bloß mechanischen Vermittelung gelöst, in »einer höheren Ordnung der Dinge.... Eine solche Stelle für »die Majestät habe der Weltverstand des englischen Volkes, wel»cher in harten Stürmen früh gereist, und zeitiger als in irgend »einer andern europäischen Staatsgenossenschaft mündig gewor»den sey, seit lange ausgefunden. Die dortige Regierung habe »lange und hart an der Spitze des oligarchischen Princips gegen »das stets anwachsende demokratische gekämpft, und letzteres durch »ihren fruchtlosen Widerstand stufenweise bis zur höchsten Wuth »entzündet. Dann habe die Volksherrschaft sich bis zu wilder »Anarchie entwickelt, diese habe wiederum eine Tyranney herbey»geführt, aus welcher dann wieder eine demokratische Rückwir»kung sich entbunden habe, in welcher die frühere Legitimität ih»ren alten Rang und Bedeutung wieder gefunden. Erst nachdem »diese in einer falschen Stellung sich lange Zeit hindurch wieder»um fruchtlos abgemüdet, habe man zuletzt klar erkannt, wie »die Stelle des ersten Bewegers nothwendig au»ßer dem Umfange des Bewegten fallen müsse. »Von da an habe in jenem Lande die Autorität, ausgestattet mit »Unverletzlichkeit und Unfehlbarkeit, sich nicht ferner mehr be»müht, den nothwendig gewordenen Streit des oligarchischen »Princips mit dem demokratischen gewaltsam zu unterdrücken oder »aufzuheben, sondern von ihrem unabhängigen Standpunkte oben »regulirt und geordnet. — Und was nun dort der grübelnde »Verstand, tappend und versuchend, und auf künstlichem Wege, »herausgebracht und mit schwerem Lehrgelde bezahlt, das habe »früher das Christenthum in seiner Weise in Einfalt und Unschuld »des Herzens schon gelöst, indem es die Autorität als eine hö»here Delegation anerkannt, und diese an die Königsweihe fest»geknüpft. Es sey in die Augen fallend, wie diese ideale reli»giöse Auflösung des Problems jener praktischen, auf dem Wege »des Wissens und der Erfahrung erlangten, in keiner Weise wi»derspreche, daß die eine vielmehr aufsteigend der andern abstei»genden entgegen komme, daß beyde nun wie Urbild und Abbild »sich vereinigen, um wechselweise sich ergänzend, jene geforderte »höhere Vermittelung glücklich zu vollbringen.« — Nachdem der Verfasser sich nun auf die eigenen Erklärungen der die heilige Allianz begründenden Mächte berufen, und Spanien als ein Beyspiel angeführt, wie verfehlte Richtungen im Gange der Dinge sich selbst bestrafen, sucht er die Bahn, welche der heiligen Allianz im Politischen vorgezeichnet sey, auch dadurch näher zu bezeichnen, daß sie mit jener übereintreffen müsse, welche von den Stiftern des Bundes im Religiösen von Anfang an genommen worden sey. »Die Möglichkeit einer solchen Verbindung innerlich

»getrennter religiöser Elemente habe nur dadurch gegeben werden
»können, daß die Verbündeten jene Unterschiede, welche aus zeit-
»lichen und örtlichen Verhältnissen entstanden, auf ihrem Werth
»oder Unwerth beruhen lassend, die innerste und tiefste Wurzel
»der christlichen Lehre zum gemeinsamen Bande der Gesellschaft
»gemacht haben. Eine solche über den Parteystreit erhabene An-
»sicht, obgleich in ihrer Friedsamkeit wohl früher schon stellen-
»weise versucht, und mit mehr oder minderer Beharrlichkeit fort-
»gesetzt, würde nie in der Zeit sich zu befestigen vermocht haben,
»als jene Glaubenstrennung zuerst entstanden war. Als die hef-
»tigen Zänkereyen in Byzanz den Osten von dem Westen, die
»griechische Kirche von der römischen getrennt, da wollte sich
»kein solcher Vermittler finden; er kam erst zu spät, als die
»Türken nach vielen Jahrhunderten schon vor den Thoren standen.
»Als später die Reformation gleiche, noch tiefer greifende Ent-
»zweyung zwischen dem Norden und Süden eingerissen, da dachte
»wohl ein tüchtiger Kaiser an die Wiederversöhnung der Getrenn-
»ten auf dem höheren Standpunkte, als dem der gemeinen, er-
»bitterten Polemik; aber jeder Versuch scheiterte an der Erboßung
»der Gemüther und an der nichtswürdigen Politik so vieler der
»damaligen Fürsten. Darum mußte jener verrufehe Krieg aus-
»brechen, und lehren, daß die Wuth der Menschen zu ohnmäch-
»tig sey, um mit Gewalt auszurotten, was die Geschichte erhal-
»ten wollte (?), und daß das Schwert nimmer den Streit, welchen
»geistige Kräfte führten, zu schlichten vermöge.« — »Der Friede
»der Streitenden,« heißt es weiter, »habe im Ganzen Keinem ge-
»geben, was er gewollt, sondern mit der Verurtheilung in die
»Unkosten des Handels beyde zur nothgedrungenen Ruhe verwie-
»sen. Aus jenem Ausgange nun möchten die entflammten Par-
»teyen der gegenwärtigen Zeit Mäßigung lernen; wo der Streit
»zwar bey andern Formen aber von ähnlichen streitenden Fakto-
»ren geführt werde. Wie damals die Parteyen nach einem Aeu-
»ßersten gestrebt hätten, was mit der im Ebenmaß geordneten
»Menschlichkeit unverträglich gewesen, so sey es auch jetzt also
»gemeint, daß die eine Faktion Amerika in die europäische Ord-
»nung überverpflanzen möchte, die andere Asien in sie hinüber-
»tragen, und beyde jenes echt und charakteristisch Europäische,
»was diesen Welttheil durch die ganze neuere Zeit ganz eigentlich
»bezeichnet, und ihn zum herrschenden auf Erden gemacht, gleich
»sehr zerreißen, und so viel an ihnen ist, untergraben und zer-
»stören.« Darum solle nun die höchste weltliche Autorität, um
der Welt die Wiederkehr jenes blutigen Versuchs zu ersparen,
mit der Energie der Mäßigung zwischentreten, und indem sie
mit der Rechten eine asiatische Erstarrung abweise, mit der Linken

die amerikanische Auflösung fern halte — vielmehr die alten Monarchien von innen heraus durch Metamorphose verjüngend, ohne daß sie durch eine gänzliche Auflösung und Zersetzung hindurchzugehen brauchen — die eigentliche und wahrhafte europäische Bildung retten.

In dieser Darstellung vermissen wir einige wesentliche Unterscheidungen. Es ist unläugbar eine eben so große als einfache Wahrheit, daß man sich den Standpunkt der Regierungen alle Mahl außer und über den Parteyen denken muß, wenn eben diese Parteyen, eine jede in ihrer Weise, etwas wollen und mit blindem, wüthigen Ungestüm darnach streben, was mit dem Zweck aller Regierung streitet. Eine falsche Ansicht aber würde es seyn, wollte man einen jeden Kampf, der die Welt in entgegengesetzten Richtungen theilet, eben deßhalb auch schon als einen solchen Parteyenstreit betrachten, in welchen beyderseits etwas gefährliches, ungerechtes und verderbenbringendes bezielt wird. Mitten im Kampfe der Parteyen muß die größte Aufmerksamkeit dahin gerichtet seyn, den davon unabhängigen Kampf der Sachen mit scharfem und sicherem Blicke zu erkennen. In dem Streite der wahrhaft und unverkennbar guten, mit der durch untrügliche Kennzeichen als schlecht und verwerflich gebrandmarkten Sache sollen sich die Regierungen (wir vermögen es uns nicht anders zu denken) keineswegs außer und über seinem Bereiche, auf eine nichtige Höhe stellen wollen, in welcher für den Unterschied von Böse und Gut kein Raum bliebe, sondern vielmehr in diesen Streit selbst sich gestellt achten, als mächtige und erkorne Werkzeuge, ausgerüstet mit einem Beruf aus der Höhe, abwehrend, bestrafend, zulassend, befördernd, im Dienste der ewigen Gerechtigkeit. Freylich mit Mäßigung und Bescheidenheit im Verhältniß zum Gange der Weltgeschichte und zur höheren geistigen Natur der ins Spiel gebrachten Kräfte; allein nicht in der Art, als ob von dem, was geschieht und was in Masse vorhanden ist, auch die Vorschrift und Richtung des eigenen Handelns abhängig gemacht werden sollte, nicht als wenn die ewig wahren Grundsätze einer wandelbaren Offenbarung des jedesmaligen Zeitgeistes untergeordnet werden müßten; sondern nur um nicht fehlzugreifen, um nichts Unmögliches zu wollen, und um sich innerhalb der von der Natur selbst vorgezeichneten Sphäre zu erhalten. Auch die höchste Autorität vermag allerdings erst durch eine demüthige Unterordnung unter den höchsten Willen der göttlichen Weltregierung ihre wahre Würde und gesegneten Erfolg zu gewinnen, welche sich aber wahrlich nicht darin zu zeigen hat, daß sich die Autorität in irgend einer Weise zur eigentlichen Sklavin des Zeitgeistes mache, sondern darin, daß sie »das Gute

»nicht mit dem Bösen zugleich ausreute,« und sich in keine solche Unternehmungen einlasse, deren Erute mehr Unheil als Gewinn seyn muß. In den Kampf des Guten mit dem Schlechten gestellt, und sich nicht über denselben erhaben wähnend, wird die erleuchtete Autorität dasjenige, was die Zeit herbeyführt, und was in der Zeit sich ausspricht, nicht als ein Orakel des göttlichen Willens anbeten, wohl aber mit Ruhe und Weisheit prüfen und mit Mäßigung behandeln, und gegen das darin erkannte Verderbliche und Schlechte nach Maßgabe der Umstände und nach den natürlichen Gränzen einer den Menschen anvertrauten Gewalt die richtigen Mittel in Anwendung bringen. Es werden sich Bestrebungen zeigen, die als unbedingt verwerflich und zerstörend, und zugleich als unbezweifelt in den Bereich der äußern Staatsgewalt fallend, mit aller Macht bekämpft werden mögen; es werden sich andere Kräfte und Bestrebungen zeigen, welche als eben so unfehlbar gut und heilsam zugelassen, geehrt und befördert werden sollen; und in Beziehung auf die große Menge der in der Mitte schwebenden, nicht ganz bösen und nicht ganz guten, oder nicht mit Sicherheit zu unterscheidenden Bestrebungen möge wahre Weisheit zwischen voreiligem Eingreifen, und läßiger Gleichgültigkeit die glückliche Mitte finden. Beyde große Grundsätze sind ins Auge zu fassen; sowohl jener: »In Ewigkeit bleibet, o Herr! dein Wort, von Geschlecht zu Geschlecht deine Wahrheit; — wahr sind deine Gerichte, und gerechtfertiget sind sie in sich selber« — als auch jener anderen: »daß alles nach der Verschiedenheit der Zeiten kreiset« (Omnia suis volvuntur temporibus). Falsch würde es seyn, das ewige Gesetz dem Willen der Zeiten unterzuordnen; falsch auch, jenes anwenden zu wollen, unbekümmert um die Verschiedenheit der Zeiten. Dieß ist unsere Art, die Sache anzusehen, sie scheint sich aus dem einfach aufgefaßten Unterricht der Religion, der Weltweisheit und Geschichte zu ergeben. — Es wird also in bewegten Tagen auf die Unterscheidung des Falschen vom Wahren in den Deklamationen, den Darstellungen und Forderungen der Parteyen alles ankommen, und wenn bey so angestrengten Bemühungen, die wahre Gestalt der Dinge unter Trugbilder zu verdecken als unsere Zeit sie darbietet, allerdings eine große Schärfe und Thätigkeit des Geistes erfordert wird, um in dieser Unterscheidung in keiner Art wesentlich fehl zu greifen, so ergibt sich hieraus für den Schriftsteller von Geist und festem Charakter unstreitig ein sehr würdiger Beruf, um nämlich die Sophismen der Parteyen zu entkräften, und durch lichtvolle Enthüllung der Wahrheit, so viel an ihm ist, dem unterscheidenden Scharfblicke der Staatsführer zu Hülfe zu kommen. Er erfüllt aber diesen

Beruf wirklich nicht, wofern er, gleich als gäbe es für die Staatsweisheit und Staatskunst durchaus nichts Festes und Gemeingültiges, wovon man ausgehen, oder an welches man anknüpfen könnte, allein die Forderung macht, von den eben vorhandenen Parteyen die eine nicht durch Unterdrückung der andern zu heben, sondern beyde gleichsam zu hegen und anzuerkennen, und beyden nachgebend, dennoch beyde zu beherrschen. Beyde zu prüfen, schien uns das Rechte, und im Dienste des ewig Wahren und Guten, mit richtiger Anwendung der Grundsätze auf die Verhältnisse der Zeiten, beyde zu lenken.

Es scheint uns demnach ausgemacht, daß die angeführte Ansicht des berühmten Verfassers, dessen Werk uns vorliegt, wenigstens noch einer weiteren und sehr wesentlichen Bestimmung bedürfte, um richtig und anwendbar zu seyn, und daß sie so ausgesprochen, wie wir oben sagten, nur eine sehr unzuverläßige Maßgabe des Handelns würde geben können. Es ist auch nicht schwer nachzuweisen, wenn man sich mit den verschiedenen Schriften des Herrn Görres näher vertraut gemacht hat, woher diese Trübung oder Mangelhaftigkeit in seiner Darstellung herzuleiten seyn möchte. Er hat sich zu sehr gewöhnt, indem er die Gerechtsame des Volks als von Dienern einer willkürlichen Gewalt, oder von einer despotisch-oligarchischen Partey gefährdet oder verletzt achtet, dagegen die zum Kampf mit jener Partey sich erhebende Demokratie als die Sachwalterin und als die Rächerin des Volkes zu betrachten. Er macht es sich keineswegs so klar, als es bey dem Umfange und der Schärfe seines Geistes ihm doch nicht schwer fallen könnte, es zu thun, daß durch einen blinden, ins Unbestimmte vordringenden, von keinem höheren Gesetz und höherer Autorität gebändigten und geregelten Widerstand, und vollends durch einen solchen, dessen Benutzung und Lenkung sich im Finstern wirkende organisirte Parteyen und ihre Häupter anmaßen, die wahre Sache des Volks nur immer ärger untergraben und preis gegeben werden muß. Er will nun nicht, daß diese Partey durch ausschließliche Begünstigung einer entgegengesetzten oligarchischen unterdrückt werde; damit nämlich die wahren Rechte und die wahre Sache des Volks, so wie er sie zu erkennen glaubt, nicht niedergetreten werden möge; denn seine eigentliche Meinung glauben wir so verstehen und günstig ausdeuten zu können. Allein, abgesehen von der Frage, ob auf den Begriff von Volksrechten, welchen sich der Verfasser gemacht hat, nicht auch mehrere minder richtige Voraussetzungen und irrige Ansichten Einfluß geübt haben möchten, so haben wir es hier nur mit der Erwägung zu thun, daß bey jener Ansicht ganz außer gehöriger Beachtung gelassen wird,

daß die Revolution die Sache des Volks verdirbt und untergräbt, daß durch eine verminderte Energie gegen jene, diese nicht befördert werden kann; daß eine Darstellungsweise, welche leidenschaftlichen Unmuth und Unzufriedenheit noch mehr entzündet, solche zerstörende Kräfte zu verstärken dienen könne, welche der wahren Sache des Volkes geradezu Verderben drohen; und daß sie von der andern Seite durch Erbitterung noch mehr zu schaden, als durch Belehrung zu nützen geeignet scheinet. Es wäre offenbar zweckmäßiger, vielmehr zu zeigen, wie sich eine wahrhaft nützliche Opposition mit kraftvoller Behauptung der Macht durch die den ganzen Staat umfassende Idee von Ordnung und Gerechtigkeit vereinigen läßt, und so erst ein Bestandtheil des Fundaments einer würdigen Monarchie werden kann. Es versteht sich, daß wir hier nicht an den ganz künstlichen Begriff einer stehenden Opposition denken, welche allem, was von diesem und jenem Regierenden gewollt wird, bloß darum, weil es von diesem gewollt wird, widerspricht; sondern von der natürlichen, aus dem Interesse an der für recht und gut erkannten Sache und aus der Vertheidigung des eigenen Rechtes in vorkommenden Fällen hervorgehenden, momentanen und defensiven Opposition. Die legale Möglichkeit eines solchen Widerspruchs wird nicht bloß durch ständische Verfassung von selbst dargeboten, wodurch die Vertreter der untergeordneten Rechte und Partikular-Interessen im Volke Antheil an der Gesetzgebung haben; sie ist auch an sich selbst schon von dem Begriffe einer wohlgeordneten Monarchie niemals ganz wegzudenken. Gänzlich verschieden davon aber, und sogar die geborne Feindin einer solchen achtungswerthen und nothwendigen Opposition ist die absolute Demokratie, welche ganz eigentlich das Streben hat, die einzelnen Freyheiten und Gerechtsame in ihrer Grundlage zu zerstören, welche jene erstere zu vertheidigen und zu erhalten sich bemüht. — Uns scheint es unmöglich, Ordnung und Verfassung auf zwey entgegenstehende und unversöhnte Parteywillen zu gründen, welche einander ausschließen und feindlich verfolgen. Die Monarchie muß auf einem Theile, nämlich dem ihrer wahren Freunde und Diener beruhen, und gegen den andern, gerade entgegengesetzten Theil kann sie zwar Duldung und Mäßigung eintreten lassen, nicht aber ihn als das Organ eines souverainen Willens der Geschichte schmeichelnd verehren. Die wichtige Wahrheit hierbey ist nur, daß die wahre Theilung der Anhänger und Feinde eine ganz andere ist, als die scheinbare; daß beyde Theile einander in ganz anderer, und vielmehr quer durchgreifender Sonderung gegenüber geordnet werden müssen, als auf den ersten oberflächlichen Blick nach höchst unbestimmten Begriffen von Macht und Freyheit zu geschehen

pflegt; und daß bey dieser gründlichen Sonderung und Musterung vieles von einander getrennt werden müßte, was dem äußerlichen Schein nach zusammen zu gehören schien, und daß dagegen vieles einander als verwandt und befreundet genähert werden würde, was weit aus einander gerissen schien. — Eine höhere Vermittelung der kämpfenden Parteyen durch die Regierungen kann nur dadurch Statt finden, daß die Monarchie alle Bestandtheile erkennet und an sich zieht, welche ihr selbst zur Grundlage dienen können; und nur von diesem festen Grund und Boden aus nach untrüglichen Regeln des Verfahrens die feindlichen Kräfte theils duldet, theils unschädlich macht, theils zu bessern sucht, theils bekämpfet. Herr Görres hat in seiner Darstellung die Art und Weise, wie eine solche höhere Vermittelung zu bewirken seyn kann, unsers Erachtens nicht nachgewiesen, weder im Allgemeinen, noch durch die von ihm erwähnten Beyspiele. Was zuerst die englische Konstitution betrifft, so würde es eine gründliche Untersuchung erfordern, ob dieselbe auch wirklich als auf zwey entgegengesetzten Parteyen beruhend gedacht werden dürfe, und ob nicht vielmehr, in so weit auch dort das rein demokratische Princip sich in die Verfassung eingedrungen hat, sich dasselbe als auflösend und verderblich für die Verfassung selbst erwiesen hat. Von anderer Natur scheint uns auch die Friedsamkeit des heiligen Bundes zu seyn, welcher, wie unser Verfasser selbst sich ausdrückt, die innerste und tiefste Wurzel der christlichen Lehre zum gesellschaftlichen Bande gemacht hat; und noch mehr scheint uns das tief konsequente und auf Einheit beruhende System des Mittelalters auf eine ganz andere Bahn zu führen.

Auch müßte, wenn jene Forderung an die Regierungen, Mäßigung mit Energie zu verbinden (wogegen kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben kann, wenn sie nur in dem rechten Sinne genommen wird), wirklich fruchtbringend und Licht verbreitend seyn sollte, nach unserem Bedünken näher bezeichnet werden, in welcher Art diese Mäßigung in Absicht auf die verschiedenen Kräfte und Waffen, worin alle Staatsführung sich wirksam erweiset, eintreten solle. Es ist ein sehr gewöhnlicher Ruf, daß kein Krieg gegen Meinungen geführt, daß die Unabhängigkeit der Nationen und einzelner Staaten heilig gehalten, daß die öffentliche Meinung in jeder Weise frey gelassen werden soll, und so lange nun nicht näher präcisirt wird, was eine mit Energie gepaarte Mäßigung in Absicht auf diese verschiedenen Gegenstände zu thun und zu vermeiden habe, scheint die Forderung allzu unbestimmt und ungenügend motivirt zu seyn. Es gibt vorzüglich dreyerley Kräfte, vermöge welcher die Beherrschung und

Lenkung der Begebenheiten bewirkt wird, nämlich das Schwert, das Gesetz und das Wort; und auf diese verschiedenen Kräfte und Organe finden nicht alle Mal die nämlichen Forderungen Anwendung. Sobald nämlich die Parteyen zur That schreiten, und durch gewaltthätige Angriffe, Fortschritte und Resultate, mögen sie nun das Banner des Kriegs offen wehen lassen, oder unter allerley Schein eines falschen Friedens verbergen, die Bollwerke der wahren Ordnung und des wahren Rechtes einreißen, so daß der That mit That, der Gewalt mit Gewalt begegnet werden muß, so kann von einer Vermittelung in dem Augenblick weiter keine Rede seyn, und es ist, so weit als das Schwert gebieten und entscheiden muß, ein unbedingtes Parteynehmen unvermeidlich. Weisheit muß darüber wachen, daß das Schwert nicht anders, als so weit es die Nothwendigkeit erfordert, gezogen werde. — Der Begriff eines eigentlichen Meinungskrieges ist alle Mal unbedingt zu verwerfen, allein wohl kann irgend ein bestimmter faktischer Vorgang, worauf weitverbreitete Parteyen der Meinung wegen Werth legen, mit dem Schwert müssen rückgängig gemacht werden. Es scheint hier auf das Maß der Rechtsverletzung, auf die Nothwendigkeit und auf den Beruf anzukommen, den eine Regierung hat, die allgemeine Ordnung gegen jene Rechtsverletzungen zu vindiciren (und Beruf wird bekanntlich in rechtlichen Verhältnissen durch gewisse Garantien der Macht und des Willens begründet). — Es würde unrichtig seyn, zu glauben, daß zwischen den Regierungen und einer der Parteyen niemals irgend welche Fragen durch das Schwert entschieden werden könnten. Nicht zwar soll die Partey als solche, sey sie schwach oder stark, in so weit sie Meinungen und Wünsche hat, mit dem Schwerte bekämpft werden; es soll auch nicht gegen eine geistige Kraft, welche vielleicht eine halbe Welt mit sichtbarer oder unsichtbarer Macht ergriffen hat, aus dem Grunde, weil sie zerstörend ist, mit dem Schwerte gewüthet werden; ersteres nicht, weil es der Vernunft und Gerechtigkeit widerspricht, Meinungen und Wünsche gleichwie Thaten zu behandeln; letzteres nicht, weil es verderbliche Anmaßung wäre, durch Niederlagen der Völker und Ruin der Reiche eine zweifelhafte oder unmögliche Entscheidung erzwingen zu wollen, welche der guten, gerechten, geistigen Macht nur auf ganz andern Wegen, als auf denen der Gewalt verheißen worden ist. Allein wohl können die Parteyen, wohl können die Diener einer zerstörenden geistigen Weltmacht, wie gesagt, einzelne Gewalthandlungen begehen, welche ganz in die Sphäre des gerechten Vertheidigungskrieges fallen; es ist nur ein einzelner Akt in dem großen Drama oder der großen Tragödie des Streits der feindli-

chen Mächte, aber dieser einzelne Akt kann dafür geeignet seyn, mit Waffen ausgefochten zu werden. Es bleibt nur dabey ganz vorzüglich zu erwägen, daß aus einem solchen partikularen Kampfe nicht ein allgemeiner Kampf der einen Welthälfte gegen die andere entbrenne, um ganz andere und weit allgemeiner eingreifende Gegenstände, als welche den besondern Vorwurf des Streits bildeten, und alles sich in wilden Faustkampf oder allgemeine Ermüdung auflöse.

Das Gesetz in seiner allgemeinen Ausdehnung ist wohl ohne Zweifel die würdigste Waffe und Kraft der Regierungen, wodurch das hohe Ziel der Ordnung, Gerechtigkeit und billigen Ausgleichung am eigenthümlichsten und sichersten befördert werden kann. Wenn das Schwert nur nach einer Seite hin geführt wird, und, einmal angenommen, daß es gebraucht werden soll, keine andere Rücksicht zuläßt, als die, daß der Feind gegenüber niedergeworfen oder entwaffnet werde, so scheint dagegen das Gesetz, auch das verbietende, alle Mal eine Seite zu haben, unter der es begründet und befiehlt. Dem Gesetze, welches zurückhält, untersagt und bestraft, steht auch alle Mal ein anderes Gesetz zur Seite, welches zuläßt, anerkennt, befiehlt und belohnt. Ist nun die bekämpfende und zurückhaltende Gewalt des Gesetzes gegen weitverbreitete Parteyen, und in der Zeit herrschende geistige Kräfte aus ähnlichen Gründen mit Vorsicht anzuwenden, aus welchen wir diese für das Schwert anerkannt haben; so ist dagegen für die begründende und positive Macht der Legislation gewisser Maßen noch wichtiger, keine falschen Bestandtheile aus beyderseits falschen Systemen der Parteyen mit aufzunehmen; sondern in Gemäßheit einer von den Parteymeinungen unabhängigen, zuverläßigen, weil auf untrügliche Annahmen gegründeten Unterscheidung nur solche Einrichtungen aufzunehmen, und solche Vorschriften zu treffen, wodurch möglichst der konservatorische und wahrhaft gemeinschaftliche Charakter des Rechts bewahrt und allem aufgedrückt werden möge.

Was nun das Wort, als das dritte große, obwohl mehr mittelbare Werkzeug der äußern Autorität betrifft, so ist wenigstens einleuchtend, daß es mit in den Bereich der Regierungen fällt, sobald es von seiner eigenthümlichen Natur ausartend, That wird, nämlich wenn es nicht Ueberzeugung und Ueberredung bezweckt, sondern Zwang durch künstliche und offenbar trugvolle Bearbeitung der Parteyen. Und da gegen das Wort, als höhere, dem Geiste unmittelbar mehr angehörige Macht sich der Staat ebenfalls nie ganz gleichgültig verhalten kann, sondern wenigstens der rechten Anwendung derselben mehr Erleichterung und Hülfsmittel angedeihen lassen wird, als der entgegengesetzten,

so ist hier der richtige Blick in die echten und unterscheidenden Kennzeichen des schädlichen vom unschädlichen, des wahren vom falschen Worte um so nothwendiger, je geistiger und also ursprünglich und eigentlich fremdartiger der Staatsgewalt dieses Organ der höchsten menschlichen Macht ist. Um so schwieriger aber ist auch eben deßwegen, etwas Genügendes an Hand zu geben und vorzuschlagen, um für eine solche Unterscheidung einen zuverläßigen Maßstab oder Leitfaden an Hand zu geben.

Endlich wäre auch näher zu bestimmen, wie auf die beyden Richtungen, in welchen alle Staatsgewalt ausgeübt wird, die innere und äußere nämlich, jene Forderung einer vermittelnden Mäßigung Anwendung finden soll. Da der Verfasser von der heiligen Allianz spricht, so wäre wohl, wie es scheint, um so mehr der Ort gewesen, hierüber etwas Genaueres anzudeuten. Es gibt nämlich für jedes der drey großen Hebel und Organe aller Politik, das Schwert, das Gesetz und das Wort, sowohl eine Wirksamkeit im Innern des eigenen Staats, als eine außerhalb den Gränzen desselben. Was das Schwert betrifft, so ist dafür die puissance fédérative offenbar noch wichtiger, als selbst die puissance militaire und financière (die bekannte Abtheilung der Macht). Was das Gesetz anbetrifft, so kann einmal die auswärtige Macht angewandt werden, um im Innern eines andern Staates das Gesetz aufrecht zu erhalten, und Auflehnung und Anstrengung wider dasselbe zu unterdrücken; es kann auch ferner in den Verhältnissen des einen Staats zu dem andern im Sinn eines allgemeinen Gesetzes gehandelt, und durch gewichtvolle Vermittelung Mangel eines solchen wirksam ersetzt werden. Oder es kann sich die auswärtige Politik der Staaten selbst Gesetzen unterwerfen, und die Natur des Gesetzes annehmen; — und zwar wiederum auf verschiedene Weise. Es kann die eine Macht sich mit einer andern Macht nach gewissen Verabredungen dahin verbinden, in Anwendung ihres auswärtigen Einflusses immer gemeinschaftlich nach ausgesprochenen Grundsätzen zu verfahren; es kann auf diesem Wege sich eine überwiegende Macht in den Staatsverhältnissen bilden, gleichsam eine monarchische Einheit in der Republik souverainer Staaten, welche aber nur dadurch Dauer haben kann, daß sie sich selbst bestimmte Schranken setzt, innerhalb welcher sie sich wirksam erzeigen will, ohne die Rechte der kleineren und Mittelmächte zu gefährden. In so fern nun als solches geschieht, bildet sich ein Gesetz für die Staaten in ihren wechselseitigen Verhältnissen, ein positives Völkerrecht höherer Art, eine allgemeine Politik mit anerkannten Grundsätzen, welche sich einem gemeinsamen Staatsrecht für alle Staaten des Welttheils nähern. Oder es können auf dem Wege ganz freyer

Gegenseitigkeit, ohne alle Rücksicht auf überwiegende Macht, sich föderative Bundesgesetze bilden. — Was zuletzt die Waffe des Worts betrifft, so ist ebenfalls einleuchtend, daß die defensive oder unterstützende und helfende Wirksamkeit der Regierungen in Bezug auf dasselbe sich sowohl über die innern als äußern Staatsverhältnisse ausdehnt. Es würde nun offenbar die Meinung des Verfassers klarer geworden, und die Erörterung nützlicher gewesen seyn, wenn er dargethan hätte, welche Anwendung seiner Meinung nach die Idee einer energievollen Mäßigung auf die Verfahrungsweise der europäischen Regierungen, in allen diesen Beziehungen nach den wirklich bestehenden Verhältnissen und den Grundsätzen der vorhandenen Bündnisse haben sollte.

Indem wir nun diese Unvollständigkeit und wesentliche Mangelhaftigkeit der Ansichten des Herrn Görres, unter entschiedenster Anerkennung seines seltenen Talents und reichen Geistes, in der erwähnten Beziehung nachgewiesen zu haben glauben, wollen wir uns dem Versuch nicht entziehen, wenn auch mit geringen Kräften, einen Beytrag zu jener bestimmteren Unterscheidung der im Kampf befangenen Theile zu liefern, in so weit derselbe auf dem Gebiete der Staatsverhältnisse geführt wird. Die entgegengesetzten Kräfte und Bestrebungen umfassen zwar alle großen gesellschaftlichen Angelegenheiten, Kirche und Schule eben so sehr, oder noch mehr, als selbst den Staat und sogar die Verhältnisse des Hauses und der Familie, uns aber beschäftiget die vorliegende Frage für jetzt nur, in so fern der Kampf die nächsten Gegenstände der Staatswissenschaft zum Gegenstande hat.

Daß die Bezeichnung einer despotisch-oligarchischen und einer demokratischen Partey den Gegensatz nicht erschöpfend darstellt, muß schon daraus erhellen, daß bey einer solchen Annahme für konservatorische, gerechte und weise Grundsätze im Zeitalter keine Stellung übrig bleiben würde. Denn daß sowohl das oligarchische als das demokratische zerstörende und für jeden Staat verderbliche Elemente seyen, hat man schon vor Aristoteles erkannt; und es muß doch dem verschiedenartigen Schlechten und Zerstörenden gegenüber eine feste Stellung und Grundlage für das Gute und Erhaltende geben, auf welche eine weise Staatskunst sich stützen kann. Hierauf beruht unsere ganze Ansicht. Es heißt die Sache der Erhaltung der Staaten als schutzlos, die Regierungen selbst als unmächtig sich denken, wollte man bloß beyderseits falsch gerichtete Parteyungen für die einzigen vorhandenen Faktoren des Streites, für die alleinigen Hebel und Organe des Verfahrens der Macht betrachten. — Es wird auch bey näherer Prüfung einleuchtend, daß

die im Kampfe begriffenen widerstrebenden Richtungen gar nicht überall zusammentreffend und identisch sind mit den äußerlichen Parteyen, worin gerade faktisch ein Land getheilt erscheint, und die gewöhnlichen Benennungen reichen zu der von uns gesuchten gründlichen Unterscheidung nicht hin, weil sie nur auf sehr äußerliche Kennzeichen sich zu gründen pflegen, wie sie jeder leicht auf den ersten Anblick gewahr wird, worin sich aber ihre eigene geistige Natur nicht offenbart. Der Gegensatz von Regierenden und Regierten gehört von selbst nicht hierher, weil ja vielmehr diese beyden Beziehungen als übereintreffend auf ein gemeinschaftliches Ziel, und nur in einer der allertraurigsten Voraussetzungen als entschiedene und daurende Gegensätze zu denken sind. Ministerium und Opposition bildet zwar einen Gegensatz, aber einen mehr nur zufälligen und veränderlichen, da ja die nämliche Richtung und Ueberzeugung und derselbe Charakter heute in irgend einem Staate ministeriell, morgen dagegen opponirend seyn kann. Eine stehende, advokatenmäßige Opposition gegen alles und jedes was ein gegebenes Ministerium will, ist nur etwas künstlich-konstruirtes, und kann mit einer ursprünglichen Grundrichtung offenbar nicht einerley seyn. Monarchisch und republikanisch bildet zwar einen Gegensatz, allein auch diesen scheint das Streben der entgegengesetzten Parteyen nicht in seinem wahren Grunde und seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit bezeichnen zu können; denn Viele derer, die in der entschiedensten Weise der liberal demokratischen und revolutionären Tendenz angehören, wollen einen Alleinlenker aller andern Willen zu dem von ihnen erwählten Zweck, einen Alleinherrscher im Geiste des Jahrhunderts, wie sie diesen verstehen, und also eine monarchische Form. Und wiederum finden viele Freunde der Monarchie auch in manchen republikanischen Staatsordnungen kräftige Stützen der ihnen heiligen Sache. — Aristokratie und Demokratie scheint noch eher einen genügenden Gegensatz zu bilden; allein auch hier wird gleich bey etwas näherer Prüfung die größte Unbestimmtheit fühlbar. In den demokratischen Bewegungen tauchen jedes Mal eine Menge neuer aristokratischer Ansprüche und Superioritäten auf, oder vielmehr die Revolutionen werden immer von solchen gemacht, die vermöge einer schon vorhandenen Ungleichheit über andere eine Gewalt ausüben, und die Verhältnisse der Aristokratie zeigen in höherer Beziehung auch wieder eine gewisse Gleichheit, und diese bildet das Haupterforderniß der Demokratie. Verstände man aber unter Aristokratie die Herrschaft der durch Ausschließung aller andern Privilegirten, und unter Demokratie einen Zustand der Staatsverhältnisse, vermöge dessen Niemand vor

irgend einem Privilegium gesetzlich ausgeschlossen ist, sondern jede Stufe von Herrschaft unter Begünstigung des Glückes ungehindert durch das Gesetz erreichen kann, so ist zwar nicht zu läugnen, daß auf der einen Seite das Bestreben, eine grelle Ungleichheit durch bloße Ausschließung Anderer zu behaupten, auf der andern Seite Neid und Unzufriedenheit derer, welche sich ausgeschlossen fühlen, auch wohl ihren bedeutenden Antheil an den Parteykämpfen der Zeit gehabt haben; daß hierin aber das eigentliche Princip und das wesentliche Ziel dieser großen Bewegungen liegen sollte, wird heute wohl Niemand kurzsichtig genug seyn, zu behaupten. Zur Erklärung so umfassender, alle Grundfesten der menschlichen Gesellschaft erschütternden Kämpfe reichen jene gesellschaftlichen Spannungen und die Triebfedern der ausschließenden oder der durch Ausschließung gekränkten Eigenliebe nach unserm Bedünken nicht viel besser aus, als wenn man in mäßigen Küstenwinden, welche die Oberfläche des Meeres am Ufer kräuseln, die Ursache von Stürmen finden wollte, welche die Tiefen des Oceans durchwühlen! Es würde dieses vielleicht schon aus jener öfters gemachten Bemerkung sich darthun lassen, daß unter den eigentlichen Führern der heutigen Revolutionen sehr viele in jenem Sinne Privilegirte sich befinden; und unter ihren Gegnern andererseits viele nicht im ausgezeichneten Maße Begünstigte. Ist doch das unverdorbene, schlichter Sitte treue Volk, der echte Bürger, der wahre Bauer, oft das allerstärkste Hinderniß der neueren Revolutionen. — Auch liegt die Reflexion ziemlich nahe, daß das Glück immer nur sehr Wenige weit empor trägt, und eben dieses Glück seine Günstlinge unter allen Verhältnissen, seyen sie auch gestaltet, wie sie wollen, weit genug bringen kann. Die Hoffnung, die Vorstellung, daß in einer demokratisch gestalteten Gesellschaft manche Schranken und erschwerende Hindernisse des äußeren Glückes hinwegfallen möchten, welche bey einer aristokratisch geordneten dem unbegünstigten Emporstreben im Wege stehen können, mag zwar allerdings Manche für Theorien und Tendenzen gewinnen, die sich als demokratisch ankündigen; allein in solchen Antrieben und Täuschungen eines persönlichen und dabey kleinlichen Ehrgeizes oder Neides die Summe alles dessen suchen, was unser Zeitalter bewegt, und hieraus alle Macht des Fanatismus, alle falsche Philosophie, alle Frevel, alle Ausbrüche der Leidenschaften, alle glänzenden sowohl als brutalen Verirrungen des Geistes herleiten wollen, welche die Geschichte der neuern Zeit in so vielfacher Gestalt darstellet, würde eine große Beschränktheit des Blickes verrathen. — Wiederum kann man nicht sagen, alles drehte sich darum, daß die Einen Superioritäten wollen, die Andern dagegen, daß niemand

den Andern superiör sey. Denn Jene müssen doch irgend einen, wenigstens dunkel verstandenen Grund und Zweck haben, warum sie Superioritäten wollen, ihr Zweck kann nicht seyn, daß irgend ein Individuum A, welches ganz unabhängig von einem allgemeinen Zweck gedacht wird, über irgend ein anderes Individuum B, gegen welches sie ganz eben so gleichgültig sind, eine nichts bezweckende und durch nichts bestimmte Obergewalt ausübe. Und andererseits ist auch wohl nicht möglich, daß es den Freunden einer radikalen Gleichheit mit diesem Hinwegfallen aller Superiorität, sowohl der des Geistes und Talents, als des Reichthums und der Macht, jemals durchdachter Ernst seyn könne, da immer der eine Mensch dem andern schon nach der natürlichen Anlage in irgend einer Sache superiör ist, und also auch im Staate dieses allgemein vorhandene Verhältniß sich in irgend einer Weise wirksam zeigen muß. Eben so wenig kann auch Stabilität und Aenderung den Gegensatz erschöpfend bilden, denn das Festbegründete nimmt Aenderung in sich auf, und das durch Aenderung entstandene strebt, stabil zu werden. Grundbesitz und Geldbesitz bilden den gesuchten Gegensatz ebenfalls nicht, da ja der eine des andern nie entbehren kann. Etwas anderes wäre freylich schon, wenn man sich einen Kampf um unbedingte und ausschließende Herrschaft der einen Art des Besitzes über die andere vorstellte; hier wäre allerdings Gegensatz und unversöhnter Streit; aber derselbe könnte allein die große Entzweyung des Zeitalters nicht bestimmen. Das wird schon daraus klar, daß diejenigen, welche sich durch einen eingreifenden Geist der Zeit verletzt fühlen, größten Theils noch von ganz andern Verhältnissen, als von denen des Grundbesitzes und Ackerbaues, so wichtig und ehrwürdig diese auch erscheinen mögen, zu sprechen pflegen, wenn sie die Gefahren und das Unheil schildern wollen, welches die heutigen Revolutionen anstiften. Sie sprechen von ehrwürdigen Institutionen, von socialen Banden, von geheiligten Gemeingütern, von der Geschichte der Nationen und den auf Geschichte begründeten Einrichtungen, von überliefertem Volksglauben u. s. w., und so sehr nun auch eine unbeschränkte Herrschaft des Geldes in den Verhältnissen des materiellen Eigenthums diesen Gütern und Einrichtungen Gefahr bringen mag, so ergibt sich doch von selbst, daß es sich hier zugleich noch von ganz andern Kräften und Zwecken handelt, als von denen des äußeren Besitzes und von seinen Verhältnissen.

Am allerwenigsten wird jener Gegensatz dem richtigen Verständniß näher gebracht, wenn man ihn mit Freyheit und Knechtschaft bezeichnet, wofern man nämlich unter Freyheit versteht, daß die Einzelnen nach einem in ihrer Individualität

gegebenen oder von ihnen selbst gewählten Gesetze leben können. Denn die allumfassende Tyranney und Absolutheit des revolutionären Gesetzes wird von den entschiedenen Verkündigern desselben keineswegs mehr geläugnet; das Individuum, was sich der uneingeschränkten Gewalt dessen, was Einige wollen (solche nämlich, die das Gesetz der Revolution gleichsam als bevollmächtigte Organe des Geistes der Zeit gegeben haben) widersetzt, wird nach ihrer Doktrin als Frevler gegen die Majestät des Gesetzes, als Verräther gegen die heilige Sache, als vom schnödesten Egoismus beherrscht, und unfähig dem Wohle Aller ein Opfer zu bringen, gebrandmarkt und bestraft. Die Privatansicht, oder der Privatwille, welcher, auf die Rechte des Individuums sich berufend, seinen eigenen, den revolutionären Gewalten entgegengesetzten Weg gehen wollte, würde durch den härtesten Zwang zurückgeführt werden. Die individuelle Freyheit als Triumphgeschrey der heutigen Revolutionen ist beynahe zum Kinderspott geworden. — Auf der andern Seite aber machen auch die Stimmführer der Monarchie, der legitimen Ordnung ꝛc. keinen Anspruch darauf, eine völlige äußere Freyheit der Individuen im politischen Verhältnisse nach ihren Doktrinen erreichen zu wollen, sie erklären vielmehr dieselbe, unbedingt und ganz uneingeschränkt verstanden, als ein logisches und praktisches Absurdum, interessiren sich aber dagegen oft sehr lebhaft für die Aufrechthaltung und Begründung von dieser Freyheit entsprechenden und mannigfaltig bestimmten individuellen Rechtssphären. — Wenn daher die revolutionäre Tendenz in manchen Verhältnissen scheinbar oder auch wirklich eine größere Freyheit der Einzelnen begünstigt, so ist dieß etwas Zufälliges; in vielen andern Verhältnissen vernichtet sie dieselbe ganz und gar. Eine vernünftige und verbesserte Bestimmung der individuellen Rechtssphäre ist ganz und gar nicht, was jene Richtung bezielt, und weßhalb sie mit der wohlgeordneten Monarchie sich in einem unversöhnlichen Kampfe befindet, mit welcher vielmehr jede vernünftige Verbesserung in den Verhältnissen der Einzelnen der Idee nach am vollkommensten übereinstimmen dürfte. — Wenn wir aber alle diese oft vorkommenden Bezeichnungen für ungenügend befinden müssen, so frägt sich, ob vielleicht auf geistigem Gebiete eine richtige und erschöpfende Gegeneinanderstellung der sich befeindenden Kräfte zu finden ist, so daß wir etwa jene Ausdrucksweise annehmen dürften, welche ebenfalls vielfach und von nicht unwürdigen Stimmen gebraucht worden, nach welcher nämlich Glauben und Vernunft einander entgegen strebten, weil die Freunde der historischen Monarchien allerdings Glauben als die Grundlage und Seele aller gesellschaftlichen Verhältnisse betrachten,

und die neuern und revolutionären Doktrinen allerdings auf dem Wege des Räsonnements, des Nachdenkens und der Spekulation im Widerspruch mit dem Glauben entstanden sind. Allein auch abgesehen davon, daß ebenfalls der älteste Glaube der Vernunft eine überaus große Ausdehnung der Entwicklung läßt, so kann man auch von der andern Seite nicht sagen, daß die Anhänger von Spekulationen und Theorien, welche mit jenem Glauben unvereinbar sind, überall nichts glaubten. Es gibt darunter manche, die eine starke, obwohl falsch gerichtete und unbestimmte Kraft des Glaubens in sich zu tragen scheinen. Außer dieser Erwägung aber tritt nun noch die weitere ein, daß es sich bey den Kämpfen der Zeit eben um äußere Verhältnisse handelt, welches ja nicht zunächst der Fall seyn würde, wenn sie bloß auf geistigem Gebiete geführt würden. So sehr also auch alles darauf hindeutet, daß intellektuelle und moralische Triebfedern und geistige Mächte dabey im Spiele sind, und kräftig mitwirken, so deutlich dürfte es doch auch seyn, daß es nicht bloß um rein geistige Angelegenheiten, wenigstens nicht in ihrer Trennung von den äußern Verhältnissen sich handelt, sondern eben von Gestaltung und Umwandlung oder Zerstörung, Organisation oder Desorganisirung der äußeren Verhältnisse nach den Forderungen des allgemeinen Geistes, welchem jeder sich hingegeben hat.

Kann nun das, was die Ansichten und Bestrebungen der Zeitgenossen so feindlich trennt, durch alle jene Bezeichnungen, welche wir etwas näher prüften, so wie durch manche andere, welche in ähnlicher, unbestimmter Weise gebraucht werden, keineswegs genügend dargestellt werden, so irren wir vielleicht nicht, wenn wir die Unterscheidung in nachstehender Weise zu bezeichnen versuchen. Wir meinen nicht, im Grunde damit etwas Neues und selbst Gefundenes zu sagen, wohl aber auf etwas näherer Prüfung im höchsten Grade Würdiges auch unsererseits hinzuweisen, indem wir beytragen möchten, das an andern Orten, und sogar häufig Ausgesprochene, aber selten nach seiner vollen Bedeutung Gewürdigte und Angewendete, dem allgemeinen Verständniß und Ueberblick um etwas näher zu bringen. Die Doktrin und das Streben der Einen besteht nämlich, wie wir erachten, darin, daß sie die Verhältnisse der Gesellschaft nach der Natur und den Gesetzen von lebendigen Körpern und organisirten Verbindungen beurtheilen, und alles dasjenige wollen, was die Gestaltung, den Bestand und die Entwickelung der Gesellschaft, als eines solchen belebten Körpers, zu befördern vermag, alles aber ausschließen, was diesem leiblichen und organischen Leben feindlich entgegen ist. Die andern aber hassen die Beschränkungen, welche aus einem solchen organisch zusammenhängenden,

leiblichen Leben der Gesellschaft für die Anwendung einzelner Kräfte fließen; und weil sie in rücksichtsloser Erweiterung oder im Gebrauch physischer oder intellektueller Kräfte durch jenes gemeinschaftliche Leben der Gesellschaft in keiner Weise gebunden seyn wollen, so streben sie aus allen Kräften nach der Zerstörung desselben. — Jene erstern glauben, daß in ähnlicher Art, als es bey der Familie und im umfassendsten Sinne des Wortes, bey den Religionsgesellschaften von selbst deutlicher ist, ebenfalls die Volks- und Staatsgesellschaften etwas Gegebenes seyen, was die Willkür und ungebundene Verabredung der Menschen nicht machen, was ihre Bemühungen nur fortpflanzen, erhalten, vollkommener ausbilden, oder Schutz- und Trutzwaffen, um so zu reden, dafür erfinden sollen. Diese letzteren haben in ihrer Weise Recht, daß ein solcher willkürlicher und ganz unbeschränkter Gebrauch einzelner Kräfte, wie sie denselben theils aus gemeiner Selbstsucht, theils aber auch mit falscher und verblendeter Meinung, vielen andern Menschen etwas Gutes dadurch mitzutheilen, erobern wollen; — durch ein organisches Leben der Staatsgenossenschaft vielfache, in der Wahrheit oft sehr heilsame, ihnen aber drückend und unerträglich scheinende Beschränkung findet; und daß, wenn es ihren konzentrirten Anstrengungen gelungen wäre, ein solches Band des leiblichen Lebens der Staatsgesellschaft zu zerschneiden, ein wilder Ausbruch entbundener Kräfte allerdings erfolgen würde, welcher aber seine fürchterliche Strafe zur Enttäuschung Aller mit sich führt.

Vielleicht werden manche diese Bezeichnungsart noch zu bildlich finden; allein wenigstens muß anerkannt werden, daß dieses vom lebendigen Leibe genommene Bild ein sehr fruchtbares und anwendbares ist, welches zur Aufhellung der Idee, welche man sucht, wesentlich beyträgt. Es wird dadurch zunächst angedeutet, daß der Anfang, gleichsam der Keim der Gesellschaft, dasjenige, wodurch zugleich der wahre Zweck, und somit auch das höchste Gesetz derselben bestimmt wird, welches den Gegenstand der Erhaltung, Erziehung, Ausbildung, Fortpflanzung, Vertheidigung derer seyn muß, welche die Gesellschaft ausmachen, etwas Gegebenes und Positives ist, von welcher sich die Einzelnen nicht ganz lossagen, nicht durch Privatwillkür darüber schalten, am wenigsten sich zu seinem Untergang verbinden dürfen. Etwas Gegebenes ist die Abstammung von den ersten Erzeugern, den Vätern ganzer Nationen, und der denselben dadurch gleichsam eingeborne und eingepflanzte, unter wechselnden Schicksalen und im Laufe der Jahrhunderte mannigfach modificirte National-Charakter, die natürliche Grundlage und damit in Ver-

bindung stehende Bestimmung der Nation. Etwas Gegebenes ist die Ueberlieferung, der von den Vätern auf die Söhne gleichsam übertragene und vererbte Beruf und der an die Nation ergangene Befehl über ihr Verhältniß zur Religion, zur Lehre von Gott und göttlichen Dingen, welches Verhältniß ein sehr verschiedenes seyn kann. Gegeben ist die von Ursprung her den Völkern beywohnende Idee der Gerechtigkeit, und einer Gewalt, welche sie äußerlich handhaben soll, und welche also Autorität hat; deren Willen in bestimmten Fällen, als das höchste, gleichsam göttliche, befolgt und ausgeführt werden soll. Gegeben ist alles, was im Verlaufe der Zeit beym Volke unter dem Schirm seiner Gesetze entstanden ist, so lange es nicht mit dem höheren Gegebenen, mit dem eigentlichen Zwecke der ganzen Genossenschaft in Widerspruch tritt; gegeben ist das in Uebereinstimmung mit dem Ganzen okkupirte und geregelte Vermögen der Einzelnen, die Quellen des Erwerbes, und die mannigfaltige Benutzung, zu welcher die physische Beschaffenheit des Bodens die Veranlassung darbietet; und alle bestimmten, reellen Interessen und Vortheile, auf deren Genuß sich in Uebereinstimmung mit der Gesammtheit einzelne Theile Anspruch erworben haben. — Man sieht, daß also sowohl die allgemeinen, als die besonderen, die ursprünglichen, als die hinzugekommenen Zwecke der Gesellschaft hier als etwas Gegebenes erscheinen, und daß die ganze Gesetzgebung und Verwaltung also kein anderes Ziel haben kann, als die Erhaltung, den Wachsthum, oder die Vervollkommnung dieser gegebenen Gemeingüter. — Eben so führt jenes Bild des lebendigen Leibes auf die Nothwendigkeit, daß die Aehnlichkeit des Mundes, wodurch der Wille und Gedanke ausgesprochen wird, in der Gesellschaft und in ihrer ursprünglichen Grundanlage (in ihrem ersten, wesentlichen Baue) schon als gegebenes Organ vorhanden seyn müsse, wodurch der gemeinschaftliche Gedanke und Wille des Ganzen bindend ausgesprochen wird; der Wille, welchem alle einzelnen Theile Folge leisten müssen. — Ferner bietet dieses Bild die Anschaulichkeit des Zusammenhanges aller Theile dar, so daß jedes Glied seine bestimmte Thätigkeit und Verrichtung hat, die allen übrigen zugleich mit zu Gute kommt; so daß kein einzelnes Glied verletzt werden kann, ohne daß das Ganze leidet, und wiederum auch das gemeinsame Gefühl des Ganzen, der sensus communis, eine volle und klare Wissenschaft über den Zustand des Wohlseyns oder des Leidens jedes einzelnen Theiles gibt. Dieses sind einige von den vorzüglichsten Analogien, welche sich aus diesem Bilde ergeben und worauf es hier ankommt; wobey noch zu bemerken ist, daß auch aus dem Bilde der Krankheiten des Körpers die Gebrechen der

Gesellschaft und ihre beste Heilart vorzugsweise verstanden werden können.

Die entgegengesetzte Tendenz, sagten wir, strebe nach Zerstörung des leiblichen Lebens der Gesellschaft. Sie will nicht, daß die Staatsgesellschaft als für Erhaltung, Wachsthum und Ausbildung gegebener Gemeingüter, gleichsam eines organischen Keimes und seiner Entwickelung eingesetzet betrachtet werde, sondern als die verabredete Form des gemeinschaftlichen Handelns, durch welche die gerade jetzt Lebenden nach ihren eigenen Trieben und Gutdünken den Gebrauch einzelner Kräfte verstärken oder erweitern können. Es gibt für sie nicht die Aufgabe, eine bestimmte Nationalität auszubilden und zu veredeln, noch viel weniger besteht für sie ein altgeheiligtes Verhältniß der Nation und der Staatseinrichtungen zum Religionsglauben; es gibt auch nach ihrer Vorstellung keine ursprüngliche Gewalt zur Handhabung der Gerechtigkeit, kein durch ein von Anfang her gültiges und fortbestehendes Grundgesetz in der Gesellschaft vorhandenes Organ für den gemeinschaftlichen Willen, welcher Wille, als wäre er ein göttlicher Ausspruch, befolgt werden muß, weil er die Stelle des göttlichen Ansehens vertritt; es gibt auch für sie nichts unter dem Schirm der Gesetze entstandenes Partikulares, was geheiligt wäre, und nicht angetastet und verletzt werden dürfte, und sie verkennen den organischen Zusammenhang des Ganzen, vermöge welchem die dem einen Theile zugefügte Verletzung als die aller Theile empfunden wird. Anstatt alles dieses Gegebenen, Unverletzlichen, Gebietenden, ist ihnen das von allem diesen unabhängige, abgelöste und entkleidete Begehren, Denken und Wollen vieler Einzelnen, unter den Namen der allgemeinen Vernunft und des souveränen Volks, unbedingtes und uneingeschränktes Gesetz. Jene Einzelnen werden ohne Verhältniß zu einer Vergangenheit und Zukunft, als für sich bestehend; sie werden als abgelöst und entbunden von der Idee der Gemeinschaft als Private; sie werden als gleich unter sich und als die Quelle der Souveränität gedacht. Es ist gleichsam ein entkörperter, fesselloser Verstand und Eigenwille, der allein, was auch immer geschehen und erfolgen möge, ohne Hinderniß herrschen, hausen und wüthen will; und nichts verlangt er entschiedener und gewaltsamer, als daß alle jene Schranken und Hindernisse hinwegfallen mögen, welche aus dem Daseyn eines lebendigen Staatskörpers, oder wenn der Ausdruck wohlgefälliger ist, des Staats als einer moralischen Person, eines Individuums, welches eine gegebene Geschichte, einen gegebenen Beruf im Verhältniß zu göttlichen sowohl, als menschlichen Dingen, ein erworbenes Besitzthum, bestimmte Pflichten und Rechte, be-

stimmte Anlagen, Kräfte und Interessen hat, und welches sich ungestraft nicht über alles dieses nach den augenblicklichen Eingebungen der Privatvernunft hinaussetzen kann — heilsam beschränkend entgegen stehen. Die Staats-Organisation, welche zu dem Ende gewollt wird, um diese Zerstörung recht wirksam und folgerecht auf ihren Gipfel zu führen, dürfte wohl mit dem Auftreiben einer tödtenden Geschwulst im lebendigen animalischen Leibe zu vergleichen seyn, welche alle Säfte und Kräfte des Körpers in ihr abnormes Gewächs hineinzieht, welches aber kein anderes Ende und Ziel hat, als den völligen Tod des Körpers selbst.

Es wird unserem Vorhaben entsprechen, noch etwas länger bey dieser Charakteristik zu verweilen. Es würde eine falsche Vorstellung seyn, anzunehmen, daß die Einen, die dem Staat ein körperliches Leben vindiciren, einen trägen und todten Stillstand wollten, oder der Verbesserung in den Grundsätzen des Verfahrens der Gesellschaft Thür und Thor versperrt hätten. Keineswegs, und welche Folgerung könnte auch wohl weniger als diese aus jenem Bilde, aus der Analogie der Fortbildung eines lebendigen Individuums fließen? — Sie können es aber nicht billigen, wenn irgend eine Verbesserung in einer solchen Weise geschehen soll, welche mit der Gesundheit und dem Leben des ganzen Körpers unvereinbar ist; nach Ihrer Idee wird die Gewalt, welche eine vorhandene Gewalt richten und verbessern soll, selbst eine höhere und heiligere seyn müssen; das Abgestorbene im Einzelnen kann nur aus der Lebenskraft des Ganzen ersetzt und hergestellt werden, und diese nur aus höherer Lebensquelle wieder gewinnen, was sie selbst verloren hatte; oder durch Zurückführung auf ihre eigenen Grundsätze sich in selbst erneuern. Wenn ein besseres Grundgesetz statt des älteren der Gesellschaft gegeben werden soll, so muß derselben vor allem erst ein höherer Lebenskeim, ein höheres Gegebenes, welches göttlicher und fürtrefflicher ist, eingepflanzt werden. Es muß aus höherer, oder wenigstens aus gleich hoher Autorität und Vollmacht hervorgehen, als das bestehende Grundgesetz selbst, und niemals kann der Privatwille der Einzelnen als solcher sich über dasselbe erheben. Das staatsrechtliche Verhältniß zur Religion kann ein anderes werden, weil diese selbst eine solche Aenderung erheischt, sey es einer reineren und vollständigeren Anwendung ihrer eigenen Lehren nach, oder wegen der veränderten Umstände, worauf dieselben angewendet werden müssen. Eine Abänderung in der Bestimmung, wie die einzelnen Glieder und Theile des Ganzen bey Bildung des gemeinsamen Willens zugezogen werden und mitwirken, kann alsdann aber auch nur dann erfolgen, wenn das Ganze selbst, das Gesammtgefühl des Körpers der Gesellschaft, der sensus communis

des Ganzen, le sens du pays, wie man es genannt hat, eine solche theilweise Aenderung verlangt, um schärfer und stärker sich zu äußern. — Die Anhänger jener Grundansicht wollen nicht, daß irgend welche Individuen als solche ihr Gutbefinden zum allgemeinen Gesetz sollen machen können, oder daß in irgend einem Theile des Ganzen, der souveraine Ausspruch ganz unabhängig von der Zustimmung oder dem Widerspruch der andern Theile gebildet werden solle; doch darf auch nach ihren Ideen die Kraft des Widerspruchs einzelner Theile in keinem Fall so bemessen seyn, daß eine Zertrennung des ganzen Leibes oder eine Zerstörung und lähmende Hemmung des ganzen Organismus dadurch bewirkt wird. Die in der entgegengesetzten Richtung Fortgerissenen sind dagegen über diese selbst nicht so klar, daß sie sich auch in der Praxis und in ganz folgerechter Vorstellung von allem leiblichen Leben der Gesellschaft lossagten; das Bedürfniß nach demselben ist dem Menschen so natürlich, daß das richtige Gefühl immer wieder dahin zu treiben pflegt. Ist das Band der Gesellschaft bloß durchschnitten, so führen die Theile polypenartig ein korporatives Leben fort, welches um so mächtiger und nachhaltiger ist, je gewaltiger die Lebenskraft war, die dem Ganzen innewohnte, ja es kann für viele Verhältnisse sogar die organische Lebenskraft des einzelnen abgerissenen Theiles ausreichen. Ist aber das ganze Leben denaturirt, mehr und minder bis in alle Theile, so bilden sich falsche Organisationen, die keinen lebendigen Keim in sich haben, und bald in Fäulniß übergehen, und wovon die eine die andere verdrängt, alle aber dem Ganzen unter vielen Schmerzen, Spannung und Unruhe den baldigen Tod bringen.

Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß wir bey dieser hier angedeuteten Bezeichnung der einander bekämpfenden Grundrichtungen, wenn sie gleich in ganz allgemeiner, auf alle Zeitalter und Völker anwendbarer Weise versucht wurde, ganz besonders die europäischen Staaten und Nationen im Auge haben, und daß namentlich, was das Verhältniß zur Religion betrifft, uns eigentlich und vor allem nur das Verhältniß der Staaten zur christlichen Religion beschäftigt, wie dasselbe aus der reinsten und lautersten Auffassung seiner eigenen Lehre, in Anwendung auf die wechselnden Bedingungen der Zeiten zu bestimmen ist. — Auch kann jede Untersuchung nur sehr fragmentarisch bleiben, welche nicht von Auffindung dieses Verhältnisses selbst ausgeht, und für alle verschiedenen Elemente der Gesellschaft, für jene auf den intellektuellen sowohl als materiellen Kräften beruhenden Organe eines gemeinschaftlichen leiblichen Lebens des Staates, die denselben eigenthümlichen Gesetze, und die Bestimmung ihres

gegenseitigen Verhältnisses aufsucht. Indessen dürfte bey der großen Verschiedenheit und Unklarheit, welche gegenwärtig noch in dieser Beziehung über viele Hauptpunkte bey den Zeitgenossen herrschet, während eine gemeinschaftliche Richtung ihres politischen Bestrebens und Meinens Viele (sonst wohl) noch sehr von einander abweichende Ansichten verbindet und umfaßt — das eigentliche Unterscheidungsmerkmal der kämpfenden Theile nur in den allgemeinsten Umrissen, wie wir es versucht haben, aufgefunden und dargestellt werden können.

Von diesen beyden einander entgegen getretenen und feindlich bekämpfenden Grundmeinungen nun, welche in Hinsicht auf die politischen Verhältnisse die heutige Welt am gründlichsten und wesentlichsten in zwey geschiedene Hälften trennen, wovon der einen alle Jene angehören, welche im dunklen Gefühl oder deutlicher Erkenntniß ein leibliches Leben und eine moralische Einheit der Gesellschaft wollen, der andern aber Jene, welche, um einzelne Kräfte ungebunden auf den äußersten Grad ihrer Wirksamkeit zu bringen, jenes gemeinsame Lebensband auf den Grund zerstört zu sehen, das unselige Bestreben haben, — von diesen beyden Grundrichtungen muß die eine den Regierungen befreundet, die andere feindlich erkannt werden. Sie sind nicht neutral in diesem Kampfe, sie sind vielmehr die ersten und hauptsächlichsten Kämpfer in demselben, sie stehen nicht über demselben auf einer rein geistigen Lichthöhe, denn sie sind von dieser Welt, und sollen in Regierung und Lenkung dieser Welt, als die ersten Unterthanen in einem göttlichen Reiche auf Erden der höheren Ordnung dienen. — Sie sind an diesen Kampf und Zwiespalt wesentlich mit gebunden, und keineswegs willkürliche Preisbestimmer und Schiedsrichter in demselben; denn die Sache des einen Theils ist ihre eigene, und würden sie glauben, jene des andern Theils durch ihre freywillige und positive Zustimmung zu sanctioniren und deren Bestrebungen in sich aufzunehmen, so würden sie sich selbst den vielleicht theilweisen und allmälichen, aber sichern und unvermeidlichen Untergang bereiten. Und was wir in der neueren Zeit von wirklicher innerer Schwäche der Regierungen gesehen haben, davon muß die eigentliche Ursache größten Theils in ähnlichen Fehlgriffen gesucht werden.

Es versteht sich von selbst, und wird hoffentlich aus der ganzen Darstellung, wie wir sie zu entwerfen versuchten, klar seyn, daß was wir bezielen, keine todtgeborne Wiederherstellung untergegangener, oder künstlich täuschende Aufrechthaltung entarteter und veralteter Korporationen in einer bloß zufälligen, anderen Zeitpunkten angehörend gewesenen Gestalt seyn kann, welche jetzt nur etwas fremdes und lebloses, etwas bloß täuschendes seyn würde; —

und weniger noch von Hemmung oder Unterdrückung fortschreitender Vervollkommnung in allen bürgerlichen Einrichtungen, welche insbesondere auch das wahre, richtig berechnete, und auf innerer Harmonie beruhende, physische und sittliche Wohlseyn der unteren Klassen des Volkes zum rühmlichen Zwecke haben. Aber alles, was sich von selbst, nach dem den Menschen inwohnenden gesellschaftlichen Triebe, in den natürlichen und vorhandenen Elementen organisch zu verbinden und zu gestalten strebt, dem möge eine weise Sorgfalt von oben zu Hülfe kommen, und dem was sich aufzurichten begehrt, zur rechten Zeit unter die Arme greifen. Nicht in einer ausschließenden Richtung, welche überhaupt mehr den Zeiten des anfangenden Ersterbens und ohnmächtigen Ringens nach Fortdauer, als jener des frischen Entstehens und jugendlicher Kraftfülle eigen zu seyn scheint; wohl aber in positiver Begründung und naturgemäßer Entwickelung mögen die Anfänge und Keime neuer oder verjüngter Korporationen gepflegt und begünstigt werden.

Gegen die allem korporativen Leben des Staats entgegengesetzte Tendenz dagegen muß der Kampf zwar mit großer Energie, aber zugleich mit weiser Mäßigung und Zurückhaltung geführt werden. Nichts wäre falscher und verderblicher, als auf der einen Seite Irrthümer blutig zu bekämpfen, und auf der andern, aus gleich verderblicher, vielleicht gar aus der nämlichen Quelle geflossene andere Irrthümer zu vergöttern. Man muß es der Zeit überlassen, Irrthümer, die sie erzeugte, auch wieder zu berichtigen; und man wäre nicht berechtigt, mit zu tief eingreifender Schärfe falsche Richtungen zu bestrafen, von welchen man sich selbst wohl nicht in jeder Beziehung frey zu erhalten vermochte. Eine auf der Verbindung von Kraft mit Milde beruhende Duldung ist ohne Zweifel am geeignetsten, manche Zerwürfnisse auszugleichen, und die gereizten Gemüther zu besänftigen. — Aber die extremen Ausbrüche und zu thatsächlichen Anstrengungen gediehene Wirksamkeit jenes Geistes politischer Zerstörung möge nöthigen Falls mit dem Schwerte und mit der Schärfe des Gesetzes überwältigt und vereitelt werden; um so mehr, weil die in jener Richtung befangenen Parteyen das Bestreben haben, die äußere Ruhe zu stören und allgemeine Kriege aufzuregen, welche die Hoffnung zu Wiederbegründung einer bessern Ordnung aufs höchste gefährden, und wie es scheint, zwischen den gewaltsamsten Anstrengungen kämpfender Parteyen die noch vorhandenen organischen Keime und konservatorischen Bemühungen gleichsam zerquetschen und zermalmen müßten.

2. Eine gewisse Verwandtschaft der Ansichten über die Art und Natur einer in den Kämpfen unserer Zeit möglichen Vermittelung schien die oben genannte kleine Schrift eines bekannten französischen Schriftstellers, welcher selbst eine Zeit lang als einer der Koryphäen der korporativen Grundsätze in Frankreich sich ausgezeichnet hatte, dafür zu eignen, in Verbindung mit dem bisher betrachteten Werke des deutschen Verfassers, welcher übrigens an umfassendem Reichthum des Geistes jenen weit übertrifft, unter denselben Gesichtspunkt gebracht zu werden. Herr Fiévée bekämpft in dieser Schrift, im Sinne einer etwas bittern Opposition gegen das Ministerium, die Maßregel des Einmarsches in Spanien, und in so weit fällt sie nicht eigentlich in den Umkreis unserer jetzigen Aufgabe. Bey Entwickelung der Gründe, aus welchen derselbe jene Maßregel bekämpft, führt er die Ansicht aus, daß in Spanien selbst keine Vermittelung der Parteyen auf der Basis gemäßigter Grundsätze möglich sey; — und dann, daß die allgemeine Politik von Europa, welche sich als Richterin und Bekämpferin der Revolutionen ankündige, und welcher sich Frankreich angeschlossen habe, nichts als eine Täuschung sey, daß es in der Wirklichkeit nur nationale Politik gebe, und der heutige Kampf gegen die Revolution nur als das Werk einer Partey des Despotismus gegen eine andere Partey der Unabhängigkeit zu betrachten wäre, deren Werk und Ziel also eine wahre Pacifikation nicht seyn könne. Es gehört zu unserm Gegenstande, uns in Betreff jener ersteren Behauptung mit der Ansicht des Verfassers aus seinen eigenen Worten bekannt zu machen.

»Der Grundsatz, welcher von allen Anhängern des Krieges »gemeinschaftlich aufgestellt wird, und welcher dreyerley verschie»dene Parteyen umfaßt, wovon die gemäßigte unstrei»tig am weitesten von den wahren Bahnen der Po»litik entfernt ist, — ist die Behauptung eines moralischen »Rechts zur bewaffneten Intervenirung, zur Aufrechthaltung ei»nes den Königen zuerkannten Vorrechts, den von ihnen regier»ten Völkern, sobald es ihnen gut dünkt, Institutionen zu ge»ben, welche letztere niemals sollen selbst wollen dürfen«... Dann bezeichnet er die erstere von jenen drey Parteyen (oder politischen Hoffnungen) als von denjenigen gebildet, »welche für den »Glauben, und folglich unter Anführung der Priester« in Spanien kämpfen wollten, — die zweyte von denen, welche »für »die absolute Gewalt« kämpfen wollten; — die dritte endlich sey die vermittelnde. »Die dritte Partey,« sagt Herr Fiévée, »kann nicht genau bezeichnet werden, sie hat mehr von einer »Hoffnung, als von einer festen politischen Entschließung; es ist »die vermittelnde. Das Ministerium fürchtet den Triumph der

»absoluten Gewalt in Spanien..... es fürchtet auch den »Triumph der Cortes..... aber kann man (in der Lage, wozu »die Dinge gediehen sind) auf eine gemäßigte Partey in Spa»nien zählen? Ohne Zweifel ist eine solche vorhanden, wenn »man alle jene darunter begreift, welche bey allen Ereignissen, »wie sie auch beschaffen seyn mögen, seufzen, sobald die öffent»liche Ruhe darunter leidet. Diese Gemäßigten haben den König »getadelt, ganz im Stillen, daß er sich in die Nothwendigkeit »gesetzt hat, Männer zu ächten, welche durch ihren Muth und »Talente, ihn in sein Königreich, von fremdem Einfluß befreyt, »zurückgeführt haben; — sie haben auch jene getadelt, wiederum »ganz im Stillen, welche die königliche Gewalt zu einem Schat»tenbild herabgesetzt haben, um sie öffentlich alles aussprechen »zu lassen, was ihnen gut dünkt; sie weinen über die Gefangen»schaft der königlichen Familie; sie weihen Thränen den vertriebe»nen Priestern, und vor allem sehen sie mit Schrecken, daß der »Bürgerkrieg neue Kraft gewinnt; aber gerade deßwegen werden »sie keine thätige Rolle übernehmen, und sich begnügen, im Ge»heimen Wünsche für die Rückkehr der Ordnung zu thun, immer »ihrerseits bereit zur Unzufriedenheit über die Art und Weise, wie »diese Rückkehr bewirkt wird, oder zur mitleidigen Theilnahme »an der Unzufriedenheit der Parteyen, welche sich dabey verletzt »finden. — So ist allenthalben die Masse der Nationen, sie, auf »welcher in allen Ländern in gewöhnlichen Zeiten die öf»fentliche Ruhe begründet ist, welche aber nirgends zur Wieder»herstellung dieser Ruhe dienen kann, wo diese einmal gestört »worden, und wo die Begebenheiten eine Verwickelung der In»teressen herbeygeführt haben. Ohne Zweifel gibt es auch ein»zelne thätige Männer, deren Geist von Mäßigung gelenkt wird, »weil sie Tugenden und Kenntnisse besitzen, diese aber werden die »heftigsten Gegner jeder bewaffneten Intervenirung seyn.... »Was wird es in diesem Lande mit der Mäßigung der Indivi»duen werden? Kann man es durch Verbindung des auswärtigen »mit dem innern Kriege erreichen, daraus eine verbundene Ein»heit zu bilden, allen diesen Gemäßigten den Antrieb zu geben, »thätig einzuschreiten, und die nöthige Kraft, um sich für die eine »Form der Verfassung vorzugsweise vor der andern auszuspre»chen? — Und gesetzt, es würde sich aus der bewaffneten In»tervenirung eine um so bessere Entwickelung ergeben, als keine »der extremen Parteyen sich dadurch befriedigt fände, könnte »man alsdann ein solches Resultat mit Sicherheit unter den »Schirm jener gemäßigten Partey stellen? Alle diese Hoffnungen »sind nie etwas anderes, als Täuschungen gewesen, auch hat »man sie im Grunde nur als Möglichkeiten hingestellt, worüber »die Erörterung frey steht, so lange die Begebenheiten noch fern

»sind, und die von selbst verschwinden, in demselben Verhältniß, »als die Begebenheiten sich in der Nähe entwickeln« u. s. f. Der Verfasser bezeichnet es sodann als eine unbegründete Hoffnung, daß König Ferdinand, wenn die siegreichen französischen Waffen ihn wiederum in den Besitz seiner Gewalt gesetzt haben würden, Legislator des spanischen Volkes werde seyn können, wozu es ihm früher weder an Zeit und Rathschlägen, noch auch an der übernommenen Verbindlichkeit (seit der Rückkehr von Valençay nämlich) gefehlt habe. — Seine Ansicht geht dahin, daß zu Anfang der Revolution »der König, nachdem nun einmal »die vorhergegangenen fünf Jahre versäumt worden, seinen »Thron in ihre Mitte hätte stellen sollen (s'asseoir au milieu »de la révolution), dann würden die einzelnen Artikel, wo»durch der Gang der Regierung vorgeschrieben werden solle, von »selbst beseitigt worden seyn, um dem Königthum den nöthigen »Raum zu lassen... Alle jene ausschweifenden Vorsichtsmaßre»geln gegen den möglichen Mißbrauch der königlichen Gewalt »würden zu nichts geworden seyn, sobald diese königliche Gewalt »wirksam gehandelt, und sich ferner entwickelt hätte in der Be»wegung, welche die Macht der Umstände nun einmal dem bür»gerlichen Verein, an dessen Spitze sich noch immer das König»thum befand, gegeben hatten. — Und seit der letzten Entwicke»lung der Verhältnisse hätte Frankreich statt eines Bruchs, nur »eine einflußreiche Stellung gegenüber von Spanien einnehmen »sollen, ihm die Hülfe seiner eigenen Erfahrungen leihen, um »dessen innere Zerwürfniß zu mildern, um den König und seine »Völker einander näher zu bringen, ohne heftigen Stoß und »ohne große Zurüstung, und vor allen ohne Demüthigung für einen »wie für den andern Theil. Das würde dem konstitutionellen »Frankreich nicht unmöglich gewesen seyn, und es würde »darin weniger oder mehr von allen denjenigen Mächten unter»stützt worden seyn, welche dabey interessirt sind, die neue und »schreckliche, Europa drohende Bewegung aufzuhalten.«

So der Verfasser. Wir aber, nach dem ganzen Zusammenhange der oben entwickelten Ansicht vermögen keineswegs eine andere Richtung und Bahn anzuerkennen, auf welcher weder in der kostbaren Zwischenzeit von der Rückkehr des Königs bis zum Ausbruche der Revolution, noch auch seitdem, und künftig — weder durch Führung von oben, noch durch Bestrebungen aus der Mitte der Nation, noch auch durch fremden Einfluß, wie derselbe auch immer beschaffen seyn möge — ein gedeihlicher und beruhigter Zustand gewonnen werden könne, als jene früher angedeutete, daß in einer wahrhaften Organisirung des nationalen und lebendigen Staatskörpers die Vermittelung gesucht werde. Einverstan-

den mit jedem unbefangenen Beurtheiler, daß die absolute Negation, welche von oben her seit der Rückkehr des Königs den Bewegungen der Parteyen und den aufgeregten Verhältnissen entgegengesetzt wurde, keine andere, als verderbliche Frucht bringen konnte, vermögen wir auch andererseits uns nur mit entschiedener Bestimmtheit gegen jede Ansicht zu erklären, welche aus einer Anerkennung der materiellen und formellen Principien der Revolution von Cadix, welche die Zerstörung des leiblichen Lebens der Gesellschaft, ihres wahren Organismus, geradezu und positiv aussprechen, — irgend eine wahre Befestigung der Ordnung herleiten möchte. In wie fern zur Erreichung des wahren Zwecks die fremde Hülfe heilsam wirken und dazu dienen könne oder werde, das nöthige Einheits-Princip für das Geschäft der Wiederherstellung und Wiederbelebung eines durch alte und neue Uebel gestörten Staats-Organismus zu seyn, das ist eine andere, zwar höchst interessante, aber weil von den Umständen abhängig, mehr für die Politik des Augenblicks, als für die wissenschaftliche Untersuchung gehörige Frage. Und über das wie an sich selbst, könnte ebenfalls nur nach einer ganz speciellen Kunde Spaniens etwas Haltbares gesagt werden, doch lassen sich auch aus allgemeiner Beurtheilung folgende Anhaltspunkte als wohl schwerlich täuschende Kriterien angeben.

Was das Formelle betrifft, so kann die neue Feststellung der Grundgesetze Spaniens offenbar nicht anders, als unter Fortwirkung und in Kraft, allerwenigstens nicht mit gewaltsamer Aufhebung der von Alters her bestehenden Gesetze geschehen; es muß das Organ des obersten Willens mit Freyheit zustimmen, wenn die Befugnisse der untergeordneten Glieder der Monarchie aufs neue festgestellt und ausgesprochen werden sollen. Die königliche Macht muß, wenn nicht bey neuer Organisirung der Monarchie schon davon ausgegangen werden soll, die Idee der Monarchie zu vernichten, offenbar und in jedem Fall als Hauptpartey und als freye Macht in dieser großen Verhandlung auftreten; womit keineswegs gesagt wird, daß das ganze Daseyn der Rechte und Freyheiten in der Nation von derselben unbedingt abhängig müsse gedacht werden. Wenn immer unter zwey ganz gleich berechtigten Mächten oder Theilen nichts auf legalem Wege, als unter freyer Zustimmung auf beyden Seiten kontrahirt werden kann, wie viel strenger kann diese Forderung zu Gunsten der königlichen Macht aufgestellt werden, da der andere Theil derselben wesentlich unterworfen ist. Denn die organisirte Nation, die Nation als Einheit, spricht sich durch den königlichen Willen aus; und alle Stimmen einzelner Theile, auch wenn sie konzentrirt gedacht werden, auch wenn sie auf Bildung der

Form für den höchsten legislativen Ausspruch Einfluß üben sollen, damit nämlich der königliche Wille den wahrhaften allgemeinen Willen der Nation reiner und vollständiger aussprechen könne, müssen immer als dem königlichen wesentlich unterworfen gedacht werden. Mag es sich nun de constituenda oder de constituta republica handeln, so muß der Antheil und die Mitwirkung der Vertreter einzelner Theile der Nation bey der Gesetzgebung alle Mal dem Vertreter der gesammten Nation untergeordnet seyn. Und hierauf gründet sich auch das Recht der Initiative, zumal wenn eine Faktion sich unberufen, und mit Anwendung verderblicher Mittel zum Sachwalter der Nationalrechte aufgeworfen, und die natürlichen Organe unterdrückt hat. In einer solchen Lage der Sache ist die königliche Initiative um so unentbehrlicher, weil ohne dieselbe die verschiedenen Theile der Nation gar nicht einmal dazu gelangen können, ein gesetzliches und natürliches Organ zu haben. — Und, wie wir beyläufig erwähnen wollen, nichts nöthigt den unbefangenen Beurtheiler, in der Thronrede des Königs von Frankreich, nämlich in der vielbesprochenen Stelle, les institutions que l'Espagne ne peut tenir que de lui (vom Könige nämlich), einen andern Sinn, als den hier entwickelten, vorauszusetzen.

Was das Materielle betrifft, so scheint nicht wohl eine andere Grundlage für die künftigen Rechte der gesetzlich versammelten und vom Könige anerkannten Cortes angenommen werden zu können, als die früheren Befugnisse der Cortes in den einzelnen Reichen, aus welchen die spanische Monarchie zusammengesetzt ist, und vorzugsweise der kastilianischen. Nicht als ob aus jeder ehemals anerkannt gewesenen Bestimmung ein strenges Recht hergeleitet werden könnte, dieselbe auch jetzt geltend zu machen; denn solches ließe sich schon mit juristischen Gründen entkräften, weil nämlich das, was in einem einzelnen Königreich Rechtens gewesen ist, auf ganz Spanien zu übertragen, nirgends eine staatsrechtliche Verpflichtung besteht, und weil eine lange Unterbrechung, oder gar kontradiktorisch entgegenstehende Akte und veränderte Verhältnisse die Herrschaft des starren Buchstabens bey einer neuen Anerkennung und Wiederherstellung alter Rechte nicht gestatten. Von der andern Seite auch kann es keineswegs so gemeint seyn, als wenn überall nur ganz die alte Formation der Stände, wie sie zum Beyspiel noch unter den Regenten des österreichischen Hauses bis ganz zuletzt in den spanischen Königreichen anerkannt fortbestanden, wiederum für immer ins Leben treten sollte, weil nämlich die Veränderungen der Zeiten in den Elementen der Staatsgesellschaft und in dem Verhältniß derselben zu einander allerdings manche Wechsel herbey-

führen, über deren lokale Natur aus so großer Ferne urtheilen zu wollen, wenigstens ohne eine sorgfältige nähere Untersuchung thöricht seyn würde. Genug, daß die wesentlichsten Grundsätze der alten Einrichtungen auf die vorhandenen Bestandtheile angewendet werden müssen.

Diese Gesichtspunkte sind es vorzugsweise, zu deren Andeutung die Schrift des Herrn Fiévée im Zusammenhange mit unserem Gegenstande uns eine nahe Veranlassung gab, während die Untersuchung jener weiteren Frage, in wiefern es im Gegensatz mit der vereinzelten National-Politik eine allgemeine Politik für ganz Europa gebe, welche begründet auf dem großen Bündniß der Hauptmächte, durch eine Verbindung von Mäßigung mit Energie für dauernde Befriedigung und für Begründung einer festen Ordnung in Europa sich wirksam erweisen, und welche Principien man als ihre staatsrechtlich anerkannten Grundsätze anzusehen berechtigt ist, füglicher einem andern Anlaß vorbehalten bleibt, als welchen die offenbar leidenschaftlichen und gänzlich unerwiesenen Aeußerungen über diesen großen Gegenstand, wozu sich Herr Fiévée in vorliegender Schrift hinreißen lassen, darbieten könnte.

Art. V. Die Metropolitankirche zu Sankt Stephan in Wien, beschrieben von Franz Ziska. Mit einer Ansicht und einem Grundrisse. Wien, in Karl Armbrusters Buchhandlung, 1823.

Dieses Büchlein ist ein sehr guter Wegweiser für alle, welche diese Kirche, ihre Geschichte und Merkwürdigkeiten der Kunst kennen lernen wollen. Die früheren Beschreibungen, deren man vierzehn zählt, sind diesem besondern Zwecke nicht angemessen genug, zum Theile, weil sie lateinisch, weil sie zu wenig genau und vollständig, endlich ohne jene Kritik, die einer Beschreibung von Kunstwerken auch in Hinsicht auf historische Zeitbestimmung unentbehrlich ist — abgefaßt waren. — Der gelehrteste unter den Vorgängern war der Jesuit Fischer, aber seine Schrift war nicht ausschließlich dem Dome bestimmt, berührt ihn meist nur berichtigend, und ermangelt ganz und gar nicht bedeutender Irrthümer. Fuhrmann zeigte mehr Kritik, als man ihm zutraut. Ogesser schrieb fleißig, aber an genügendes Kunsturtheil ist nicht zu denken. Die vorliegende Beschreibung bleibt streng bey dem Berufe eines Wegweisers stehen, und gewährt eine treffliche Uebersicht des Wissenswerthen mit Weglassung des minder Bedeutenden, aber auch mit zahlreichen Berichtigungen. Diese letztern sind im ganzen Buche eingestreut, ohne daß der

Verfasser sie als solche zur Schau trüge, weßhalb auch der größte Theil der Leser dem Büchlein die Mühe, die es gekostet, nicht leicht ansehen wird. Strengere Kunstforschungen und ausführliche Beschreibung der Gegenstände mußten hier freylich ausgeschlossen bleiben.

Geschichte und Beschreibung sind, des leichteren Gebrauches wegen, abgesondert. Wir billigen diese Abtheilung, wenn man sie gleich nicht streng nennen kann, da z. B. die Grabschriften der Bischöfe, die wir in dem geschichtlichen Theile finden, eigentlich nach jener Scheidung dem beschreibenden zufallen würden, wo sie aber gewiß weniger passend erschienen, als da, wohin sie der Verfasser gesetzt, in der geschichtlichen Notiz von jedem Bischofe.

Einige Worte und Bemerkungen über das Einzelne mögen die Leser auf die Arbeit aufmerksam machen, die im Vergleiche mit so vielen für das größere Publikum berechneten Wegweisern, die nur zu oft Irrleiter genannt werden sollten, sehr im Vortheile steht. —

Die Baugeschichte ist sehr kurz abgehandelt: das Publikum ist freylich gemischt, und die Mehrzahl, für welche der Verleger sorgen muß, liebt tiefer gehende Untersuchungen nicht, welche hier, bey so schwankenden Urtheilen der Vorgänger, nicht ganz hätten können abgewiesen werden. Um so mehr thut es Noth, daß diese in einer andern Gestalt doch nächstens einmal gemacht werden.

Der älteste Bau ist von Herzog Heinrich Jasomirgott, dem Vergrößerer Wiens, im Jahre 1144 begonnen. Der Baumeister wird Octavian Wolzner aus Krakau genannt, in einer freylich nicht ganz spiegelklaren Quelle, den im siebzehnten Jahrhunderte verfertigten Tafeln der Baumeisterhütte. Gegen einen förmlichen Familiennamen im zwölften Jahrhunderte wird gewiß jeder Geschichtskenner protestiren. Im gelindesten Falle wird also der vorgebliche Wolzner als eine verderbte Form oder Verdrehung gelten müssen. Westseite und Heidenthürme sind noch aus Heinrichs Zeit. Die Brände von 1258, 1265 und 1276 mögen der Kirche sehr geschadet haben; doch ward sie von dem letzten Brande in zwey Jahren schon so weit hergestellt, daß K. Rudolf das Dankamt nach der Marchfeldsschlacht in dieser Kirche halten konnte. — S. 2. Die damaligen Veränderungen aber zu bestimmen, dürfte schwierig seyn; denn Ogesser, der dieß wagte, hat auf ganz falsche Voraussetzungen gebaut. — Die Erbauung der beyden Kapellen neben den Heidenthürmen (den vordern nämlich) zu Albrechts des Lahmen Zeit hat ihre Richtigkeit: wahrscheinlich entstanden auch damals die

jetzigen Hauptmauern der unteren Kirche, denn sie laufen mit jenen Kapellen fast parallel, und sind gegenseitig diese durch jene bedingt. — Nicht ohne Grund übergeht der einsichtsvolle Verfasser die sehr schwierige Behauptung Ogessers, Albrecht II. sey auch Erbauer und Vollender des jetzigen hohen Chores, welchen dann Rudolf IV. durch die beyden Seitenchöre (Thekla- und Frauenchor) soll vergrößert haben. Ogesser bedachte nicht, daß in diesem Falle der hohe Chor Alberts entweder ohne Hauptmauern und Abseiten bestanden haben, oder unverhältnißmäßig schmäler gewesen seyn müßte, als die untere Kirche. Auch ist ja nicht wahrscheinlich, daß die anerkannt Rudolfinische Krypte unter einem schon vollendeten Chor sollte gegründet und gewölbt worden seyn. In keinem Falle ist der jetzige hohe Chor, wie er besteht, von Albrechts Anlage; er ist gewiß sammt den Abseiten oder Seitenchören zu einer Zeit begonnen, und, wiewohl langsam, vollendet. S. 3 wäre also zu bemerken gewesen: daß der ganze jetzige hohe Chor der Anlage nach Rudolfen, seine Vollendung aber Fridrich IV. gehöre. — Rudolfs Hauptverdienst bleibt die Gründung der hohen Thürme.

Was den bisher mit so großer Sicherheit allgemein angenommenen ersten Baumeister des Thurms, Georg Hauser von Klosterneuburg, betrifft, so muß Recensent, auf sehr bedeutende Gründe gestützt, die bisherige Annahme dieses Namens schlechterdings in Zweifel ziehen. Ueberhaupt beschränkt sich die Baugeschichte dieses Thurmes beynahe nur auf das Wenige, was der Chorherr von St. Stephan, Thomas Haselbach, ein von Rudolfs IV. Zeit nicht sehr entfernter vaterländischer Geschichtschreiber erzählt. Dieses Wenige ist von Neuern mit wahren und falschen Zusätzen so vermehrt worden, daß es nun einmal Zeit seyn dürfte, wieder der Quelle nachzuspüren, welche die erste Kunde gegeben. Haselbach spricht von einem zwar unbemittelten, aber sehr verständigen Meister, den Rudolf in Klosterneuburg gefunden haben soll, welcher den schwierigen Thurmbau endlich begann: den Namen dieses trefflichen Baumeisters weiß er nicht anzugeben, eben so wenig sein Todesjahr oder die Länge der Zeit, in welcher er baute. In keiner andern bisher bekannt gewordenen Chronik oder anderem Dokumente ist die geringste Spur eines Georg Hauser: bey Lazius, Roo, Fugger, tiefes Stillschweigen. Der erste von den spätern Beschreibern der Kirche, der P. Reiffenstuhl (in seiner Vienna gloriosa vom Jahre 1700), der doch den Anton Pilgram als Vollender des Thurmes kennt, schweigt ganz und gar von dem Namen des ersten Baumeisters: Fuhrmann nicht minder. Die erste, sehr zweydeutige Angabe eines Georg

Hauser hat erst P. Tilmez in seinem Büchlein: **Memorabilia de templo ac turri ad S. Stephanum, p. 23** gegeben, und aus dieser höchst verworrenen und sich widersprechenden Stelle, welche offenbar den Baumeister des Haselbach mit dem spätern Gregor Hauser des Cuspinian vermengt, hat sich dann der Name in alle folgenden Beschreibungen eingeschlichen. Die Stelle verdient eine nähere Betrachtung. »Ich finde zwey Baumeister des Thurmes (— sagt Tilmez —) angegeben, den Georg Hauser und den Anton Pilgraben; aber welcher von ihnen der Anfänger, welcher der Vollender sey, darüber sind die Schriftsteller getheilter Meinung.« Mit Recht vermuthet Tilmez weiter, daß Pilgraben, der nach Manuscripten bey St. Stephan den Thurm vollendete, nicht der Anfänger seyn könne; er entscheidet um so sicherer für Hauser, quia geminam turris hujus delineationem antiquae membranae inscriptam in Tabulario Senatus Civici reperiam, quarum una planum, frontem altera, ultra medium eductae accurate exhibet, illisque *nomen Georgii Hauser* adjectum hisce signis G ✝7 H conspexerim; quod quidem conjecturam facit, primi eum autoris non postremi laborem esse, etc. Das wäre nun alles recht gut, wenn die erwähnten Pläne nicht neben jenen Buchstaben und Zeichen G ✝7 H den deutlichen, bestimmten Namen Gregor Hauser (nicht Georg) mit Schriftzügen des sechzehnten Jahrhunderts aufwiesen. Welcher Unbefangene wird nun nicht gleich auf die Vermuthung kommen, daß dieser Gregor eine Person ist mit dem durch die unverdächtigen Zeugnisse Cuspinians bekannten Baumeister Gregor Hauser, der mit Leonhard Hauser unter Max I. und Karl V. den großen Thurm ausbesserte? Und die Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man die Unzialschrift G. H. in den Rissen selbst betrachtet. Also nicht ein dunkler Georg, sondern der uns anderweitig bekannte Gregor Hauser um 1520 ist der Zeichner jener Risse, die nichts weniger als die Originalrisse sind, wofür sie gegolten haben. Mit diesem Balken, auf welchem sich der eingebildete Georg Hauser festhielt, stürzt natürlich das ganze schwache Gerüste zusammen, welches ihm Tilmez und die Nachfolger erbaut haben. Tilmez war klug genug, die Widersprüche, die er hätte erfahren können, einzusehen: denn er fand bey Haselbach, daß der ungenannte erste Baumeister aus Klosterneuburg gewesen seyn soll, »während andere Schriftsteller (Autores alii) — so sagt Tilmez — den Georg Hauser von Freyberg, andere von Friburg kommen lassen.« (Welches

sind diese Schriftsteller? Keine andern als der gleichzeitige Cuspinian, der den Gregor Hauser aus Friburg um 1519 selbst kannte, welchen Tilmez hier ohne Ursache von seinem eingebildeten Georg unterschieden wissen will.) — Diese Schwierigkeiten wohl fühlend, schließt er: Verum rem hanc omnem judicio potius lectorum permittere placuit, quam pro vero id affirmare, quod certis omnino indiciis deprehendere hactenus non licuit. — Auf diesem Mißverständniß des sonst nicht ungeschickten P. Tilmez, der die magistratischen Risse des Gregor Hauser wahrscheinlich zu flüchtig betrachtete, sie der angenommenen Meinung nach für die Originalrisse hielt, und darauf vielleicht Georg für Gregor las, scheint der ganze Irrthum zu beruhen, der, sonderbar genug, auch dem gelehrteren und umsichtigeren P. Fischer entging. Ja Fischer fügte noch eine neue Willkürlichkeit dazu, indem er das Handzeichen Greg. Hausers für eine bekreuzte Sieben hielt, welche andeute, der Thurm sey 1467 wieder bis auf jene Höhe abgebrochen worden, zu welcher ihn der erste Baumeister aufgeführt hatte. Indeß ist auch aus dieser Stelle Fischers (p. 24) klar, daß er die magistratischen Risse nicht für die Original-Baurisse, sondern für später gefertigte Zeichnungen gehalten. — Ogesser, der in Betreff Hausers sich ganz auf Fischern stützt, gibt aber S. 44 bestimmte Andeutung, daß der eigentliche Bauriß, nach welchem der Thurm aufgeführt worden, ein von jenen verschiedener sey, der sich in der Haupthütte der hiesigen Baumeister befinde, 15 Fuß in der Länge messe, und weder Zeichen noch Namen aufweise. Hienach ist also S. 3 die Aeußerung des Verfassers zu berichtigen, wenn er die magistratischen Risse für Originalzeichnungen hält, und den Namen Georg Hauser als entschieden betrachtet. Eine weitere Ausführung und Begründung dessen, was Recensent hier nur andeuten konnte, wird er in dem Verfolge der vom Freyherrn v. Hormayr herausgegebenen Geschichte Wiens, da, wo von den Denkwürdigkeiten, namentlich unserm Dome, die Rede ist, den Kunstfreunden vorlegen.

S. 4. Rudolfs Antheil am Baue besteht in der Gründung des hohen Chores, des Thurmes, und in reicher Ausschmückung des Innern und Aeußern des Domes, wobey Heinrich Kumpf, auch Kußkumpf (wohl eine Zusammenziehung von Henri-cus-kumpf?), ein Hesse, und Christoph Horn v. Dünkelspül thätig waren. — Schlechte Fortsetzung des Thurms nach dem Tode des ersten Meisters — bis der treffliche Pilgram das Werk angriff, und etwa von 1407 bis 1433 vollendete. — Pilgrams herrliche Zierarbeiten, Kanzel, Orgelchor, Altäre. Von den folgenden Baumeistern werden erwähnt: Buchsbaum, † 1454;

Georg Khlaig, † 1506 (in dieser Kirche begraben); Gregor Hauser um 1519; Hans Saphoy und Schueler um 1579; und in neuester Zeit machte sich um Wiederherstellung der Kirche sehr verdient Herr Hofarchitekt Aman. —

Der folgende Abschnitt handelt von den Pfarrern von St. Stephan bis 1365, und gibt manche, auch für die Geschichte Oesterreichs und Wiens wichtige Daten. So erscheint Gerhard, der 1267 das Kloster zur Himmelpforte und das Spital bey St. Job im Klagbaume erbauen ließ. — S. 10. Bernard von Prambach soll die alte Kirche um 1266 erhöht haben. Heinrich errichtete den Frohnleichnamsaltar 1334, und schmückte ihn mit einem an Gold und Edelsteinen reich verzierten Muttergottesbilde. Dieses Bild ist nicht dasselbe, welches jetzt den Speisaltar schmückt, das aber als uraltes Denkmal der Malerey in Oesterreich dennoch nähere Beschreibung verdient: es ist auf Goldgrund, in dem eingegrabene Züge und Arabesken sind, gemalt, und stellt die Mutter Gottes stehend vor, mit dem Kinde auf dem Arme; über ihrem Haupte halten zwey Engel eine goldene Krone, und zu Füßen sieht man mehrere kniende und betende Personen, in verhältnißmäßig sehr kleinem Maßstabe. — S. 12. Die Errichtung der Probstey durch Rudolf IV., und andere hierher gehörige Verfügungen desselben; die Kleidung der Domherren, ihre Wohnung, die Hochschule, deren Kanzler der jedesmalige Probst von St. Stephan seyn sollte, u. s. w. — In der Geschichte der Pröbste, S. 14, werden wichtige Daten berührt; eben so in jener der Bischöfe von 1480 bis 1723, welche eine Reihe großer und durch Talent und Tugenden ausgezeichneter Männer ausweiset: auch die wichtigsten Ereignisse, die auf unsere Kirche Bezug haben, z. B. die feyerliche Beysetzung Fridrichs IV., die Wechselheirath zwischen Oesterreich und Ungern zu Maxens I. Zeit, die erste Belagerung Wiens, sind kurz dabey erwähnt. Zu den ausgezeichnetsten hier erwähnten Männern gehören: der geschickte Staatsmann und eifrige Prediger des alten Glaubens, Johann Faber, 1530; Fridrich Nausea, als Schriftsteller berühmt; der berühmte Peter Canisius, der aber aus Demuth die ihm angetragene Wiener Insel verbat; Kaspar Neubeck, Prediger und Theologe; Melchior Klesel, dessen Schicksale und Grabschrift; der gelehrte Anton Wolfrath, der erste Wiener Bischof mit dem Titel eines Reichsfürsten, Gründer der kostbaren bischöflichen Bibliothek. S. 35. Im Jahre 1723 wurde endlich die Kathedrale zur Metropolitankirche erhoben. Der erste Erzbischof, Kardinal Sigismund Kollonitsch, und seine Nachfolger, der gelehrte Graf Joseph Trautsohn, — Kardinal Migazzi,

und der letztverstorbene väterliche Oberhirte Sigismund Graf Hohenwart.

Die schlichte und bändige, dem Gegenstande durchaus angemessene Erzählung ist bey dieser kurzen Darstellung sehr zu loben.

Die zweyte Abtheilung des Buches ist der Beschreibung gewidmet, und führt uns in mehreren Abschnitten das Aeußere und Innere der Kirche, ihre Sakristeyen, die Thürme, die Reliquienkammer, die Fürstengruft, die Grabmäler vor Augen. Mit Sachkenntniß schildert der Verfasser kurz die auf die älteste Zeit hinweisenden Eigenthümlichkeiten der Westseite mit dem Riesenthore und seinen Säulen und Bildwerken; nur hätte S. 45 dasjenige, was an der Westseite neuerer Zusatz ist, das spitze Fenster in der Mitte, und die Gallerie darüber, endlich die Anbaue rechts und links der vorderen Thürme, von dem Alten unterschieden werden sollen, da in neuester Zeit erst ganz falsche Ansichten darüber geschöpft, und falsche Schlüsse darauf gebaut worden sind. Der Verfasser wendet sich mit dem Leser rechts um die Ecke gegen das mit prächtigen Bildwerken geschmückte Singerthor, neben welchem das Grabmal des lustigen Neithard Otto Fuchs steht, dessen Schwank mit dem Veilchen hier S. 47 eingeschaltet wird; von da führt er uns zu den schönen Hochbildern unter und neben dem großen Thurme, wovon vorzüglich das treffliche Werk, dessen Mittelstück die Beurlaubung Christi von seiner Mutter vorstellt, Bewunderung verdient. Um die Vorlage des hohen Chores, an dessen Außenseite viele Bildwerke angebracht sind, gelangt man zur Kanzel Capistrans und zu einem Eccehomobilde; das sehr alte hocherhobene Steinbild der Kreuztragung, welches troz seiner grausamen Verstümmelung, in der Zusammenstellung seiner zahlreichen, mehr als halblebensgroßen Figuren viel Merkwürdiges zeigt, wunderten wir uns, hier nicht erwähnt zu sehen. Mit Recht ist die Eingangspforte in der Nähe der Kreuzkapelle besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt.

Ueber das Innere der Kirche werden S. 52 ff. kurze Andeutungen gegeben, und die Bauart gut beschrieben. S. 54. Das Hochaltarblatt, von Tobias Bock um 1640 gemalt, gehört, wie der Verfasser mit Recht sagt, den bessern Kunstwerken dieses Zeitraumes an. Es nähert sich wirklich in Hinsicht auf Färbung weit mehr den Kunstschulen der älteren Italiener, als es der damalige Schlendrian, der jeder Farbe, außer der schwarzen, braunen und ziegelrothen den Krieg anzukündigen schien, mit sich brachte. Es ist die Steinigung des Erzmartyrers Stephanus; der Ausdruck des Heiligen ist edel, innig und wahr. Weniger Gutes läßt sich, nach des Recensenten Ueberzeugung, von dem

architektonischen Theile des Hochaltars sagen, wenn er gleich ganz aus schwarzem Marmor ist, und ungeheure Summen gekostet hat. Er ist ein rechter Beweis, wie bey verkehrter Anwendung auch die größten Verhältnisse kleinlich, und die kostbarsten Stoffe widerlich werden.

S. 55. Die alten kunstreich geschnitzten Chorstühle hätte der Verfasser gewiß näher beschrieben, wenn es der karg zugemessene Raum gestattet hätte. Der nächste Gegenstand von Belang ist das herrliche Grabmal K. Fridrichs IV., dessen Meister, der Straßburger, Niklas Lerch, Steinmetz, den Kunstfreunden hinlänglich bekannt ist. Der Verfasser schildert dieses schöne Werk sehr genau. Die Bildarbeiten daran beziehen sich meist auf des Kaisers zahlreiche geistliche Stiftungen, deren Mitglieder in acht Feldern gruppirt, für ihres Stifters Seele betend, dargestellt sind. Nach mehreren Grabmälern, und dem Altarbilde des Gekreuzigten von Sandrart, bemerkt der Verfasser die Agneskapelle unter dem großen Thurm mit ihrem alten Taufstein von 1481. —

S. 64. Die Eligiuskapelle mit schönen buntgemalten Fenstern — die Eugens- oder Kreuzkapelle gegenüber, mit den Grabmalen der Helden Eugen und Emanuel von Savoyen; das Grabmal Cuspinians; S. 67 die herrliche Kanzel und der Chorfuß mit Pilgrams Bildnissen; das steinerne Grabmal Herzog Rudolfs IV. sind nebst andern Denkmalen geziemend gewürdigt. Die vom Verfasser erwähnten Altargemälde sind von geringem oder mittelmäßigem Werthe, wir finden die Namen Gries, Johann Spielberger, Martin Altamonte.

S. 73. An die Beschreibung der vier Thürme mit ihren Glocken, und sonstigen Merkwürdigkeiten, — fügt sich die der Reliquienschatzkammer, der von Rudolf IV. gegründeten Gruft unter dem hohen Chore, welche zwölf fürstliche Leichname des Hauses Oesterreich enthält. Allein außer dieser Fürstengruft hat die Kirche noch dreyßig geräumige unterirdische Gewölbe, deren jedes acht Klafter lang, drey Klafter breit, und zwey Klafter hoch ist.

Den Schluß machen die Verzeichnisse der in und an der Kirche befindlichen Grabmäler, 181 an der Zahl, der Grundriß der Kirche mit seiner Erklärung, und ein alphabetisches Namen- und Sachregister zum ganzen Buche, das auch im Aeußern durch schönen Druck und ein gelungenes Titelkupfer der St. Stephanskirche von der Südseite, gezeichnet von Wilder, gestochen von Passini, auf empfehlenswerthe Weise ausgestattet ist. —

Alois Primisser.

Art. VI. Religion und Theologie nach ihrem Wesen und ihrem Fundamente. Ein Beytrag zu den neueren philosophisch-theologischen Untersuchungen, von Christian Gottlieb Schmied, Doktor der Philosophie und Diakon zu Ludwigsburg. Erster Band. Stuttgard, 1822.

Vorliegendes Werk ist in diesem seinem ersten Theile als eine Propädeutik der Religionswissenschaft, d. h. als ihr einleitender, allgemeiner Theil anzusehen.

Der Verfasser hat sich in demselben kein geringes Verdienst erworben um die Begründung des Theismus, denselben aber im philosophischen Sinne, d. h. im Gegensatze mit pantheistischen und polytheistischen Religionsansichten, und nicht im positiv-dogmatischen, d. h. im Gegensatze mit der Trinitätslehre aufgefaßt.

Dem Verfasser ist Religion im Allgemeinen und subjektiv genommen: Die Anerkennung eines Uebersinnlichen, das mit dem Sinnlichen in Verbindung steht — oder — die vollkommne Richtung des menschlichen Geistes auf Gott und ewiges Leben.

Bey jener Anerkennung und dieser Richtung besteht das Wesen und der Charakter des Theismus darin, daß er festhält:

a. eine substantielle, wesentliche Verschiedenheit des Uebersinnlichen und Sinnlichen oder Kreatürlichen (d. h. Gottes und des Geistes);
b. eine Abhängigkeit des Geistes von Gott;
c. eine Theilnahme des Geistes an Gott.

Diesen Theismus sucht nun der Verfasser zu begründen in seiner objektiven Bedeutung, d. h. als Religionslehre, durch die Erhebung seines Fundaments, d. h. seiner Erkenntnißquelle, deren Vorhandenseyn er nach den drey Kategorien des Möglichen, Nothwendigen und Wirklichen zu erweisen sucht.

In der Kategorie der Nothwendigkeit behandelt er die Erkenntnißquelle als nothwendige Voraussetzung bey der Wirklichkeit der historischen Thatsache, nämlich: des allgemeinen Religionsglaubens überhaupt und des Theismus insbesondere *).

In der Kategorie der Möglichkeit handelt er von der Denkbarkeit und Erkennbarkeit des Theismus. Und da die Denkbarkeit in der Widerspruchslosigkeit des Grundbegriffs besteht, so hat er diese nach den Theilbegriffen des Theismus dar-

*) Aus dieser Angabe werden die Sachkundigen wohl leicht ersehen: daß sie es mit den Kategorien des Verfassers im metaphysischen Sinne nicht so genau zu nehmen haben. Recensent muß sich aber hier mehr auf den Inhalt jeder der Kategorien, als auf die bestimmte Ausmittelung ihrer Form beschränken.

zuthun, nämlich, die Widerspruchslosigkeit im Betreff der Existenz des Uebersinnlichen an und für sich und desselben in Verbindung mit dem Sinnlichen. Dort zeigt er: Wie Substantialität und Uebersinnliches einander nicht ausschließen. Hier sucht er die Widersprüche zu heben, die scheinbar in jener Verbindung liegen; sowohl im Betreff der Abhängigkeit vom, als der Theilnahme des Kreatürlichen am Uebersinnlichen.

Unter Erkennbarkeit versteht er die Erkenntnißart, die sich auf übersinnliche Objekte anwenden läßt, im Fall sie vorhanden sind. Nachdem der Verfasser alle Erkenntnißarten — als das produktive, absolute, anschauliche und genetische Erkennen — nach ihrer absoluten und relativen Unanwendbarkeit, kritisch untersucht hat (einer der wichtigsten Abschnitte des Werkes), bleibt ihm keine andre übrig, als die unsinnliche reale Erkenntnißweise, die er mit einem eigenen Namen belegt, nämlich der ostensiven Erkenntniß.

Dieses Erkenntnißvermögen, als unmittelbare Erkenntnißquelle des Uebersinnlichen (Gottes) wird nun gegen alle Einwendungen mit negativen und positiven Gründen durchgefochten in der Kategorie des Wirklichen. Und so stünde Rec. auf der wichtigsten Stelle des ganzen Werkes. Wie überall in den frühern Kategorien, so hat sich der Verfasser ganz besonders in der letzten von Seite seiner Gelehrsamkeit im philosophischen Fache sowohl, als von Seite seiner polemischen Gewandtheit rühmlich ausgezeichnet. Sein Geist, gleich kräftig als elastisch, fürchtet nicht nur nicht die offenkundigen Ausfälle des Zeitgeistes in der Spekulation; sondern er sucht diesen sogar in seinem verborgensten Hinterhalte auf, um seine Schwäche ans Tageslicht zu ziehen, und seiner Verirrung den Stab zu brechen.

Ja er verspricht sogar, in einem eigenen Werke dem Pantheismus und Konsorten den Prozeß zu machen, und die gelehrte Welt dürfte in dieser Erwartung um so weniger getäuscht werden (nach solchen Belegen), als der Hr. Verfasser mit mehr Recht verdient, jenen Geistern zugezählt zu werden, die mehr Eroberungs- und Destruirungs-Talent besitzen, als Konstruktions- und Legislations-Talent, welche beyderley Anlagen sich in einem und demselben Kopfe wohl selten das Gleichgewicht halten.

Ja bey unserm Verfasser ist der Abgang des Letztern von der Art, daß er dem erstern offenbar in den Weg tritt, so daß er seinen Gegnern das mit der einen Hand wieder zukommen läßt, was er ihnen mit der andern entrissen hat. Belege für diese Behauptung werden sich finden im Verlauf dieser Arbeit. Im voraus nur so viel zum Belege.

1. So viel der Verfasser durch die negativen und positiven

Gründe über ein unmittelbares Erkennen des Absoluten gewonnen hat für den Grundgedanken des Theismus nämlich: für die substantielle Verschiedenheit Gottes vom Geiste; so sehr tritt er anderseits dieser Verschiedenheit in den Weg —

2. in und bey der Ausmittelung der Theilnahme, welche die Denkkraft (Verstand) als mittelbares Erkennen, am Absoluten hat; indem nämlich seine Beweisführung für die substantielle Verschiedenheit auch die Elemente für die Behauptung des Gegentheils in sich schließt.

Besondere Nahrung aber zur Erstarkung finden jene Elemente in den Ansichten und Aussichten über Unsterblichkeit und ewiges Leben. Und nun zur Sache.

Unter den entscheidenden Gründen des Verfassers für ein unmittelbares Element im Erkenntnißvermögen des Absoluten sollen hier nur einige stehen. S. 171.

1. Ein mittelbares Erkenntnißvermögen kann überhaupt nicht seyn und bestehen ohne unmittelbares.

2. Der Einwendung aber: daß dieses Unmittelbare im Erkennen des Absoluten eben nur die Sinnenwelt sey, begegnet er folgender Weise.

a. Er läßt den Beweis vom Daseyn Gottes mittelst Schluß vom Bedingten aufs Unbedingte nach dem Gesetze des zureichenden Grundes (oder Bedingung) stehen, jedoch mit der treffenden Bemerkung, daß diese Bedingung, um eine zureichende werden zu können, nur durch die Unmöglichkeit eines Regresses der Bedingungen (Ursachen) ins Unendliche, zu Stande komme, d. h. nur durch die Nothwendigket eines Letzten, in sich Vollendeten. Und nun fährt er fort:

b. Für diese unmittelbare Voraussetzung aber (die keineswegs schon im Gesetze der Kausalität liegt) muß doch ein Vermögen (Organ) im Menschen vorhanden seyn, welches Organ eben das unmittelbare Auffassungsvermögen ist.

Die nähere Bestimmung desselben liegt

a. in der Wirkungsweise. Von dieser heißt es: Jenes Vermögen wirkt entweder allein (was alle Idealisten behaupten, denen die Idee des Absoluten apriorisch ist), oder unter Mitwirkung des Absoluten. Für das Letztere entscheidet sich nun der Verfasser aus folgenden Gründen. α. Denn ist die Idee des Absoluten nicht bloß subjektiv, sondern hat sie objektive Realität; so muß sie auch in realer Beziehung mit ihrem realen Objekte stehen. Und das zwar hier um so mehr, da dieses Objekt das Objekt aller Objekte ist, in so fern alle andern ihm Existenz und Bestand zu danken haben.

β. Eine reelle Beziehung aber kann nicht ohne Einwirkung auf das Subjekt der Idee seyn. Tritt aber diese Mitwirkung ein, so ist γ. jenes Organ im Subjekte zugleich ein Vermögen unmittelbarer Auffassung dessen, was einwirkt und mitwirkt zum Erkennen des Absoluten.

Die nähere Bestimmung liegt ferner

b. im Resultate desselben, und dieses ist der Begriff des Absoluten, der aber zum Unterschiede der Begriffe aus unmittelbarer Auffassung sinnlicher Objekte, Idee genannt wird.

Jenes unmittelbare Auffassungsvermögen, heißt es hier, ist also wohl das erste und wesentlichste Element zur Erkenntniß des Absoluten, ist aber noch gar nicht die Erkenntniß selber, wie sie als Ueberzeugung ins klare Bewußtseyn tritt, in Verbindung mit der Denkkraft (dem mittelbaren Vorstellungsvermögen).

Aus dem Bisherigen erhellet, wie der Verfasser von der Unzulänglichkeit des Kausalgesetzes (zureichender Bedingung) aufgestiegen ist zu einem Organe der Auffassung der Idee: Eines in sich Vollendeten (Urgrundes). Von diesem ferner zur Einwirkung und Mitwirkung des Objektes dieser Idee.

Es handelt sich also hier besonders um die Begreiflichkeit der objektiven Realität der Ideenwelt, die der Idealismus läugnet.

Dieses hat nun aber der Verfasser rühmlich geleistet früher schon in der Kategorie der Möglichkeit, besonders aber in dem Abschnitte über Erkennbarkeit. Hier kann indessen nur das Unumgänglichste angeführt werden.

Den Idealisten gegenüber, die die reinen Begriffe des Verstandes (Kategorien) und die reinen Begriffe der Vernunft (Ideen) bald als ursprüngliche Formen des Geistes in seinen Funktionen, bald als Produkte der Abstraktion ausgeben, und ihnen daher dort wie hier die objektive Realität absprechen, und ihnen statt eines konstitutiven nur einen regulativen Werth zusprechen; diesen Ansichten entgegen behauptet nun der Verfasser, daß zur Begründung derselben

a. ein absolutes Erkenntnißvermögen im Menschen vorhanden seyn müßte, was aber dem Menschen als Kreatur rein abgesprochen werden muß, da er als solche nie aus sich herauskann, um sich und andere zu überzeugen: Was irgend ein Objekt der Erkenntniß, außer dieser, d. h. an und für sich, sey, ohne alle Beziehung auf ein erkennendes Subjekt.

Da man aber auch denselben Grund gegen den Verfasser gebrauchen könnte, dessen Behauptung für eine objektive Realität

dann auch nicht über allen Zweifel erhoben werden könnte: so verstärkt er wenigstens seine Behauptung mit folgendem Gewicht:

b. daß der Idealismus alle Begriffe von Wechselwirkung existirender Dinge zerstöre, wenn dieselbe zwischen Subjekt und Objekt als nichtig erklärt wird.

c. Daß selbst die Kantische Ansicht bey allem Idealismus doch auf jenen Verkehr, als einen nothwendigen, Rücksicht nimmt, da sie die äußere Erfahrung für nothwendig erklärt, um die innern ursprünglichen Formen des Geistes zum Bewußtseyn zu bringen.

d. Daß selbst in dem Falle, wenn die reinen Verstandes- und Vernunftbegriffe unabhängig von aller äußerlichen Erfahrung wären, daraus noch gar nicht folge: daß ihnen kein äußeres Objekt entspreche. Warum nicht? indem jene Harmonie zwischen Objektivem und Subjektivem ja schon durch ursprüngliche Einrichtung vorhanden seyn könne. — Sollte ihnen aber wirklich kein Objekt entsprechen; so könne auch die praktische Vernunft keines postuliren, da sie doch auch nichts Undenkbares postuliren könne, als eine und dieselbe Vernunft.

Vorzüglich hat sich der Verfasser verdient gemacht, um die Begründung der objektiven Realität des Begriffes der Substantialität und Accidentalität, durch die gründliche Widerlegung der dagegen erhobenen Zweifel. Jedoch scheinen ihm die neuesten noch nicht zu Gesicht gekommen zu seyn, wie sie unter andern in Beneke's Neuer Grundlegung zur Metaphysik (als Programm zu seinen Vorlesungen über Logik und Metaphysik) aufgetreten sind (Berlin, 1822). Eine Parallele wird hier zwischen beyden Ansichten nicht unschicklich seyn.

a. Die Aufgabe der Metaphysik setzt Beneke in die Ausmittelung des Verhältnisses unsers Vorstellens zum Seyn; mithin in eine Rekonstruktion der Thatsachen des Bewußtseyns (und also nicht wie die Idealisten in die Konstruktion eines Bewußtseyns auf Kosten jener Thatsachen). Beneke will aber so wenig dem Idealismus, als dem Realismus unbedingt beytreten, sondern eine Mitte halten, die ihn zum Feinde Beyder, so wie zum Freunde Keines macht.

α. Dem Realismus, als der Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Seyn (an und für sich) des Vorgestellten legt er zur Last:

Daß er die Sinnesvorstellungen für Vorstellungen des Seyns (an und für sich) halte, da doch jene mit diesen nicht das Geringste gemein haben. Warum? Weil nur die Vorstellungen von Seelenthätigkeiten mit dem Seyn (an sich) dieser Thätigkeiten übereinstimmen.

Die unmittelbare Beziehung der Vorstellung auf ein Seyn

außer uns (subjektiver Glaube genannt), die der Idealist ganz verwirft, läßt ihm also der Verfasser nur bedingungsweise durch einen Schluß, nämlich, mittelst unendlicher Vergleichung, d. h. mittelst Vergleichung aller Fälle nach dem Gesetze: Daß Thätigkeiten sich erwecken, welche in uns zugleich und nach einander sich ereignen.

β. Dem Idealismus, als der totalen Negation aller Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Seyn, legt er zur Last: daß er nicht einmal die Uebereinstimmung zwischen Vorstellung von Seelenthätigkeiten und ihrem Substrate den Thätigkeiten selber gelten läßt; da doch die Vorstellung selbst ein Seyn ist, das mit seinem Substrat (Thätigkeit = Seyn) vollkommen Eins seyn muß, wiewohl oft mehr im Seyn (als Substrat) als in der Vorstellung hievon liegen kann.

γ. Vermög dieser seiner Mitte unterscheidet er also zwischen Substanz in subjektiver und objektiver Beziehung, oder nach seiner eigenen Bezeichnung zwischen außer-menschlicher und menschlicher Substanz. Jene ist ihm ein leeres logisches Subjekt; diese ist ihm ein volles Subjekt, weil es die Summe aller Eigenschaften eines Dinges ist; so wie Accidenz nur Eine aus denselben.

Und in Bezug auf die Funktion des Urtheilens verhält sich Substanz und Accidenz wie Subjekt zum Prädikat. So viel aus jener Grundlegung.

Diese sogenannte Leerheit des Begriffes Substanz hat schon viele vermocht, denselben als ein rein logisches Produkt zu behandeln. Was sagt nun aber unser Verfasser, auf den wir nun jetzt wieder einlenken, dagegen?

b. S. 52 heißt es: Diese Leerheit liegt in der Natur der Sache. Dieser Begriff muß wenig innere Merkmale haben, wegen seiner Höhe in der Abstraktion. Deßhalb aber sind solche Begriffe nicht absolut leer und gehaltlos. Ja sie enthalten sogar das Wesentlichste aus allen realen Begriffen.

Gegen diese Ansicht des Verfassers läßt sich wohl nichts einwenden, als etwa einiges gegen die besprochene Höhe der Abstraktion, und zwar aus dem Grunde, da man die Anerkennung und Handhabung der Begriffe von Substanz und Accidenz auch in solchen Köpfen antreffen kann, die in dieser Geistesfunktion noch sehr tief stehen. Die Vorstellung nämlich, daß alles, Erscheinende etwas haben und seyn müsse, was da erscheint, oder: daß alles Veränderliche Etwas haben müsse, was sich verändert, ohne die Veränderung selber zu seyn, sondern etwas mehr noch als diese: solch eine Vorstellungsweise ist auch dem ungeübtesten Kopfe einleuchtend. Ja schon der Umstand, daß die treffendsten Beweise über die objektive Realität der Substanz nur die per ab-

surdum et contrarium sind, gibt einen bedeutenden Fingerzeig, daß diese Vorstellungs- und Denkweise mit der Natur unsers Seyns und Denkens innigst verbunden ist. So hat z. B. Georg Hermes in seiner Einleitung in die katholische Theologie 1819, in dem Beweise der Innen- und Außenwelt, die Substantialität des Ichs nur dadurch bewiesen, daß er den zureichenden Grund der Veränderungen des Ichs (des Beharrlichen im Wechsel der innern Erscheinungen) weder in ein Objekt über, noch in ein Objekt unter dem Ich verlegen kann, ohne in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Denn im ersten Falle wird die freye Persönlichkeit zum Opfer gebracht; im zweyten aber die unbestreitbare Thatsache des Bewußtseyns: die Mitwirkung nämlich des Subjektes bey aller Einwirkung der Objekte, auf daß jener Wechsel ein solcher, und kein anderer sey.

Allein da nur jener Philosophie einfallen kann, solche Opfer zu bringen, die sich berufen fühlt, statt Thatsachen des Bewußtseyns zu deuten, dieselbe zu konstruiren, und der Menschheit für die alten gesunden aber ausgestochenen Augen neue einzusetzen; so hält die entgegengesetzte Ansicht die objektive Realität des Begriffes der Substantialität eben so fest, wie sie es mit dem Begriff der Accidentalität thut, und begnügt sich auch im Uebersinnlichen mit einem unvollkommenen Wissen (das als solches noch kein falsches oder unwahres ist) um so eher, da sie mit einem gleichen und ähnlichen im sinnlichen Gebiete vorlieb nimmt (wie das kritische System beweist).

Dieser Gegenbemerkung soll nur noch Folgendes beygefügt werden, nämlich: daß die Quelle von Benekes Idealrealismus (der weder kalt noch warm ist) in einer fehlerhaften Bildung des Begriffes Thätigkeit zu suchen sey; der Fehler aber ist die Absolutheit, mit der er sich jede Thätigkeit denkt. Der Verfasser ist so ganz und gar Auge für die Thätigkeit, daß er allen Sinn für den Begriff Sinn, der doch auch nicht ohne alle Thätigkeit gedacht werden kann, verloren zu haben scheint. Und daher mag es kommen, daß er Sinn und Sinne der Menschheit nur wie die Glasaugen gewisser Insekten behandelt, die mehr da sind, um anzuzeigen, wo die wahren Augen stehen würden, wenn die Natur auf dieser Stufe des Thierlebens lebendige Sinne zu treiben im Stande wäre. Es ist aber nicht wahr: daß Alles im Menschen reine (absolute) Thätigkeit sey, am wenigsten die Vorstellung, die ein dynamisches Produkt ist von Receptivität und Spontaneität des Geistes, was der Verfasser jener Grundlegung um so weniger in Abrede stellen wird, als er die Vorstellungen mittelst der Sinne keineswegs läugnet; sondern sie nur als bloße Erkenntnißgründe für

Vorstellungen ansieht, die aber mit der Vorstellung des Seyns (an und für sich) gar nichts? gemein hätten. Allein — woher weiß er denn das so gewiß? — Aus der Natur des Sinnes gewiß nicht. Denn zu dieser gehört es ja eben: Mich von einem andern Seyn zu benachrichten, d. h. fremdes Seyn in Mich hinein zu bringen, ohne mich aus mir hinaus zu führen.

Und so wahr es ist: daß der Mensch nicht über sich hinaus kann, und daß er nichts so gewiß hat als Sich; so gewiß hat er auch anderseits in seinem Seyn die Thatsache eines andern Seyns, das eben so gewiß nicht sein eigen Seyn ist; wiewohl die Kunde davon mit seiner Persönlichkeit unzertrennlich vereint ist. Denn so wenig er sein Ich als den allein zureichenden Grund aller Zustände seiner Innenwelt und der Zustände der Außenwelt ansehen kann; so wenig er seine Persönlichkeit als Accidenz einer andern Substanz über oder unter ihm ansehen kann und darf: so gewiß gibt es außer seinem Ich als reale Substanz noch andere Substanzen, die wenigstens mitwirkende Ursachen jener Zustände seyn müssen.

Bevor wir aber auf den zweyten Punkt unserer Bemerkung übergehen, wird sichs der Mühe lohnen, aufmerksam zu machen auf die eigene Bezeichnung des unmittelbaren Auffassungsvermögens des Absoluten, die in dem Worte (des Verfassers) ostensiv liegt.

Verfasser hat diesen eigenen Ausdruck gewählt deßhalb, weil der andere auch gewöhnlichere, nämlich Anschaulichkeit für die Erkenntniß des Absoluten (Uebersinnlichen) selbst dann nicht brauchbar seyn solle, wenn auch das Absolute eine Erkenntnißseite haben sollte; weil diese Seite selbst nicht wohl eine sinnliche seyn und als solche angenommen werden könnte, ohne dadurch das Absolute seinem Wesen nach zu beflecken.

Allerdings wohl allein eben deßhalb hat die neuere Schule die Anschauung des Absoluten — zum Unterschiede von der sinnlichen — intellektuelle Anschauung genannt.

Und hat die Natur des Geistes eine passive und aktive Seite (Receptivität und Spontaneität), die unsere Sprache mit den Worten Vernunft und Freythätigkeit bezeichnet; so ist unstreitig die Vernunft von Ver-Nehmen, d. h. dem freyen Nehmen so genannt; wirklich Sinn für Gott und Uebersinnliches.

Merkwürdig bleibt es immer: daß der deutsche Tiefblick so glücklich in Erforschung und Bezeichnung des Geistigen, das Zeichen für diesen übersinnlichen Sinn mehr von dem analogen physischen Sinne des Gehörs, als von dem des Gesichtes entlehnt hat. Und so sehr man damit einverstanden seyn muß, was der Verfasser irgendwo anders in diesem Werke von dem Beytrage

der Phantasie zur Erkenntniß des Absoluten sagt, nämlich: daß ihre Bilder nie Beweise werden dürfen: so sehr kann man auch seinem Beysatze unbedingt beytreten, wenn er nämlich sagt: daß die Schwierigkeit groß sey, hierin eine Gränzlinie zu ziehen; zwischen Bild der Einbildungskraft als solchem und Beweis, dessen Wesen sehr oft stillschweigend in jenem verborgen liegt, bis es von dem rechten Geiste beschworen, in Sprache und Bewußtseyn übertritt.

Und gesetzt auch, daß die produktive Einbildungskraft (Phantasie) unter den übrigen Seelenvermögen nicht den hohen Rang einnähme, den ihr die Identitätslehre einräumt, die in ihrem Namen schon das Räthselhafte ihrer Natur gelöst findet, nämlich: daß sie sey die Ineinsbildung des Subjektiven und Objektiven (die wieder nur möglich seyn kann, wenn sich Geist und Natur als Gegenbilder parallelisiren lassen); so dürfte es doch nicht absurd seyn: von einer gründlichern Theorie des Gehör- und Gesichtssinnes und ihres Verhältnisses zu einander Winke zu erleben für die höhere Forschung in Erforschung des übersinnlichen unmittelbaren Auffassungsvermögens.

* * *

Wir stünden nun bey dem zweyten Objekte der Gegenbemerkung, nämlich: bey Beantwortung der Frage: Worin besteht der Beytrag des Verstandes (Denkkraft) zur objektiven Erkenntniß des Absoluten.

Als Einleitung zu dieser Beantwortung untersucht der Verfasser zwey Aeußerungen Jacobis, der bekannter Maßen, weit entfernt vom Idealismus, anderseits aber auch dem Verstande alles Recht absprach, zu einem positiven Beytrage, nicht nur zur objektiven Erkenntniß des Absoluten, sondern auch zur erweiternden Erkenntniß jedes Objektes, aus dem einfachen Grunde: weil sich der Verstand bloß beziehe, auf das gegenseitige Verhältniß der Theile eines gegebenen Ganzen, das aber stets mit allen seinen Theilen schon früher vorhanden sey.

Diese Behauptung Jacobis widerlegt der Verfasser aus der Natur und Beschaffenheit des Urtheiles, indem er zeigt: daß der Schlußsatz sich zum Prämissen nicht immer verhalte, wie das Besondere zum Allgemeinen, wie der Theil zum Ganzen, sondern auch wie Uebereinstimmung und Widerstreit zwischen Subjekt und Prädikat nach dem Axiome der Identität: zwey Dinge, die einem Dritten gleich oder ungleich sind, müssen dasselbe auch unter einander seyn. Eine andere Aeußerung Jacobis ist: die den Verstand als Gottesläugner schlechthin erklärt mit den Worten: Das Interesse

der Wissenschaft ist: daß kein Gott sey. Deßhalb, weil sie ihn nicht beweisen kann und als nicht bewiesen, ihn zu verwerfen ein Recht zu haben wähnt.

Daß die Wissenschaft aber Gott nicht beweisen könne, den Grund glaubt Jacobi darin zu finden, weil der Grund immer höher liegen müsse, als das dadurch Begründete, was nun aber eben bey dem Urgrunde nicht möglich sey.

Darauf antwortet nun aber der Verfasser sehr treffend:

Daß der Erkenntnißgrund eines Dinges noch nicht sein Entstehungsgrund seyn müsse. Ja in Betreff des Absoluten sey dessen Erkenntnißgrund nie der seiner Entstehung; sondern bloß ein Erkenntnißgrund des Vorhandenseyns des Absoluten und seiner Qualität. Und daher könne ein Höheres im realen Sinne ohne weiters ein Niederes seyn im formalen Sinne.. Nach dieser Einleitung findet der Verfasser den Beytrag des Verstandes in dieser erst benannten Sphäre (des Absoluten) in dem Fundamente des (so genannten) ontologischen Beweises.

Sein Fundament aber bildet

a. der Begriff, den der Verstand zu Stande bringt, mittelst Reflexion auf jenes unmittelbare Vernehmen des Absoluten, dessen wirkliches Seyn der Verstand sodann anerkennt, durch ein unmittelbares Urtheil.

b. Dieses — allgemein ausgesprochen — gibt den Satz als Axiom: Was wir als existirend denken müssen, ist als existirend anzunehmen. Ein Satz, der, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, ganz verschieden ist von einem ähnlichen: Alles, was wir denken müssen, sey als existirend anzunehmen.

c. Folglich ist das Fundament des ontologischen Beweises keineswegs die bloße Idee des Absoluten, die bey all ihrer Nothwendigkeit und Möglichkeit nie berechtigte (wie man sonst zu thun sich befugt hielt) auf eine objektive Realität (außer der subjektiven Idee) zu schließen; sondern höchstens zu dem Schlusse: Wenn Gott existirt, so muß er höchst vollkommen seyn, d. h. durch sich selbst existiren, d. h. das Absolute ist nach seiner Realität — Aseïtat, nach seiner Qualität — Vollkommenheit.

So treffend nun der Verfasser im NB b. den Grund von der schwachen Seite entdeckt hat, wegen welcher man bisher (seit Kant) den ontologischen Beweis für unzulänglich hielt, nämlich: die Verwechslung der reinen formalen Idee mit dem Realbegriffe des Absoluten, von welchen beyden wohl

jene, nie aber dieser ohne Substrat seyn könne, das der Form, Gehalt ertheilt; so muß man doch hierorts erinnern, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß eben dieser Realbegriff den Namen Idee allein verdiene, zum Unterschiede von Begriffen, die der Verstand bildet, mittelst Reflexion auf ein anderes unmittelbares Vernehmen, nämlich des relativen Seyns, dessen Realität er gleichfalls anerkennt. So treffend als nothwendig ist endlich auch die Bemerkung des Verfassers: daß die Anerkennung der Voraussetzung: die Nothwendigkeit des Begriffes des Absoluten nämlich, als eines Etwas, das auf ein wirklich Objektives sich beziehe, niemanden aufgedrungen werden könne. Mit dieser Aeußerung stimmt auch eine andere des Verfassers überein, die er thut bey Gelegenheit, als er von dem entscheidenden Grunde für die Wirklichkeit eines unmittelbaren Elementes im Erkennen des Absoluten handelt, und wo er sich auf die innere Erfahrung als Thatsache beruft: daß sich das Auffassen des Absoluten als eines Positiven mit einem höhern ungetheilten Geistesblicke ankündige, welcher Blick aber denen, die denselben in sich nicht gemacht, nicht erfahren haben, keineswegs eingeredet werden könne.

Hier wäre auch der schickliche Ort gewesen, wo der Verfasser ein Wort hätte fallen lassen können über den bedeutenden Einfluß des Willens (der spontanen Geistesseite) auf Realität und Qualität des Absoluten in der Erkenntniß.

Solch ein Wort hätte auch das Dunkle aufhellen können, das Viele in den Begriffen Denkkraft und unmittelbares Auffassungsvermögen finden werden, die bisher beydes entweder gleichsetzten, oder nur dem Grade nach unterschieden haben.

Allein — sind Receptivität und Spontaneität (Sinn und Wille, Vernunft und Freythätigkeit) die ursprünglichen Faktoren des Geistes, aus denen jede andere Thätigkeit als Produkt unter dem Gleich- oder Uebergewichte des einen oder des andern Faktors angesehen werden muß (wenn überdieß noch die Richtung auf das Objekt, das entweder in — unter oder über dem Geiste liegt, miteingerechnet wird); so läßt sich die sogenannte Denkkraft oder Verstand, als dynamisches Produkt jener beyden Faktoren erklären, mit dem Uebergewichte des Willens, und hier zwar in der Richtung auf ein Objekt, das über den Geist hinaus liegt, eigentlich aber und ursprünglich indifferent gegen die Richtung ist, d. h. die Denkkraft ist nicht deßhalb Verstand, weil das Objekt ihrer Betastung (geistigen) in Zeit und Raum hineinfällt, er kann auch ein Objekt haben über — außer — ohne Zeit und Raum.

Hat nun aber das spontane Element so bedeutenden Einfluß auf das Receptive des Geistes, da beyde nur in ihrer Wechselwirkung, jede Art Erkenntnißkraft zu Stande bringen; kann ferner — was die Hauptsache ist — diese intellektuelle Spontaneität im Menscheh von seiner sogenannt moralischen Freyheit (Spontaneität) nicht abgerissen gedacht werden bey der Verbindung der Psyche mit der Physis zur ungetheilten Persönlichkeit; so läßt sich wohl leicht erachten, von welcher bedeutenden Rückwirkung der jedesmalige Grad der moralischen Freyheit auf die Erkenntniß des Absoluten sey — nach Qualität und Quantität desselben.

Daß der Verfasser dieser Bemerkung nicht abhold seyn könne; beweisen seine Bemerkungen über die Allgemeinheit der historischen Gotteserkenntniß, wo er den praktischen Atheismus als die Quelle des theoretischen angibt.

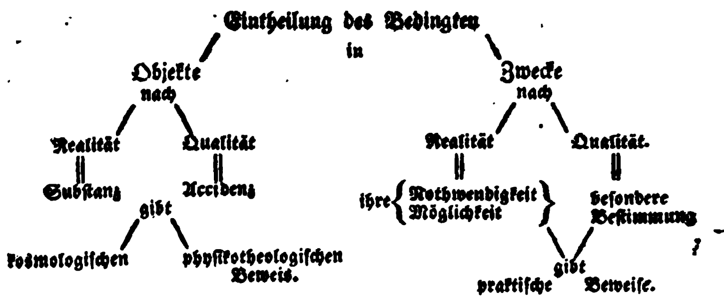
Kurz aus diesen Voraussetzungen, ihre Wahrheit gehörig erwogen, wird sich jedem bald die Bemerkung aufdringen, daß die vom Verfasser angeführte Thatsache des Bewußtseyns, nämlich: jener positive — höhere ungetheilte Geistesblick fürs Absolute mehr ethischer Natur sey und im Gewissen wurzle, als theoretischer Natur und seine Wurzel in eine intellektuelle Anschauung treibe — und um mich symbolisch auszudrücken, mehr ein Gehör-Sinn sey für Stimme Gottes im Gewissen, als Auge und Blick für einen unmittelbaren Strahl Gottes im Wissen des Menschen. So viel über das zweyte Objekt unserer Gegenbemerkung. Wir gehen jetzt über zu den übrigen sogenannten Beweisen von Gottes Daseyn.

Aller Beweis aber, wie bereits im Allgemeinen gezeigt worden, ist Sache des Verstandes in jeder Erkenntnißsphäre.

In der Sphäre religiöser Ueberzeugung aber ergibt sich, je nachdem die Denkkraft sich entweder auf das absolute Seyn (wie dieses in unmittelbarer Auffassung gegeben ist), oder auf das relative (bedingte) Seyn wirft, ein doppeltes Fundament von Beweisen für die Existenz Gottes, wovon das eine den ontologischen (wie wir gesehen), das andere die übrigen Beweise begründet (wovon jetzt etwas gemeldet werden soll).

Das Eintheilungsprincip dieser Letzteren nun findet der Verfasser sehr gründlich in der Natur des bedingten Seyns selbst. Je nachdem in diesem entweder die Substanz (Existenz), oder die Accidentalität (modus existendi), oder endlich Zwecke herausgehoben werden; machen sich dreyerley Beweise, nämlich:

Der kosmologische — physikotheologische — und praktische Beweis, etwa nach folgendem Schema:



Das Gemeinschaftliche aller dieser Beweise sind:

a. Voraussetzungen — den Ober- und Untersatz bildend.

b. Folgerungen (Resultate) den Schlußsatz bildend.

Der Obersatz ist immer: der modificirte Grundsatz absoluter Bedingung, d. h. des zureichenden Grundes.

Der Untersatz ist: das Ausgehen vom Bedingten selbst.

Das Besondere aber hängt ab von der Seite des Bedingten, die herausgehoben wird und sodann den Grundsatz modificirt. So wird z. B. beym praktischen Beweise ausgegangen vom Gegebenseyn bedingter nothwendiger Zwecke. Und eben diese Besonderheit im Bedingten modificirt sodann jenen Grundsatz dahin:

Zwecke für Substanzen sind bedingt von einer Substanz als Zweck (um jene Zwecke sowohl erklären als erreichen zu können) —

Das Resultat aber hievon ist:

a. die Wirklichkeit eines Urgrundes, als einer vernünftigen Substanz.

b. Die Unmöglichkeit eines Regresses ins Unendliche macht den Urgrund als vernünftige Substanz zum Urziel.

So wird beym kosmologischen Beweise ausgegangen von der Bedingtheit wirklicher Substanzen.

Und die Modifikation lautet sodann: Ist das Bedingte ein Objekt, und dieses der Qualität nach unvollkommen; so muß das Unbedingte als Realgrund, ein Objekt und Urbild seyn.

Das Resultat aber lautet: a. Es gibt ein Wesen als Urgrund und Urbild — b. und dieses Wesen ist Einer und wesentliche verschiedene Substanz.

So wird beym physikotheologischen Beweise ausgegangen:

Von Substanzen, die organisirt sind entweder nach der Vernunft oder auch zur Vernunft.

Die Modifikation lautet sodann: Ist das Bedingte eine

Substanz und als diese vernünftig; so ist auch das Unbedingte eine vernünftige Substanz.

Das Resultat aber lautet: Es gibt ein Wesen als Urgrund, und dieses Wesen ist die höchste Vernunft.

Und der Inbegriff aller Folgerungen würde demnach lauten:

Gott ist = Urgrund und Urbild — Urvernunft und Urziel.

In Bezug auf den Theismus, den wir vorzüglich hier im Auge behalten, ist die Folgerung des kosmologischen Beweises die wichtigste; in so fern durch ihn die wesentliche Verschiedenheit des absoluten Seyns vom relativen ausgesprochen wird.

Wir müssen also untersuchen: Wie gelangt der Autor zu jenem Resultate? — Die Axiome lauteten: 1. Sind endliche Wesen Substanzen, so ist es ihr Urgrund auch. 2. Sind endliche Wesen, dem Wesen und der Form nach bedingt; so muß der Urgrund als Substanz von ihrer Substanz so verschieden seyn, wie Unbedingtes und Bedingtes.

Allein der Verfasser behauptet hier zu viel, folglich nichts. Er legt schon in den Begriff Unbedingtes, etwas hinein im voraus, was erst hinterher hinein kommen sollte, nämlich die wesentliche Verschiedenheit.

Im Unbedingten aber als solchem liegt ursprünglich nichts anderes als der abgebrochene Regreß ins Unendliche; das letzte Glied, das nicht mehr bedingt, folglich unbedingt ist in der Reihe des Bedingten, und für dieselbe.

Allein dadurch, daß die unendliche Reihe unterbrochen und abgebrochen wird, folgt noch gar nicht: daß das letzte Glied dadurch gleich ganz anderer Natur und Wesenheit werde, sondern umgekehrt gerade die Homogeneität der Glieder (höchstens in quantitativer Verschiedenheit).

Um also dem Unbedingten den positiven Charakter zu vindiciren, dazu gehört mehr als die bloße Negation der Bedingtheit.

Der Verfasser hätte also wohl hier dem Theismus gemäß gesprochen, aber nicht behauptet.

Hingegen sind die Folgerungen des physikotheologischen und praktischen Beweises dem Axiom vollendeter (zureichender) Bedingung gemäß; aber dem Theismus zuwider behauptet.

Wie so? — Denn ist Gott, von der Kreatur nur dem Grade nach verschieden (was der Fall ist, so bald er als höchste Vernunft ausgegeben wird); so läßt sich nicht begreifen, wie er anderseits in substantieller Verschiedenheit anerkannt werden könne, wenn der Begriff substantieller Verschiedenheit das ist, was er seyn soll, nämlich = wesentlicher (qualitativer) Verschie-

denheit. Denn im widrigen Falle ist substantielle Verschiedenheit = persönlicher Verschiedenheit, wie sie auch zwischen Kreatur und Kreatur vorhanden ist.

Der Theismus aber hält nicht bloß eine Persönlichkeit Gottes fest, sondern in dieser auch eine wesentliche Verschiedenheit der Substanz des Urwesens, als des Trägers seiner Urform.

Wollte man aber gegen diese Sprache des echten Theismus etwa einwenden, daß dadurch ein absoluter Gegensatz festgehalten werde zwischen absolutem und relativem Seyn, so kömmt es nur darauf an, sich über dieses Ungeheuer zu verständigen.

Versteht man darunter einen Gegensatz nach Wesen und Form, so steht eben dieser Behauptung eine formelle Einheit gegenüber bey aller wesentlichen Verschiedenheit, die als Undenkbarkeit nicht behauptet werden kann, da sie sich schon zwischen Natur und Geist einfindet, wir mögen zwischen beyden eine qualitative oder quantitative Verschiedenheit festhalten.

Versteht man darunter bloß einen Gegensatz nach dem Wesen (ohne wesentliche Form); so muß man ja dieselbe Verschiedenheit schon im relativen bedingten Seyn zwischen Natur und Geist festhalten, um seine Persönlichkeit nicht aufzugeben, die mit der Freyheit steht und fällt (diese im wesentlichen Gegensatze mit der Natur aufgefaßt), ohne welches alle Freyheit nur eine entbundene Nothwendigkeit, so wie diese nur eine gebundene Freyheit ist, kurz: keines von beyden. Es ist ohne weiters zu voreilig geschlossen, wenn man das Absolute als Urgrund, als letzte (zureichende) Ursache alles Endlichen deßhalb auch schon als frey deklarirt, weil es unter dem Endlichen auch ein Freyes gibt, das man dann nur seiner Unvollkommenheiten (Schranken) entäußern darf, um einen Gott — ein Absolutes — zu haben.

Kraft = Substanz muß der Urgrund als solcher seyn, um nicht einen Widerspruch im Begriffe zu setzen; allein wenn der Begriff Substanz nothwendig den der Freyheit involvirte; so müßte er die Nothwendigkeit ausscheiden, d. h. er könnte keine Naturkraft geben, weil diese im Urgrunde als ihrem zureichenden Grunde nicht gedacht werden könnte.

Es lohnt sich also wohl der Mühe, einmal ernsthaft zu fragen: Was leistet uns die Denkkraft, ausgehend vom Bedingten, für einen Beytrag zur objektiven Erkenntniß des Absoluten in Betreff seiner Qualität? Antwort. Nur einen negativen, indem sie nur verbietet: das Absolute so wenig eine freye als eine nothwendige Substantialität zu nennen; sondern schlechthin ein drittes, das we-

der A noch B ist. Warum? weil in dem Augenblicke, wo Freyheit (die kreatürliche, denn eine andere kennen wir nicht) vom Absoluten prädicirt wird, das freye Ich als Substanz auch schon aufgehoben ist. Wie so? Weil nur ein Verhältniß, wie zwischen Accidenz und Substanz übrig bleibt, wenn das Verhältniß zwischen relativem und absolutem Seyn nicht als ein Verhältniß wie zwischen Substanz und Substanz festgehalten wird.

Allein gerade diese negative Dienstleistung der Reflexion sichert uns den positiven Charakter des Absoluten eben dadurch: daß sie einen wesentlichen Unterschied zwischen Kreator und Kreatur, zwischen Seyn aus und durch sich, und Seyn an und für sich (aber keineswegs aus und durch sich) einleitet. Wie? Denn nur dadurch offenbart sich das Urwesen als Seyn durch und aus sich; daß es ein Seyn setzet außer sich, d. h. ein Seyn an und für sich, ohne durch sich zu seyn, d. h. ein Seyn dem Wesen nach ein anderes, als es selber ist. Mit andern Worten: Die Schöpfung aus nichts ist die eigentliche Uroffenbarung des absoluten Seyns. Denn nur sie ist Manifestation einer ewigen Selbstaffirmation.

Allerdings wird das relative Seyn zur Beurkundung seines Ursprungs (d. h. seines Gesetztseyns vom Absoluten, aber nicht Gegebenseyns in ihm) die Form des Absoluten an sich tragen müssen, da es sein Wesen mit ihm nicht (von Natur aus) theilt (wohl aber zur Theilnahme an seinem Wesen von Natur aus, d. h. ursprünglich bestimmt ist). Und diese Form läßt sich im relativen Seyn nach den zwey Seiten jedes besondern Seyn in ihm, d. h. nach der substantiellen und accidentellen Seite nachweisen.

1. So finden wir im relativen Seyn (dasselbe in seiner Totalität erfaßt) von Seite der Substantialität: Die Dreyfaltigkeit (ohne Dreyeinigkeit) in Geist, Natur und Mensch, folglich das Gegenbild des göttlichen Urbildes in der dreyfaltigen Urform seines Einen Urwesens.

2. So finden wir in der Accidentalität (in der Erscheinungsseite) des relativen Seyn (dasselbe sowohl in gleicher Totalität, als in der Besonderheit aufgefaßt) ein dynamisches Leben, im Streben zur Vereinigung der Gegensätze — kurz ein Leben der Liebe (in freyer und nothwendiger Form) als Nachbild der ewigen Liebe in Gott.

Und in Betreff der Totalität ist der Mensch selbst die Synthese des Gegensatzes zwischen Geist und Natur, die von dem dynamischen Streben des Gegensatzes im kreatürlichen Seyn selbst bedingt ist. Ferner

3. da die Urform des Absoluten nur deßhalb Urform ist,

d. h. wesentliche Form, weil sie mit dem Urwesen Eins ist; so wird das relative Seyn (als Nachbild der Urform) auch das Urwesen (als Ursubstanz) in seiner relativen Substantialität, nachbildlich, d. h. formal offenbaren.

Daher ist denn auch jede Substanz (die freye wie die nothwendige), in so fern sie der zureichende Grund ist von einer gewissen Summe von Erscheinungen, Nachbild des Absoluten (dieses nach seiner Wesenheit aufgefaßt, versteht sich. Denn nach seiner Form (Erscheinungsweise) aufgefaßt, ist das relative Seyn nur Nachbild des Absoluten, wenn jenes in seinem dynamischen Leben und Wirken im Großen und Ganzen, wie im Einzelnen und Besondern aufgefaßt wird).

4. Jener Kausalitäts-Charakter läßt sich nun aber vorzugsweise von der freyen Substanz prädiciren, welche in der Willensspontaneität die Macht besitzt: Sich selbst zum Objekte der Beschauung in freyer Selbstaffirmation (in Gedanken und That) zu machen.

Allein sowohl in dem Grade dieser Selbstobjektivirung oder Selbstaffirmation, vermög welchem das Ich nur seine innere Erscheinungswelt zur Anschauung bringt, als in der Art und Weise, vermög welcher diese Selbstobjektivirung nur von der Einwirkung der Sinnenwelt von außen her bedingt ist; schon in diesen Umständen liegt mehr als Ein Fingerzeig, daß der Mensch seinem Geiste nach wohl das (so zu sagen) gelungenste Nachbild (Ebenbild) Gottes sey; aber keineswegs Gott oder auch nur ein Göttliches, d. h. ein (in quantitativer Differenz und qualitativer Identität) aus Gott und in Gott Gezeugtes sey*).

Auffallend ist es immer, wie der Verfasser einerseits den Charakter des Theismus so klar auffassen, anderseits aber so wenig festhalten und durchführen konnte. Woraus dürfte sich dieser Verstoß bey ihm erklären lassen? — Dürften nicht jene Aeußerungen, die eine Gleichsetzung zwischen Wesen und Form — (zwischen Substantialität und Accidentalität) behaupten, uns die Quelle verrathen? Dem Verfasser ist, laut solchem Geständniß, der Unterschied zwischen Wesen und Form ein bloß formaler,

*) Uebrigens ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Gegenstand der Metaphysik als Kosmologie und Ontologie anders denn bloß andeutungsweise zu behandeln, die Idee nämlich: das relative Seyn ist Nachbild des absoluten Seyns — Dieß in seinem Urwesen und Urform aufgefaßt — und Jenes in seinem symbolischen Charakter, sowohl nach seiner Totalität und Besonderheit, als nach seiner Substantialität und Accidentalität durchgeführt — ist Nachbild des Absoluten in formeller Einheit bey reeller, d. h. wesentlicher Verschiedenheit.

d. h. auf einer bloß subjektiven Betrachtungsweise beruhend. Außer derselben, d. h. in objektiver Realität ist Wesen = innere Qualität und Form = äußere Qualität. Diese Ansicht aber hebt zu auffallend nicht bloß den Unterschied zwischen wesentlicher und zufälliger Form, sondern auch jede formale Gleichheit und Aehnlichkeit bey sonst wesentlicher Verschiedenheit auf, als daß man ihr beystimmen könnte. Denn so wenig Form und Wesen untrennbar sind (selbst die wesentliche nicht ausgenommen, versteht sich im relativen Seyn), so wenig ist Form und Wesen Eins und Dasselbe, und ihr Unterschied ein bloßes Gedankending. So ist z. B. das Vermögen der Wahl (freye Willkür) wesentliche Form der freyen Substanz (Geistes). Allein so gewiß einst seinen Sättigungspunkt der Geist in Gott findet, der nach freyer Wahl hienieden, jenseits alle Wahl aufhebt; so gewiß wird doch der Geist, als freye Substanz, nie aufhören Geist zu seyn, und seine Stellung im All der Dinge verlieren.

So ist ferner das Bewußtseyn wesentliche Form des Geistes. Allein der Geist wird so wenig durch sie, als er nach ihr und mit ihr (z. B. in momentaner Unterbrechung desselben) aufhört Geist zu seyn.

Solche Aeußerungen vom Verfasser müssen desto mehr befremden, wenn man sie vergleicht mit einer andern S. 294, wo er gesteht: daß die Erkenntniß Gottes und seiner Vollkommenheiten auf dem Wege der Reflexion größten Theils, wo nicht schlechterdings negativer Art sey; und wo die Erkenntniß positiver Art sey, da bestehe das Positive bloß in Analogie und Symbol. Mit welcher Aeußerung wenigstens die Möglichkeit einer formalen Gleichheit, bey wesentlicher Verschiedenheit zugestanden wird. Außer dem Wege der Reflexion aber, d. h. in jeder Rücksicht — schlechterdings — die Idee Gottes, als reine Negation alles relativen (realen) Seyns aufzustellen; dieser Behauptung Planks ist der Verfasser gleich stark abhold.

Aus dem Bisherigen erhellt zugleich, daß der Verfasser mit sich selber noch nicht im Klaren sey: Wie viel er, in der Erkenntniß des Absoluten, der Denkkraft (Verstand) einantworten solle, und was nicht.

Es lohnte sich also allerdings der Mühe, diesen Knoten zu entwirren. Es ist dabey gewiß vor allem wohl zu unterscheiden: Worauf sich die Denkkraft wirft, d. h. von wo der Verstand ausgeht, um weiter zu kommen in der Erkenntniß Gottes. Ob er nämlich von der unmittelbaren Wahrnehmung des Absoluten, oder vom relativen Seyn ausgehe. Im ersten Falle,

an der Kette des Universums; so muß es ihm auch ein Drittes seyn in wesentlicher Verschiedenheit von allem kreatürlichen (relativen) Seyn, auf welches sich die Qualitäten des Letzteren als Substanzen keineswegs übertragen lassen zur Bestimmung der Qualität des Absoluten als Substanz.

β. Und dafür gibt ihm selbst das Universum Zeugniß. Wie so?

γ. Das Absolute kann sich nämlich zum relativen Seyn schlechterdings nicht verhalten, wie Allgemeines zu seinem Besonderen, wie die Gattung zu ihren Arten, eben weil das relative Seyn als Natur- und Geisterreich einen wesentlichen Gegensatz in sich bildet, der eine Identität = Gleichheit seiner Glieder in einem Dritten (als Absoluten — Göttlichen) so wenig zuläßt, als die Bestimmung dieses Absoluten nach seiner Qualität, durch Qualitäten des relativen Seyns — Vorausgesetzt: daß der Fundamentalsatz des formalen Denkens seine Richtigkeit hat: inter duo contradictoria non datur Tertium vel Medium. Und vorausgesetzt: daß Freyheit und Nothwendigkeit sowohl im kontradiktorischen, vermöge negativer Wechselbeziehung, als im kontrairen, Verhältnisse vermög positiver Beziehung, stehen [1]).

So lange daher der qualitative Unterschied zwischen den beyden Gliedern des relativen Seyns (Geist und Natur) festgehalten wird; ist der Pantheismus so unmöglich, als der Semipantheismus [2]). Und jener kann nur damit beginnen,

---

1) Es ist Rec. nicht unbekannt: daß dieser von Kant so ausgedrückte Fundamentalsatz der Logik später in das principium Medii inter duo Contradictoria verwandelt worden ist. Es war aber auch nur ein Pantheist, der den Satz aufstellte: daß die Vermittlung eines Dritten vorausgehen müsse der Ausschließung desselben. Allerdings, wenn nichts anderes ausgeschlossen werden darf und kann, als das Vermittelnde. Quod erat demonstrandum. Siehe Eschenmayers Psychologie §. 305 Deduktion der Fundamentalsätze.

2) Hiemit will aber Rec. keineswegs behaupten, daß mit dieser Indifferenzirung der Pantheismus nothwendig eintreten müsse. Denn so wie von den drey Gliedern alles Seyns und Lebens: Gott, Geist und Natur — Gott und Geist konfundirt werden können in wesentlicher Einheit, wobey das Universum sodann nur in den Gegensatz aufgeht vom Göttlichen und Physischen; so kann anderseits auch Geist und Natur konfundirt werden in einer Weltseele, und das Universum nur in dem Gegensatze vom Göttlichen und Psychischen aufgefaßt werden. Da in letzterem Falle Gott als sogenannt außerweltliches Wesen behandelt wird; so verträgt sich mit dieser Konfundirung auch der reine Theismus. Aber keineswegs steht dieser so fest, als da, wo das relative Seyn schon im wesentlichen Gegensatze aufgefaßt wird. Denn nur auf Kosten der Konsequenz kann der Konfundirung oder besser Konfusion Schranken gesetzt werden, wenn man sich einmal in sie eingelassen hat.

daß er den totalen Gegensatz zwischen Natur und Geist in einem Dritten konsequent vernichtet, mittelst Indifferenzirung, d. h. Vereinerleyung — dieser aber ohne alle Konsequenz, nur den halben Gegensatz des Relativen, im Absoluten, vernichtet, den nämlich zwischen Geist und Gott, die andere Hälfte aber zwischen Gott und Natur stehen läßt. Er ist zu hochmüthig, die Natur unter ihm zu vergöttern, und zu kleinmüthig, der Gottheit über ihm allein die Ehre zu geben und zu lassen. Und so wie es nun von jener Eigenschaft des Menschen im Sprichwort heißt: Hochmuth gehet vor dem Fall, Schande folgt ihm überall; so kann es auch vom Kleinmuthe füglich heißen: Daß er zu schwach sey, um vom Falle aufzustehen.

Hatte aber unser Verfasser einmal den Fehler begangen: Wesen und Form in dem Begriffe der Qualität zu vereinerleyen; so war der andere Fehler nicht mehr zu vermeiden, nämlich: Der Ursubstanz als zureichendem Grunde von der Realität endlicher Wesen, auch die Qualität des Endlichen einzuantworten. Und so kams, daß er das Wesen Gottes dahin bestimmte, daß es sey

1. geistige Persönlichkeit
2. eine Geistigkeit.

wovon die erste ist = Vernünftigkeit = Substanz mit Bewußtseyn und Freyheit; die zweyte = Bedingung der Vernünftigkeit ist.

Aber eben durch diese Bedingung ist der qualitative Unterschied zwischen Gott und Geist in einen bloß quantitativen (graduellen) verwandelt, und nur mit Jenem steht und fällt der reine Theismus, nicht aber mit der Persönlichkeit Gottes, die bey aller Verschiedenheit (im Wesen) vom vernünftigen Wesen vorhanden seyn kann, und in Gott vorhanden seyn muß. Der abgedroschenen Einwendung aber: So wäre ja Gott kein Geist, kann man mit Ja und Nein begegnen.

In so fern Gott im absoluten Gegensatze mit dem materiellen Seyn aufgefaßt wird, kann er mit dem freyen (immateriellen) Seyn (Geist) unter einen Begriff gestellt werden, d. h. Gott kann (in so fern) ein Geist genannt werden. In so fern aber das materielle und immaterielle Seyn in seiner Totalität (als relatives Seyn) zum Absoluten im gleichen Gegensatze aufgefaßt wird; kann Gott, als das Absolute, in keiner Beziehung mit irgend einem Gliede des Gegensatzes unter einen Begriff gebracht werden, d. h. Gott kann nicht Geist genannt werden.

Der Begriff Geist hat also seine positive und negative Seite. Diese — als Gegensatz der Materie; Jene — als Seyn

für sich, abgesehen von allem Gegensatze. Gott als Seyn (durch sich und aus sich) ist so wenig Geist (Seyn, für sich und durch Gott), als der Geist (der freye) Naturnothwendigkeit ist.

So viel über die Beweise vom Daseyn Gottes als Beytrag der Denkkraft zur objektiv reellen Erkenntniß Gottes.

Dieses pantheistische Element, was den Verfasser unwillkürlich zur Inkonsequenz des Semipantheismus verleitet hat, sehen wir aber konsequent durch die ganze Darstellung seiner übrigen Gedanken über religiöse Gegenstände reichlich wuchern.

So sehen wir es in seinen Ansichten über den Beytrag der Reflexion über das zweyte Objekt der Religion, Unsterblichkeit nämlich (das erste ist ihm das Verhältniß des unendlichen zum endlichen Seyn; das zweyte: die Theilnahme des Endlichen am Unendlichen). Da er schon unter der Kategorie der Möglichkeit denselben Gegenstand weitläufig behandelt hat; so erübrigt ihm jetzt noch, denselben unter den übrigen Kategorien zu behandeln.

Da heißt es nun, daß die Wirklichkeit der Fortdauer der Seele (nach Substanz und Persönlichkeit) nicht aus der metaphysischen Natur des Geistes im Vergleich mit den übrigen Kräften der Welt, wohl aber aus seiner moralischen Natur, im Vergleiche mit der Welteinrichtung bewiesen werden könne.

Seiner Voraussetzungen erste nun für diese hypothetische (nicht absolute) Nothwendigkeit der Unsterblichkeit, ist:

Die Vernunftmäßigkeit der Welteinrichtung überhaupt und insbesondere. Vermöge der Ersten könne die Welt nicht nur nichts enthalten, was der subjektiven Vernunft Vernichtung drohe (von außen her wenigstens und in Bezug auf ihre Substanz), sondern müsse vielmehr, vermöge der letztern, entsprechen dem besondern Charakter der Vernunft, den der Verfasser in eine unendliche Perfektibilität nach allen ihren Vermögen setzt. Dieser Perfektibilität entsprechen nun subjektiv: ein unendliches Fortschreiten; so wie objektiv: eine unendliche Lebensdauer, da auch das längste Leben diesem Vernunftcharakter nicht entsprechend wäre. So viel glaubt der Verfasser schon ohne die zweyte Voraussetzung (Gottes Daseyn) über diesen Gegenstand herauszubringen.

Mit dieser aber erhalte das unendliche Fortschreiten nicht bloß Bestätigung, sondern auch Anschauung in einem lebendigen Ziele, das nun die Vernunft in Gott gefunden hat für dasselbe Fortschreiten. Denn ist Gott, heißt es, nicht bloß Urgrund und Urbild; sondern auch Urzweck; so ist er auch das Ziel unsers unendlichen Fortschreitens, unserer Verähnlichung

mit ihm. Die unausfüllbare Kluft aber zwischen ihm als Objekt und uns als Subjekt, macht jene Verähnlichung zu einem unendlichen Fortschreiten in der Realisirung dieses Vernunftzweckes. — So der Verfasser.

Hierauf nur so viel. Der ächte Theismus hält allerdings die unausfüllbare Kluft fest zwischen Geist und Gott, allein er findet sie allein in der qualitativen Verschiedenheit beyder, und er findet jene Kluft nur deßhalb unausfüllbar, weil das Ich nie Du, der Geist nie Gott, die Kreatur nie Schöpfer werden kann; so wenig als der Geist Natur oder Natur Geist werden kann, bey aller quantitativen Steigerung der Erscheinungsweise der Natursubstanz.

Ferner auch dem Theismus ist Gott das Ziel unsers Vernunftstrebens, ja es ist auch ein Streben nach Verähnlichung. Diese Verähnlichung aber setzt er nicht in eine Approximation der Substanzen. Und warum nicht? um den Unsinn zu vermeiden, das letzte Ziel in einem Nichtziele (weil unerreichbar) zu finden. Sondern er setzt es in eine substantielle Vereinigung des Geistes mit Gott (deren Möglichkeit uns schon in der Vereinigung des Geistes mit dem Körper zu einer ungetheilten Persönlichkeit gegeben ist), deren Bedingung aber die Vereinigung des Willens (im Geiste) mit dem Willen Gottes ist, zu dessen Wahrnehmung der Geist ursprünglich organisirt ist mit dem Sinne für Gott und Göttliches.

Und wenn dem Verfasser das längste Leben nicht zusagt, als unentsprechend der Perfektibilität ins Unendliche; so hatte er nur noch einen Schritt, um dasselbe auch von einer unendlichen Lebensdauer auszusagen, wenn ihr Ziel ein unerreichbares ist, weil in diesem Falle das Dort so wenig ein Hier wird, wie in jenem Falle, bey aller Einerleyheit des göttlichen und des menschlichen Geistes. — Und warum machte der Verfasser diesen Schritt nicht? Das pantheistische Element beobachtete in der Sphäre der Unsterblichkeit denselben Gährungsprozeß wie in der — der Idee Gottes.

So wie dieses Element nach eingerissener Schranke substantieller (qualitativer) Verschiedenheit zwischen absolutem und relativem Seyn, eben dieses Absolute nur in einer unendlichen Reihe sich gegenüber gestellt wissen will; so ist auch das Ziel selbst nur eine unendliche Approximation, d. h. gar kein Ziel, gar keine Annäherung; so wie jener Gott, kein Gott ist.

Drum läßt sich von diesem Gedankendinge Gott auch sagen

was der Psalm von den Göttern der Heiden sagt im Gegensatze mit Jehova:

Oculos habent et non vident; aures habent et non audiunt; similes fiant illis, qui faciunt ea, et confidunt in eis.

Und wenn der Fluch des Psalmes seltener oder gar nicht in Erfüllung ginge, so wären jene Gedankenschnitzer eher zu verschmerzen. Aber eben, weil der Mensch für ein unendliches, unerreichbares Ziel nie zu spät, so wie nie zu früh aufstehen kann; so läßt er sich, bey seiner natürlichen Trägheit zum Guten, gute Weile, die am Ende gar bald in eine Lange-Weile für die gute Sache (Gottes) ausartet. So theilen die Idee Gottes und der Unsterblichkeit Ein Schicksal, bey ihrem innigen Zusammenhange.

Diesen aber vorausgesetzt ist es sehr auffallend vom Verfasser zu hören: daß das unmittelbare Auffassungsvermögen fürs Absolute, so sehr es dem Menschen behülflich ist zur Bildung der Idee Gottes, denselben doch verlasse in Betreff der Idee über Unsterblichkeit (ihrer Ausmittlung und Begründung), aus welchem Umstande der Verfasser dann auch die größere Wichtigkeit des Beytrages von Seite der Reflexion behauptet für die Begründung der Idee der Unsterblichkeit als für die der Existenz Gottes.

Solch eine Aeußerung befremdet vom Verfasser desto mehr, da er doch sich auf Thatsachen des Bewußtseyns beruft, wenn nicht zum Beweise, doch zur Bekräftigung des Beweises über persönliche Fortdauer nach dem Tode.

Sind denn Thatsachen (wie die angeführte, z. B. die Unmöglichkeit des Gedankens einer Vernichtung) nicht auch ein Unmittelbares im Bewußtseyn, wie das Organ fürs Absolute und seine Thätigkeit? Unmittelbare Anschauungen jener Welt haben wir freylich nicht, so wenig als eine Anschauung unsers Ichs und des göttlichen Ichs, an welchem Jenes participiren soll; und wenn der Verfasser daraus das Recht hernimmt zu obiger Behauptung, so hat er wohl zum Theil Recht, aber eben deßhalb nicht ganz. Denn wird die Idee der Unsterblichkeit aus der Idee Gottes gefolgert, in welcher Gott als Urgrund auch Urziel ist; so läßt sich auch behaupten: daß der Mensch wenigstens von den Elementen und Bedingungen seiner Unsterblichkeit unmittelbare Wahrnehmungen habe.

Denn kündigt sich Gott, als das Ziel meines Erkennens und Begehrens in mir an, weil mein Erkennen und Begehren nur in der höchsten Vollendung — in Gott also ihr Ziel sucht; so ist

in dieser Thatsache des Suchens auch die des Findens als Möglichkeit enthalten, deren Wirklichkeit nur von meinem Willen abhängen kann.

Unter den Eigenschaften Gottes aber, die bey dieser Idee und ihrer Realisirung vorzüglich ins Mitleid gezogen werden vom Verfasser, trifft es die Unveränderlichkeit und Weisheit Gottes, zu denen der Verfasser seine Zuflucht nehmen muß, um eine mögliche Zerstörung der geistigen Persönlichkeit einigermaßen zu rechtfertigen, von der er behauptet, daß sie bey aller (hypothetischen) Wirklichkeit einer substantiellen Unsterblichkeit, doch noch Platz greifen könne und müsse, wenn die Bedingung eintritt, nämlich: moralische Selbstzerstörung = Bosheit.

Die Strafe für diese setzt also der Verfasser in den Verlust der Vernunftthätigkeit, den die Erfahrung dießseits schon darthut (aus physischen sowohl als psychischen Gründen).

Und diese Strafe sieht er für eine geringere Unvollkommenheit an in dem Haushalte Gottes, als die absolute substantielle Vernichtung, wiewohl auch diese als absolut unmöglich (d.h. als undenkbar) keineswegs anzunehmen sey.

Es ist unglaublich, wie Männer von so großem Scharfsinn und Gewandtheit des Kopfes solchen Ansichten nicht sogleich in ihrer Entstehung die Mißgeburt ansehen und ihre Niederkunft mit ihnen in aller Stille abthun. Da nannte doch die alte Zeit (z. B. in Martins Luthers Tischreden) die menschliche Vernunft (die gottlose) schicklicher eine Teufels-Buhle: als sich die neuere Zeit alle Mühe gibt, dieses gefallenen Engels bestialischen Kopfputz mit einer Schellenkappe zuzudecken, und seine Wohnung als Tollhaus zu respektiren. Vor Zeiten machte die aufklärige Philosophie den Bußpredigern den Vorwurf: daß sie Leute aus dem Volke mit Bildern der Hölle närrisch machten; könnte man einer büßenden Philosophie unserer Zeit nicht zur Last legen: daß sie zur Strafe nun bey sich selbst den Anfang mache? — wenn sie über diesen Gegenstand, ohne Offenbarung, den Mund aufthut. Nun singt zwar ein großer Dichter: der Teufel ist blitzdumm, und der Dichter hat hier allerdings philosophischer gesprochen, als der Philosoph: wenn sich dieser auch alle Mühe gibt, daß Gott in seiner Unveränderlichkeit und Weisheit, seiner Mißgeburt als Taufzeuge beystehe; mit andern Worten sich alle Mühe gibt, seine Behauptung durchzusetzen: Weil Gott unveränderlich, so darf er nichts vernichten, was er einmal ins Daseyn gerufen — und weil Gott höchst weise ist, so ist er um ein passendes Surrogat nicht verlegen, hier heißt es: Narrheit — Wahnsinn. Wem

Hölle noch den Gedanken an Gott als ihren Wohlthäter. Aber Reue und Liebe kann dort nicht weilen, wo Haß gegen Gott und Neid gegen seine Getreuen eine ewige Herrschaft üben.

Das Wichtigste vom Standpunkte des Theismus aus, wäre für ihn nun besprochen; nichts destoweniger verdienen noch einige originelle Ansichten des Verfassers aus den zwey übrigen Abschnitten desselben sowohl Erwähnung-als Beleuchtung.

Der eine von diesen Abschnitten handelt: von der Unterstützung des Erkenntnißvermögens durch die übrigen Vermögen, als da sind: Phantasie — Gefühl — Bestrebungsvermögen (Ausdruck des Verfassers). Von der Art der Mitwirkung der beyden letzten wird nun behauptet: daß sie jedesmal von der eigenthümlichen Thätigkeit des Denkvermögens bestimmt werde. So läßt der Verfasser bey der mittelbaren (reflexen) Erkenntniß des Absoluten (Gottes), z. B. in Natur und Geschichte, vorzüglich das Gefühl mitwirken, bey der unmittelbaren Erkenntniß desselben aber, das Bestrebungsvermögen. Ja, den religiösen Trieb, den einige für den zureichenden Grund aller Gotteserkenntniß ansehen, erklärt er sogar als das Produkt einer unmittelbaren Auffassung, an welche sich dieß Begehren alsobald anschließe und zum Triebe sich gestalte.

Mit dieser Behauptung aber scheint im Widerspruche zu stehen, wenn er bald darauf sagt: daß Gefühl und Begehrung (Wille also) keineswegs die Basis religiöser Ueberzeugung, sondern bloß als Unterstützungsmittel theoretischer Ueberzeugung anzusehen seyen, und zwar aus folgenden Gründen: Weil sich das Erkennen mittelst Gefühl und Begehren keineswegs der Ueberzeugung gleichstellen darf, indem Jenes zwar ein Anerkennen irgend eines Etwas (Unbestimmten also), aber noch nicht die Anerkennung eines wirklich existirenden Wesens sey. So der Verfasser.

Was läßt sich nun mit Grunde daran ausstellen? — Deßhalb weil die Ueberzeugung eine höhere Potenz ist von Anerkennung im Gefühle (diesem Produkte vom mittelbaren Erkennen und Begehren), daraus folgt noch nicht: daß Gefühl und Begehren (Wille) nicht die Basis oder Quelle sey von religiöser Ueberzeugung. Ja die höhere Potenz involvirt ja gerade ihre Wurzel. So können auch andrerseits Gefühl und Begehren als Unterstützungsmittel nicht geläugnet werden, deßhalb weil sie Basis oder Quelle sind. Beyde können ja Beydes seyn und sind es wirklich.

Denn das Vermögen, was zur unmittelbaren Auffassung konkurriren muß, um eine Erkenntniß möglich zu ma-

chen, dessen Konkurrenz kann nicht erlassen werden, wenn die Anerkennung zur Ueberzeugung potenzirt werden soll. Unstreitig ist all unser Erkennen in jeder Potenz (d. h. in der der Zeugung und der Ueberzeugung, in welcher letztern das empirische Bewußtseyn zum Objekt eines höhern Bewußtseyns wird), das dynamische Produkt von Sinn und Willen (Receptivität und Spontaneität). Ja die Differenz zwischen beyden Potenzen ergibt sich allein aus dem Uebergewichte der einen oder der andern Kraft im Menschen; so wie sich überhaupt alle übrigen Seelenvermögen, z. B. Phantasie, Verstand, aus denselben Faktoren (und ihrem Streben zur Synthese, mit eingerechnet die beyden Hemisphären aller Erfahrung) organisch rekonstruiren lassen.

Hätte unser Verfasser nach dem Maßstabe einer psychischen Dynamik die zwey neuern Theorien in der Psychologie (von Weiß nämlich und De Wette) beurtheilt, so würden die Resultate befriedigender für die Wissenschaft ausgefallen seyn, als es wirklich geschehen ist, und nicht leicht anders geschehen konnte bey seinem verfehlten Standpunkte. In jedem dieser beyden Systeme (die der Verfasser schon im Auszuge liefert) ist eines von den beyden benannten Elementen auf Kosten des andern zu einseitig vorherrschend. In Weiße's Theorie spielt der sogenannte Trieb die Hauptrolle im Erkennen Gottes, und die Idee Gottes ist selbst nichts besseres, als das Produkt des Triebes, folglich ist also die spontane Kraft hier ausschließlich vorwaltend.

In der Theorie De Wette's hat die Ahnung das Erkenntnißgeschäft übernommen, welche ins Gefühl, folglich in die Receptivität des Geistes ihre Wurzeln treibt.

Vollendete Theorie kann nur in der Verbindung beyder Elemente mit gehöriger Ausmittlung und Bezeichnung ihrer Wirkungskreise und Richtungen liegen. —

Jeder für Spekulation interessirte Leser wird nach dieser Mittheilung der Hauptsache dieses vortrefflichen Werkes mit Begierde und Vergnügen dem zweyten Theile desselben entgegensehen, in welchem der Verfasser von dem Unterschiede zwischen der Erkenntnißquelle natürlicher und geoffenbarter Religion d. h. vom Unterschiede natürlicher oder Vernunftreligion und göttlicher Offenbarung handeln wird, mit dessen kurzer vorläufiger Andeutung der Verfasser den ersten Theil seines Werkes geschlossen hat.

Art. VII. 1. Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Dr. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig. Zweyte verbesserte Ausgabe. Leipzig, 1822, in der Baumgärtner'schen Buchhandlung. 8. 1—171.

2. Beleuchtung der Dr. Tzschirner'schen Schrift: Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Maximilian Prechtl, Abte des aufgelösten Klosters Michaelfeld. 8. 1—160.

Erste Anzeige *).

Die religiös-weltgeschichtliche Ansicht des Hrn. Tzschirner über Katholicismus und Protestantismus ist in Kurzem folgende. »Protestantismus sey die Sache der Freyheit und des Lichtes. Thörichte Vermessenheit nur könne die Sonnenscheibe vom Himmel reißen wollen; unerreicht von den Staubwolken, welche der Unverstand auftreibe, gehe die herrliche ihre Bahn. Hoch sey sie indessen der Menschenwelt auch heute noch nicht aufgegangen, der Morgen erst des langen Tages, den das Menschengeschlecht auf diesem Planeten verleben solle, sey gekommen. Das bisherige Daseyn des Geschlechtes erscheine wohl nur als ein kurzer Zeitraum im Verhältniß zu den Jahrtausenden, welche vielleicht noch kommen würden, ehe die Erde vergehe; was man sich so versinnlichen könnte, daß ein Mann von funfzig Jahren nur fünf Mal so lange hätte zu leben brauchen, um die Reformation; nur fünf und dreyßig Mal, um Christum, und nur fünf und funfzig Mal um den Anfang der Geschichte erlebt zu haben (der Verfasser rechnet nämlich, daß die Geschichte etwa tausend Jahr vor Christo angefangen habe). Die vor der Zeit, daß die Geschichte ihren Anfang genommen habe, vergangenen Jahrtausende denkt er sich als die Kindheit des Menschengeschlechts, woraus diesem nur eine dunkle Erinnerung an wenige einzelne Erscheinungen geblieben sey. (Wohin Moses gehören soll, wird nicht gesagt.) — Die Periode vom Anfange der Geschichte bis zur Reformation sey das Knabenalter, und für die europäische Welt in diesem Knabenalter sey der Katholicismus das nothwendige Erziehungsmittel gewesen; denn der Knabe müsse unbedingt dem Ansehen des Lehrers sich unterwerfen, und bedürfe strenger Zucht. — Hierauf sey das Jünglingsalter, oder, bildlich, die Studentenjahre eingetreten, und der Protestantismus stehe mit dem Bedürfniß dieses Alters im rechten Verhältniß; dieses Jünglingsalter frage bey allem, was gelehrt und geboten wird, nach der Ursache und dem Grunde; es bedürfe auch der Leitung, und es lasse sich leiten, sobald man die Jünglinge über-

*) Von einem katholischen Verfasser.

zeuge, daß, was man sie lehre, wahr, und was man von ihnen fordere, recht und billig sey, und wenn nur die, welche zu Professoren, Rektoren und Kuratoren an der großen Völkeruniversität, Europa genannt, berufen seyen, nicht vergäßen, daß sie nicht mehr Knaben, sondern Jünglinge zu führen hätten, so würden sie bald inne werden, daß es nicht nur würdiger, sondern auch leichter sey, Jünglinge zu leiten, welche der Vernunft Gehör geben, als unbändige Knaben, welche nur der Ruthe gehorchen. — Aber auch dieses Jünglingsalter werde vergehen, früher oder später werde unserm Geschlechte die Reife der männlichen Jahre kommen. Und dann werde es keinen Katholicismus mehr geben, weil man längst nicht mehr daran denke, den Mann wie den Knaben führen zu wollen, und bald auch keinen Protestantismus mehr, weil, wenn die Opposition aufhöre, auch der dagegen gerichtete Widerspruch endigen müsse. Frey von allen beschränkenden Formen werde dann das Evangelium in der Welt stehen, und die Kirche, wie verschieden sie auch an verschiedenen Orten sich gestaltet haben möge, werde doch im Grunde und im Wesen überall dieselbe, überall die eine evangelische Kirche seyn. Dann erst werde sie geworden seyn, was sie nach dem Plane ihres göttlichen Stifters werden solle.«

Wir möchten bemerken, bey der Bezeichnung des Protestantismus als der Sache der Freyheit und des Lichtes, daß diese Darstellung als keine wissenschaftliche gelten kann, so lange nicht eine nähere Bestimmung beygefügt wird, was für einer Freyheit und welcher Art des Lichtes. Es gibt nämlich, wie jedem einleuchtet, eine falsche und eine wahre Freyheit; eine Freyheit des ganzen Menschen, in deren Besitz er sich befindet, wenn er als Herr und König alle seine einzelnen Kräfte und Triebe in schönem Einklange für die klar erkannten höchsten Zwecke seines Daseyns wirken läßt, und sich ganz beherrscht; und eine Frey- oder Entbundenheit einzelner Kräfte, z. B. des Verstandes, welche zerstörend wirkt, weil sie auf Kosten anderer eben so edlen oder noch höheren Kräfte gewonnen wird. — Das Licht betreffend, so gibt es ebenfalls bekanntlich täuschendes und wahres; ferner solches, was durch Verbreitung mehr, und solches, was mehr durch Intensivität stark ist; — es gibt wirklich ein Licht, was den Irrthümern so gut als den Wahrheiten dient, indem es jeden Gedanken, er sey falsch oder wahr, wie auf Flügeln des Blitzes durch das ganze Gebiet des Wissens ausbreitet; — vor allem aber gibt es ein Mond-Licht der Vernunft und natürlichen Erkenntniß, und ein höheres Licht, ausfließend von der »Sonne der Gerechtigkeit,« wovon zwar das erste ebenfalls ein Wiederschein und Ausfluß ist, aber nur in matterem Schimmer. Wenn also nicht bestimmter gesagt wird, in welchem Verhältniß der Protestantismus zu diesen verschie-

denen Arten von Freyheit und Licht gedacht wird, so ist jene Bezeichnung allzu vieldeutig und dunkel, um wissenschaftlich beleuchtet werden zu können.

Die Vergleichung mit dem Jünglingsalter, mit Studenten- und Universitätsjahren ist wohl nicht geeignet, die fehlende Bestimmtheit geben zu können. Was übrigens jene Eintheilung der Weltgeschichte betrifft, so scheint sie uns an Unbestimmtheit unter andern auch dadurch zu leiden, daß nicht gesagt wird, in welchem Verhältniß die hervorragenden Geister und Führer in den verschiedenen Zeiten zu der Masse des Menschengeschlechts dabey gedacht werden. Müssen z. B. Noah, Abram und Moses ebenfalls als unmündige Kinder; müssen die Propheten des alten, die Apostel und Kirchenlehrer des neuen Bundes, und dann Plato und Aristoteles u. s. w., und die ganze große Zahl jener Männer, die bis ins funfzehnte Jahrhundert hinunter von Zeit zu Zeit hervorragten, ja auch jene, die nach dieser Zeit in ähnlichem Geiste dachten und lehrten, — als Knaben gedacht werden, welche der Zuchtruthe des blinden Gehorsams bedurften? Oder waren sie von der Zuchtruthe ausgenommen, und erfanden und erlogen nur eine für den Pöbel? Dieß müßte erst deutlicher nachgewiesen werden; ferner müßte dann aus der Vergleichung jener früheren Heroen mit den Koryphäen des Studentenalters, welche statt Aller und zum Beyspiel für Alle in allen Stücken nach dem Warum fragen, und die Frage nach unabhängiger eigener Privatvernunft beantworten, näher aufgehellt werden, wie denn etwa das Mannsalter beschaffen seyn werde, ob auch darin noch Koryphäen und leitende Geister seyn werden, oder ob alle Menschen sodann Seher und Begeisterte geworden seyn, und was sie denn wohl ungefähr übereinstimmend als Christenthum verkünden möchten? — Ob wir es jetzt noch kaum errathen und ahnen können, oder ob es vielleicht nur irgend ein philanthropisch genanntes, nicht mehr auf die Geschichte der wunderbaren Thaten Gottes begründetes, Reden und Schreiben von Humanität und Moral seyn werde? In diesem Falle wäre schwer zu begreifen, wie es dafür aller jener unermeßlicher Vorarbeiten bedurft hätte; — noch schwerer, wie das Ideal der Humanität mit einem Male aus bloßer Erkenntniß ausgeführt werden sollte, nachdem alle frühern Zeitalter mit der Ausübung und Bewerkstelligung des für gut Erkannten so unendlich schwere Arbeit gehabt haben. — Es hätte auch genauerer Nachweisung bedurft, warum denn, ganz gegen die bisher übliche Weise, das Zeitalter des über- und altklugen Raisonnirens und Reflektirens das Jünglingsalter genannt werden könne, welches man sich ja sonst als das der brausenden Leidenschaften zu denken gewohnt ist? — So wie die Ansicht hingeworfen ist, entbehrt sie aller wissenschaftlichen Bestimmt-

heit, und kann nicht wohl einen Anlaß für Andere geben, mitzutheilen, was sie von der großen Frage der Folge und Eintheilung der Zeiten denken.

Wie Herr Tzschirner sich den Katholicismus denkt, muß noch näher untersucht werden. Er sagt von ihm aus, »daß er auf dem Grundprincip beruhe, das, was einmal gegolten habe, müsse immer gelten; — daß er in seinen Dogmen eine Erneuerung des untergegangenen Heidenthums in christlichen Gestalten enthalte, da die christliche Welt, als sie zwar phantasiereich, aber der erleuchtenden Wissenschaft entbehrend war, sich eine Mythologie erschaffen, und die Vorstellung von einer materiellen Verbindung zwischen dem Himmlischen und Irdischen, die Anbetung des Sichtbaren, besonders den Opferdienst und die Heiligen statt der heidnischen Götter, aus dem untergegangenen Heidenthume zurückgerufen habe.« — Es sey aber der Katholicismus nur eine aus dem Mittelalter noch übrige Ruine, und seit dem zwölften Jahrhundert habe er sich vielfach geändert, weil im zwölften Jahrhundert man die Heiligen höher als Gott gesetzt hätte, was jetzt nicht mehr geschehe; weil das Priesterthum auf Glauben an Mirakel begründet gewesen, welcher jetzt nicht mehr vorhanden sey, u. s. f.

Ein so von erleuchtender Wissenschaft gründlich belehrter Mann hätte auch dieser Ansicht, die doch Manchem etwas anstößig seyn muß, wohl wenigstens einigen Schein von wissenschaftlicher Nachweisung gönnen mögen; als z. B. darüber, wann und von wem heidnische Ideen der christlichen Wahrheit dergestalt aufgeheftet und unterschoben worden seyen, daß das Heidenthum nunmehr der Grundstein der ganzen christlichen Kirche bey so vielen Nationen und in so vielen Jahrhunderten geworden? ob das während der Zeit geschehen sey, als das Heidenthum die Christen blutig verfolgte und die christlichen Väter gegen das Heidenthum kämpften, — zu einer Zeit also, als z. B. Cyprian das Werk de unitate Ecclesiae schrieb, und alle christlichen Lehrer vom Sakrament und Priesterthum sprachen, oder in den ersten Jahrhunderten nach Konstantin, etwa in den Tagen des Athanasius, des Hieronymus, Augustinus, Basilius, Gelasius, Leo und Gregorius des Großen, wo die vollständigste Gestaltung und Aufzeichnung der gesammten geistlichen Hierarchie und Liturgie Statt gefunden; — oder vielleicht erst im zwölften Jahrhunderte, da man des Heidenthumes sich nur noch dunkel erinnerte? Ferner, wie es gekommen, daß einem so groben Selbstbetrug und Verwechselung niemand widersprochen, sondern alle, und gerade die Gelehrtesten, und gerade die wegen anderer weit mehr der menschlichen Auffassung entzogener Gegenstände oft mit Heftigkeit streitenden Männer über jenen groben, in die Augen fallenden Betrug einer Meinung gewesen seyen?

— Sodann ob jenes Princip, daß immer gelten müsse, was einmal gegolten habe, schon vor, oder erst nach jener Auswechselung des reinen Christenthums gegen das verjüngte Heidenthum bestanden, und wie man denn zu einem solchen Widerspruch gekommen? — Er hätte endlich auch wohl nachweisen können, wo er das Princip, das früher Gegoltene müsse gelten bloß darum, weil es früher gegolten (denn so versteht es der gelehrte Herr, wie ganz ausdrücklich gesagt wird), aufgestellt gefunden habe, da das gewöhnlich bekannte ganz anders lautet, nämlich, daß gelten müsse, was man für göttlichen Ausspruch halte, der freylich als solcher über den Wechsel der Zeiten erhaben ist? — Endlich möchte es ihm vielleicht ein Leichtes gewesen seyn, Werke des zwölften Jahrhunderts zu nennen, worin man die Heiligen höher als Gott gestellt habe, wodurch wirklich ein neuer Fund in der Dogmengeschichte gethan seyn würde; und daß die Priester darum als christkatholische Priester angesehen worden seyen, weil sie in die Sinne fallende Mirakel gethan hätten, wovon die gewöhnliche Wissenschaft von kirchlichen Dingen ebenfalls nichts weiß?

Weil es nun aber dem Herrn Verfasser nicht gefällig gewesen ist, seiner Darstellung den allermindesten wissenschaftlichen Schein zu geben, so würde es wohl nicht passend seyn, hier etwa nachzuweisen, daß die Behauptung, die heutige Lehre des Katholicismus über Sakrament, Opfer Christi, Priesterthum, Kirche und Heiligenverehrung sey ganz und wesentlich die nämliche mit jener der ersten Jahrhunderte, und dem Heidenthum als dem Naturdienst und Naturvergötterung von Grund aus entgegengesetzt — nicht bloß eben so wissenschaftlich sey, als jede andere, sondern auch die Eigenschaft der Wissenschaftlichkeit in ganz vorzüglichem Maße für sich anführen könne.

Wir glauben also zu dem eigentlichen Gegenstande der Schrift, dem Titel gemäß, nämlich dem Verhältniß des Protestantismus und Katholicismus zur Politik, übergehen zu müssen. Hier ist nun zuvörderst zu bemerken, daß der Verfasser den Zweck seiner Schrift in dieser Beziehung in sehr vernünftiger Weise so angibt: die Regierungen durch Entwickelung der geglaubten Vortheile des Protestantismus dahin um so mehr zu vermögen, daß sie demselben das erzeigen, was ohnehin schon die Gerechtigkeit erfordert. Gegen dieses Bestreben kann durchaus nichts eingewendet werden, wenn der Verfasser demselben nur treu geblieben wäre. Daß er aber in vielen Beziehungen in seinen Wünschen, Forderungen und Darstellungen über diese selbst gesetzte Gränze hinausgreift, hat der Herr Abt Prechtel in seiner Gegenschrift zum Theil sehr bestimmt nachgewiesen. Da wir hier nicht in das Ein-

zelne eingehen können, so möge es genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß erstlich die Anschuldigung der Katholiken auf allgemeine und unsittliche Verfinsterungsplane, dann auf Schmälerung des protestantischen Kirchengutes u. s. w. gänzlich unerwiesen sind, mithin vom Vorwurf der Ungebühr, auch schon nach dem p. 166 in einer andern Anwendung aufgestellten Grundsatze, »Verläumdung sey es, vor der Gefahr zu warnen, ohne die zu bezeichnen, von denen sie kommen soll,« nicht freygesprochen werden können. Zweytens, daß der Verfasser von den Regierungen verlangt, die katholische Kirche in einigen Stücken zu beschränken und zu hindern, die offenbar nicht in die Staatssphäre eingreifen, und von ihr für ihre eigene freye Bewegung und Bestand für nothwendig gehalten werden; und dagegen dahin zu arbeiten, daß das sogenannte Jünglingsalter der Menschheit auch in die katholische Kirche eingepflanzt, mithin, nach den oben gegebenen Definitionen, unter äußerlicher Anerkennung derselben auf ihre Vernichtung und Auflösung im Fundamente, auf die Verwandlung in ihr Gegentheil, hin gearbeitet und gewirkt werde. Das ist jene Gattung von Redlichkeit und Aufrichtigkeit, wozu, unbewußt vielleicht dem eigenen Gewissen, Kirchenhaß und Sektengeist allemal führt; die Unruhe, der geglaubten Herrschaft der Zeit und der Zeitideen möchte ein Theil der Zeitgenossen entzogen bleiben, und der angenommene Grundsatz, der Katholicismus, als Erzeugniß einer abgelaufenen Zeit, sey ab und todt, möchte einem Theile der Welt nicht ganz einleuchten, reißt den angeblichen Stimmführer der Vernunft weit und unwiderstehlich über die selbst erkannte Gränze vernünftiger Selbstvertheidigung hinaus. — Daß das Erwähnte übrigens zum Inhalt der Wünsche des Verfassers gehört, darüber glauben wir nur auf das p. 81—82, und Anlage I, namentlich das Ende derselben, verweisen zu können.

Uebrigens sucht die Schrift den Protestantismus gegen drey Klagepunkte, die ihm öfter gemacht worden seyen, zu vertheidigen, und mehrere zum Lobe des Katholicismus aufgestellte Punkte zu entkräften. Jene sind folgende, die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts sey eine Revolution gewesen; der Protestantismus rufe hervor und nähre den revolutionären Geist durch das Allen bewilligte Recht eigener Prüfung, und durch die Behauptung kirchlicher (soll heißen individueller Glaubens-) Freyheit; — endlich habe er nicht die Mittel in sich, dem gefährdeten Staate wirksame Hülfe zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung zu leisten, wie der Katholicismus. Hierauf wird z. B. geantwortet, Selbstständigkeit des Urtheils sey mit dem Gehorsam gegen die Regierung, Freyheitsliebe mit der Achtung gesetzlicher Ordnung

vereinbar; die ewige Weisheit habe sich nicht selbst widersprochen, da sie auf der einen Seite den Menschen zur freyen Entfaltung seines geistigen Lebens bestimmt, auf der andern das Amt der Könige in die Welt eingesetzt habe. An andern Orten beruft sich der Verfasser zum Erweise, daß in protestantischen Ländern schönes Vertrauen zwischen Fürsten und Volk bestehen könne, und ohne theokratisches Princip eine große Sicherheit für die gesetzliche Ordnung auf die Erfahrung, namentlich in achtungswerther Weise p. 42 auf Sachsen. — Ferner wird gesagt, daß das kräftigste Mittel der Wirkung die evangelische Lehre, das Wort selbst sey, welches der Protestantismus ebenfalls habe, und zwar wie Herr Tzschirner meint, reiner und vollkommener, als die katholische Kirche.

Die Erhebung des Katholicismus soll sich auf folgende Stücke gründen: weil er auf dem Princip der Verjährung beruhe; weil er durch Priesterthum und Hierarchie wirke; weil er das theokratische Princip aufrecht erhalte, von welchem gesagt wird, daß es die Fürsten zu Eigenthümern der Völker und absoluten Herrschern, und in diesem Sinne zu Gottes Statthaltern mit gleichsam göttlicher angeborner Weisheit und Machtvollkommenheit machen wolle; — endlich, weil er das monarchische Princip befestige. Dem letzteren wird entgegengesetzt, daß aus dem bloßen Umstande, daß die römisch-katholische Kirche ein Oberhaupt habe, noch nicht folge, daß sie die monarchische Staatsform für die vollkommenste halte, diese wichtige Analogie aber ohne alle weitere Erörterung gelassen, und übrigens behauptet, daß die Monarchie gegenwärtig stark genug in sich sey, und vom Republikanismus nichts mehr zu befürchten habe, nachdem das politische Urtheil der Völker, belehrt durch den Despotismus der Revolution, reifer und besonnener geworden sey. — Der Monarchie scheint übrigens Herr Tzschirner mit aufrichtiger Meinung zugethan, er erkennt an, daß das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung, und die Könige Diener Gottes seyen, sodann Führer der Völker, Gesetzgeber und Richter, unabhängige, unverantwortliche Oberhäupter ihrer Staaten; geborene Fürsten sind sie, wird gesagt, und besser ist's für die Völker, daß die Könige geboren als gewählt werden, weil sonst der Kämpfe um die Krone kein Ende seyn würde, u. s. w. — Was nun in diesen Beziehungen den Katholiken entgegengesetzt wird, ist vorzüglich (denn mit der ganz falschen Angabe, daß der Katholicismus in seinem Wesen auf dem bloßen Princip der Verjährung ruhe; und mit der verleumderischen, daß er das theokratische Princip in dem angegebenen gehässigen Sinne predige, halten wir uns hier nicht länger auf) — daß der Katholicismus seine Kraft und Wirkung auf die Gemüther verloren habe, und der Geist des Zeitalters kein

christliches Priesterthum mehr wolle. In dieser Beziehung wird dann auch der Revolutionen in katholischen Staaten erwähnt. »Aus dem Katholicismus seyen allerdings die jüngsten Bewegungen nicht hervorgegangen, nicht von einer revolutionären Tendenz der katholischen Kirche, wohl aber von ihrer Kraftlosigkeit zeugen die Erscheinungen der Zeit.«

Allein, wie soll aus dem Faktum, daß Regierende und Regierte sich häufig der Kirche entzogen haben, daß die europäischen Staaten auch früher nur sehr unvollständig, und wohl nie nach allen Richtungen hin sich vom wahren und reinen Geiste der katholischen Kirche hatten durchdringen lassen, und in den neueren Zeiten an manchen Orten in hohem Maße aufgehört hatten, demselben zu huldigen, wie soll hieraus die Kraftlosigkeit der Kirche selbst erwiesen werden? Es ist darum so schwer, von den Wirkungen eines Religionsbekenntnisses auf den Staat zu sprechen, weil sich vielleicht nie die größeste und einflußreichste Anzahl der Menschen dem Princip desselben ganz hingibt. Die katholische Kirche ruht auf dem Glauben an die erhabensten und rührendsten Wunder der göttlichen Liebe, und sie fordert mit allen Stimmen, die den Willen zu ergreifen und ihn zu bestimmen nur immer vermögen, mit drohender Strenge, wie mit mächtiger Hoffnung, und mit alles durchdringender Liebe zur reinsten Sittlichkeit auf. Es kann dieses auch dem Ungläubigsten, wenn er sich nur wirklich mit der Lehre der Kirche bekannt machen will, selbst mit mathematischer Strenge bewiesen werden. Aber darum nicht minder hängt es allemal von den Menschen ab, ob sie jene Wunder der göttlichen Erbarmung gegen das menschliche Geschlecht beherzigen, und jenem Rufe zur reinen Sittlichkeit ihr ganzes Gemüth öffnen wollen. — Man muß die Erhebung der Kirche in ihrer ursprünglichen und wesentlichen Tendenz von Vertheidigung der Menschen trennen, welche ihr angehören. Was diese im Widerspruche mit ihr thun, oder was sie, weil sie ihrem Befehle nicht folgen, unterlassen, das kann nicht dem religiösen Bekenntniß und Wahrheit selbst zur Last gelegt werden, und eben so wenig eine Kraftlosigkeit derselben beweisen. — Der Gesichtspunkt, unter welchem die europäische Geschichte in dieser Beziehung aufgefaßt werden muß, ist der, daß sie den unermeßlichen Segen und die wohlthätige Größe des Thuns und Wirkens solcher Menschen und menschlicher Verbindungen zeigt, welche sich in Erfüllung irgend eines wahren Berufs und in wohlverstandener Anwendung natürlicher Gaben vom Geiste der Kirche ganz leiten ließen. Will man die Wirkung des katholischen Religionsglaubens auf äußere Verhältnisse kennen lernen, so muß man sie nicht da aufsuchen, bey Staaten so wenig, als bey Individuen, wo sie sich

nur entweder in noch unvollkommener Entwickelung, gleichsam wie ein einzelner Lichtstrahl, der in eine ganze spröde Masse fremdartiger Kräfte fällt, oder in bloßer schwacher Nachwirkung, in Schein, Gewohnheit und Form, nachdem der Geist schon entwichen ist, offenbaren konnte, sondern da, wo der wahrhafte Geist der Kirche mit siegreicher Entschiedenheit, rein und ungemischt, in ganzer Fülle waltete und herrschte. Die Geschichte fanatischer Bestrebungen ist so wenig als jene der Frivolität und Verruchtheit die der Wirkungen des reinen kirchlichen Glaubens selbst; jene streift nur an dieselbe, indem sie das Göttlich-Lautere mit menschlicher Leidenschaft oder Irrthum in unnatürlicher Verbindung zeigt, so wie diese durch den Gegensatz und als Ziel der Anfeindung jederzeit auch in ihrer Art auf die kirchliche Wahrheit zurückweiset. Es sind tiefere Quellen, es ist vor allem das Thun von vorzugsweise gottergebenen Menschen in allen Sphären des Lebens, und die verborgnere Geschichte von ihnen gegründeter oder gehobener und erhaltener Werke, aus welcher allein ein richtiges Urtheil über die Wirkungen der Kirche auf menschliche Verhältnisse möglich ist. Die Geschichte, wie sie unsäglich häufig gelehret wird, verkennet diese Quelle der wahren Einsicht; es ist unglaublich, in welchem Maße die gerühmte Wissenschaftlichkeit oft nur darin besteht, ganz unreife oder falsche Urtheile fortzupflanzen. Die antikirchliche Polemik, von einer vorgefaßten Meinung leidenschaftlich beherrscht, verschmäht jede ruhige und gründliche Untersuchung, und die ihr entgegengesetzte katholische Polemik stellt sich ihrerseits keineswegs immer auf den richtigen Standpunkt; und statt der Sache der Kirche führt sie manchmal jene ihrer ungehorsamen Kinder. — So groß aber ist allerdings der Segen und die Kraft, welchen die Kirche über alle menschliche und weltliche Verhältnisse zu verbreiten vermag, daß selbst auch dann noch, wenn sie durch große menschliche Fehlerhaftigkeit entwürdigt, und die Schöpfung des Geistes entstellt und verfälscht worden, diejenigen Einrichtungen und Formen, welche aus dieser Quelle Daseyn oder Kräftigung erhalten hatten, mehrentheils siegreich jeder anderen entgegengesetzt werden können, die ihren Grund in bloß menschlichen und natürlichen Verhältnissen gehabt haben. — Jedoch wird dieser Segen, der dem Quelle des göttlichen Glaubens selbst auch, man möchte sagen trotz und im Widerspruch mit menschlicher Fehlerhaftigkeit entfließt, in hohem Maße durch die natürlichen Folgen der Schlechtigkeit der Menschen vermindert; wenn auch in der göttlichen Ordnung nach jenem Ausspruch im alten Bunde der treue Dienst bis ins tausendste Geschlecht belohnt, die Uebertretung dagegen nur bis ins vierte heimgesucht werden soll, so wird doch der Glanz der

Kirche nur allzu sehr durch die Folgen der menschlichen Schlechtigkeit getrübt, sobald man das Werk Gottes und im Gehorsam gegen Gott handelnder Menschen von allem dem nicht unterscheidet, was in der verderbten Natur ihren Grund hat. Jenes, was am höchsten gestellt war, stürzt beym Falle am tiefsten, und das Verderbniß des Besten ist das unheilvollste. Stürzte nicht, wenn es erlaubt ist, an Aussprüche der Bibel zu erinnern, Satan von der Höhe des Himmels gleich dem Blitz, — und bietet nicht Judas das Bild des scheußlichsten Verderbens dar, weil er mit einem Kusse den Menschensohn verrathen hatte?

Mit bloßer Andeutung dieser Gesichtspunkte uns hier begnügend, fragen wir nur, was gegen die segenvolle Wirkung der Kirche, zum Beyspiel auf das Gedeihen der Staaten bewiesen seyn würde, wenn sich bey gründlicher Würdigung ergeben sollte, daß grober Mißbrauch und Simonie auch selbst der politischen Ordnung mehr Nachtheil bringen, als eine Entbindung der Staatsgesellschaft als solcher von einem theokratisch-politischen Bande? — oder daß eine bloß äußere und täuschende Rechtgläubigkeit mit unsittlicher Intention, wo sie wirklich vorhanden wäre, auch wohl nachtheiligere Wirkungen mit sich führen könnte, als Mangel an Glauben mit redlicher, obwohl der Erleuchtung entbehrender Meinung?

Schriften, wie die vorliegende, geben freylich ihrer fast unglaublichen Unwissenschaftlichkeit wegen zu solchen Untersuchungen eigentlich keine Veranlassung; und gegen die seltsame Aeußerung, daß in unserer Zeit die Kirche ihre Kraft verloren habe, darf man mit getroster Zuversicht sich auf Erfahrung und Erprobung berufen, da nämlich, wo sie mit ihrem eigentlichsten Geiste Menschen und Verhältnisse wahrhaft durchdringen kann. Nur durch solche Organe vermag sie mit wahrer Kraft zu wirken; und, wenn in irgend einem Zweige menschlicher Wirksamkeit, zum Beyspiel in der Legislation, oder in der Sitte der vornehmen Welt, oder in der Wissenschaft, irgendwo der Kirche gar kein Zutritt, gar kein Mittel sich wirksam zu erweisen, gelassen würde, so könnte offenbar die Wirkungslosigkeit derselben nicht einer ihr einwohnenden Ohnmacht, sondern allein der Ursache zugeschrieben werden, daß man ihre Einwirkung im vorhinein vereitelt und unmöglich gemacht hat. — Uebrigens, flöhe man sie darum, um nicht von der Kirche zur höheren Sittlichkeit ermahnt zu werden, so würde das wahrlich nicht im Sinne einer Vorliebe für den besseren Protestantismus, nicht im Geiste rücksichtsloser Prüfung mit Selbstverläugnung, um das göttliche Gesetz zu kennen, geschehen, sondern aus ganz andern und fremden, unlautern und unwürdigen Motiven.

Nach unserer Ueberzeugung, die wir unbedenklich jeder andern entgegenstellen, hat die katholische Kirche, in ihrer reinen Idee aufgefaßt, eine eben so ewige, und zur Herrschaft über alle Zeiten und über jeden Wechsel in der natürlichen Entwickelung des Menschengeschlechts bestimmte, als segenbringende Kraft. Zur Versöhnung solcher Kämpfe, zur Erhaltung unter solchen Stürmen, zur Wiederbegründung endlich und Befestigung neugeknüpfter Bande nach solchen Zerstörungen ist die Wirkung der Kirche, da wo sie ihrer würdige Organe findet, und mit voller Freyheit ihre Stärke bewähren kann, das wichtigste und wohlthätigste Mittel. Alter Thatbestand ist umgestürzt, Gewohnheit und Sitte sind verwandelt, der Verstand, welcher sich auf den Zeitgeist beruft, hat die ungeheuersten und unerträglichsten Mißgeburten hervorgebracht, und es bleibt sehr zweifelhaft, in wiefern er bloß in sich Maß und Dauer für neue Schöpfungen finden kann; und der Glaube selbst zeigt keine Sicherheit gegen die ärgsten und traurigsten Ausschweifungen eines geheimen, der eigenen Erleuchtung blind vertrauenden Stolzes. Es bleibt übrig das innere Leben, die alles ordnende und befestigende Kraft, und die erhabene Autorität einer göttlichen Kirche. Wenn, wie ein großer Schriftsteller neuerlich gesagt hat, die Revolutionsausbrüche in den katholischen Staaten daher entstanden sind, »nicht weil jene Länder katholisch waren, sondern weil sie, wenn auch nicht sogleich im dogmatisch-kirchlichen, doch aber im sittlich-politischen Sinne in so hohem Maße aufgehört hatten, es zu seyn; und weil man die katholischen Grundsätze bey zunehmender falscher Aufklärung und der allgemeinen intellektuellen Verwirrung und Verwilderung mehr und mehr verlassen, und endlich verloren hatte« [1]) — so ist auch im Gegentheil zu schließen, daß die Staaten neue Stärke und Segnungen erhalten werden, wo sie der Kirche Freyheit geben, sich in ihrer reinen und geistigen Größe in Glauben und Sitten wirksam zu erweisen. — Und wenn, wie ein geistreicher Forscher unter andern Resultaten erwähnt, in den mittleren Zeiten die Kirche »so viel auch der gewaltige Sinn der Menschen über mittleres Maß hinausschweifte, seiner doch zuletzt Herr wurde [2]),« so muß es erlaubt seyn, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die nämliche Kirche, welche sich als gegründet für alle Zeiten bis an der Welt Ende erklärt, unter den gegebenen Bedingungen auch in ganz andern Zeiten, zum Theil durch andere Mittel als damals gleiche siegreiche Herrschaft werde behaupten können.

Derselbe Grundsatz, die Vortheile des religiösen Glaubens

---

[1]) Concordia VI. p. 391 — 92.
[2]) Hermes XV. Art. I. p. 92.

geltend zu machen, um die Regierungen geneigter zu machen, »der Kirche dasjenige zu gewähren, was die Gerechtigkeit schon ohnehin erfordert,« muß auch für die katholische Hälfte der Zeitgenossen gelten; und in dieser Beziehung glauben wir hier zum Schlusse einer schon früher geschriebenen Darstellung als einer katholischen Stimme an die Politik eine Stelle anweisen zu dürfen:

»Für die katholische Welthälfte ist der Kampf der Kräfte und Meinungen in seinem innersten Grunde schon geschlichtet, und alle Anstrengung, aller Kampf, der reichlich übrig bleibt, hat keinen andern Zweck, als jene schon vorhandene Entscheidung, und mit ihr Frieden, Seligkeit, höchste Fülle des Seyns, für jeden Einzelnen zu gewinnen und herrschend zu machen. Die Schlichtung des Kampfes kommt von Gott; sie ist Frucht und Folge der allmächtigen Erbarmung und Liebe Gottes; sie ist Wahrheit, offenbaret von dem, der da ist, der alles Daseyns und aller Erkenntniß Urquelle, Erhalter und Vollender ist; der alle erhabenen Eigenschaften in sich überschwenglich vereinigt, welche Ahnung und Sehnsucht in dem Heiligthume der tiefsten Geister jemals erreicht haben. Darum ist die Schlichtung jenes Streites unfehlbar, ewig unabänderlich, die höchste und beste, und unendlich beseligend. Wer an diese Schlichtung glaubt, für den kann die Meinung nicht da seyn, er ist ihr für immer unzugänglich, daß die Menschheit erst an einen gewissen, unbekannten Punkt ihrer stürmischen Schiffahrt vordringen müsse, von wo es ihr vergönnt sey, den Schatz der alles aufhellenden Wahrheit, und den Quell der allgemeinen Glückseligkeit, gleichsam das güldene Vlies und den heiligen Graal zu entdecken und heimzuführen. Er weiß daß die Menschheit schon im Besitz dieses Heiligthums ist, er geht dahin die sichern, Verheißung habenden Wege; und er kann dasjenige nicht in unbekannten Meeren suchen, wovon er weiß, daß es nur aus einer Tiefe entgegenleuchtet, deren Gegend, und auf Wegen, deren Richtung bekannt ist.«

»Deßwegen reißt ihn nie jene richtungslose und dunkle Geistesmacht ungestüm wie mit hoher Woge dahin, welche eine Entwickelung der Menschheit erstrebt, die nur durch feindlichen Gegensatz der Kräfte, durch gewaltsame Umkehrung und Krieg gesucht wird, — die in den wildesten und gesetzlosesten Bewegungen nur die Geburtswehen einer schöneren Entfaltung der Natur sieht, und durch diese Hoffnung getäuscht, und andere täuschend, jene Bewegungen selbstthätig zu erweitern antreibt — die endlich im Abwerfen aller früher anerkannten Autoritäten, aller als das Höchste verehrten Lehren und Gesetze eine Erneuerung der Welt zu höherem Leben verkündet, wie die Schlange die alte

Haut abstreift, um glänzender hervorzugehen. Diese blinde Geistesmacht, diese falsche Begeisterung, diese Begeistung auch kraftvoller Männer und ganzer Generationen, ist offenbar die wichtigste Verführerin zu Revolutionen, weil sie gerade die natürlich Besseren zu verleiten vermag, und weil sie dem Spiel der schlechtesten Leidenschaften die Würde leiht, eine Weltverbesserung zu bewirken. Der Katholik nun ist jenem Fanatismus des Kriegs, des Ungehorsams und des Unglaubens unzugänglich, kann also kein Freund von Bewegungen und Erschütterungen seyn, deren Ausgang ihrer Natur nach unsicher, und vielmehr verderblich seyn muß. Zwar erwartet auch er von dem Fortgange der Jahrhunderte größere Verbreitung, und offenbarere Bekräftigung der als göttlich erkannten Wahrheit, aber er weiß es, daß der Weg der göttlichen Gebote und des wahren Friedens am sichersten und kürzesten allem Guten entgegenführt.«

»Er sucht nicht in neuen Leiden des menschlichen Geschlechts, was die Erbarmung Gottes demselben schon seit lange gegeben, und was es sich selbst überlassen niemals erreichen könnte. Weil die Geschichte ihn über die in der Zeit kund gewordene Offenbarungen und Handlungen Gottes belehrt, so ist die Geschichte ihm überhaupt eine durchaus eben so wichtige Erkenntnißquelle als die Wissenschaften der unabhängigen Vernunft. Er vergleicht die Resultate der Weltgeschichte mit dem, was die heilige Geschichte ihm überlieferte: er findet für diese letztere sowohl in ordnungsvollen Begebenheiten, als in zerstörungsvollem Untergang der Völker und Reiche vielfache Bestätigung, und eine gründliche Einsicht in die Folgen gewaltsamer und verwegener Handlungen belehrt ihn, daß es kein Heil der Menschheit gebe, welches gleichsam gegen Gott erobert, und durch Verletzung seines Gesetzes errungen worden wäre.«

»Um also große Gemeingüter zu gewinnen, wird derjenige, welcher auf jenem Standpunkte des wahren Katholicismus steht, nie in die Versuchung kommen, die bestehende Ordnung mit verbrecherischer Gewaltsamkeit umzustürzen. Aber auch zur Abwehr von Uebeln wird er nicht in einer solchen Art handeln, die ärgeres Uebel an die Stelle des bekämpften hervorruft. — In so fern sein politisches Betragen von seiner religiosen Begeisterung bedingt wird, wird es allemal von innerer, tief im innersten Gemüthe befestigter Ruhe, von Haltung und Gleichmuth begleitet seyn. Kein äußerer Zweck kann für ihn sich darstellen, der als in sich nothwendig, als wesentliches und einziges Mittel für die höchsten Angelegenheiten des Menschen mit jenem unbedingten und unbeschränkten Wollen erstrebt und erzwungen werden müßte, wozu die Gegenstände der religiösen Hoffnung ihrer Natur nach auffordern.«

»Auf diesen glücklichen Standpunkt der festbegründeten innern Ruhe hingestellt, kann er zugleich alles was gut und groß, was schön, was in seiner Art trefflich ist, gleichsam mit unerfüllbarer Liebe umfassen, und was sich davon in den Bereich seiner eigenen Kräfte und Gaben stellt, mit gesammeltem Ernst und freudigem Eifer erstreben. Denn alles, was der Befehl Gottes nicht verwirft, behält für ihn, nach der Verschiedenheit seiner Natur, den eigenthümlichen Werth; alles Seyn, was sich nicht vom Urheber des Daseyns getrennt hat, alle Wahrheit erscheint ihm, nach dem Weniger und Mehr, in dem jedem Dinge gebührenden Glanze und Werth, den dasselbe an sich, oder durch Beziehung und Verbindung mit andern hat; und gewisser Maßen zeigt sich ihm die den Keim der Krankheit und des Todes in sich tragende Natur wiederum in ihrer ursprünglichen Schönheit; und läßt ihn zugleich neben und über dem, was seinen Sinnen und seinem Verstande sich darbietet, überschwenglich Höheres freudig ahnen.«

»Sein Frieden ist also nicht parteysüchtiger Natur, weil er durchaus nichts ausschließt und vernichten will, als was von Gott verworfen ist; weil sein Haß nie auf einzelne Menschen, sondern auf Sachen gerichtet ist. Er bindet die Freyheit nicht mehr, als Gott sie gebunden hat; kein Daseyn soll vernichtet werden, als durch Verwandlung in ein höheres und schöneres Seyn. Auf alles wohlgeordnete Seyn erstreckt sich ja jene allgemeine, von Gott selbst vollbrachte Befriedigung; welchen Zweck könnte es haben zu trennen, zu theilen und Gegensätze zu bilden, wo zwar Unterscheidung Statt findet, aber kein Widerspruch? Andere Systeme und Religionen schließen auch außer dem, was sie als in sich unsittlich verdammen, noch diese und jene Handlungen und Dinge, viele schließen ganze Volksstämme, ganze Theile des Menschengeschlechtes aus; wovon der Grund darin zu liegen scheint, daß sie sich als Kräfte betrachten, die den unsicher fortwüthenden Kampf um Gewinnung des Ziels der Menschheit erst führen; der Katholik hingegen nur einen solchen kennt, der des schon gefundenen und von oben her lichtvoll gegebenen Ziels theilhaft zu werden sucht.«

»Sein Frieden ist eben so wenig Stumpfsinn und gleichgültige Trägheit; denn in so fern die äußern Gegenstände Mittel werden, die Herrschaft jenes höchsten Friedens zu befördern und auszubreiten, oder feindlich entgegenstrebende Kräfte abzuwehren, in so fern wird selbst sein religiöser Enthusiasmus ihn zur entschiedensten Thätigkeit und Kraftanwendung spornen können. Das was bey andern wohl die blinde Meinung eines höheren Werthes der Kraftentwickelung für eine ungefundene Weltbeglückung — oder was, gewöhnlicher und allgemeiner, die bloße

Leidenschaft bewirkt, um Anstrengungen energischer und erfolgreicher zu machen; — das ersetzt bey ihm der, nach der wahren Natur der Sache bemessene und daher beharrliche und nachdrückliche Ernst.«

»Wenn die Geschichte auf einer Seite lehrt, daß ein mächtiges Schicksal die kühnsten Entwürfe, die kraftvollsten Bestrebungen vereitelt, daß an den Entwickelungen des Glücks die bestens begründeten Hoffnungen scheitern; — oder richtiger, daß das, was die Schranken der Mäßigung und Ordnung überschreitet, durch die Kraft der Gesetze, in welchen die moralische Welt sich bewegt, sich selbst und sichtbar bestraft; — so kann ein solches Resultat ihm nur eine Bestätigung des aus seiner religiösen Ueberzeugung unmittelbar genommenen Grundsatzes seyn, nichts in der Welt für so unbedingten und ausschließenden Werthes zu halten, daß es durch Untugend und Gewaltthat nicht viel zu theuer würde erkauft werden.«

»Wenn von der andern Seite aus der wohlverstandenen Geschichte sich ergibt, daß Dauer und Glück in allen irdischen Dingen, für Staaten wie für Einzelne, für Gesellschaften wie für Private, davon abhangen, daß jeder auf der ihm von der Natur angewiesenen Stelle arbeite und kämpfe, und sie mit Fleiß und Beharrlichkeit ausfülle, — so liegt hierin für ihn der Fingerzeig und das Richtmaß für die Anwendung der höheren Grundsätze und für jede äußere Thätigkeit, die er ergreift.«

»Zeigt ihm die Geschichte ein geschlossenes Ganzes, und zu Ende geführte Begebenheiten, in ihren Anfängen, ihrem Wachsthum, ihrem Erlöschen, und ihren Folgen; — so liest er in ihnen ohne Zweifel die Bekräftigung einer, aus religiöser Quelle ihm zugeflossenen Wahrheit. — Führt ihn die Geschichte durch mannigfachen Gang der Entwickelung an eine noch ungekannte Zukunft, an eine mit seltsamen Ahnungen ergreifende Nachwelt, so geht er dieser mit der festen Ueberzeugung entgegen, daß auch diese nur solche Resultate geben werde, die das, was der Herr des Lebens gesprochen, nur noch lichtvoller bestätigen; und die alle jene Wahrheiten, welche in den seitherigen Erfahrungen der alternden Welt hervorleuchten, nur noch flammender und offenbarer machen werden. So wie in allen frühern Zeiten das bloß Irdische, auch wo es am mächtigsten sich darstellte, trüglich und ohne Dauer war, und schon seiner innern Wandelbarkeit und Unsicherheit wegen nach der bessern Natur einer höheren Welt Sehnsucht zu erwecken geeignet war, so wird auch Ende und Ausgang selbst der übermüthigsten, noch in der Entwickelung begriffenen, und nicht zu Ende geführten Bestrebungen gleiche Nichtigkeit offenbaren. Und wie es vormals die Ursache von vielem Unheil

wurde, wenn irdische Zwecke, Kurzsichtigkeit, Leidenschaft, menschliche Herrschsucht mit und durch die Sache der religiosen Wahrheit befriedigt werden sollten, wenn eins fürs andere genommen, und Göttliches mit Menschlichem verwechselt wurde, so wird auch künftig nur auf dem Wege der reinen und erhabenen Selbstverläugnung für die Wahrheit fruchtbar gewirkt werden können; nur durch gründliche Trennung des an sich Höchsten und Wesentlichen von dem, was so und auch anders seyn kann, wird man vermeiden Oel in die Flamme zu gießen, und schlecht dem Guten zu dienen; wird man jedes Ding nach dem, wofür es gut und was seine Bestimmung ist, nehmen, ehren, und befördern können.«

»Dort, wo die Sinnlichkeit und die Körperwelt ihre Rechte fordern; dort, wo das wirkliche Leben ruft, da zeigt dem Katholiken die reine und ausgemachte Wahrheit, die er im Innern besitzt, und die »zu allen Dingen nütze ist« und »Verheißung hat des jetzigen, wie des zukünftigen Lebens« auch für untergeordnete Gegenstände freyer Beschäftigung und Wahl, Grenze, Maß und Beziehung. Er kennt die Wege zum höchsten Schönen; aber da die Körper- und Sinnenwelt in gewissem Maße einbegriffen ist in jene allgemeine Sühnung und Befriedigung, so kann er das Sinnliche und Aeußerliche, so fern es rein seyn kann, nicht als etwas in sich Schlechtes, und ihm Feindliches verachten und hassen: er ist im Stande, jedem Ding nach dem Weniger und Mehr seine richtige Stelle anzuweisen, und allem die schönste Seite abzugewinnen. — Aber da, wo in Kunst, oder im Gefühl und im Leben höheres Schöne mit Aufopferung des vergänglichen und Erhebung über ein geringhaltiges, nichtigeres Daseyn erzielt wird, da kennt er die göttliche Kraft, welche für alles Große und Geistigschöne empfänglich macht, und es selbst reinigt und verklärt, welche im Strahl das Feuer der Sonne selbst zu erblicken die Stärke gibt.«

»Nichts, was das menschliche Wissen und Forschen zu Tage fördert, nichts was richtig und wahr ist, kann er an sich selbst ausschließen und verschmähen. Wagt sich die Wissenschaft ins bewegte Leben, forscht sie nach dem Maß und inneren Gesetz der kämpfenden Kräfte, untersucht sie wie unter gegebenen Umständen, für diesen und jenen bestimmten Zweck gehandelt werden soll, und wie dafür gehandelt worden ist, so ist ihm keine dieser Untersuchungen fremd. Zieht sich der forschende Geist ermüdet zurück aus dem gährenden Tumulte streitender Kräfte, um in ruhevolle Betrachtung und Beschauung sich zu vertiefen; so bewillkommet ihn nicht nur die geglaubte Wahrheit in dem friedevollen Gebiete der Kontemplation, sondern sie läßt ihm auch über Bewegung und über Ruhe, und die Seligkeit von beyden in sich fassend,

einen höheren, unstörbaren, ewigen Frieden ahnen, den es gibt und geben wird auf ungekannten Höhen; da alles, was am lebhaftesten begehrt und erstrebt wurde, hinter dem Menschen liegen wird fern und klein, wie hinter dem Adler, der sich gen Himmel erhebt, die niedere Hütte; wie die Gegenstände des Ufers hinter dem ins hohe Meer hineilenden Schiffe.«

»Selbst die Schärfe feindlicher Kräfte, selbst die konsequent gedachten Folgerungen und Systeme zweifelsüchtigen Scharfsinns, selbst die Waffen des Todes bieten dem so befestigten Gläubigen eine Seite dar, die ihm der Quell neues Lebens wird. Alles richtige Denken, auch wo es in negativer Form sich äußert, weiset auf positiv vorhandene Eigenschaften der Dinge; und in jedem Kettengliede von Untersuchungen und Schlüssen, durch welche der Ungläubige das Nichtseyn wahrscheinlich zu machen sucht, liest jener, in welchem der Glaube siegt, in welchem das Seyn stärker ist als der Tod, ein sein selbst unbewußtes Zeugniß für die völliger und glänzender enthüllte Wahrheit.«

»Wo aber Glaube und Hoffnung ihre beseligende Kraft zeigen, wo die Liebe ihren Fittig schlägt, da übt die religiose Ueberzeugung ihre höchste Stärke und Kraft aus. Alles, was irgendwo mit gottseliger Erhebung, mit wahrem Enthusiasmus, mit Eifer für Recht und Wahrheit gesagt wird, und geschieht, zieht an, vermittelt, und vereinigt in sich jene höchste, einfache, aber allumfassende Lehre. Was von großen und begeisternden Ideen irgendwo vorkommt, davon findet der erleuchtete Bekenner des allgemeinen Glaubens die volle Kraft und den höchsten Inhalt im Schooß einer Lehre, die sich ihm gerade dadurch als allgemein gültig erweiset, daß sie den eigentlichen und positiven Gehalt aller Religionslehren in sich sammelt, koncentrirt und überbietet. Alle übrigen Dogmen verhalten sich, wenn man sie in ihren Gründen und ihrem letzten Gehalt betrachtet, zu den ihm gegebenen, wie Weniger zu Mehr, wie der Theil zum Ganzen, wie das Zerstreute zum Gesammelten; und darum faßt er auch das, worin die Religionen einander ausschließen, gar nicht zunächst und hauptsächlich ins Auge, sondern dasjenige, was sie setzen und behaupten. Es ist daher auch keineswegs der Streit, der gegen Andersdenkende geführt wird, es ist nicht Polemik, die eigentliche Stütze und Waffe jener Lehre, sondern Daseyn und Wahrheitserweis. Sie folgt dem scharfsinnigen Zweifel, und dem erfinderischen Läugnen nur darum auf ihren vielfach verschlungenen Wegen, um das Dunkel zu erhellen, um die Engen aufzuschließen, um über die Kluft, die den Zweifel von der freudigen Wahrheitserkenntniß trennt, den Irrenden hinüber zu führen auf sternelichten Pfaden. Mit Einfachheit und Ruhe soll der Katholik alle

ihm vorliegenden irdischen Angelegenheiten ergreifen, und diejenigen einzelnen Tugenden in sich ausbilden, zu welchen Natur und Umstände ihn bestimmen; mit Einfachheit und Ruhe darf er sich aufschwingen, und Adlerblicke thun auf die Sonnenstraße der höchsten Wahrheit, in welcher der gesammelte Lichtglanz alles dessen leuchtet, was jemals Menschen dem Urheber ihres Daseyns näher gebracht, gereinigt, erhoben und beseliget hat. — Und wenn die von ihm geglaubten Wahrheiten ihm in einer solchen Gestalt sich zeigen, die gleich der Sonne auch die Kinder nicht schreckt, sondern sie anzieht mit freundlichem Lächeln, so wird er zugleich bey zugenommenen Kräften, und wachsender Stärke von ihrem Strahle fortgezogen, und wie auf Adlersflügeln einer höheren Welt getragen in die erhabenen Regionen des Lichts, welche die Vorhallen des Himmels sind.«

Scheint es nicht also nach dieser Darstellung, daß es einer der ausgemachtesten Grundsätze der Politik, nämlich der wahren Staatsweisheit seyn müsse, gegen eine Kirche gerecht zu seyn, und ihr ganz besonders die nöthige Freyheit zu gewähren, um sich in ihrem wahren Geiste wirksam zu erweisen, welche den Menschen auf einen allen Zwecken der politischen Ordnung günstigen Standpunkt zu stellen aus den reinsten sittlichen Motiven die Tendenz hat? Nicht des Vortheils oder der Bequemlichkeit der Regierungen wegen, sondern des göttlichen Befehls und Zweckes willen untersagt die Kirche wilde Störung der Ordnung; und indem sie den Gehorsam heiliget, benimmt sie ihm jede Unwürde. Indem sie die ursprüngliche und wesentliche Unabhängigkeit der Kirche von jeder menschlichen Macht behauptet, gibt sie dem würdigen Charakter sein sicherstes Fundament in der religiösen Beziehung; und was sie jeder bloß menschlichen und irdischen Macht zu entziehen scheinen mag, das ersetzt sie zehnfach durch die belebende, organisch-gestaltende und erhaltende Macht, welche ihre eigene, von dem erhabensten Organismus getragene Religionslehre über alle würdig begründete Gesellschaften zu verbreiten geeignet ist. — Die Kirche kann von allen Instituten am gewissesten und unbedingtesten Anspruch auf Heiligachtung ihrer wesentlichen Rechte machen; und wo ist der Regent, wo ist der redliche und aufrichtige Beurtheiler, der nicht eine Verpflichtung fühlte in seinem innersten Gewissen, und bey allem was heilig ist, daß eine solche Gerechtigkeit erwiesen werden müsse? — Das ist der Prüfstein unserer Zeit, und dessen, was sich heilbringend in derselben nennt, ob man das Ehrwürdige zu ehren, und dem, was die festeste Gewähr des Rechts und des Friedens darbietet, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen gemeint ist. Ist man das nicht, so ist alles Reden von neuer Ordnung und höherer Gerechtigkeit eitel und in

sich nichtig; wofern man es aber ist, so steht nichts entgegen, daß nicht auch von verschiedenen Ansichten und Standpunkten aus die Menschen einander mit redlichem Wohlwollen für gute und schöne Zwecke einträchtig die Rechte bieten.

Zweyte Anzeige.

Im Allgemeinen ist von Herrn Tzschirners Schrift zweyerley zu behaupten, und am Schlusse dieser Anzeige wird es sich als bewährt darstellen. Ihre Richtung ist polemisch. Ihren Inhalt aber bilden Sätze, denen fast immer die Begründung, und Behauptungen, denen mehrentheils der Nachweis mangelt. Auch dem Zusammenhange beyder, der Sätze und Behauptungen, fehlt diejenige Folgerichtigkeit, welche Geisteswerke zu geschlossenen Ganzen erhebt.

Ihnen gegenüber soll ein Bemühen treten, jeden Satz zu begründen, jede Folgerung richtig hervorzubringen. Zugleich wird dem Bestreben, die Wahrheit der Sache mit der Richtigkeit des Ausdrucks zu verschmelzen, sich die Sorge anschließen, dem unbefangenen Sinne und Verstande auch dadurch zugänglich zu werden, daß der Faßlichkeit einiger tiefer eingehenden Gedanken beyspielsweise Darstellung zu Hülfe kommt.

Weil es nun in der Religionsphilosophie dermalen zu den Kontroversen gehört, in wiefern die auf allgemeine Faßlichkeit dringende Vernunft das Wesen der Religion sich zu eigen machen könne, und wie fern sie über letzteres zu richten fähig sey; so dürfte, nicht sowohl vom Protestanten, welcher die Mitwirkung der Vernunft keinesweges von der Untersuchung über religiöse Gegenstände ausschließen will, als vielmehr vom Katholiken der Einwand besorgt werden, es sey etwas Unmögliches von mir angekündigt worden. Man wolle, ließe sich sagen, mit unbewaffnetem Auge in die Tiefen dringen und über Tiefen sprechen, die nur dem bewaffneten Blick sich aufschließen. Es müsse daher die Sehkraft erst durch das nämliche Fernrohr gestärkt werden, dessen der Katholik sich überall bediene, weil er wisse, ja weil er aus Erfahrung gelernt habe, wie weit die natürliche Sehkraft leitet, und was über deren Grenzlinie hinaus sich aufschließt, wenn die weiter führende Beyhülfe nicht verschmäht wird. So kann der Katholik dem Protestanten sagen: »Du läugnest uns Dinge ab, oder du beschuldigst uns des Wahnes, Dinge zu sehen, welche gar nicht da sind. Daher zeihest du uns bald der Täuschung, bald des blinden Glaubens, bald des Aberglaubens. Aber alle deine Einwendungen beruhen darauf, daß du nicht müde wirst zu beweisen, es sey unmöglich, mit der natürlichen, d. h. mit der unbewaffneten Sehkraft deines auf sich selbst beschränkt seyn

wollenden Auges zu sehen, was wir sehen. Auch erfährst du, daß die Richtigkeit deiner Behauptung alle Diejenigen bestätigen, die gleich dir es verschmähen, jenes Fernrohr zu benutzen, welches wir glücklich genug sind mit der Kraft und Gabe einer heiligen Tradition unter uns zu bewahren. Fortwährend berufst du dich also auf jene Zeugen, welche mit dir sich in einer Lage befinden, weil sie sehen wollen einzig und allein mit dem natürlichen Auge. Aber du bedenkst nicht, wie auch uns es geschiehet, daß, was wir wahrnehmen mit bewaffnetem Blick, wohl manchmal abweicht von den Bildern, welche das natürliche Auge uns darstellt, ja daß es ihnen wohl zu widerspechen scheint. Wie wäre es uns gegangen, wenn wir, in diesem Widerspruch uns erblickend, das hätten verwerfen wollen, was in den seltnern Stunden die gestärkte Sehkraft uns gezeigt. Wir wären, wenn auch nicht in der Blindheit, doch im halben Sehen geblieben. Aber ein Zwiefaches hat uns gerettet. Zum ersten lebt unter uns eine unsterbliche, sich lebendig fortvererbende Kunde darüber, wie es gekommen, daß wir jene höhere Sehkraft verloren, und daß nun, wenn wir vollständig sehen wollen, wir unser natürliches Auge wieder vereinigen müssen mit jener stärkenden Kraft. Verloren wären wir, wenn wir jene Ueberlieferung wegwerfen wollten in der eigensinnigen Absicht, mit unserer natürlichen Sehkraft auch das erblicken zu wollen, was ihr verloren gegangen ist, und welches gerade, weil es ihr verloren gegangen, nur in der Tradition uns aufbewahrt werden konnte. Zum andern besitzen wir unter unsern Priestern Männer, welche, je gläubiger sie bey der Tradition verharrten, je unabläßiger sie das natürliche Auge mit der Hülfe jener nicht in ihnen selbst aufzusuchenden Sehkraft waffneten, dahin gelangt sind, daß sie nun inne geworden, worin es liegt, wenn die Bilder, welche die natürliche Sehkraft gibt, mit denen, zu welchen das bewaffnete Auge verhilft, sich zu widersprechen scheinen. Ihnen hat sich dieser Widerspruch gelöset, und weil wir nicht alle rastlos vor jenem geheimnißvollen Fernrohr verweilen, nicht die Gabe derselben uns richtig zu bedienen in gleichem Maße wie die geweihten Priester erwerben können, so lassen wir uns lieber von ihnen die Zweifel lösen, als daß wir in die Versuchung gerathen möchten, den Zweifel durch das Fußen auf unsere natürliche Sehkraft allein entfernen zu wollen. Denn wir haben sämmtlich die Erfahrung gemacht, daß jenes Fernrohr in Absicht der Gesetze, nach denen es die Dinge zeigt, ungleich stätiger und unveränderlicher ist, wie unser natürliches Auge. Dessen Kraft unterliegt so manchen Einflüssen, worüber wir nicht Herr sind, die aber verursachen, daß sich uns die Gegenstände nicht immer in gleicher Gestalt darbieten. Wir selbst sehen sie nicht zu allen

Zeiten gleich richtig, theils sehen wir sie mit Andern unter uns nicht stets auf gleiche Weise. Daher werden wir oft mit uns selbst, oft mit andern unter uns uneinig. Bald muß unsere, bald muß ihre Sehkraft den Dienst des Sehens unvollkommen verrichtet haben. Aber so wandelbar finden wir jenes, unsern Mangel ersetzende Sehrohr nicht; im Gegentheil, es ist uns immer beförderlich, klar darüber zu werden, wo wir, oder wo einer von uns mit seinem natürlichen Auge nicht richtig gesehen hat. So besitzen wir in jenem Fernglase, eben weil es nicht unser, weil es nicht unserm Einflusse unterworfen ist, ein in ewig gleicher Gesetzlichkeit und Wahrheit verharrendes Mittel des Sehens, zugleich aber auch einen Prüfstein, der uns von Zeit zu Zeit angibt, wie oft wir irrig sahen, wenn wir der natürlichen Sehkraft allein vertrauten. Daher haben wir an Euch Protestanten nothwendig eine doppelte Anforderung zu machen. Zuvörderst müßt ihr nicht bloß mit Eurer natürlichen Sehkraft allein sehen, sondern auch Euer Auge mit einem Fernglase waffnen. Demnächst müßt ihr, wenn euch beyde verschiedene Bilder zeigen, den Glauben an die höhere Kraft des ersteren und an diejenige Tradition mitbringen, welche Euch das Räthsel löset, wodurch es gekommen, wenn Euer natürliches Auge Euch andere Dinge zeigt, wie das bewaffnete. Denn sonst seyd Ihr die Verfinsterer. Ihr nennt Licht jenes trübe Sehen mit der natürlichen Sehkraft des unbewaffneten Auges, und nennt Dunkelheit das hellere Sehen mit bewaffnetem Auge, nennet Dunkelheit jenes höhere Licht, welches sich da, wo die Ergebnisse doppelter Sehkraft der unmittelbaren und vermittelten, sich zu widersprechen scheinen, durch das köstliche Geschenk einer überlieferten Kunde noch zu verbreiten vermag. Wir verfahren umgekehrt. Wir nennen gerade dieß letztere, tiefer dringende und weiter greifende Sehen durch höhere Vermittelung Licht, Finsterniß aber das Sehen mit unbewaffnetem natürlichen Auge.«

Dieser Einwand des Katholiken ist mir nicht entgangen. Aber eben so wenig entging mir, daß alles, was über Protestantismus und Katholicismus hier zu sagen ist, sich um den Inhalt jener Worte wie um seinen Angelpunkt dreht. Darum müßte ich meine Aufgabe verkennen, wenn ich mir erlauben wollte, über jenes Bedenken etwas Abgesondertes schon vorläufig zu sagen. Wie ich darüber denke, das alles ist lediglich in der Gesammtheit der Beleuchtung anzutreffen, zu der mich das vorliegende Buch führen soll. Haben jene Worte, die ich dem Katholiken in den Mund legte, einzelnen Protestanten vorläufige Zweifel angeregt: so werden sie vielleicht mit dem Verlaufe meiner Betrachtungen Manchem noch tiefer ins Gemüth dringen, Andern dagegen auch

zu verschwinden beginnen; und so kehre ich zu Herrn Tzschirners Buch zurück.

Welche Beweggründe der Verfasser auch angeben mag; das, was ihn geleitet hat, ist nicht zu verkennen. Er hat das wiederholte Ereigniß der Rückkehr protestantischer Kirchengenossen zur römisch-katholischen Kirche vor Augen.

Wer einen Gegenstand weder angreifend noch vertheidigend, wer ihn vielmehr richtend zu behandeln wagt — denn ich will das Wagende meines Unternehmens nicht abläugnen — dessen erste Pflicht besteht in der richtigen Stellung der Streitfrage. Als solche bietet sich zuerst das Wort Rückkehr dar, dessen Gebrauch man der römischen Kirche nicht scheint einräumen zu wollen. Ich verspreche mir von einem Beyspiel einigen Nutzen für die Aufhellung dieses Punktes.

Es entstehe unter Mitgliedern einer geschlossenen Gemeinde ein Zwiespalt über Meinungen und Interessen, welcher Ursache einer tiefer gehenden Sonderung wird. Ein Theil beliebt Abänderungen in einem sonst auf Alle gehenden Princip. Der andere will bey demselben gerade so verharren, wie solches zur Zeit einer allgemeinen Anerkennung sich über Alle ausdehnte. Jener, weil er die verlangte Abänderung nicht allgemein machen kann, schreitet zur Aussonderung vom Ganzen, bildet einen eigenen Verein, und erwirbt Recht und Platz zum Bestehen auf eigenem besondern Grund und Boden. Generationen bleiben auf demselben in der neuen Verfassung wohnen. Aber spätere Enkel finden Veranlassung, ihn wieder zu verlassen. Gehen sie zu einer andern Gemeine in einem fremden Gau, die niemals in Verbindung mit jener Ganzheit stand, welcher einst ihre Altvordern angehörten; nun so wandern sie aus, oder sie gehen über, allem richtigen Sprachgebrauch nach. Wendeten sich aber diese Abkömmlinge einem Vereine zu, welcher dadurch besteht, weil er das Princip einer Gesammtheit nicht ändern wollte, dem die früheren Altvordern dieser Abkömmlinge angehörten; so unterscheidet sich diese Handlung von jener, und wird Wiedervereinigung und Rückkehr, sobald die Absicht vorwaltet, der frühern Altvordern Art sich deßhalb wieder anzufügen, weil in jenem Verein sie sich treu erhalten hat.

Auch im geschichtlichen Gebiete wird das Wort diesem Sinne gemäß gebraucht. Viele europäische Muselmänner glauben zu den Altvordern in Asien politisch oder moralisch zurückkehren zu müssen, entweder aus freyem Willen, oder durch Ueberwindung gezwungen. Mancher europäische Muselmann erhält sich deßhalb seinen asiatischen Begräbnißplatz. Nun lasse man von zweyen Konstantinopolitanern den einen seinen Wohnort verlassen, um

sich zu den Griechen zu wenden und unter ihnen zu leben, den andern nach Asien zu den Altvordern ziehen. Beyde verlassen Konstantinopel, aber in jeder Art des Verlassens liegt eine andere Beziehung, und der in Konstantinopel verbleibende Muselmann wird schwerlich dem, welcher nach Asien geht, es wehren, seinen Auszug Rückkehr zu nennen, wenn dieser keinen andern Ausdruck wie diesen dafür besitzt. Der, welcher nach Griechenland geht, kann seinen Auszug keiner Beziehung nach Rückkehr nennen.

Auch die protestantische Kirche muß dieser Sprachanalogie treu bleiben, und darf nur von einem Verlassen, am wenigsten aber von einem Uebergang sprechen, wenn sich nicht der Protestantismus als Christenthum läugnen will. Jener steht zur römischen Kirche anders wie diese zum Heidenthum, denn er entstand aus derselben, das Christenthum aber entstand nicht, nach der durchaus falschen Ansicht des Verfassers, aus dem Heidenthum, sondern gegen das Heidenthum. Wollte Herr Tzschirner das Christenthum seiner historischen Entwickelung nach betrachten, so müßte er wenigstens sagen, es wäre aus dem Judenthum und gegen das Heidenthum entstanden, wenn anders sich dieß noch historisch rechtfertigen ließe. Aber völlig undogmatisch bleibt diese Behauptung. Denn hätte sich das Christenthum aus dem Judenthum entwickelt; so wäre jenes ein dem fortschreitenden Ausbildungs-Princip moderner Schriftsteller entsprechender Entwicklungsschritt des sich vervollkommnenden Judenthums. Dieß aber lehrt weder die jüdische, noch die christliche Religion, und Herr Tzschirner läugnete damit die Grundlage selbst des Christenthums ab, welches bis jetzt jedem Protestanten noch gelehrt hat, daß Gott unmittelbar Jesum Christum in die Welt gesandt.

Doch auch ohne Rücksicht auf christliche Dogmatik läßt sich meine Behauptung mit der bloßen Vernunft darthun. Alles Werden wird entweder aus etwas anderm, oder gegen etwas anderes, oder neben etwas anderem, als ein scheinbar zufälliges isolirtes Werden, der Denkbarkeit des Verstandes nach. In der wahren Wirklichkeit ist es freylich ganz anders. Neben dem Katholicismus ist das Entstehen des Protestantismus nicht zu denken — ich spreche hier lediglich vom Denken — nicht zu denken, weil dann beyder gemeinsamer Bezug auf Christum geläugnet werden müßte. Eben so wenig ist der Protestantismus unbedingt gegen den Katholicismus aus einer fremden Wurzel entstanden, sondern aus ihm selbst, mit theilweiser Abweichung. Er ist ein Produkt desselben, das von der Natur des hervorbringen-

den Wesens abgewichen, ein Sohn, der sich in manchen Eigenschaften vom Vater unterscheidet.

Logisch- und dialektisch ist hierdurch vorläufig bereits alles vernichtet, was der Verfasser gegen das wesentliche Vorherseyn des Katholicismus vor dem Protestantismus anführt. Doch logisch-dialektische Widerlegungen verhelfen zum Sieg, ohne daß sie fruchtbar werden. Sie vernichten, aber verwandeln nicht, und wohlthätiges Verwandeln gerade sucht, wer Wohlwollen mit Wahrheitsliebe verbindet. So weit sich mit unbewaffnetem Auge das, was wirklich vor sich gehet, anschauen läßt, müssen wir auch hier es anschauen wollen.

Alle Stoff- und Gestaltveränderung der Dinge vermittelt sich zweyfach. Treten die Partikulartheile in harmonische Verbindung, so bilden, nach dem Maße der Innigkeit dieser Vereinigung, sich neue Wesen, und diese wiederholen in neuer Gestalt den Geist und die Natur der früheren. So zeigt sich alles wahre Werden, eine Veränderung, die streng genommen nicht verändert. Doch treten jene Bestandtheile in feindseliges Verhältniß, so verändern sie sich durch Zerstörung, und geben den Tod. Wer möchte sagen, das wahre Leben entstehe **aus** ihnen? Nein; denselben gegenüber entsteht es, gerade wie das Christenthum dem Heidenthum. Das Heidenthum zerstörte sich, und das Reich des Todes wollte beginnen. Da hat sich Gott selbst erbarmt, und der Welt das Leben in seinem Sohne wiedergegeben. Der ist als Mensch nicht Christ, als Lehrer ein Verfinsterer, der da behauptet, Jesus Christus, und folglich das Christenthum, sey aus dem Heidenthum hervorgegangen. **Gegen** dasselbe, aber auch **für** dasselbe, nämlich zur Erlösung der Heiden, entstand dasselbe.

Nicht so der Protestantismus. Er ging **aus** dem Katholicismus hervor, und dieß **aus** entscheidet. Das Lutherthum ist Sohn des Katholicismus, und kann diese Weise des Entstehens nicht abläugnen, wie geschähe, wenn die Rückkehr zum Katholicismus **Uebertritt** genannt würde. Das Lutherthum verläugnete dann seinen Ursprung aus Christo, indem zur Verheimlichung dieses Verläugnens dasselbe jenen Ursprung nur äußerlich und zum Schein **annähme**, nicht aber an den Heiland wahrhaft **glaubte**. **Die Annahme des Evangeliums mit der wirklichen Wiedergeburt** durch den Heiland verwechseln, wäre die ärgste aller Täuschungen.

So nennet wohlwollende Tugend, die gewöhnlich eine Handlung nach dem beurtheilt, was sie dem Gemüth des Handelnden ist, des Protestanten Handlung, gewiß Rückkehr; und wenn sie auch irrte, sie würde auch dann Verzeihung verdienen. Doch der Lehrer, wenn ihm wichtiger ist was Tugend sey, zu wissen,

als tugendhaft seyn, muß auch wissen, daß der Ausdruck Uebertritt zur römisch-katholischen Religion, oder Veränderung der Religion, Protestantismus und Katholicismus gegenüberstellt wie Christenthum und Heidenthum. Alle Angehörigen der Kirche Christi bis zu Luther wären, statt durch den Sohn Gottes wieder versöhnt und so des ewigen Lebens wieder theilhaft geworden zu seyn, Kinder des Todes geblieben, wenn das Lutherthum gegen das Christenthum, wie es bis dahin beschaffen war, entstanden wäre; wenn Luther etwas anders gewollt, als im Geiste Christi die Kirche erneuern, der er angehörte, aus der sonach die protestantische entstanden ist.

Ich habe, indem ich das mehrmals angegriffene Wort: Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche, beleuchten mußte, schon im Geiste alles dessen gesprochen, was ich mir zu sagen vorgenommen. Aber ich muß versuchen, nach Möglichkeit demjenigen Punkte nahe zu treten, den der Leser als den wesentlichen und letzten nie aus den Augen verlieren darf, und finde nöthig, mich in der nachfolgenden, etwas tiefer eingehenden Weise darüber auszulassen.

* * *

In der Betrachtung irgend einer bedeutenden Wahrheit, als der Macht des Schöpfers, seiner Erhabenheit, seiner Liebe, seiner Weisheit u. s. w. wenden wir uns so unbedingt ihm zu, daß ein Stillstand, ein Verschwinden aller uns als Einzelwesen angehörigen Regungen eintritt. Wir sind wirklich dann nur eins mit ihm. Durch das Schwinden alles Unterschiedes entstehet das wahre Eins und Eine.

Wenden sich aber unsere Blicke oder unsere Kräfte wieder auf uns selbst zurück, betrachten wir jenen Vorgang in unserem Innern; so können wir nicht umhin, uns als Ursache und Anbeginn von Regungen und Einsichten zu betrachten, die in uns selbst ihren Quell besitzen.

Von dem Augenblicke an bilden sich für uns zwey Centra der Kontemplation, zwey getrennte und gegen einander agirende Anfänge, zwey Basen, die sich nicht mehr als Ureinheit darstellen, und hier beginnt vielleicht die erste, die am tiefsten greifende aller Unterscheidungen für den Menschen. Nämlich die eine Grundlage stellt sich als das Wesen, die andere als die Erscheinung dar. Diese letztere nämlich, die Erscheinung, indem sie aus dem Wesen zurückkehrt, indem sie aus dem Wesen hinausgeht, schafft sich in der Trennung von ihm eine eigene Grundlage. Aber sie hüte sich, diese letztere, hüte sich das, was sie mitgenommen oder mitgebracht hat aus jenem, für einen eigenen Keim

zu nehmen. Diesen kann sie nun und nimmer hervorbringen. Es ist ein eigener Focus, den sie sich schafft.

Kaum ist dieß geschehen, so müssen wir fragen: ob nun, seitdem die Erscheinung aus dem Wesen herausgegangen, auch wirklich ein zweytes Wesen entstanden, kurz ob aus der Eins ein Zwey geworden? Es kündet die Frage sich an, ob aus dem Eins wirklich ein Zwey werden könne?

Um zur Beurtheilung und Beantwortung derselben zu gelangen, ist zu unterscheiden, ob dies Zweyte entstehet durch Theilung; oder ob es durch bloßen Abbruch und Abzug, durch Verringerung, durch theilweise Aussonderung entstehet; ob nämlich die zweyte Base, der Quell, welchen wir in uns selbst entdecken, nicht eine Diminution aus dem einen Wesen sey?

Es leuchtet ein, daß jene, die Theilung, das Centrum selbst theilen müßte, was der Abzug oder die Verringerung nicht thut. Wer aber das Centrum theilt, hebt das Centrum auf, denn ein halbes Centrum ist kein Centrum. Wäre dieß möglich, so gebe es kein Centrum mehr, und sodann ließe sich dasselbe auch nie wieder herstellen. Es verlöre somit auch der Quell in uns, nämlich der Quell der Erscheinung, des Lichtes, und der Erkenntniß, allen Zusammenhang, ja alle Uebereinstimmung mit dem Quell im Wesen, mit Gott. Es wäre nicht möglich, in der Erkenntniß auch noch das Geringste von ihm zu erkennen; nur in uns aufgehende Phänomene erkennten wir; diese hielten wir in arger Verwechslung für jenes göttliche Wesen selbst.

Ueberzeugen wir uns dagegen, daß jener zweyte Quell in uns nicht durch Theilung entstehet, sondern nur durch Entfernung vom Wesen, durch Abfall, durch Ausscheidung, durch Verringerung; überzeugen wir uns, daß diese Verringerung als neues Ganzes lediglich erscheint durch die Diminution, welche jenes Wesens Gesetz in verjüngtem Maßstabe erscheinen läßt; so gewinnt alles ein anderes Ansehen. Das Centrum bleibt, und bleibt unverrückt das, was es von Ewigkeit gewesen. Folglich kann die abgetrennte Verringerung wieder hineinwachsen in dasselbe, das Abgefallene zurückkehren zu ihm.

Wir sind demnach an die Frage geführt, was wir denn eigentlich beabsichten. Nämlich:

wollen wir das Centrum theilen, und wollen wir einen Quell des Daseyns im Subjekt, abgesondert von Gott, annehmen, der beydes gibt, Seyn und Erkenntniß?

oder:

wollen wir nur eine Ablösung von Gott annehmen? eine Verringerung, der gegen über das Centrum bleibt, also auch die Möglichkeit bleibt, mit ihm wieder eins zu werden, etwa wie

diejenige Pflanze, deren Frucht als Saatkorn zurückkehrt in den Schooß der Erde, gerade deßhalb nicht stirbt, weil sie zurückkehrt, sondern die nun zu neuem Leben wieder ersteht?

Wenn das letztere geschieht, wenn der Mensch das Centrum nicht theilt — was er strenge genommen auch nicht kann, weil er die Theilung nur in Beziehung auf sich, nicht in Beziehung auf das Centrum vollbringt — so trägt er aus der Sonderung nur die Verringerung davon; nämlich seine gesammte Kraft, auch die der Intelligenz, verengert sich, und er weiß, daß dieses geschieht. Hieraus entstehen mancherley Folgen, deren einige ich erwähnen muß. Nämlich dem Menschen in seinem verengerten Daseyn bleibt nun eine doppelte Wahl gelassen.

Es kann derselbe darauf bedacht seyn, nach Maßgabe der nun davon getragenen verengerten oder beschränkten Kraft Gott betrachten zu wollen. Dann zwingt er den Schöpfer in die eigenen bereits verengerten und stets noch sich mehr verengenden Grenzen hinein. Daraus erfolgt dann gar mancherley, nämlich eine Trennung vom Schöpfer, ferner eine Entweihung seines Wesens, demnächst eine Verwechslung der Erscheinung mit dem Wesen, endlich eine Verwechslung des Abgeleiteten mit dem Primitiven, kurz alles was eintreten muß, sobald die Philosophie sich mit der Theologie in Zwiespalt setzt.

Es kann aber auch der Mensch dem Bestreben ganz entsagen wollen, mit der erworbenen verengten Kraft Gott zu betrachten und zu erkennen. Er kann es vorziehen, mit dem ganzen Wesen zurück zu trachten nach dem Centrum. Kurz er kann es vorziehen, jenen zuerst beschriebenen Zustand wieder zu gewinnen, mit welchem ein Stillstand, ein Verschwinden aller uns als Einzelwesen angehörig scheinenden Kräfte, folglich auch der sich betrachtenden Vernunft eintritt. Und hier scheint offenbar mit dem Entsagen der Vernunft die Vereinigung inniger, jene Vernunft aber uns fast entbehrlich zu werden.

Mit dieser scheinbaren Herabsetzung der Vernunft wird sie jedoch keinesweges in ihrem Werthe vermindert. Denn, indem wir wurden, d. h. indem wir entstanden, nicht durch Theilung Gottes, sondern durch Trennung, durch Ablösung von ihm, ist uns in der Entfernung vom Schöpfer neben dem wesentlichen zwar bestehen gebliebenen, aber doch geschwächten und verdunkelten Bande des Zusammenhangs mit ihm, ein zweytes gelassen. Dieß zweyte besteht in der Möglichkeit, das Verhältniß einzusehen, worin wir stehen, seitdem wir geworden sind. Und dieß Zweyte ist eben das Licht der Vernunft, welches uns bey unserm Werden mitgegeben worden. Aber wir dürfen dasselbe nicht mißbrauchen. Seine Bestimmung besteht darin, daß es uns diene,

jenes urthümliche und wesentliche Band, welches sich geschwächt, erweitert, vielfach verschlungen und auf manche Weise verwirrt hat, nicht aus den Augen zu verlieren, sondern dasselbe wieder zu erfassen, wieder zu bekräftigen.

Augenscheinlich befinden wir uns also in der Lage, einen zweyfachen Gebrauch von jener Vernunft machen zu können.

Wollen wir nur im Lichte der Vernunft bestehen, wollen wir allein sie verherrlichen, wollen wir nur durch ihr Band mit dem Schöpfer zusammenhängen; so ist dieß ein böser Gebrauch derselben, der nothwendig zum Unglück führen muß. Denn wir verlieren das Wesen, und behalten den Schein, und wäre es auch der Schein des hellsten Lichtes. Weil wir diesen Schein, je mehr wir ihn vervollkommnen wollen, um so mehr sublimiren und schwächen müssen, so vernichten wir zuletzt auch dasjenige, was wir statt des Wesens ergriffen hatten, wir gehen völlig unter.

Hören wir dagegen niemals auf, jenes Licht der Vernunft als das beschränktere Hülfsmittel zu betrachten, welches uns dienen soll, das innigere Ligament wieder zu bekräftigen; so machen wir einen so guten Gebrauch davon, daß wir damit enden werden, es dem Schöpfer zurück zu geben.

Dieß führt mich auf meine zweyte Weise, von dem Gegenstande zu sprechen, nämlich das Gesagte nochmals faßlicher vorzutragen, weil es sich Beyspielen und Verhältnissen aus dem wirklichen Leben anschließt, die jedes Auge bestätigt finden kann.

Jenes, was wir in unserm Innern als Ursache und Anbeginn von Regungen und Einsichten zu erblicken glauben, ist zum Mittel geworden, dessen der Mensch sich bedient, damit er sein Leben vollbringe. Aber es wird, wenigstens seit langer Zeit, nicht mehr von Allen auf gleiche Weise angesehen. Viele glauben dieß Mittel dadurch höher zu ehren, dadurch wahrhafter zu würdigen, daß sie dasselbe Zeit Lebens als Geschenk und Verleihung von Oben mit dankbarem Sinne hegen und bewahren wollen. Andere fürchten durch diese, von überwiegender Pietät durchdrungene Anerkennung in eine sklavische Denkungsart zu versinken. Sie besorgen, die Freyheit, besorgen, alle Verdienstlichkeit, ja sich selbst zu verlieren, wenn sie nicht das angenommene Geschenk als freyes Eigenthum zu behandeln beginnen.

Im Besitz finden sich beyde. Aber hier wird dieser Besitz fortwährend als Gabe betrachtet, und aus einer Verleihung und Gnade abgeleitet. Des Besitzers höchste Aufgabe bleibt, sich des Verliehenen im Sinne und nach dem Willen des Gebers zu bedienen. Er vermeint, hierzu bedürfe es nicht sowohl der Erkenntniß als jenes Willens, als einer echten Anhänglichkeit an den

Geber, weil diese von selbst, und ohne daß es jener Erkenntniß bedarf, folgsam macht. Dem Gefühl des Dankes gegen diesen Geber soll niemals entsagt, niemals ihm gegen über der Gedanke eines freyen, keiner Zurückgabe und keinem Verlust unterworfenen Eigenthums gefaßt werden.

Von sehr Vielen dagegen wird behauptet, das verliehene Gut habe nach der Verleihung eine andere Beschaffenheit angenommen. Es soll nicht ferner täglich sich erneuende Gabe von Oben geblieben seyn, die nur so angenommen zu werden braucht, wie sie ertheilt wird. Es heißt, sie habe nach der Verleihung sich zur inwohnenden selbsteigenen Menschenkraft verwandelt. Als solche müsse sie geübt werden. Der Inhaber darf aus eigener Freyheit, Willkür, Mündigkeit oder Selbstständigkeit damit schalten. Nach Einigen soll dieß nicht sowohl dem Willen des Gebers gemäß, als vielmehr einem gewissen absoluten Zweck und Gesetz des Weltalls entsprechend geschehen. Nach Andern soll es dem Willen des Gebers zwar entsprechen, aber der Mensch noch das doppelte Verdienst behalten, sowohl den Willen des Gebers zu erkennen, als auch sein Thun diesem Willen nach Ueberstehung eines gewissen Kampfes mit sich selbst anzupassen, worin er Sieger bleibt, damit seine Verdienstlichkeit nicht ganz verloren gehe.

Für den Denker — d. h. für denjenigen Menschen, welcher den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schöpfer nothwendig entbehren muß, weil dieser allein in dem nie entschlummernden Gefühle, aus ihm geworden zu seyn, zu finden ist — für den Denker, welcher, jenes Mangels wegen, nur in der Reflektion oder durch das Band der Abspieglung sich dem Schöpfer anzunähern vermag, bildet sich eine arge Widersprechung aus der Betrachtung dieser Verschiedenheit, sobald, statt in das dunkle Innere der Wirklichkeit einzudringen, sein Geist mit der Kraft des Beleuchtens ihr lediglich näher tritt, oder mit andern Worten, wenn er richtig einsehend zu werden versucht, ohne organisch zu werden, oder organisch werden zu wollen.

In dem ersteren Verhältniß sieht er den Menschen völlig in dem Schöpfer und in seinem Willen aufgehen, und er hält dieß Verschwinden für eine Vernichtung, mit welcher die Religion, die Liebe, die Dankbarkeit, kurz alles zu verschwinden scheint, weil nichts mehr da ist, oder sich darstellt. In dem zweyten Verhältniß sieht er den Menschen gleichfalls und noch schlimmer verschwinden, weil er nie gewesen ist. Denn durch den Schöpfer besteht er nicht mehr, und doch kann er nur durch diesen bestehen. Wodurch also will er noch seyn?

Der Denker fühlt sich daher verpflichtet, jener vom Schöpfer ablösenden Selbstbegründung entgegen zu wirken. Er wagt es

aber nicht uns zuzurufen: wendet euch zurück zu dem früheren, zu jenem Verhältniß, wo alles als Gabe von Oben empfangen ward, und wo alle Lenkung des Willens auch nur von dort zu erflehen war! Denn er hat etwas vergessen, das ich nicht glücklicher auszusprechen vermag, als mittelst eines allgemein bekannt gewordenen Motto:

»Es ist wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachsen.«

Betrachten wir nun das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus; so wird sich finden, daß ersterer jener Betrachtungsweise näher steht, welche das Geschenk nie als Eigenthum in dem Sinne annimmt, der dasselbe vom Willen und der Kraft des Inhabers abhängig macht. Aller Besitz bleibt ihm, statt inwohnende Selbstkraft zu werden, ein sich durch Gnade fortwährend erneuerndes Geschenk. Aller Wille eine Lenkung von Oben, die nie ausbleibt, wenn die Hingebung an den Geber in dem wahren Wege echter Liebe erfolgt. Der Protestantismus dagegen neigt sich zur entgegengesetzten Ansicht. Ich rede hier nicht von dem ursprünglichen Lutherthum, über welches das Nöthige zu sagen, ich sofort die Gelegenheit finden werde. Ich habe nur dasjenige aus dieser Kirche im Sinne, wofür ich den Typus wiederfinde, wenn ich den größten Theil vom Inhalte der vorliegenden Schrift betrachte. Diese Kirche will sich immer mehr aus sich selbst in freyer Vernunftmäßigkeit construiren, und der Baumeister soll bald die reinste, sich von aller Tradition lossagende Intelligenz, bald ein politischer Oberer, bald ein Synodalverein von Delegirten seyn, welcher festsetzen will, was angenommen werden muß.

Daß der Weg, welchen diese wählen, nicht der rechte sey, das sehen die tiefern Gemüther sowohl, wie die klaren Denker unläugbar ein. Das Wirken derselben begegnet sich mit dem, was allen ihren Kirchengenossen widerfährt. Wenn diese fühlen, daß das Wesen ihrer Kirche immer mehr theils politische Anstalt, theils rationelle Täuschung wird, und daß es beginnt alles Andere zu besitzen, nur nicht das Wesentliche der Religion; so sehen jene ein, wohin eine Richtung solcher Art führen muß. So glauben die tiefsinnigern und klareren Geister dasjenige auffinden zu müssen, was jenen Zwiespalt versöhnt, von dem ich behauptet, er biete sich nur denen dar, in welchen die Reflexion überwiegt.

Ich muß, dieser Bestrebungen der Zeit gedenkend, hier zunächst des verstorbenen Solger erwähnen, unter dessen 1817 erschienenen philosophischen Gesprächen sich auch ein Dialog über Religion befindet. Das Bestreben dieses Denkers ist darauf ge-

richtet, nachzuweisen, wie die Religion uns zu einer Gegenwart des göttlichen Wesens in uns verhilft, bey welcher wir weder die Freyheit noch die Persönlichkeit einbüßen, und nicht aus einer Person uns zum Organ verwandeln. Daher ist ihm die Seele des Menschen etwas Ewiges deßhalb, weil sie ein der göttlichen Kraft Gleichartiges ist, welches im vollkommenen Selbstbewußtseyn, und vermöge dieses Selbstbewußtseyns die Einwirkung jener göttlichen Kraft aushält und aushalten muß, damit letztere offenbar werde. Er sagt, »wenn auch behauptet würde, daß die Fähigkeit einer höheren Wahrnehmung erst mit dem Hervortreten ihres Gegenstandes selbst entstehe, und von diesem geschaffen werde; so müsse doch in uns etwas seyn, das eben in diese Fähigkeit umgeschaffen werden kann, das gleichsam die Offenbarung aushält, ohne von ihr verzehrt und völlig verflüchtigt zu werden, ohne welches unser persönliches Bewußtseyn, wie wenn ein Blitzschlag es in Asche auflösete, durch das Hervorblitzen der göttlichen Gegenwart hinweggewischt werden müßte. Dieß kann nichts anders seyn, als ein der göttlichen Einwirkung Gleichartiges, d. h. als die Kraft nicht des gemeinen, sondern des vollkommenen Selbstbewußtseyns.«

Nach dieser Ansicht ist die menschliche Seele etwas dem göttlichen Wesen ursprünglich Gleichartiges, muß aber fortwährend in göttliches Wesen von diesem selbst durch die Offenbarung umgeschaffen werden, und muß die Fähigkeit besitzen, selbstständig zu bestehen, um die Offenbarung also auszuhalten, daß sie nicht von ihr verzehrt und völlig verflüchtigt werde.

Dieß, obwohl den christlichen Ideen vielleicht nicht entgegen, ist doch kein positives Christenthum. Denn jene Offenbarung, von welcher Solger spricht, durchleuchtet den Menschen zwar vollkommen und in allen seinen Theilen, aber durchleuchtet ihn auch nur. Nun fragt sich, ob wir hinweggewischt, ob wir in Asche aufgelöset werden, wenn derjenige Stillstand, dasjenige Verschwinden aller uns als Einzelnwesen angehörig scheinenden Regungen eintritt, von dem ich vorher als Wesen der Einheit gesprochen habe? Auch vermissen wir in dieser Ansicht das Verhältniß vom Schöpfer zum Geschöpf. Wir sind nach ihr nicht von Gott geschaffen, wir erhalten nicht das Leben von ihm, sondern nur die Erleuchtung. Diese allein, nicht Gnade, nicht väterliche Hülfe sollen und können wir von ihm erflehen; unsere Andacht und unser Gebet muß sich auf die Erleuchtung beschränken. Werden wir aber dieser nicht gerade nach Solgers Ansicht unaufhörlich und in jedem Moment bedürfen? Dann sind wir aber auch in jedem Moment nichtig, wo wir nicht erleuchtet, d. h. durch die Erleuchtung gelenkt sind. Somit lenkte uns ja Gott denn

doch ununterbrochen, aber es geschähe nur statt unmittelbar, mittelbar. Wir folgen ihm nicht unmittelbar aus Liebe, die das Wesen selbst sucht, sondern der von ihm dazwischen gestellten Erleuchtung wendet sich unser Ich, all unser Verlangen, alle unsere Inbrunst zunächst zu.

Dieser Betrachtung der Ansicht Solgers stellt sich mir etwas anderes gegenüber, was uns neuerlich in einem Buch ausgesprochen worden ist, das sich nur Roman nennt. Ich meine jene drey Ehrfurchten, die nicht näherer Bezeichnung bedürfen, und meinen jenen erklärenden Ausspruch darüber, daß eine Ader der Ehrfurcht in allen menschlichen Wesen schlage.

Sind hier es die Worte allein, welche wir betrachten: so bietet sich ein weites Feld für Einwürfe dar. Z. B. läßt sich streng genommen Ehrfurcht nur nach oben einräumen. Dem Zugleichgeschaffenen, oder dem Mitgeschaffenen pflegen wir Liebe und Zuneigung zu schenken. Was aber erscheint, als ob es unter uns sey, kann nur billiges Anerkennen oder schonendes Wohlwollen empfangen. Denn wenn sich der Grund unverzüglich darbietet, aus welchem der Eine mit Verehrung, der Andere mit Furcht nach Oben hinblicken darf; so fehlt solch ein Grund doch bey der Richtung des Blicks auf das, was mit uns ist, und auf das, was sich unter uns befindet. Auch wäre, wenn über das Wort Ehrfurcht zu rechten ist, wegen des Oben und Unten, so wie wegen des die gleiche Linie behauptenden der nämliche Streit zu erneuern. Aber welcher Gewinn kann hieraus entstehen? Nicht nur bleiben wir unbereichert, sondern es möchte dies Beyspiel auch darthun, wie unfruchtbar die philosophische Betrachtung bleibt, die bloß beym richtigen Ausdruck verweilet, und nicht in das tiefere Wesen der Sache da eingehet, wo ein solches wirklich vorhanden ist.

Wenn ich darin etwas zu sehen glaube, daß das nämliche Wort Ehrfurcht für eine verschiedenartige Richtung der menschlichen Seele gebraucht wird; so ist mir in der Erklärung, welche der Schriftsteller, dem sie angehört, von der Sache selbst gegeben, nicht gleichgültig gewesen, den Ausdruck veine d'adoration zu finden, gleich als solle damit bezeichnet werden, wie ungenügend jenes Wort Ehrfurcht sich gezeigt habe, um der Absicht des Verfassers zu entsprechen. Die ganze jetzt vielfältig besprochene Stelle ist aber zu wichtig, als daß sie nicht gerade hier Erläuterung verdiente.

Absichtslos war es wohl nicht geschehen, daß der Sprache einige Gewalt angethan worden, um ein dreyfach Verschiedenartiges auf eine Einheit zurückzuführen, deren Bezeichnung nicht auf die verschiedenen Gegenstände paßt, zu denen es Beziehung

behauptet. Aber wir sollten nach des Schriftstellers Absicht wohl auf eine nicht gemein begreifliche Einheit im Wesen der Sache aufmerksam gemacht werden, die sich mystisch nennen ließe in so fern, als die Sprache sie nicht erschöpfend darstellen kann. Und das Wort Ehrfurcht, oder der Begriff der Adoration, worauf paßt er wohl, wo ist er wohl anwendbar? Gewiß nur da, wo wir etwas anerkennen müssen, dem wir einen Theil alles dessen, was wir besitzen, zu verdanken haben. Wenn wir dies Wesen aber nicht bloß über uns, wenn wir es auch neben, ja wenn wir es selbst unter uns antreffen, so finde ich dann in jener Charakteristik der drey Ehrfurchten eine Anerkennung des Höchsten und Heiligen über uns, welche das Gemüth zugleich daran erinnert, daß dieses nämliche Heilige auch mehr oder weniger in allem Wesen neben uns anzutreffen, und daß es nicht ausgeschlossen sey aus dem, was wir unter uns zu erblicken vermeinen. Sagt dieß aber nicht, daß der Urheber über uns mehr oder minder auch lebe und walte in allem neben, endlich in allem unter uns, in so fern nämlich auch dieß aus ihm ist?

Endlich habe ich es bedeutend finden müssen, daß der Verfasser der erwähnten Betrachtung in einer späteren Erläuterung derselben von einer Ader der Ehrfurcht im Menschen gesprochen hat. Hierdurch entgeht er dem früher erwähnten Widerspruche, welcher sich dem reflektiven Denker darbieten muß. Ehrfurcht wird ihm die erste und wichtigste aller Regungen im Menschen. Sie ist ihm erstes Bedingniß und Mittel, durch das wir zu jeglichem Gut gelangen. Aber wir verfallen nicht in das Entweder-Oder, welches auch die Ehrfurcht entweder zur fortgesetzten Verleihung von Oben, oder zu einer inwohnenden Kraft macht. Darum habe ich die Wahl des Worts veine bewundern müssen. Denn es wird uns damit ein Bestandtheil in unserm Wesen zugeschrieben, welcher unbedingt des Schöpfers volles Eigenthum geblieben ist, durch welchen wir zum Organ der Ehrfurcht werden. Weil diese Ader in uns schlägt, die nicht unser ist, darum leben wir, darum halten wir das Leben für die Rotation der Monas um sich selbst, und bleiben doch ein Organ der Ehrfurcht. Wie können wir dieses aber nach Oben, nämlich gegen ein höheres Wesen seyn, wenn wir diesem Wesen nicht etwas schuldig wären? Daher, daß das höhere Wesen uns imponirt, kann diese Ehrfurcht nicht stammen, weil dieselbe Ehrfurcht uns auch von dem Gleichen sogar, dem Untergeordneten eingeflößt werden soll. Gewiß also rührt sie daher, weil wir diesem höheren Wesen angehören, und so scheint mir die Ehrfurcht nach Oben die Anerkennung auszudrücken, daß wir einem höheren Wesen angehören. Welche Art der Angehörung aber ist besser als

jene, welche daraus folgt, daß wir unser Selbst von dem erhalten haben, und fortwährend von dem erhalten, dem wir angehören, ja durch den und aus dem wir geworden sind? —

Ich finde also, daß seit lange in der protestantischen Kirche nicht leicht der wahren Religiosität so Ersprießliches gesagt worden, wie jene Anempfehlung, den Menschen in der Erziehung vor allem zu jener dreyfachen Ehrfurcht zurückzuführen. Denn es ist unmöglich, daß die Verwirklichung dieses Rathes nicht zu etwas wahrhaft Fruchtbarem führe. Auch entsprechen Ansicht und Rath dem eigentlichen Wesen der Religion ungleich vollkommener wie jene vorgedachte Erleuchtung, aus welcher die Begeisterung zur Andacht nach Luther erfolgt, mit welchem sich in diesem Punkte wohl kaum ein Geist treffender begegnet hat, wie Solger, wenn er sie zum Mittelpunkte der Philosophie machen wollte.

Beyden widerstand der Gedanke, daß der Mensch nur Organ, und wäre es auch ein Organ Gottes, seyn sollte. Beyde wollten ihm die freye Persönlichkeit erhalten, aber diese mittelst der ununterbrochenen Erleuchtung durch Gott, und mittelst eines dieser Erleuchtung entsprechenden Lebens in steter vollkommener und freudiger Harmonie zum göttlichen Wesen bestehen lassen. Der müßte verblendet seyn, der das nicht trefflich und verehrungswerth finden sollte. Erklärt man sich daher nicht unbedingt dafür; so müssen andere Gründe vorwalten, und deren gibt es sehr viele. Ich bezweifle die Möglichkeit der Verwirklichung. Ich frage, wo bleibt die Bewährung, daß die Erleuchtung, von der wir uns durchdrungen fühlen, auch wirklich eine unmittelbar göttliche ist? Ich frage, wo bleibt der Quell der Gnade in der Bedrängniß, und so manches andere, was hier zu erörtern der Raum versagt? — Ich behaupte nur, daß dieser Ansicht der Religion selbst, wenn von wahrer Erleuchtung die Rede ist, die wahre Fruchtbarkeit, die eigentlich heilbringende Kraft abgeht, und daß sie sich nicht halten kann. Es muß eine solche Religion in der Manifestation als selbstständiges Wesen verschwinden. Entweder verschlingt sie mit tödtender Kraft das Gemeinere und Unheilige, oder sie rettet sich von ihrem Untergange nur dadurch, daß sie wieder aufgeht in das wahre Wesen der Religion, welches Ehrfurcht und Verlangen nach inniger Vereinigung mit dem Urheber bleibt. Daß dieß wahr ist, daß in jeder Religion auf Momente die Sonne der Erleuchtung alles überstrahlend hat aufgehen wollen, und daß sie jedesmal sehr bald wieder erlöschen mußte, das ließe von dem Beyspiel an, welches die heilige Schrift uns im Henoch hinterlassen, durch viele Fälle in der Religionsgeschichte sich darthun.

Vielleicht aber kann ich den Grund in Worten andeuten,

welche wenigstens theilweise ihm Eingang verschaffen. Es ist der Zustand eines vollkommenen Gleichgewichts zwischen der Persönlichkeit und dem göttlichen Einflusse, welches jene Religionsansicht sucht. Solger spricht es deutlich aus, und auch Luther hat es gefühlt, indem er die Menschheit mit einem trunkenen Reiter vergleicht, der, nachdem er sich zu sehr nach der einen Seite hinübergeneigt hatte, und kaum wieder zur richtigen Stellung verholfen worden, nach der entgegengesetzten Seite hinübersinkt. Im Gleichgewicht aber ist vielmehr die Schönheit wie das Leben, vielmehr das Vollendete wie das Werdende und wie das Fruchtbringende zu suchen. Sie ist die Verklärung der Vollkommenheit des Moments.

Meine Absicht war, hier nur Andeutungen zu liefern, und so kann ich auch nur halb verständlich geworden seyn, kann nur weiteres Nachdenken vorbereitet haben. Das Wichtigere sind mir die drey Ehrfurchten. In ihrer Charakteristik kehrt die Würdigung eines dreyfachen Unterschiedes wieder, welcher sich in allem Wesen bekundet, und der seit langer Zeit jeder Betrachtung entgangen ist. Das Uebersehen desselben hat zu Wege gebracht, daß überall, wohin philosophische Thätigkeit gedrungen ist, sich unauflösbare Verflechtungen nie ganz zu entwirrenden Widerspruchs gebildet haben. Es ließe sich vielleicht nachweisen, daß mit dem Erwachen der Philosophie die Kunde von dieser Verschiedenheit und die Berücksichtigung derselben erlischt. Wenigstens in Griechenland vernachläßigten solche die Philosophen, während sie sich in den Mysterien von Eleusis, sogar in manchen Mythen fortwährend erhalten hat. Sie beruht auf Folgendem.

Entweder waltet im Betrachten alles Wesens so wie unserer selbst die Beziehung zum Schöpfer vor, und wir gedenken bey allem Mitgeschaffenen nur des Vaters. Oder es waltet eine Beziehung vor, welche aus der Verschwisterung hervorgehet, welche alles Mitgeschaffene als solches uns theuer macht, die Beziehung zum Schöpfer nicht aufhebt, sondern nur momentan zurücktreten läßt, und eben sowohl zur höchsten Verklärung alles Geschaffenen, wie zur schädlichsten Hingebung an die Kreatur führen kann. Endlich kann auch dasjenige, was durch der Menschen Einmischung erst zu Stande gekommen ist, und was deßhalb unter uns stehet, wenn es bey der ersten und bey der zweyten Betrachtung aus dem Spiel geblieben war, in Berücksichtigung kommen.

Wird nun die Ehrfurcht, wie Göthe gethan hat, dreyfach unterschieden; so ist die Ehrfurcht nach Oben ganz dem Schöpfer geweihet, die Ehrfurcht gegen das Verschwisterte bleibt sich bewußt, daß auch in diesem der Schöpfer walten muß, weil es von ihm herrührt, und daß solches, in so fern es von ihm herrührt,

Achtung verdient. Endlich die Ehrfurcht gegen das durch jede menschliche Vermittelung Gewordene erkennt an, wie auch dieß nicht immer durchaus allein, nicht immer durch unser unabhängiges Selbst, sondern eben so oft durch unser vom Schöpfer abhängiges Wesen, also durch seine Einwirkung zu Stande gekommen ist, und in so weit Achtung, ja Ehrfurcht erfordert.

Vielleicht gibt es kaum eine philosophische Frage, die nicht in Verwirrung gerathen müßte, sobald jene Unterscheidung versäumt wird. Vielleicht läßt aber auch beynahe jede durch die Herstellung derselben Distinktion sich wieder entwirren. So hat uns das sogenannte Ideale vielen Schaden gethan. Und kaum werden wir uns von dem Wahnbild befreyen, welches diese Vorstellung gibt, wenn wir uneingedenk jener Verschiedenheit bleiben. Kann Ideal, oder kann Idealisirung in Betracht kommen, wenn die Rede ist von dem wirklichen Schöpfer aller Dinge, dem die höchste Ehrfurcht, die Ehrfurcht nach Oben gebührt? Von dem jener Ausspruch gilt: Der Herr der Welt hat alles bedacht!

Oder kann die Vorstellung vom Ideal und vom Idealisiren Anwendung finden, wo es die geschaffene Natur gilt? Wer möchte reden von einem Ideal, das Gott vorgeschwebt hat, nach welchem er streben, oder das er erst erreichen soll im Laufe der Zeit, damit die unvollkommen von ihm geschaffene Welt vollkommen werde? Wer ferner möchte von der Natur behaupten, daß sie einem Vorbilde anderer Art hätte entsprechen sollen, und daß sie dasjenige, dem gemäß sie geworden, aus sich vertilgen müsse, um ein anderes in sich zu verwirklichen? Hier würden Betrachtungen dieser Art in baaren Unsinn verwirren. Dagegen wäre eine Weise denkbar, in welcher, wenn menschliches Thun, Wirken oder Bilden zur Sprache kömmt, die Frage danach, wie es hätte seyn können, oder hätte seyn sollen, minder thöricht erscheint.

Es war mir wichtig, ja nöthig, dieser Betrachtung einige Ausführlichkeit einzuräumen. Derjenige Faden, welchen wir erfassen müssen, um aus so manchem Labyrinth wieder hinaus zu finden, welches wir um uns auferbaut, wird sich auch dann bewähren, wenn es darauf ankömmt, die Irrgänge der vorliegenden Schrift zu durchwandeln. Ich mußte das voranstellen, worauf alles ankömmt. Ich werde nun mit dem Einzelnen richtiger und auch kürzer verfahren können.

Schon die Worte des Titels: Protestantismus und Katholicismus, lassen sich nicht überblicken, ohne die Frage herbeyzuführen, wer es sey, der Betrachtungen über beyde anstellt, ob ein Protestant, oder ob ein Katholik? Daß der Sprechende keines von beyden, daß er nicht einmal Christ sey, will der Verfasser gewiß nicht angenommen haben. Eben so wenig, daß jener

Sprechende einen Standpunkt eingenommen, von wo Protestantismus und Katholicismus als bestimmt dereinst wieder sich zu verbinden erscheinen; denn dann könnte Hr. Tzschirner nicht polemisch gegen den Katholicismus verfahren seyn, und von seiner falschen Gültigkeit gesprochen haben. Eigentlich ist ja, in kurzen Worten ausgesprochen, folgendes die einzige Ansicht, um welche das Buch sich dreht:

»Der Katholicismus hat die Zeit und die Bedingungen seiner Geltung verloren. Ihn wieder herstellen wollen, ist also ein Beginnen der Thorheit. Denn es läßt sich voraussehen, daß er überhaupt erlöschen muß.«

Aber darf denn nichts wieder erweckt werden, was seine Geltung verloren hat? und muß etwas in der That darum verlöschen, weil es nicht ferner gilt? — Die Unkeuschheit vermöchte vielleicht in dem Grade um sich zu greifen, daß die Zucht gar nichts mehr gälte, auf deren strenger Beachtung das Glück der Ehe beruht. Vielweiberey könnte nach und nach einreißen, das Wesen der Ehe aber seine Geltung verlieren, wenn die Bedingungen zu wanken beginnen, auf denen die heilige Achtung beruht, welche jenes eheliche Band genießt. Ist es nun Thorheit, die frühere Verehrung des ehelichen Bandes wieder erwecken zu wollen? Oder soll wohl gar das unausbleibliche Erlöschen der ehelichen Satzung gepredigt werden?

Ferner, ist es wirklich wahr, daß der Katholicismus seine Geltung, wie der Verfasser sich ausdrückt, verloren hat?

Dieser Hauptsatz des Autors bedarf vorzüglicher Beleuchtung. Zuerst frägt sich, wer behauptet die erloschene Geltung? ein Katholik oder ein Protestant? Und wir dürfen nicht vergessen, daß der Protestant und der Katholik in einem verschiedenen Geiste sich über das Christenthum auslassen werden. Daß Belehrung und daß Bekehrung gegen einander über treten, ist eine Nothwendigkeit, die im Wesen der Sache liegt.

Den Zwist zu befördern, ist niemals gut. Wir thun Unrecht, wenn wir unmittelbar Feindschaften stiften. Vielleicht wird das Unrecht aber noch größer, wenn wir Gegenstände der Einsicht verdunkeln und diese Verdunkelungen, als unmittelbaren Anlaß zur Verfeindung, dieser Verfeindung vorangehen lassen. Deßhalb sollte der Protestant, je mehr er auf Klarheit der Einsicht dringt, sich zur Pflicht machen, in das Wesen des Katholicismus wenigstens so weit einzudringen, als der Verstand oder die Kraft der Einsicht ihm solches vergönnt und möglich macht. Denn vollkommen durchdringt Erkenntniß und Einsicht das Wesen der Religion freylich nicht. Vermöchte jene den Inhalt der letzteren durchaus zu erwerben, weßhalb begnügten wir uns nicht mit ihr? weßhalb

ließen wir neben der Einsicht noch etwas anderes in der Religion gelten? Aber ein Theil vom Katholicismus wird auch der Denkkraft des Protestanten zugänglich seyn, und wird auch ihr sich richtig darstellen können; sonst müßte diese Denkkraft etwas höchst Dürftiges und Beschränktes seyn; wir dürften sie dreist verabschieden.

Ich glaube zwar, daß diese Behauptung keines Beweises bedarf. Aber sie wird einmal von vielen bestritten, und man will die Vernunft von der Betrachtung der Religion nicht bedingt, was ich zugeben würde, sondern unbedingt ausschließen. Auch ist mir zu viel daran gelegen, nicht bloß mir Bestimmung zu erwerben, sondern das Verhältniß selbst, worauf es ankommt, anschaulich zu machen. Deßhalb schiebe ich ein Beyspiel ein.

Wenn die Baukunst durch den Tempelbau entstanden; so übten auch Dogmen gewiß einen solchen Einfluß auf sie aus, welcher die Baumeister nächst der mechanischen Kenntniß von ihrer Kunst noch zu einer höheren verpflichtete, auch sie zu Mitgliedern heiliger Verbrüderungen machte. Einweihung in das innere Geheimniß des Kultus konnte gewiß nicht entbehrt werden, weil dieß sich nach Möglichkeit in der Bestimmung und in der Struktur des Tempels versinnlichen mußte. Vielleicht gelang dem Baumeister die Vollendung des Tempels um so vollkommener, als er sich inniger und mächtiger vom Geheimniß der Gottesverehrung durchdrungen fühlte, dem der Bau bestimmt war. Floß aus dieser Quelle dem Architekten nicht nur die schöpferische Kraft für die Anlage, sondern auch die Regel für die Ausführung zu, so war er hiedurch gebunden. Seine Virtuosität durfte ihn nicht von gewissen Bedingnissen entfernen. Nicht zur Abänderung, nur zur Vervollkommnung des Gegebenen war er befugt. Er durfte sich durch die Betrachtung anderer, fremdem Tempeldienst angehöriger Baukunst nicht bereichern. Je mehr ein solcher Baumeister der Betrachtung fremden Wesens entsagte, je weniger er das Gegebene, wovon er ausgegangen war, vergaß, je reiner er sich auf dieses beschränkte, um so höher stieg seine Vollkommenheit. Wenn er sich um so gewisser zerstörte, je mehr er durch Erweiterung seiner Schranken in fremdes Wesen einging; so übte er gewiß auch seine Regel um so vollkommener, als sie, statt aus der Einsicht hervorzugehen, innig in ihm vorhanden, und deßhalb vielleicht seinem eigenen Sinn nicht ganz deutlich war.

Der schaffenden Kunst eines solchen Baumeisters wird der Rekurs an eine durch fremde Kraft von außen her kommende Leitung überflüssig seyn. Aber wenn sich ihr gegenüber eine andere Baukunst ausbildet, wenn diese dadurch trefflich seyn will, daß sie nicht ihren eigenthümlichen Kanon vollkommenst darstellet, sondern daß sie überhaupt das Bauen und jedes Bauen vollkom-

men verstehen, und daß sie über jedes Bauen richten will, nun dann hat sie es mit einer neuen Obliegenheit zu thun. Sie hat die Freyheit erworben, jeden Gegenstand der Baukunst möglichst unbeschränkter Prüfung zu unterwerfen. Dieser Freyheit bediene sie sich gehörig, den Charakter fremder Bauwerke darf sie nicht verwerfen, weil die Tempel, in denen sie erwachsen, ein abweichendes Gepräge tragen, und weil sie nur dieses verstehen gelernt hat, indem sie ihnen von Jugend auf angehörte. Nur so lange sie hieratisch blieb, durfte sie das. Will sie erkennend werden, mehr erkennend werden, wie treu und fromm; so darf sie den Kanon eines fremden Bauwerkes nicht mehr nach dem Maßstabe desjenigen messen, welchen sie einsehen und verstehen gelernt. Sogar, wenn sie einen allgemeinen Typus erkannt zu haben glaubte, oder wirklich erkannt hätte, welcher die reinsten Verhältnisse mit vollkommenster Zweckmäßigkeit zu verbinden verspräche; so wäre sie noch nicht frey gesprochen. Gerade weil ihr Princip das des richtigen Erkennens ist, muß sie einsehen, daß außer diesem auch ein hieratisches bestehen kann, dessen Eigenschaften richtig zu erkennen sie bestrebt seyn soll.

Wollte ein aus der antiken Baukunst hervorgegangener Architekt behaupten, er habe ein Recht über die Baukunst zu sprechen, nicht weil er das Wesen der antiken Architektur, sondern weil er das Wesen der Architektur überhaupt eingesehen habe, und weil er wisse, daß die Bedingungen seiner antiken Architektur den allgemein nothwendigen Bedingungen aller Baukunst entsprechen; so darf von ihm gefordert werden, daß er auch das Wesen der gothischen Gebäude vollkommen genug durchschaut habe, um das Nothwendige darin von dem Willkürlichen, Zufälligen oder Ungehörigen zu unterscheiden. Die Aufgabe mag schwer erscheinen; sie geht einmal hervor aus derjenigen Behauptung, welche aufgestellt worden.

Und eben so ist es mit dem Protestantismus. Er lehrt, weil er einsieht, oder einzusehen glaubt. Entfernt er sich vom Katholicismus, so geschieht es aus demselben Grunde. Aber nun muß er auch das Wesen desselben vom möglichen Mißbrauch und von der möglichen Entartung im Einzelnen unterscheiden. Nun muß er auch das Wahrhafte desselben, so viel es ihm nur immer möglich ist, richtig zu erkennen bemüht seyn. Ich wenigstens nehme nicht Anstand zu bekennen, daß gerade, weil ich als Protestant geboren bin, ich mich verpflichtet halte, nicht sowohl für den Katholicismus zu erwärmen, als das richtige Verständniß desselben nach allen Kräften zu befördern. Ob der Katholicismus ein Gegner des Protestantismus sey, will ich nicht entscheiden. Aber das weiß ich, daß der Protestantismus in unzähligen Fällen sei-

nen angeblichen Gegner mißversteht, und ich hasse jedes Mißverstehen, es mag betreffen, welche Religion es wolle. Ich wiederhole es daher nochmals: wäre ich Katholik, so würde ich für den Katholicismus erwärmen und zu bekehren suchen. Als Protestant aber erkenne ich als die vorliegende Aufgabe, alle die Tiefen der Wahrheit im Katholicismus aufzudecken, über welche dessen Gegner verblendet sind. Kann man mich des Irrthums, kann man mich der falschen Ansicht zeihen, ich werde es gern hören. Aber so lange Protestantismus noch besteht, darf mich kein Vorwurf treffen, wenn ich erkläre, so gut wie diesen will ich auch den Katholicismus, so weit er sich dem Verstande aufthut, richtig verstehen, damit ich beytragen kann, dem blinden Wüthen gegen denselben Schranken zu setzen. Bin ich also befugt, den Geist oder die Grundsätze, oder das Ziel und Streben beyder Kirchen vergleichend gegenüber zu stellen; so wiederhole ich, daß der einen Kirche alle Fähigkeiten des Leibes und der Seele fortgesetzte Gaben von oben und Wirkungen der göttlichen Gnade bleiben, während die andere sie für uns inwohnende Kräfte erklärt, deren wir uns dem göttlichen Willen entsprechend bedienen sollen. Ferner ist jener ersteren Kirche das richtige Erkennen der Dinge minder wichtig, wie das ununterbrochene Gefühl der Beziehung, in welchen wir zum Schöpfer als dem Urheber aller Dinge stehen.

Jene erstere Kirche, wenn ich absehe von den Bedürfnissen der Zeit, damit ich ihr Wesen reiner vor Augen behalte, will, daß ein Band undurchschnitten bleibe, dessen Zerreißung alle Mal bedenklich ist. Daher die vorherrschende Absicht, im Menschen das Gefühl zu erhalten, er sey nur durch den Schöpfer, Geber und Erhalter; daher das Betrachten jedes Besitzes als stets sich erneuernde Gabe von oben.

Und wirklich ist es auch die Lösung oder die Erhaltung eines einzigen Bandes, worauf Alles ankömmt in der Religion. Beginnen über das eine oder das andere erst Zweifel, versinkt der Mensch dann in ein Abwägen und Gegenüberstellen, so bieten sich von beyden Seiten die wichtigsten Urtheile dar. Dem ersten Gemüth aber kann die Wichtigkeit dieser Frage unmöglich festen Blicks entgegen treten, ohne dasselbe mit der Aufforderung zur tiefsten und unermüdlichsten Betrachtung des Gegenstandes zu durchdringen.

Es ist wahr, glänzende Vortheile scheinen sich zum Lohn darzubieten, wenn jenes Band aufgegeben wird. Aber kaum darf die Seele sich erinnern, kaum der Verstand sich klar machen, daß kein Aufgegebenes wieder zu gewinnen ist, so müssen wir uns in der Wurzel unsers Wesens erschüttert fühlen, und mit allen Gedanken in die Tiefe unsers Innern zurückkehren. Es wird uns

entgegen treten ein dunkles Vorgefühl, daß die vor uns liegende Unendlichkeit der neuen Güter ein gewisses Etwas nicht zu ersetzen vermöge, das in jenem Bande lebte, welches wir aufgeben wollen. Es wird uns Ahnung ergreifen, daß wir mit keinem der neuen Güter wieder zu jener innigen Vereinigung gelangen werden, die jenes Band uns gewährte. Und wir werden mit Recht zögern und zagen, die Trennung vorzunehmen.

Erwacht aber nach der vollzogenen Trennung Reue darüber, daß sie vollzogen worden, und regt sich von Neuem ein Verlangen nach dem verlornen Bande; so wird das Gemüth eine Besorgniß eigener Art durchschleichen. Ob nicht die neuen Güter, von denen wir uns lossagen wollen, um dem Rufe des alten Bandes zu folgen, nachdem wir sie verlassen, uns mahnend zurückfordern dürften, werden wir fragen. Und dann sind wir zwischen zwey quälenden Besorgnissen gestellt, das alte Band werde uns nicht zum zweyten Mal mit der früheren Innigkeit umketten, die neuen Güter werden uns einst eben wieder so zu sich hinrufen, wie jenes gethan; beydes haben wir zu fürchten.

Möchten diese Worte dargethan haben, warum es sich handelt; möchten sie dargethan haben, daß von einem unersetzlichen Verlust die Rede ist, und vom Wiedergewinne einer früheren mit andern Erwerbungen vertauschten Gabe, vom Wiedergewinne jenes innigen nothwendigen Bandes, welches gegen ein Scheinband hingegeben worden. Möchten sie endlich dem Vertrauen förderlich werden, daß, wenn auch die Natur, wenn auch die geschaffene Welt nirgend ein Beyspiel zeigt, daß jenes frühere Band uns wieder umfängt, dennoch es allerdings uns in der Religion zurückkehrt, aber nur durch die Gnade.

Daß das längstgeborne Kind wieder zurückgebracht werden soll in den Leib der Mutter, davon ist ja keineswegs die Rede. Ob der Mensch, nachdem er tausend Gegenstände mit schöner Liebe umfaßt, nachdem er lange vorgeschritten in dieser Liebe, nicht wieder zurückkehren dürfe zu den ersten Gefühlen kindlicher Gesinnung, das ist es, was sich frägt. Sollte uns denn nie wieder werden, was wir, dem Vater gegenüber, in tiefster Abhängigkeit von ihm empfanden, nie wieder werden, was nur ihm gegenüber unsere Seele erfüllen kann?

Eine arge Sophistik der Zeit hat das Letztere verschwiegen, hat die Verfechter des Glaubens beschuldigt, sie wollten das Erstere, das Zurückschieben der Zeit, und sie hat so die reinste Gesinnung zum Ziel ihres Spottes gemacht.

So lange den Religionen gelang, jenes Verhältniß, das die Gefühle des Kindes gegen den Vater wiederholte, zu erhalten; so lange konnte von einem Bedürfniß der Rückkehr zu demselben

früheren Wesen keine Rede seyn, denn dessen Gegenwart war nicht unterbrochen worden. Es lag in der Sache, daß nichts geschehen konnte, was die bizarre Beschuldigung vom Zurückwandeln veranlaßt hätte. Aber die Sache muß sich wohl ändern, wenn Jahrhunderte verfließen, in denen überwiegende Betrachtungen der mitgeschaffenen Natur, oder in denen stolze Bewunderung der Werke des menschlichen Geistes die Gemüther bald abziehet vom Schöpfer, bald die Verehrung nach Oben dämpft. Nun muß die Wiedererweckung wohl den Anschein des Rückgehens davon tragen, denn die täuschende Zeit liegt einmal dazwischen. Wenn die Ehrfurcht nach Oben sich Jahrhunderte hindurch zu einer andern verwandelt hat, und Geister sie nun wieder erwecken wollen; so sieht das freylich wie eine Rückkehr aus. Aber wird dergleichen den echten Priester abhalten, seine Ehrfurcht, wenn sie erschlafft ist, im menschlichen Herzen, wieder zu bekräftigen, und wenn sie entwichen ist, zurück zu bringen? Wird es ihn abhalten, den Enkeln zu sagen, ihr müßt in religiösen Dingen wieder werden, was eure Väter waren? Und dieß thut der Katholik durch die thätige Willenskraft, mit der er alles aufbietet, um nur die Trennung des einen unersetzlichen Bandes zu hindern, oder wo sie Statt gefunden hat, den Getrennten zurückzuführen zum Geber. Dasselbe Ziel muß auch der Protestant sich setzen; nur sind beyder Wege verschieden, und des letzteren Mittel andere. Ihm liegt ob, darzuthun, wie das, was im Bereich gemeiner Sinnlichkeit absurd erscheint, die Rückkehr zu einem Zustande größerer Pietät in sämmtlichen Erscheinungen, Richtungen und Thätigkeiten des Lebens und der Vernunft, kein Widerspruch ist. Er hat zu zeigen, wie dies Rückkehren das Ziel alles Strebens in der Zeit seyn sollte. Wenn er damit auch Keinen in das Innere des Tempels führt, so läßt er doch dessen Vorhof diejenigen wieder gewinnen, welche denselben verlassen haben.

Bey ungünstiger Beurtheilung des Katholicismus wird gewöhnlich hervorgehoben, was nicht von den Trefflichsten in dieser Kirche, nicht von denen ausgegangen war, welche die Kirche selbst als Vorbilder für die übrigen aufstellen würde. Deßhalb, und um gegenseitige Gerechtigkeit zu üben, will ich den Katholiken wie den Protestanten auf den Standpunkt höchster Verklärung erheben. Hier scheint mir jener urtheilen zu müssen, daß der Protestantismus unmöglich, der Absicht und den Zwecken einer Alles leitenden Vorsehung entgegen, sich neben ihm habe ausbilden und erhalten können, daß folglich seine Zulassung einst höheren Planen wieder förderlich seyn müsse. Der Protestant dagegen wird die Fülle von Wohlthat nicht verkennen dürfen, welche der katholische Glaube über die Erde verbreitet hat. Will er diesen ferner-

hin nicht als das mütterliche Wesen betrachten, aus welchem er hervorgegangen, will er sich seinen neuen Vater im Evangelium erwählen; nun so würdige er jene Kirche wenigstens als Erscheinung. Protestantische Gelehrte suchen das Alterthum, suchen die vorchristlichen Religionen, suchen so manches Andere nach dem Maße der ihnen verliehenen Mittel zu verstehen; sie wollen uns über so manches Frühere belehren, was uns aus der Ferne widersprechend und absurd scheint. Aber sie wollten niemals einen der Menschheit so wichtigen Gegenstand, wie der Geist des Katholicismus, treuer, reiner und gründlicher Prüfung würdigen? Warum machen sie nicht darauf aufmerksam, daß im Streben nach Wiedervereinigung mit dem Urheber nur zwey Wege sich darbieten können? Der eine wäre der noch unbetretene neue, welchen eigene Kraft sich bahnen will. Dieser, mannigfach und endlos, trägt den Anschein beständigen Weiterführens. Aber schreiten wir nicht in ihm vielleicht nur dadurch rastlos fort, weil er nie das Ziel erreichen läßt, weil er im Annähern entfernt, im Entfernen annähert? Der andere Weg dagegen ist kein neuer. Und wer ihn wählt, der wandelt wirklich, wandelt in allem Ernst denselben Weg zurück, auf welchem er abgeirrt war.

Ich will nicht läugnen, daß zur Zeit der Reformation Manches vorhanden seyn mochte, welches Vielen Beweggrund wurde, aus dem Mutterstaat der allgemeinen Kirche auszuwandern, um sich neben derselben zu einer neuen Gründung anzusiedeln. Es erschien ihnen als nöthig, um die Ehrfurcht nach Oben herzustellen, eine gewisse Reinigung, eine gewisse Zurückziehung auf ein Mittel anderer Art, nämlich auf die reinere Erleuchtung im Gemüth vorzunehmen. Aber dabey ist es nicht geblieben. Die eingeborne Vernunft hat in Sachen der Religion die höchste Richterin werden sollen, sie hat behauptet, jene vollkommen durchblicken, verstehen und ihr die Richtung geben zu können. Gewiß mußte sie nun ihr neues Mittel der lichteren Verstandeseinsicht nur dazu brauchen, von dem scheinbaren Widerspruche, in welchem die von mir geschilderten beyden Wege zu stehen scheinen, das Dunkel wegzuheben, und wenn es nicht geschehen, so muß und wird eine Zeit eintreten, welche dieses zur Sprache bringt.

Doch bevor ich weiter gehe, muß ich einem Einwand begegnen. Denn vielleicht wird mir geläugnet, daß in der protestantischen Kirche die Vernunft diejenige Stelle behaupte, deren Besitz ich ihr beygelegt. Und dieser Einwurf ist vielleicht mit gleichem Recht zu machen, als von mir zu widerlegen. Denn gerade, wenn nach den Grundlehren des Protestantismus gefragt wird, bietet sich dem Fragenden eine fortgesetzte Kontrovers dar, die mit jenem behaupteten Einflusse der Vernunft ebenfalls Zusammenhang

behauptet. Zu meiner Rechtfertigung also erwähne ich jenes noch nicht beendigten Streites zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, der seit dem Leibnitz-Wolfischen Systeme entstehen mußte, und bey welchem sich die verschiedenen Vorschritte des Rationalismus deutlich genug bemerken lassen.

Der strenge Grundsatz des Supernaturalisten, daß die Vernunft als Untergeordnete der Offenbarung gar keine Stimme in Sachen der Religion habe, ward erschüttert, sobald man zuerst die negative Stufe des Rationalismus in der Behauptung betrat, daß die Offenbarung enthalten dürfe zwar das der Vernunft Unbeweisbare, aber nicht das logisch Unmögliche. Diesem Schritt folgte der auf die zweyte Stufe von selbst, daß die Offenbarung nichts enthalten dürfe noch könne, was allgemeinen und gewissen Wahrheiten widerspräche, welche man natürliche Offenbarung nannte. Unfähig hierbey stehen zu bleiben, war man zum Schritt auf die dritte Stufe genöthigt, daß die Offenbarung nichts enthalten könne noch dürfe, was nicht auch der Vernunft verständlich und aus ihren Grundsätzen erweislich sey. Aber das Christenthum enthielt Lehren und Thatsachen, bey denen dieser Beweis sich nicht geben ließ, und nun ward durch einen Prozeß der historisch-philosophischen Kritik alles der Vernunft Unbegreifliche aus der christlichen Lehre weggeschafft, oder für eine bloß positive Form der Vernunftideen über Religion erklärt. Dazu wurden psychologische und natürliche Erklärungen der Schrift versucht, dazu Unterscheidungen des Lokalen und Temporellen von dem Immergültigen vorgenommen, Versuche, die größten Theils dem vorigen Jahrhundert angehören. Die Unhaltbarkeit derselben ist nicht unaufgedeckt geblieben, aber dieß mußte dahin führen, die Möglichkeit einer Offenbarung im supernaturalistischen Sinne zu läugnen, und die Vernunft als die einzige, Lehre offenbarende, Offenbarung anzusehen, folglich das Christenthum entweder als historische Bestätigung und Einführnng der Vernunftreligion zu betrachten, oder auch, wie einst Philo das alte Testament, die Thatsachen und Lehren des Christenthums nach dem Sinne der philosophischen Religionslehre zu deuten. Dieser im vorigen Jahrhundert begonnene Gang hat sich in das gegenwärtige fortgesetzt.

Daß der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung ganz entbehrlich und daß die allgemeine Offenbarung durch die Vernunft allein eine unmittelbare, die durch andere Mittel, als Ueberlieferung und Lehre, aber eine unmittelbare sey, hat Löffler in scharfsinnigen Abhandlungen zeigen wollen. Eben so ist das Christenthum nach Kantischen Grundsätzen als moralische Religionslehre in mehreren Versuchen dargestellt worden.

Aber ich werde im Verfolg meiner Betrachtungen auch des

bisher nur leise angedeuteten Bedürfnisses, mit dem Gefühl und mit der Einsicht zu einem besseren Glauben und zu einer besseren Erkenntniß zurückzukehren, als Regung der Zeit näher gedenken. Wenn ich hierzu die Rückkehr zum Glauben der römisch-katholischen Kirche rechne, so bieten sich auf einer andern Seite die Einflüsse der Schellingschen Philosophie dar, nach welcher Religion und Offenbarung identisch sind, und die Religion als eine in und durch Gott bestehende Wiederaussöhnung der durch die Sünde von Gott abgefallenen Welt dargestellt wird. Diese abgefallene Welt ist, nach den Ansichten jener Philosophie, das individuelle Leben; und es entgeht vielleicht nicht allen Lesern die Seite, von welcher sich jene Ansicht meinen ersten hier vorgetragenen Betrachtungen anschließt, über die Weise, wie wir in der Annahme eines eigenen absoluten Erkenntnißquelles ein zweytes Centrum schaffen wollen, welches uns von dem wahrhaften Mittelpunkte trennt, wogegen die Entfernung oder der Abfall uns von der Wiedervereinigung mit ihm keineswegs ausschließt. Als eine solche Versöhnung, als eine solche Wiedervereinigung hat die gedachte Philosophie die Lehren und Thatsachen des Christenthums gedeutet. Ihrer Bahn folgte unter mehreren Anderen vorzüglich Daub, theils in seiner Schrift: Theologumena, sive doctr. de relig. Christ. etc. etc. theils in seiner Einleitung in das Studium der christlichen Dogmatik. Er schließt sich der altevangelischen Dogmatik wieder an, nach der Gott und alle göttlichen Dinge nur aus Gott und in Gott zu erkennen sind, und legt der christlichen Religionswissenschaft das von Gott unmittelbar gewirkte und daher untrügliche und ewige Bewußtseyn des Menschen von Gott zum Grunde. Hier finde ich denn wieder eine große Annäherung zur Anerkenntniß eines ewigen Eigenthums Gottes in unserem Wesen, welches wir zwar besitzen, aber nur als Verleihung und nicht als selbsteigene Kraft und Fähigkeit inne haben.

So hat sich denn, während der Rationalismus seinen letzten Schritt zurückgelegt, und die höchste Stufe erreicht zu haben glaubte, eine andere Auffassungsweise der christlichen Religion angekündigt. Daraus aber haben sich vielfach von einander abweichende Erscheinungen gebildet.

Es ist also in der protestantischen Kirche wirklich Kontrovers um den Punkt, welcher in der Dogmatik der römisch-katholischen unerschütterlich feststeht. Es muß also eine Gegenüberstellung des Protestantismus und Katholicismus sich auch dem Bedürfniß förderlich erweisen, jenen Streit in ein klareres Licht zu stellen. Doch dieß ist durch Herr Tzschirner nicht geschehen. Er hat sich bemüht, die Verdunkelung zu häufen, die Täuschung zu mehren, und die reine Darstellung des Verhältnisses zu erschweren.

Es sagt uns die heilige Urkunde, der verführerische Lügengeist, als er den frommen Sinn vermögen wollte, jenes Band enger Beschränkung und inniger Vereinigung, welches an den Schöpfer knüpft und dem Geber verpflichtet, aufzugeben, habe hingewiesen auf die Fülle von Fähigkeiten, zu deren Erwerb sich der Weg bahne, sobald nur der Muth nicht fehle, jenes beengende Band zu lösen. Und leider muß die ganze Anhäufung von Gründen, welche der Autor wider den Katholicismus zusammenträgt, muß manche Anklage desselben, so wie manche Verherrlichung des Protestantismus jenen Worten verglichen werden, welche die alte Mutter Schlange seit undenklichen Zeiten den Menschen zugeflüstert. Auch jenes alte Vorgeben, daß die Erkenntniß und das Licht dem Menschen vorenthalten würde, weil in seinem Besitz er sich zur Selbstständigkeit aufschwingen könne, mit der ihm das Höchste aus inwohnendem Vermögen als eigene Kraft zu Theil würde, wiederholt sich in mancher Wendung von Neuem.

Unter jenen Wendungen und unter den Angriffen auf den Katholicismus ist mir beym Verfasser am wichtigsten das Streben, dem letztern nicht mehr beyzulegen denn nur eine aus den Zeitumständen hervorgegangene temporelle Geltung, ferner das Bemühen, jede Anerkennung des Katholicismus als wahnsinnigen Rückschritt zu charakterisiren, sodann der Versuch, die Religion nur als Mittel zum Staatszweck zu betrachten, indem des Protestantismus größere Paßlichkeit dafür herausgehoben wird, endlich die Geflissentlichkeit, mit der die Rechtsseite aufgegriffen, alles in die Rechtsansicht hineingespielt und so das Zufällige über das Wesentliche erhoben worden.

Die falsche Sophistik in der Anklage vom Zurückschreiten glaube ich eigentlich widerlegt zu haben. Religion will größere Pietät überhaupt wieder herstellen, und das Christenthum größere Pietät in Beziehung auf den Sohn Gottes. Diese gibt selbst auch das wirklich richtigere Verständniß des Evangeliums an sich selbst eben so wenig, wie weiterer Fortschritt in den Wissenschaften. Mag uns jenes lebhafter für Christum begeistern, mag uns dieser weiser machen, ja mögen beyde uns, was gar nicht geläugnet wird, bessern, sie erhöhen nicht die Liebe. Soll die Liebe zum Vater uns wieder ergreifen, so werden wir nicht noch weiter wegwandern wollen von ihm, sondern zurückkehren müssen an seine Brust. Es mag schön seyn: »was der ganzen Menschheit zugetheilt ist im innern Selbst zu genießen,« aber es drückt sich darin die Liebe zu den Werken des Vaters mehr wie die Liebe zum Vater selbst aus, und zu dieser letzteren Liebe sollen wir unter allen Verhältnissen zurückkehren.

Nun etwas für die Denker! An das Wesentliche, Wieder-

herstellung größerer Pietät, knüpft sich ein Zufälliges, und dieß der rechten Bedingung, in welcher es einen Sinn hat, entrissen, raubt der Ansicht allen Charakter der Wahrheit. Man verschleyere die Beziehung zur Pietät, man lasse den Blick nur das Uebrige sehen, und die Täuschung ist vollbracht, die Absicht scheint thöricht, unsinnig.

Es ist in unsern Tagen zur schriftstellerischen Kunst geworden, also zu operiren. Ein Autor hatte vom Staat behauptet, er sey status in statu. Weil nun dem vielseitigen Wesen, das wir Staat nennen, in seiner Entartung die Nothwendigkeit entsteht, gegen die widerstrebenden Elemente — die eben durch den status in statu ungewaltsam in Harmonie treten sollen — auch eine gewisse Gewalt zu üben; so hatte ein Beurtheiler jener Ansicht alles übrige vom Staate verschleyert, hatte ihn nur als Gewalt dem Blicke gezeigt, und nun mit falscher und unnützer Polemik behauptet, daß keine Gewalt in der Gewalt gegründet werden dürfe; etwas, das sich von selbst versteht.

Herr Tzschirner hat es eben nicht anders gemacht. Wenn ehemals der Mensch, nicht in weiter beliebiger Ferne, sondern in bestimmter Richtung mehr nach oben sah, wenn nachher sein Blick und Sinn sich ausgebreitet und verloren hat in das, was neben, in das was unter ihm liegt, und er, ohne diesem dadurch ganz zu entsagen, nun den Blick wieder beharrlicher hinrichten soll nach oben, nicht in beliebiger und unbegränzter Weite, sondern in der einen nothwendigen Richtung; so wird die Albernheit von den retrograden Tendenzen ersonnen, um den Menschen noch mehr in Irrthum zu verflechten. Ja waren wir früherhin lasterhaft gewesen und zur Tugend vorgeschritten, dann ließe sich, wenn man uns zum Laster zurückführen wollte, von retrograden Tendenzen sprechen. Hätten die Menschen ehedem nichts von Gott und seiner Verehrung gewußt, wären sie aber zur Pietät erwacht, und man wollte sie zum früheren Zustande der Nichtachtung Gottes zurückführen; so wäre abermals Recht, die retrograde Tendenz zu verdammen. Aber es verhält sich vielmehr umgekehrt. Mit inniger Gottesverehrung fängt alle Geschichte an, und zeigt, wie der Verstand immer reicher wird an Beschönigungen für das Vergessen derselben. Wem also, der irgend unbefangen ist, kann sich noch verbergen, wie wenig es hier auf regressiv und progressiv ankömmt? Von dem Kirchenzustande ist die Rede in welchem die echtere Pietät gedieh, und zwar von dem, in welchem unsere nächsten Altvordern sie geübt. Nicht davon ist die Rede, ob dieser uns rechts oder links führt, nach Süden oder Osten, vorwärts oder rückwärts.

Des Verfassers Behauptung von erloschner Geltung des

Katholicismus ist nur Einkleidung des nämlichen Irrthums oder der nämlichen Unwahrheit in anderes Gewand. Der Sinn des Worts Geltung scheint unrichtig verstanden. Alle Geltung ist konventionell. Sogar sagt das Wort Geltung, welches Herr Tzschirner gewiß mit Absicht ausschließlich braucht, weniger wie Gültigkeit. Zur Gültigkeit einer geprägten Münze gehört, daß ihr Metallgehalt und der Werth, welchen sie im Verkehr behauptet, in einem gewissen Verhältniß zu einander stehen. Geltend aber kann ein Cirkulationsmittel schon durch zufälliges Zusammentreffen äußerer Umstände werden, auch wenn es keinen inwohnenden unzerstörbaren eigenthümlichen Werth des Stoffes besitzt. Es wird durch die Zufälligkeit der Konvention getragen, und alle Konvention ist Ersatz eines nicht mehr wirksam Lebendigen.

Haben die Elemente, haben die Pflanzen und Gesteine, hat der Erdboden und haben die Gebirge eine Geltung? Sind sie keineswegs, entweder in sich oder durch ihren Ursprung etwas über der konventionellen Schätzung der Menschen Erhabenes? Wenn sie nur das, was sie uns abwechselnd und zufällig gelten, seyn sollten, nun so werden sie abwechselnd einen Werth, sogar ein Bestehen besitzen, die wir ihnen leihen und nehmen nach Belieben. Wenn brennender Durst uns verzehrt, oder wenn Feuerflammen wüthen, dann gilt uns das Wasser über alles, um mit dessen Wirkungen die Qualen der Glut zu vernichten. Wenn Frost und Nässe uns durchkälten, dann hat das Feuer als Zerstörer der Wirkungen des Wassers für uns den höhern Werth. Das Verhältniß in den Ausbeuten der Gebirge und den Früchten des Erdbodens bestimmt das Gelten der Metalle und Getreidefrüchte. Was nur Geltung besitzt, kann sie morgen verlieren. Schwerlich hat jenes Wort ohne Grund mit dem Worte Geld eine und die nämliche Wurzel. Alles Geltende wird gemacht durch die Menschen und kann nach Willkür zerstört werden von ihnen. Eine Religion aber, die auf Geltung beruht, ist Fetischendienst, und wirklich geräth Herr Tzschirner in Gefahr, auch den Protestantismus zum Fetischendienst zu verwandeln, wenn er anräth, die Symbole wieder durchzugehen und sie zeitgemäß einzurichten, damit sie Geltung behalten.

Ernsthaft gesprochen, so bleibt Herrn Tzschirner kein Drittes übrig. So wie er die Kirche ansieht, muß der Protestantismus entweder Fetischendienst werden oder ausgehen in sich, weil er niemals Wirkliches war. Gewiß doch stand die erste christliche, die römisch-katholische Kirche zu Christus in gleich engem Verhältniß und Zusammenhang, wie die protestantische mit jener vor der Ausscheidung. Wenn aber das erste Christenthum nur auf der Geltung beruhte, dann hätte auch der Heiland selbst einzig und

allein auf Geltung beruht. Wir geben den metallreichen Gebirgen, wir geben den Frucht bringenden Feldern nach Willkür und abwechselnd ihren Werth, wenn wir nur anschlagen, was sie uns gelten. So würden wir auch mit dem Erlöser verfahren, wenn wir im Christenthum eine Geltung annähmen. Ja wir lassen ihm, dem Heiland weniger, wir der geringsten Kreatur. Diese besitzt neben der ihr von den Menschen beygelegten Geltung doch noch ein anderes ihr vom Schöpfer Verliehenes, und dieß kann keine Willkür der Menschen, kein Aufheben der Geltung unter ihnen, denselben rauben. Die Kirche allein, nämlich die protestantische, wäre dann das bloß Geltende, d. h. das Nichtige.

Was ist es denn auch wohl, das den Menschen veranlaßt, zum Begriff der Geltung seine Zuflucht zu nehmen?

Wer die Welt als Mitgeschaffenes betrachtet, als Werk desselben Gebers, durch den er selbst geworden, dem ist diese Welt werth ihres göttlichen Ursprunges wegen. Er macht sie keineswegs geltend, je nachdem er ihrer bedarf, oder er ihr einen Werth beylegt. Aber nun behauptet alles Seyende, neben der Wirklichkeit seines göttlichen Ursprungs, auch noch einen Werth für uns, und dieser soll im vollkommenen Zustand nicht von Willkür oder Bedürfniß abhängen. Er gehe auf in denjenigen Werth der Dinge, welchen sie durch ihr göttliches Entstehen besitzen, ja er ordne sich diesem unter. Wenn dieser Werth gewissen Dingen, welche sich auf das höhere Bedürfniß beziehen, nicht ferner geliehen wird, weil das gemeine Bedürfniß zum einzigen Würdigungsmaßstab genommen worden, dann entsteht Anlaß, an jenen Werth, der aus dem göttlichen Ursprung hervorgeht, wieder zu erinnern. Erfassen wir diesen Werth nicht mehr aus echter lebendiger Ehrfurcht; so retten wir uns durch die Gültigkeit, welche wir ihm, bald um unser selbst, bald um Anderer willen, beylegen. Wenn daher die Dinge uns nichts mehr ihres göttlichen Ursprungs wegen sind, wir jedoch einsehen, daß uns und Andern gerade deßhalb sie etwas seyn sollten, dann erst geben wir ihnen als Stütze jene Gültigkeit, welche mehr seyn soll, denn die Frucht des gemeinen Interesse. Wenn wir in der wahren Kirche aus Ehrfurcht des Wesens über uns nicht mehr leben, nicht mehr zu ihm zurückkehren wollen, dann möchten wir eine Kirche machen und ihr Gültigkeit geben.

Sobald wir nun in allem Gewordenen den Urheber wieder erkennen und verehren, so bedarf es nicht der konventionellen Gültigkeit, deren Gründer wir selbst erst sind, um sich in Geltung zu erhalten. Und will dann der Protestant zuvor forschen, ehe er verehrt; besitzt er keinen Gegenstand, in dessen Verehrung er aufgehen kann, ohne erst zu forschen, ob er auch verehren darf,

und ob er auch richtig verehre, nun so erforsche er vor Allem auf die rechte Weise, ob irgend eine Religion auf Geltung beruhen kann, ob der Katholicismus darauf beruhe, und ob er in sich zu devaluiren sey, wie ein Geld, das ohne innern Gehalt einmal temporell nur gegolten hat.

Das Allgemeine in dem vorliegenden Buche glaube ich widerlegt zu haben, wenn mir gelungen ist, den Irrthum von der Devaluation des Katholicismus und den Irrthum vom Rückschritt in der Richtung unsers Lebens aufzudecken. Alles Uebrige beym Autor steht in untergeordneter Beziehung auf jene Behauptungen, und bemüht sich, den Gegenstand als einen Gegenstand des Interesse betrachtend, durch Hervorhebung des letzteren die Hauptsache bald in den Hintergrund zu rücken, bald auf andere Weise zu verdunkeln. So werden die wieder erwachenden Vertheidiger des Katholicismus beschuldigt, daß sie denselben lediglich als ein probates Mittel gegen die Revolutionen den Regierungen annehmlich machen wollten. Sie benutzen, so heißt es, die günstige Gelegenheit, nutzen den passenden Zeitpunkt unter solchem Vorwande dem Katholicismus zu neuer Geltung zu verhelfen. In diesem Sinne fingirt — denn nun will ich in die Details des Buches eingehen — Herr Tzschirner von S. 5 bis 17 in einer Art von Rede, was jene Vertheidiger der römisch-katholischen Kirche, späterhin Römlinge und Finsterlinge genannt, was sie für diese und was sie gegen die protestantische etwa sagen.

Aber wer hat dieß gesagt? wo ist es gesagt? Darüber fehlt der Nachweis. Und darum ist hierüber nicht zu rechten. Der Verfasser scheint mißdeutet zu haben. Aber es könnte auch ein Mißverständniß in der Auffassung obgewaltet haben, und das scheint wahrlich nach den manchen Widersprüchen, die das Buch enthält, von dem ich spreche, der Fall zu seyn. So sagt S. 4 Hr. Tzschirner: »Von Neuem hat sich der Katholicismus befestigt in Europa.« Dagegen heißt es S. 41: »Die Hierarchie besteht nur als eine aus dem Mittelalter stammende Ruine, nicht als ein frischer und lebendiger im Boden wurzelnder Baum.« Wie verträgt sich das mit der neuen Befestigung, die doch mehr seyn muß, wie Geltung? Wie kann sich der Katholicismus nach der durchaus verlornen Geltung wieder befestigt haben? Und verträgt sich beydes nun wohl mit der Behauptung S. 79: »Wenn sich die Hierarchie wieder befestigt haben wird, werden auch Anträge wegen Beschränkungen der Protestanten und des öffentlichen Unterrichts entstehen.«

Hier ist ja dreyfacher Widerspruch. Der Katholicismus hat seine einzige Basis, die Geltung verloren, und ist dadurch zur Ruine geworden. Dann hat er sich wieder befestigt. Endlich wird er sich erst wieder befestigen.

Auch die Entwickelungen von Reformation und Revolution S. 18 bis 23 sind nicht in Uebereinstimmung mit sich. Revolution nennt der Verfasser die gewaltsame Veränderung der Regierung eines Staates durch solche, welche ihr gehorchten und unterworfen waren. Dieser Charakter fehlt der Reformation. Deßhalb war sie nicht Revolution, und wenn die Reformatoren revolutionirten, sollen auch die Apostel revolutionirt haben, und die Märtyrer Störer der Ruhe gewesen seyn, sagt Hr. Tzschirner.

Aber meines Wissens ist die Reformation an sich selbst nicht im eigentlichen Sinne, sondern nur im analogen Ausdruck Revolution genannt worden. Von einer Art der Verwandtschaft zwischen beyden in einzelnen Beziehungen hat man wohl gesprochen. Jener Geist freyer Forschung, welcher der Kirche nicht ferner, wie er sie vorfand, wie er durch die Taufe in sie aufgenommen worden, sondern nur in so weit angehören wollte, als er sie mit den Ergebnissen seiner freyen Forschung vereinigen konnte, hat sich gleichmäßig in Beziehung auf die politischen Satzungen geäußert. Nur in so fern als sie seinen Denkresultaten entsprachen, wollte er sie bestehen lassen. Dieß ist faktisch; aber Reformation und Revolution bleiben deßhalb weit von einander verschieden.

Auch ist streng genommen, was Hr. Tzschirner zur Bezeichnung der Revolution sagt, nur auf die Rebellion anwendbar. Der Sinn und das Wesen der Revolution ist vollständig im Worte enthalten. Völlige Umkehrung des von ihr ergriffenen Verhältnisses ist das Grundmerkmal der Revolution. Jene Umkehrung haben aber weder die Apostel beabsichtigt, noch sind die Märtyrer Ruhestörer gewesen.

Die Richtung, das Vorgefundene zu lieben oder gelten zu lassen, so wie die Neigung, es seiner inwohnenden Beschaffenheit nach richtig zu verstehen, diese haben sich seit der Reformation in etwas Anderes verwandelt, und zwar in durchaus Entgegengesetztes. Der dem Menschen als Selbstkraft inwohnen sollende Verstand hat das Recht behaupten wollen, das vorgefundene Fremde, so wie alles das, aus dem er geworden, trotz dem, daß er ihm durch Taufe angehörte, trotz dem, daß er ihm jeden Besitz zu verdanken hatte, nur in so ferne gelten zu lassen, als es ihm die Probe bestehe, sonst aber es umzugestalten. Aber wann haben dieß die Apostel gethan, und wie kann ihr Wirken mit jenem verwechselt werden? Auch reformirt haben sie nicht. Keine einzige Kirchensatzung, kein einziges Dogma ist von ihnen angegriffen oder getadelt worden in der Absicht, es anders zu gestalten. Sie haben die Worte der Liebe, sie haben die Lehren der Tugend, wie sie solche vom Heiland vernommen, weiter verbreitet. Aber nirgends finden wir, daß Apostel, entschlossener Selbstkraft vertrauend, oder Märtyrer auf inneren Beruf und auf In-

spiration sich gründend, einen Angriff auf Gottesverehrung und Priesterschaft ihrer Zeit gewagt oder sich losgesagt hätten von derselben. Ließen sie nicht vielmehr alles über sich ergehen? Waren sie nicht in der Unterwerfung geblieben? Wenn dem ohnerachtet sie der Anlaß großer Weltveränderungen geworden; so muß richtig sehender Verstand und richtig fühlender Sinn sagen: hier hat der göttliche Wille gewaltet! Märtyrer entsagen ja gerade der Wirksamkeit nach außen, Ruhestörer suchen sie auf.

S. 25 sagt uns Hr. Tzschirner: »Ein Regent soll nicht wünschen, daß ein Volk gehorcht, weil er gebietet.« Gewiß! Und wenn ich eine Kirche kenne, welche diesen Grundsatz praktisch gemacht hat, so ist es die römisch-katholische. Wer sie richtig beurtheilen will, darf sich nicht durch einzelne historische Momente, nicht durch Handlungsweisen Einzelner in besonderen kritischen Verhältnissen bestechen lassen. An solchen behauptet stets die Individualität der Letzteren einen großen Antheil, welcher nicht dem Geist der Anstalt, wenn sich eine Kirche so nennen läßt, angehört. Dieser Kirche war, es sey nun bewußt oder unbewußt geschehen, nicht verborgen geblieben, was es heißt, vom Menschen verlangen, er solle dem Willen einzelner Machthaber, dessen Gründe er vielleicht nicht einsah, oder er solle willkürlich scheinenden Geboten jedes Mal und unbedingt Folge leisten. Aus diesem weisen Grunde verwandelte sie auch im Bereich des Staats gern die Beschränkung der Einzelnen in dauernde Satzung und in Gründung. Je mehr sie Gründungen beförderte und befestigte, um so mehr machte sie Gebote überflüssig. Ehrfurcht gegen Gründung aber flößt uns einen Gehorsam ein, dem es fern liegt, den Sinn durch sklavische Erschlaffung zu entwürdigen. Betrachtet man daher die Sache nur von außen, nur von der politischen Anwendbarkeit; so hat die gepriesene Leichtigkeit, mit welcher in protestantischen Staaten jedes Neue, es sey gut oder nicht, durchdringen kann, auch das zur Schattenseite, daß die angebliche größere Freyheit in derselben an der Stelle des Gehorsams gegen lang bestehende Gründungen, die sich bewährt gezeigt, Gehorsam gegen oft wechselnde Anordnungen fordert, deren Tauglichkeit noch problematisch ist. Welche von diesen beyden Arten des Gehorsams sich der Ehrfurcht am meisten nähert, werde ich kaum zu fragen brauchen.

S. 27 werden die Unterdrücker des geistigen Lebens für Feinde der Menschheit und der Fürsten erklärt. Aber was ist denn geistiges Leben? Ich denke, solch ein Leben, welches am vollkommensten vom Geiste derjenigen Religion beseelt ist, die, weil sie die Ehrfurcht gegen den Urheber zuhöchst stellt, ihm und seinem Geiste am nächsten bringt.

S. 31 und 32 eifert der Autor gegen das angebliche Veräh-

rungsprincip in der römischen Kirche. Denselben zu belehren, wie dieser Kirche nichts ferner liege, denn jenes Princip, muß ich ihm Einiges aus einander setzen. Verjährung und unbedingtes Eigenthum stehen in engster Verwandtschaft. Aber die römische Kirche, wie sie nur fortdauernde Gaben von oben kennt, wie sie sich gegen jeden im Menschen autonomisch sich selbst zeugenden Quell geistiger Kraft erklärt; so unterscheidet sie auch mit tiefster Weisheit im Bereich des Zeitlichen (wie sich nämlich uns die Einwirkung der Kirche auf die Eigenthums-Verhältnisse darstellt) jedes, was als Lebendiges noch den Einfluß des Schöpfers empfindet, von demjenigen, welchem derselbe als Todtes bereits entzogen ist, so daß es nun andern Einwirkungen folgen muß. Die Erde und Alles, was der Erde angehört, die Pflanze, das Thier, das in die Erde zurückkehrende Saatkorn empfangen, der Mensch beginne, was er wolle, mit jenen Einwirkungen einen Einfluß des Schöpfers, den der Sterbliche nicht aufzuheben vermag. Dies Empfängniß, dieser Bestandtheil kann, und so muß es dem scharfsinnigsten Verstande sich darstellen, nimmermehr unbedingtes Eigenthum des Menschen und niemals seiner Willkür allein und vollkommen unterworfen werden. Es ist nicht bloß ein frommer Gedanke, nicht bloß ein andächtiges Gefühl, sondern nach unserem Dafürhalten unläugbare Wahrheit und Wirklichkeit (etwas, zu dessen Einsicht die wahre Philosophie nothwendig zurückkehren muß, daß, wenn alle Gaben vom Schöpfer kommen, jene Güter nothwendig auch dem Schöpfer ewig verbleiben. Eine Besitzergreifung, wie sie das römische Recht, wie sie das Naturrecht lehrt, ist in Absicht dieser nicht möglich. Es gibt nur eine Zulassung des Besitzes, eine Besitzverleihung, wie dieß der organische Keim ist, aus dem der christliche Feudalismus entstanden. Alles, was noch lebt vom Ewigen, und alles, dessen Leben mittelst des Ewigen uns noch dadurch sichtbar wird, daß wir es im unzerrissenen Bande mit derselben Erde erblicken, von der auch wir genommen worden, alles dieß kann nur von uns genossen und besessen, nie aber zu unserem Eigenthum in dem Sinne gemacht werden, wornach das Eigenthumsrecht einen Gegenstand unbedingt unserer Willkür unterwirft. In diesem Gott durch die Erde noch Angehörigen fährt die göttliche Kraft unmittelbar zu walten fort. Daher unterwerfen wir es nie unserm Willen ganz, wie trotzig auch wir es unser Eigenthum nennen mögen. Nimmermehr werden wir Gott seinen Antheil daran entziehen, und hier wohl möchte die Ehrfurcht nach unten ihren Platz finden. Aber anders ist es mit den vom Inbegriff der gesammten göttlich lebendigen Natur, welche unsere Religion Erde nennt, abgelöseten Dingen, mit allem beweglichen Geräth, mit der sogenannten fahrenden Habe. Dieß ist durch die Losreißung nichtig, dadurch

aber in gewissem Sinne herrenlos geworden. Und hierüber hat es einen ununterbrochenen Kampf zwischen Kirche und Staat gegeben. Die Kirche wirkt nach Möglichkeit dahin, die Losreißung zu hindern; sie will den Einfluß der göttlichen Wirksamkeit auch über das Losgerissene, auch über das fahrende Gut ausdehnen, und sie will dasselbe durch ein mystisch-symbolisches Band festhalten an jenes. Ihre Beweggründe scheinen rein religiös gewesen zu seyn. Denn die Religion will auch in der geschaffenen Welt alles vom Schöpfer sich Ablösende nach Möglichkeit in Vereinigung mit ihm erhalten. Sie will die Theilung hindern, die zwey Centra stiftet und den Krieg gibt; sie will nur die Verringerung, Diminution oder Abstufung gestatten, die den Frieden erhält, weil diese die innigere Wiedervereinigung mit der Wurzel durch den Frieden verbürgt. Aber auch hier wieder ist das religiös Wahre das politisch Beste gewesen und wird es seyn. Bleibt das Freygewordene, nämlich das von der Durchdringung des Urlebens Befreyte, jenem Urleben noch, kurz bleibt die Schale dem Kern noch verwandt, und wird die Schale nicht Grund und Boden einer neuen Welt, bildet sie kein zweytes Centrum, so erhält sich auch Friede und Segen.

Aber das unkirchliche Staatsprincip hat nach und nach den Sieg davon getragen, zunächst in Absicht der fahrenden Habe. Rechtsbegriffe, wie sie in der Zeit des anarchischen Römerthums und des erschlafften hieratischen Geistes Bedürfniß wurden, wie daher nun mehr ein scharfer juridischer Verstand sie schuf, fanden auch in der christlichen Welt Eingang, und fanden Anwendung zunächst auf die fahrende Habe. Nur in jenem Recht, nicht beym Feudalismus finden wir den Grundsatz und die Theorie der Verjährung in ihrer Verbindung mit der Lehre vom Eigenthum. Dieses Eigenthum macht den Eigener zum willkürlichen Beherrscher, gleichsam zum Autor der Sache. Aber die unbedingte Willkür, welche das Eigenthumsrecht gibt, kann ihren Grund nur darin haben, daß der Inhaber der Sache als deren Hervorbringer, als deren Autor, gleichsam als deren zweyter Schöpfer angesehen wird, wie denn auch wirklich im römischen Recht die Umgestaltung eines fremden Stoffes eine Art von Eigenthumsrecht begründete, und einen Titel gab. Je mehr es an wesentlicher Wirklichkeit gebrach, so mehr bedurfte es der Geltung als Supplementes derselben. So bildete sich die Lehre vom Erwerb und von dem die Gültigkeit des letztern sanktionirenden Grunde, oder dem Titel. Aber auch dieser Titel ist nicht jedes Mal wirklich darzulegen, und es muß als Nothbehelf ein neues Supplement in Anspruch genommen werden; dieß ist die Verjährung. Weil die unerworbene Sache dem ersten Erwerber zugestanden wird; so ist die stillschweigende Annahme gemacht worden, daß kein früherer Erwerber vorhanden

seyn, wenn er in einer gewissen Frist sich nicht kund gibt. Sogar wenn ein früherer Erwerber da seyn sollte, ist, lediglich aus Konvention, angenommen worden, daß die Sorglosigkeit um eine Sache während eines gewissen Zeitraumes ihren Verlust hervorbringen könne, sofern sie sich mit gewissen andern Bedingungen vereinigt.

Welche Anwendung ist hiervon auf die Kirche zu machen, die über der konventionellen Rechtswelt liegt, die auf keinen Erwerb gegründet seyn kann, die kein Supplement eines gültigen Titels braucht, und der der Begriff von Eigenthum im Grunde fremd ist.

Nach dieser Erörterung, die wohl auch mehr Licht in den Begriff von Geltung gebracht hat, wird die Widersinnigkeit im folgenden Sätzen einleuchten.

»Es gab eine Zeit, wo das Bestehende und Geltende nicht galt, und die Philosophie lehrt nach dem innern Gehalt der Dinge fragen; sie hält dem menschlichen Geiste Ideale vor, nach denen er das Reale, das in der Erfahrung Gegebene zu bilden strebt.«

Diese Worte sind ein neuer Beweis, welchen Nachtheil ein unüberdachter und unbestimmter Gebrauch der Sprache stiften kann.

Weßhalb sagt der Verfasser nicht: die Philosophie frägt, sondern: sie lehrt fragen? Lehre ist beym Fragen nur nöthig, um die Frage richtig stellen zu lernen. Es konnte also wohl nur gesagt werden: die Philosophie lehrt richtig fragen. Ferner: Was ist innerer Gehalt der Dinge? Gehalt ist durch sich selbst Inhalt, d. h. das Innere. Wie unterscheidet der Autor den äußern Gehalt vom innern Gehalt? welche Scheidewand trennt beyde? — Aber mit jedem Worte wird es schlimmer. Wenn Philosophie nach dem Gehalt der Dinge frägt; so kann sie nicht streben, diese — denn dem Verfasser sind doch wohl die Dinge das in der Erfahrung Gegebene, das Reale? — nach Idealen zu bilden. Einmal frägt sie, wenn es ihr um die Bildung der Dinge zu thun ist, nicht nach ihrem Gehalt. Zum andern zerstört sie den Gehalt oder die Bildung der Dinge mit diesem Thun. Denn sind Gehalt und Bildung dem Verfasser gleich, so verrichtet die Umbildung nach dem Idealen beydes, den Gehalt und die Bildung. Sind Gehalt und Bildung verschieden; so frägt die Philosophie nicht nach dem Gehalt der Dinge, weil sie nicht den Gehalt ändert, sondern nur die Bildung umbildet.

Zergliederungen wie diese, sind ermüdend für den, der sie unternimmt und für den, der sie lieset. Aber wir bedürfen sie. Uns haben unzählige Beyspiele belehrt, daß bey den philosophisch klingenden Angriffen auf alles Wahre und Heilige es nur nöthig ist, die Widersinnigkeit wegzuschaffen, welche in den Worten liegt, um den klaren Blick in das reine und richtige Verhältniß wieder zu gewinnen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß der Verfasser

im Obigen nichts gesagt hat, daß ihm alles aus einander gefallen ist. Das wiederholt sich mit S. 31, wenn es heißt: »daraus, daß einst die weltliche Macht auf der geistlichen ruhte, folgt nicht, daß sie ewig dieser Stütze bedürfe, und was der Katholicismus im Mittelalter leistete, kann nicht auf seine Angemessenheit zu den Bedürfnissen der Staaten unserer Zeit passen.«

Wie meint der Verfasser dieß mit dem Verdammungsurtheil gegen die Unterdrücker des geistigen Lebens? Sollte ihm ein geistiges Leben bloß ein verflüchtigtes, nicht ein vom Geiste des Christenthums durchdrungenes und gesättigtes, dadurch dann aber auch wieder nothwendig ein geistliches seyn? Ruht uns aber die weltliche Macht nicht auf der wahrhaft geistigen und geistlichen, nämlich auf dem in der Kirche zuerst offenbarten heiligen Geist Christi, bedarf sie keiner Stütze nicht mehr: so muß sie sich in jene verwandelt haben, und ist denn selbst geistliche, nicht mehr weltliche Macht. Wenn sie aber weltliche Macht geblieben, und auf sich selbst ruht, hat dann nicht die weltliche Macht eben Macht über die geistliche gewonnen?

Ferner, ist die Religion wirklich das handliche, veränderliche Ding, was nach Angemessenheit zu den Zeitbedürfnissen streben, und sich ihnen anpassen soll? Oder soll nicht das Zeitliche dem Ewigen und Ursprünglichen treu zu bleiben streben? Und wo bleibt die Philosophie mit ihren Idealen? Richtet sie auch diese nach den Zeitbedürfnissen ein? Dann bildet sie nicht die Dinge nach den Idealen, sondern sie bildet die Ideale nach den Dingen. Wozu aber nun wieder die Umbildungen der Letztern?

Ob nach S. 39 das wesentliche Bedürfniß des menschlichen Geschlechtes im Lehramte beruhe, wird wieder schwer zu beantworten wegen der Schreibart des Verfassers und ihrer Unbestimmtheit. Weßhalb schreibt er nicht: bedarf das menschliche Geschlecht einzig und allein des Lehramts und sonst nichts weiter? Dann würde ich antworten: es bedarf etwas Anderes, dermalen ist ihm aber auch das Lehramt sehr nöthig. Ich fahre fort, die Sammlung der Widersprüche zu bereichern, damit die Leser aufmerksam werden, wie nöthig ihnen ist, bey Schriften über gewisse Materien dem Wortsinn recht scharf in die Augen zu blicken, um, wenn die Nichtigkeit schon in diesem erkannt worden ist, sich nicht erst mit dem Inhalt der Gedanken zu plagen.

Nach S. 36 soll das Papstthum, d. h. jene Hierarchie, die nach S. 4 sich wieder befestigt hat, nach S. 79 sich wieder befestigen wird, jene Hierarchie, die nach andern Aeußerungen nur durch die verschwundene Geltung bestand, beruht haben auf dem Wunderglauben, und mit ihm jetzt die Stütze verloren haben. Hiernach ist ja das Papstthum weder wieder befestigt, noch

wird es sich wieder befestigen, noch ist die Geltung seine Stütze, sondern Glaube in seiner abnormen Aeußerung hat diese dargeboten.

Der Satz S. 42, daß wer Gottes Stelle vertreten will, selbst ein Gott seyn müsse, ist gleichfalls auf eine Weise ausgedrückt, daß sich kaum ein Wort darüber sagen läßt.

Sonderbar möchte jedem Leser Folgendes S. 44 erscheinen. »In dem Ausdruck: Wir Friedrich August von G. G. König von Sachsen ꝛc. finden wir (d. h. der Verfasser) nur den Ausdruck der dem religiösen Fürsten geziemenden Gesinnung, vermöge welcher ihm sein Amt als ein göttlicher Beruf gilt.«

Bemerke doch der Verfasser, daß für Beruf bloß gelten dem Menschen nichts darf, geschweige denn für göttlichen Beruf, weil ich glaube gezeigt zu haben, wie dasjenige, was wirklich ist, unmöglich blos gelten kann. Vielleicht verräth sich aus jener Aeußerung am unverhohlensten, wie das wahre Wesen der Religion sich noch keineswegs Herrn Tzschirner kund gegeben, wie Religion keineswegs ihm das in allem Schwankenden, Scheinenden, Geltenden, Vorübergehenden, sich Aendernden fest und unverändert bleibende Ewige und Eine ist. Denn weßhalb müht er sich so sehr ab, sie für alles Andere, nur nicht für Jenes zu nehmen. Welches Kind wird vom Vater, zu dem es sagen sollte, du bist mein Vater, sagen, du giltst mir als Vater? Für Vater gelten, sagt noch weniger, wie den Vater ersetzen. Nur der älternlosen Waise muß leider ein Fremder den Vater ersetzen und dafür gelten. Wer also den Beruf nicht fühlt, wer nicht an ihn glaubt, wem etwas für Beruf nur gilt, dem mangelt ja der Beruf, und er nimmt, weil er dieses Mangels sich bewußt ist, ein Beliebiges dafür an. Aber was ist Beruf, wenn der Rufende von oben nicht da ist, und nicht geglaubt wird? Irgend etwas dafür gelten lassen, und diesem beliebigen Etwas sein Leben widmen, ist das mehr, denn einer Einbildung oder einer Selbstbestimmung leben, die man sich auf den Teppich des Lebens hinmalt, ohne wahrhaft daran zu glauben? Dies Verfahren kann nicht religiöse Gesinnung bezeichnen, die von keinem konventionellen Gelten, die nur von einem wirklichen ist weiß. Wie stünde es also mit demjenigen Regenten, dessen Meinung oder Ueberzeugung wäre, vom Volke delegirt zu seyn, der aber doch es für geziemend hielte, Gott für seinen Berufenden gelten zu lassen?

Welches Gemüth wird eine Behauptung nicht verletzen, wie die S. 57:

»dieselbe Phantasie, welche einst die heidnischen Götter erschuf, habe die Himmelskönigin zwischen Gott und Menschen gestellt,«

oder wie S. 58:

»daß im Katholicismus der Priester die Sakramente weihe.«

Wäre die Ausführung für diesen Ort nicht zu umfangsreich; so ließe sich an jenen Behauptungen darthun, daß auch dem Protestanten keineswegs versagt ist, einzusehen, wie alle Lehren des Katholicismus gerade mit der Vernunft, welche der Protestant so hoch stellt, in reinster und vollkommenster Uebereinstimmung stehen, ohne gerade daraus hervorzugehen. Warum will denn die evangelische Kirche folgendes nicht einsehen?

Die römisch-katholische Religion richtig verstehen, ist noch nicht Katholik seyn, so wie die Religion der Parsen richtig verstehen, noch nicht zum Parsen macht.

Die evangelische Kirche darf kein Interdikt auf das Bestreben legen, die Satzungen der römisch-katholischen Kirche mit unbestochenem Sinn, mit geläutertem und läuterndem Verstande dergestalt aus ihrem Geiste zu verstehen, daß das innere Wesen derselben auch dem Protestanten durchschaubar werde. Denn sie eifert gegen die Verfinsterung. Und wer mit einbrechender Nacht in einer weiten Ebene alles Licht nur auf die Quadratruthe zusammendrängen will, auf welcher er steht, damit alles um ihn desto dunkler bleibe, damit er sagen könne, nur bey mir ist Licht, in der ganzen weiten Ebene aber Finsterniß, der mißbraucht das Licht und ist der wahre Verfinsterer. Rastlos arbeitet er das gesammte Gebiet, welches seinen Standort umgibt, zu verdunkeln, um nachher sagen zu können, die Region, welche er dunkel gemacht hat, sey die Dunkelheit, alles Licht befinde sich auf seiner Quadratruthe. Dieß Verfahren kann ich nicht anders, denn trügerisch finden, der Trug sey nun mit Absicht oder absichtslos begangen. Will der Protestant auf dem überall hinwandelnden Lichte wohnen, und von diesem leben, so muß er auch voll reinen Wahrheitssinns mit demselben in die Hallen des Katholicismus einzudringen versuchen. Er muß abwarten, welches die Folgen seyn werden, wenn sich ihm dort ganz andere Dinge zeigen sollten als die, von denen er bisher gehört oder gewähnt, so lange er das Licht nur um sich zusammendrängte, und die Region in Dunkel gehüllt ließ, vor der er warnte.

Wenn dieß zu faßlich ist, als daß es nicht ein jeder Protestant sollte einsehen können, so finde ich, wenn letztere die Fähigkeit besitzen, bis in den Vorhof des Katholicismus zu treten, in den Tempel selbst aber nur einzudringen mit dem Lichtstrahle jener Einsicht, die sich getrennt hat vom Stoff, und sich losgemacht vom Bande des Ursprunges oder der Kindschaft, daß sie rein und wahr die Gegenstände auffassen sollen, und daß sie rein und wahr wieder berichten, was sie gesehen haben. Denn wie wollen sonst diejenigen, welche zur Vernunft geschworen, wissen, woselbst

diese sich vollkommen in den kirchlichen Dogmen darstellt, ob im Protestantismus oder im Katholicismus? Und nie war das Bedürfniß dringender, dieser Kunde den Weg zu bahnen, wie in unsern Tagen. Gemüth und Gesinnung führt einen großen Theil der Zeitgenossen dem Katholicismus wieder nahe. Nur eine Scheidewand trennt manchen noch, die Schwierigkeit, gewisse Dogmen dieser Religion zu reimen mit den Forderungen der Vernunft, denen sie bey oberflächlicher nur flüchtiger Betrachtung zu widersprechen scheinen.

Aber der Protestant muß die wahrhafte Läuterung der Vernunft bezielen, damit deren Vereinigung mit dem Gemüth zur wahren Einsicht führe. Die Einsicht des Verfassers ist noch nicht berichtigt. Sonst würde er nicht jene Beschuldigung wagen, daß in der römischen Kirche der Priester die Sakramente weihet; er würde vielmehr einsehen, daß ein Sakrament nicht durch Weihung entstehen kann.

Nein! Wie im Besitz aller von Gott geschaffenen Dinge etwas zurückbleibt, welches der Mensch nun und nimmer zu seinem Eigenthum verwandeln kann, wie dieß immer noch dem Schöpfer angehörig bleibt, so ist auch ganz besonders in den Sakramenten ein Etwas wesentlich vorhanden, dem sich Gott niemals entzogen hat, dem er inwohnend geblieben wie am ersten Tage der Schöpfung, und inwohnend wie uns selbst, sofern wir jenes noch im rechten Glauben genießen. Kein täuschendes oder die Seele erhebendes Gefühl, die klare sonnenklare Gewißheit, das Letzte und Höchste was sich der menschlichen Vernunft aufzuschließen vermag, empfängt der Mensch im Sakrament. Die Lehrer der katholischen Kirche waren nur zu fromm, zu unschuldig, und zu demüthig, um sich damit abzugeben, es auch als letztes Muster der Vernunft kund zu geben. Von denen aber, welche sie deßhalb schelten, ist zu sagen: wahrlich! sie wissen nicht, was sie thun! —

S. 82 findet sich der das Buch durchschleichende Widerspruch am schneidendsten wieder. Hier heißt es:

»Der Protestantismus steht festgegründet in der Welt. Er beruht auf dem Evangelium und den Bedürfnissen der Zeit, und diese Säulen wanken nicht.«

Das Evangelium und die Zeitbedürfnisse, die auch nach dem Verfasser nur gelten, sind des Protestantismus S ä u l e n. Er bedarf also ihrer zwey, weil ohne Zweifel die eine nicht genügt. Die Zeitbedürfnisse sind nicht die Religion. Sie sind so vergänglich, daß aus ihrer Vergänglichkeit der Verfasser die Vergänglichkeit des Katholicismus herleitet. Wie kann die Religion, das Unvergängliche, sich tragen lassen vom Vergänglichen, der Zeit und ihrem Bedürfniß? Fällt nun dieser Träger, so bleibt nur das Evangelium. Das aber ist für sich allein ein unzulänglicher Trä-

ger, weil er des zweyten bedarf. Und sollen nun noch die Protestanten sicherer auf demselben fußen wie der Katholicismus auf der (göttlichen) Tradition fußt? —

So verwickelt sich der Verfasser. Ich mußte den Widerspruch an das Licht ziehen, weil gerade durch die Unrichtigkeit seines Ausspruchs das wahre Verhältniß sich darstellen läßt. Wird nämlich das Evangelium als das Unvergängliche zusammengestellt mit dem Vergänglichen im Zeitbedürfniß; so kann weder jenes von diesem getragen, noch jenes von diesem vernichtet werden sollen. Als möglicher Zweck ist Gegenseitigkeit der Einwirkung allein denkbar. Aber was soll einwirken? Gewiß nicht die Vergänglichkeit der Zeit und ihres Bedürfnisses auf das Evangelium, um es nach sich zu bilden, d. h. vergänglich zu machen. Ist also die Zeit weder Mitträger, noch das Einwirkende und Bestimmende; so muß für das Unvergängliche, was die Einwirkung nicht duldet, sondern ausübt, dasjenige, was der Vergänglichkeit der Zeit entgegentreten soll, das Evangelium seyn. Es ist also der Gegner der Zeit, der Gegner ihres Bedürfnisses und ihres Geistes, sofern die Zeit durch ihre Veränderungen sich vom Evangelium entfernt. So läßt aus des Verfassers eigenen Worten sich logisch die Wahrheit der Sätze entwickeln, welche er angreifen möchte. Das, worauf eine Religion, welche es seyn mag, beruht, muß unveränderlich seyn, und der Veränderung entgegen arbeiten.

Aber wie wenig der Verfasser es zu ahnen scheint, wenn er sich übereilt und verwickelt, wenn er Eigenes ausdrücken oder Fremdes widerlegen will, das beweiset sein Angriff auf die päpstliche Note vom 10. August 1819 an die protestantischen Fürsten und Staaten des deutschen Bundes auf eine merkwürdige Weise. Seiner Uebersetzung nach heißt es darin:

»Die katholische Religion behandelt alle ihre Dogmen fundamentell, so fern keines derselben bestritten noch geläugnet werden kann, ohne daß man aufhöre Katholik zu seyn.« Und Herr Tzschirner sagt: »wollte ich Scherz treiben, so könnte ich folgern, nichts sey fundamentell, weil alles fundamentell seyn will. Denn das Fundament wird fundirt, weil es etwas anders, das nicht Fundament ist, hält und trägt.«

Auch dieses Angriffs Widerlegung entwickelt eben so sehr die unendliche innere Wahrheit jedes katholischen Dogma, wie sie darthut, daß die Sprache der katholischen Kirche niemals unbestimmt ist, und in keinen Satz einen Widerspruch aufnimmt. Ihr ist die Vorstellung eines Fundaments unserm Sinne nach eigentlich fremd, weil sie aus der lebendigen Wurzel alles Seyns hervorgegangen ist, weil sie dadurch besteht, daß sie von dieser unaufhörlich Leben nimmt und empfängt. Doch mit dem Protestantismus in Discussion ist sie bemüht, dessen Begriffen und Vor-

stellungen, folglich der von Fundament näher zu treten, dann braucht sie solche Begriffe mit negirenden Einschränkungen. Weil ihre Dogmen kein philosophisches Lehrgebäude bilden sollen, so erhebt sie keins derselben zum Fundament. Alle gehen mit gleicher Wahrheit und Wirklichkeit aus dem unmittelbaren göttlichen Einfluß auf ihre Kirche hervor. Spricht nun der Protestant, seinem Ideengange treu, von Dogmen, will er diesen Ideengang in sie hinübertragen, so verwahrt sie sich dagegen. Kann dieß richtiger geschehen als dadurch, daß für den Ausdruck: »unsere Dogmen sind sämmtlich fundamentell« ꝛc. gesagt wird: »wir betrachten alle unsere Dogmen fundamentell, sofern deren keines bestritten oder geläugnet werden kann, ohne daß man aufhört Katholik zu seyn.« Man kann nicht besser bevorworten, daß man nur in fremde Vorstellung und fremden Sprachgebrauch eingehen wolle. Es sagt zugleich, die katholische Kirche, wenn sie auch kein Dogma in jenem beschränkenden Sinne fundamentell betrachtet, wodurch das eine zum Tragenden, das andere zum Getragenen wird, sie dennoch ein Fundament anderer Natur besitze als das bloße Dogma. Gerade deßhalb ist sie mehr denn bloß zeitlich, weil sie kein einzelnes, sondern alle Dogmen fundamentell betrachtet. Ein abermaliger Beweis von dem schwachen Bemühen, die innere Vernünftigkeit ihrer Dogmen und Satzungen einzusehen.

Noch muß ich bekennen, daß ich nicht politisch gesprochen habe. Auch Herr Tzschirner hat, trotz des Titels, den Protestantismus und Katholicismus nicht aus dem Standpunkte der Politik, sondern aus dem des partikularen Interesse betrachtet. Ist von politischer Betrachtung die Rede, so gibt es vorzugsweise eine Betrachtungsart für diesen Gegenstand, und zwar folgende.

Man gefällt sich jetzt in einer gewissen Furcht vor den jenseitigen Welttheilen; man kitzelt sich mit den Schreckbildern der Gefahren, die von dorther drohen, und spricht von Europa's Zertrümmerung durch Nordamerika. Wenn nun jemand darthäte, wie nichtig diese Besorgniß ist, sobald Europa wieder ganz und einig der einen unsterblichen Kirche angehört, und daß es so wenig untergehen wird wie sie, weil unser Welttheil dann nicht bloß in der Masse mächtiger ist, sondern von einer ewigen Kraft zusammengehalten wird; so wäre damit der Protestantismus und Katholicismus vom Standpunkte der Politik betrachtet. Auch dann z. B. wäre es geschehen, wenn gezeigt würde, was Europa jenen Gefahren gegen über zu besorgen hat, wenn es sich in der Religion zersplittert. Doch durch des Verfassers Behandlung ist es nicht geschehen. — Wilhelm von Schütz.

Art. VIII. *Asia* polyglotta, von Julius Klaproth. Paris, bey J. M. Eberhart, 1823, in 4.

Dieses geographisch-historisch-linguistische Werk, eine der wichtigsten Erscheinungen im ausgebreiteten Felde der Philologie, ist in verschiedenen Beziehungen merkwürdig; es gibt ein getreues Bild der alten und neuen Eintheilung Asiens, ein Bild, wie noch keines vorgekommen ist. Es bestätigt die Grundsätze des wohlbekannten Tripartitums, des *Libelli de analogia linguarum.*

Die Hauptthe ile des Inhaltes sind folgende: 1) nach einer aus den Schriften des Herrn v. Humboldt angeführten, zum Motto gewählten Stelle, legt der durch seine Reisen und seine Beschreibung des Kaukasus bereits bekannte Verfasser in einer kurzen Vorrede die Mittel, Quellen und Grundsätze seiner Arbeit vor, erklärt sich für die strenge Wahrheitsliebe und sorgfältige Vermeidung alles Dunkeln und Schwankenden. Ueber die Ursprache, die allgemeine und Stammverwandtschaft der Sprachen, gibt er bedeutende, mit des Hugo Grotius Worten belegte Aufschlüsse, welche vielleicht dazu beytragen dürften, diesem wichtigen Theile des menschlichen Forschens und Wissens eine ganz neue Richtung zu geben.

Hierauf folgt das von dem Verfasser gebrauchte und erläuterte allgemeine Alphabet, welches aus fünf und dreyßig lateinischen, vier russischen und drey zusammengesetzten, in allem aus zwey und vierzig Buchstaben (Schriftzeichen) besteht.

2) Würdigung der asiatischen Geschichtschreiber. Spricht von der früheren fabelhaften Geschichte der mohammedanischen Völker. Die wahre Geschichte der Araber geht kaum ins fünfte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung; erst mit Mohammed fängt eine bestimmte Chronologie an. Die Auseinandersetzung der drey mohammedanischen Reiche (der Araber, Perser und Türken (Osmanen) ist bemerkenswerth, kurz, aber doch erschöpfend. Ueberhaupt sind die Anfangszeiträume der asiatischen Völker bestimmt und chronologisch geordnet worden. Unter den gewürdigten Geschichtschreibern sind namentlich die arabischen, persischen, türkischen, mongolischen, indischen, tübetischen, chinesischen, japanischen, armenischen und georgischen aufgeführt.

Armenische Handschriften, die in Klöstern unbenutzt verborgen liegen, gäben viel Licht über die Geschichte von Vorderasien.

Bey Georgien ist merkwürdig, daß es am längsten von den Bagrationen von 574 bis 1800 unserer Zeitrechnung beherrscht wurde.

Aus asiatischen Nachrichten ist mehr Stoff zur Geschichte der ältern Menschheit zu ziehen, als aus andern. Für die Geschichte der ersten dreyhundert Jahre (unsrer Zeitrechnung) bis auf unsere Zeiten ist bey den Asiaten sehr viel zu treffen; die Geschichte der sogenannten Völkerwanderung und selbst des sogenannten Mittelalters, bleibt, ohne ihre Hülfe, immer räthselhaft und unvollständig.

Trefflich hat der Verfasser bemerkt, daß die arabische Geschichte im fünften, die persische im dritten, die türkische im vierzehnten, die mongolische im zwölften, die der Hindus auch im zwölften, die tübetische im ersten, die chinesische im neunten, die Japaner im siebenten, die armenische im zweyten, und die georgische im dritten anfängt einheimische Gewißheit zu erhalten.

Auf Andeutungen in der Geschichte oder bloße historische Ahnungen läßt sich kein System bauen; Vermuthungen, ob sie wohl durch Anhäufung von Andeutungen und Spuren einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit erhalten, können doch nicht gebraucht werden, um etwas historisch zu erweisen, so lange sie selbst nicht erwiesen sind.

3) Fluten und Ueberschwemmung. Auch diese sind nach mühsamen Untersuchungen chronologisch geordnet, und gewähren im Lesen ungemein viel Vergnügen. Die Erzählungen der Hindus und die Nachrichten der Chinesen hierüber haben großes Interesse; man wird den so sehr verschiedenen Geist dieser zwey benachbarten Völker, den poetischen und den prosaischen, nicht ohne Nutzen erkennen.

Auf die Frage, wann die Wasserflut Statt fand? wird die Zeit nach dem hebräischen, dem samaritanischen und dem Text der siebzig Dolmetsche des Pentateuchs angegeben und dem samaritanischen, wegen der Zeitrechnung, die mit der indischen und chinesischen der Flut ziemlich übereinstimmen soll, das Wort gesprochen. Nach einer Berechnung bringt K. das Jahr 3075 vor Christus, als das Jahr der noahischen Flut heraus.

Die mosaische Erzählung stimmt mit fast gleichen Umständen, nur in anderer Einkleidung, mit den Erzählungen asiatischer Völker überein; Humboldt hat selbst in Amerika von der Flut, dem Schiffe und der Landung desselben auf einer Bergspitze, Sagen gefunden.

Außer der großen, uns aus den heiligen Büchern des alten Bundes bekannten Flut wird in der *Asia polyglotta* von partiellen Fluten gesprochen, nämlich von der ersten, die Erogitium heißt; K. belegt sie mit dem chaldäischen Namen Tuphna oder Typhon, Flut des Xisuthrus (2297 vor Christus), die das westliche Asien verheerte. Zu dieser Zeit wurden die am Meere gelegenen Gegenden von Nord-China

von einer großen Flut überschwemmt, die zwar nicht das dort wohnende Menschengeschlecht vernichtete; aber doch den Ackerbau unmöglich machte und den Gewinn der Lebensbedürfnisse erschwerte. Die zweyte Flut, unter Ogyges, König von Attika, sehr partiell (vor Christus 1796), wird ferner angeführt unter Deukalion in Thessalien, welche nach der parischen Marmorchronik im Jahre 1521 vor Christus sich ereignete.

4) S. 35 fängt die eigentliche *Asia polyglotta* an. Die Völker Asiens werden hier nach den Sprachen geordnet.

Es wird gesagt (ich bediene mich in dieser Recension fast immer der Worte des Verfassers), daß, um die verschiedenen Völkerstämme, welche den Erdkreis bewohnen, gut von einander zu unterscheiden, die Sprachvergleichung, da, wo die Geschichte mangelt, das beste und einzige Mittel sey; nur sollte man sich dieses Mittels nicht auf eine thörichte und fruchtlose Art bedienen.

Nach K. gibt es eine doppelte Verwandtschaft unter den menschlichen Sprachen, eine allgemeine und eine Stammverwandtschaft. Die allgemeine Sprachverwandtschaft besteht darin, daß in den Sprachen der verschiedensten Völker, bey denen der Bau des Schädels bedeutende Abweichungen zeigt, sich dennoch häufig genug Wörter finden, die dem Laute und der Bedeutung nach mit einander übereinkommen. Als Beleg des in der Vorrede von der allgemeinen Sprachverwandtschaft Gesagten sind S. 35 und ff. über siebzig Beyspiele von auffallenden Wortähnlichkeiten aus den allerverschiedensten Erdgegenden gegeben, wie syrisch sara, kalmukisch sara (Mond), chinesisch pan, deutsch Pfanne (englisch pan), wozu man noch das aschanti serrani und das wälsche pann setzen könnte.

Solche Aehnlichkeiten lassen sich eine Menge in den verschiedensten Sprachen und in großen Entfernungen auffinden; aber sie klären nichts auf in der Völkerkunde.

Die Stammverwandtschaft findet nach dem Verfasser Statt, wenn in den Sprachen von Völkern, deren Verwandtschaft sich durch die Geschichte oder durch die physische Gleichförmigkeit ergibt, eine bedeutende Menge von Wörtern vorkommt, die bey übereinstimmendem Laute gleiche Bedeutung haben; wo sich dann auch in dem grammatischen Baue der Sprache unverkennbare Aehnlichkeiten auffinden lassen, wie im Persischen, Indischen, Germanischen und Slawischen, und überhaupt in allen Sprachen, welche zu diesem Stamme gehören.

Die allgemeine Sprachverwandtschaft theilt er in die antediluvianische, welche noch eine nähere wissenschaftliche Untersuchung verdient, und in die postdiluvianische.

K. entscheidet nichts über das Alter der Welt, und gibt seine

Ansicht über die Urwelt, welche freylich viele Gegner aus guten Gründen haben dürfte.

Nun gibt K. eine Uebersicht der Völker Asiens, nach den Sprachen geordnet, mit Angabe der Gebirge, von denen sie herabstiegen; denn selten sieht man, daß Völker in höhere Gegenden hinaufsteigen.

I. Indo-Germanen.

Herr Klaproth nennt diesen den am weitesten verbreiteten Stamm in der Welt, rechnet dazu Indier, Perser, Afganen, Kurden, Meder, Osseten, Slawen, Deutsche, Dänen, Schweden, Normänner, Engländer, Griechen, Lateiner und alle von den Letztern abstammenden Völker Europa's.

Erwiesen ist, was er sagt, daß die mit einander verwandten Sprachen Geschwister sind, und daß keine von der andern abstamme. Alles, was zu den Indo-Germanen gehört, stammt von denselben Wurzeln. — Die Hypothese von der großen Ausbreitung des indo-germanischen Völkerstammes verdient eine genaue Untersuchung. Sehr wahr, daß die Sanskrit-Sprache alle Spuren der Neuheit an sich trägt und gewiß eine ziemlich junge Schrift- und Bücher-Sprache ist, deren Blüten die Wurzeln meist verdecken und unscheinbar machen.

Nun folgt ein Wörterverzeichniß der Sanskrit.

Die herumirrenden Zigeuner gehören auch zu den Hindu-Nationen; über ihre ersten Auswanderungen läßt sich nichts gewisses festsetzen (über diese gab Grellmann einige nicht ganz verwerfliche Winke). Richtig ists, daß ihre Sprache ein sehr wenig veränderter nordindischer Dialekt ist.

Afganen. Der Verfasser thut dar, daß es eine Fabel ist, daß sie indischen Ursprungs seyen, und tadelt darum mit Recht den W. Jones, daß er die offenbare Lüge in einem Wörterbuche der afganischen Sprache (manifest resemblances to the chaldaik) ohne die geringste Probe davon zu geben, geltend machen will. Elphinstone hat diese Fabel in seinen account of the Kingdom Cabul am hinlänglichsten und trefflichsten widerlegt.

Ferner wird dort die falsche Meinung ganz entkräftet, daß die Afganen von den alten Albaniern im östlichen Kaukasus abstammen. Man ist durch neuere armenische Schriftsteller getäuscht worden; die Sprache dieser Afganen widerlegt selbst diese Fabel am besten; sie gehören sicher zu dem indo-germanischen Stamme.

Wieder ein Wörterverzeichniß.

Perser. Das alte nicht mehr übliche Pehlwi und das Send, die alte Sprache der Hochmedier aus den Fragmenten des Zoroaster (Zerduscht) bekannt.

Neupersisch mit dem Parsi, der alten Landessprache von

Südpersien und einer bedeutenden Menge semitischer Wörter vermischt.

Ein Wörterverzeichniß.

Belutschen. Zwischen dem Lande der Afganen und Persien längs dem Meere, die auch zu dem indo-germanischen Stamme gehören.

Ein kleines Wörterverzeichniß.

Kurden. Bewohner mehrerer Provinzen des westlichen und nördlichen Persiens, zerstreut in Mesopotamien, Syrien und den östlichen Gegenden von Kleinasien.

Ein Wörterverzeichniß.

Osseten oder Alanen. Bewohner des mittleren Theils des kaukasischen Hochgebirges in Norden von Georgien. Nachkommen der Chasaren, Bewohner der in Norden vom Kaukasus gelegenen Länder.

Osseten sind, die sich selbst Iron (Iran, bey Herodot Arinoi) nennen, medische Sarmaten, As oder Alanen des Mittelalters.

Ein Wörterverzeichniß.

Armenier. Haikan, von ihnen selbst so genannt.

Ein Wörterverzeichniß.

II. Semiten.

Der semitische Stamm zerfällt in drey große Unterabtheilungen; die erste derselben bilden die chaldaisch-syrischen Völkerschaften, die zweyte ist die hebräische, zu welcher Juden, Phönicier und Philister gehören; die dritte die arabische, in der die Aethiopier mitbegriffen sind. Erst in den neuesten Zeiten hat man angefangen, ihre Grammatik und Wortforschung auf haltbare Grundsätze zurück zu führen.

III. Georgier.

Sie begränzt in Norden der Kaukasus und in Süden trennen sie der Kur, die Gebirge von Garabag, Pambaki, Tschildir und die pontischen.

Die georgische Nation zerfällt in vier Hauptzweige, sie besteht 1) in den eigentlichen Georgiern, kart'uhli. 2) Die Bewohner von Mingrelien, Odischi und Guria. 3) Suani, oder wie sie sich selbst nennen: Schnau. 4) Die letzten Lasi, welche wieder drey Mundarten haben; den von Kiemer oder Gonia durch (ki), den von Hope oder Krainza durch (H) und den von Trebisonde, den Klaproth durch (Tr.) unterschieden hat.

Ein Wörterverzeichniß.

IV. Kaukasier.

Darunter begreift Herr Klaproth alle diejenigen Völkerschaften, die seit der geschichtlichen Zeit das kaukasische Gebirge

bewohnt haben, im Gegensatze von denen, die erst später eingewandert sind.

Den Sprachen nach bringt der Verfasser die Kaukasier in drey große Hauptabtheilungen: in Ostkaukasier oder Lesghi, in Mittelkaukasier oder Mitzdjeghi und Westkaukasier, welches die tscherkesischen und abasischen Völkerschaften sind.

Bey genauer Untersuchung findet Klaproth, daß in Leghistan vier wirkliche Hauptsprachen geredet werden. — Die erste nennt er die awarische, an jene schließt sich jene der Bezirke Dido und Unso am obern Samur. 2) Die Sprache der Qasi-Qumuq, 3) die von Akuscha, 4) wird im Gebiete von Kura oder Kurá geredet in Süd Dagestan.

Ein kleines kurälisches Wörterverzeichniß.

Mittelkaukasier. Was diese Sprache betrifft, so ist sie zwar von andern kaukasischen dem größeren Theile der Wörter nach verschieden, bietet aber viele Aehnlichkeit mit den lesghischen und besonders mit den Qasi-Qumuqischen und awarischen Mundarten dar.

Der Dialekt der Tuschi ist mit vielen georgischen Wörtern vermischt, welche angezeigt sind.

Westkaukasier. Sie breiten sich vom obern Kuban an bis zum schwarzen Meere hin, und machen in unsern Tagen die Tscherkesen und Abasen aus.

Folgt wieder ein Wörterverzeichniß, und sodann kommen einige tadelnde Worte über die Benennung kaukasische Racen. Die mehrsten Bewohner des Kaukasus sind so alt als die Geschichte.

V. Samojeden.

Ihr Ursprung ist schwer zu bestimmen; die westlichen Samojeden nennen sich selbst Njenez oder Nenetsch (Leute) oder Chasovó (Menschen), und werden verschieden von andern Völkerschaften genannt.

Ein samojedisches Wörterverzeichniß.

Dann fährt der Verfasser fort umständlicher von den Samojeden zu sprechen, von allen ihren Stämmen.

Wieder eine Wörtertafel für die verschiedenen Stämme.

VI. Jeniseïer.

Größtentheils mit dem unbestimmten Namen Ostiaken von Jeniseï belegt. Der Verfasser nennt diesen Stamm so, weil er nur die Gegenden dieses Stromes und seiner Zuflüsse bewohnt, und weil seine Mitglieder keine eigene allgemeine Benennung für ihre Nation haben, Klaproth auch keine bessere zu geben wußte. Hier folgen interessante Nachrichten von ihren Gebräuchen und Stämmen.

Ein jeniseïsches Wörterverzeichniß.

VII. Finnen.

Dieser ausgebreitete Völkerstamm bewohnt den nordöstlichen Theil von Europa und das nordöstliche Asien, der seinen Namen von einem seiner äußersten Zweige erhalten. Vollkommen Recht hat der Verfasser, daß man die Finnen mit mehrerem Rechte Uralier nennen könnte; denn Alles, was wir, sagt derselbe, historisch und glottisch von ihnen wissen, deutet auf ihre Abstammung aus dem uralischen Scheidegebirge, von dem sie nach Westen herabgestiegen sind.

Merkwürdig und höchst interessant für uns ist, was Klaproth S. 183 sagt: »Durch jene Vermischung mit asiatischen, und besonders, seit dem sechsten Jahrhunderte, mit türkischen Völkern, entstanden die sonderbar abweichenden, und doch finnischen Sprachen, wie das tscheremisische und ungrische, zu welchen letztern sich auch ein großer slawischer Antheil (vielleicht durch slawische Missionäre) und viel Deutsches gesellt (besser, durch Mißbrauch und Noth, um völlig neue Dinge benennen zu können, eingeführt) hat. Dagegen löste das Türkische der Tschuwaschen ein Drittheil finnischer Wörter in sich auf und ward dadurch zur abweichenden Mundart des alten Stammes.« Die Eintheilung in Ost- und Westfinnen ist vortrefflich aus einander gesetzt.

Die Sprache der finnischen Völker ist in fünf Hauptstämme eingetheilt: in germanisirte Finnen, worunter außer den Finnländern die Esten, Karelen oder Karelier, Olonezischen Finnen und Lappländer, in den russischen Jahrbüchern Tschuden genannt; in wolgische Finnen, zu ihnen gehören: Mordwinen, Mokschanen und Tscheremissen.

Permier. Ein Stamm der finnischen Völkerschaften, zu ihnen gehören: Wotiaken, Syränen, welche im Grunde mit den Permiern ein Volk sind, und die eigentlichen Permier.

Ugorische Finnen. Unter dem Namen der Ugorier (abermals eine wichtige Stelle für uns, S. 188) begreift der Verfasser die drey letzten Zweige des finnischen Völkerstammes, nämlich: die Wogulen, Ungern (nicht Ungarn) und Ostiaken vom Ob. »Aus den jenseits der Wolga gelegenen Gegenden kamen ums Jahr 462 unserer Zeitrechnung, nach der Zerrüttung des von Attila errichteten großen Hunnenreichs, die ugorischen Völker, nämlich: Onoguren, Saraguren und Urogen nach Europa. Die wichtigsten derselben scheinen die Onoguren gewesen zu seyn, und diese hießen in spätern Zeiten Uguren, Uiguren und Ungern. Sie sind die Stammväter der jetzigen Ungern, und werden auch in den russischen

Jahrbüchern Ugry genannt. Wahrscheinlich (gewiß) war noch ein Theil von ihnen im alten Vaterlande zurück geblieben (ein solcher Unger aus dem alten Vaterlande hielt sich eine geraume Zeit in unserm Ungern vor Kurzem auf), von dem die jetzigen Baschkiren abstammen, obgleich sie ihre alte Sprache vergessen und die türkische angenommen haben.« (Der oben erwähnte Unger aus dem alten Vaterlande sprach ungrisch, nur mit einiger Veränderung der Mundart). Hier führt der Verfasser die bekannte Erzählung des Minoriten Wilh. Ruysbroeck bey Bergeron §. 47 an, der im Jahre 1253 jene Gegenden besuchte.

Im Mittelalter (sehr richtig) führten die Gegenden um den Ural bis zum oberen Jaik herunter den Namen des ugrischen oder ungrischen Landes.

S. 190 sagt der Verfasser wieder, daß das Vaterland der Uiguren oder Ungern seine südliche Fortsetzung bis zum Jaik hatte. Jugrier (d. i. Wogulen und obische Ostiaken) sprechen aber eine Sprache, die von allen finnischen Mundarten in den Wurzeln am mehrsten mit der jetzigen sehr gemischten (?) ungrischen übereinkommt; sie sind also Stamm- und Sprachverwandte der Ungern. Hier wird des wackern Samuel Gyarmathi wegen seiner trefflichen Abhandlung: Affinitas linguae ungaricae cum linguis Finicae originis etc. ehrenvoll erwähnt.

Jetzt geht der Verfasser zu den Wogulen und den obischen Ostiaken über.

S. 198 folgen Vergleichungen, welche die Uebereinstimmung ungrischer, permischer und anderer finnischer Wurzeln mit den andern Stammsprachen Asiens in die Augen springend zeigen, mit Ausnahme der Mundarten jener Finnen, die der Verfasser unter die germanisirten zählt, weil dieß nichts beweisen würde.

S. 202 wirft K. die Frage, was sind Tataren? auf, und beantwortet sie erschöpfend. Vielleicht gehört diese Antwort unter die vorzüglichsten Forschungen, die in der Asia polyglotta vorkommen.

VIII. Türken.

Auch dieses nach unserm Urtheil vortrefflich wie das Vorige, und enthält viel Neues.

Dann geht er zu dem usbekischen Stamme und zu jenem der Baschkiren. Wieder eine Frage, was sind Bucharen? mit gewohntem Scharfblick beantwortet. Zuletzt folgt ein bucharisches Wörterverzeichniß.

IX. Mongolen oder Tataren.

Ein vorzüglicher Aufsatz mit einem mongolischen Wörterverzeichnisse.

X. Tungusen.

Eben so merkwürdig mit einem sehr überraschenden Wörterverzeichnisse.

XI. Kurilien oder Aino.

Oestlich von dem Mandschu, am Ausflusse des Amur, vorzüglich aber auf den größeren und kleineren Inseln, die zwischen dem festen Lande von Asien, Japan und Kamtschatka liegen, und selbst auf der Südspitze des Landes wohnen.

XII. Jukagiren oder Jukagi.

Ein kleiner, jetzt sehr zusammen geschmolzener Völkerstamm; sie wohnen östlich von den Jakuten, an den Ufern des Eismeeres, zwischen den Flüssen Jana, Indirgka und Kowyma oder Kolyma. Eine Vergleichungstafel.

XIII. Korjäken.

Die Gränzen dieses Stammes sind in Westen der Omolon, der Linken, der Kowyma, und dieser Fluß selbst bis zu seiner Mündung; in Norden das Eismeer und der obere Anadyr, und in Osten der nördliche Ocean; in Süden stoßen sie an den nordöstlichen Theil des lamutischen Gebirges und an den Penschinskischen Meerbusen; auf der Halbinsel Kamtschatka aber gehen sie bis zum Bache Bustaja, der sich in Westen in diesen Busen ergießt und bis zur Tukowka, welche gegen Osten in den nördlichen Ocean fällt. (Ich habe nur bey weniger bekannten Völkerschaften die Gränzen nach K. bemerkt.)

Wieder ein Wörterverzeichniß.

XIV. Kamtschadalen.

Mit einem Wörterverzeichnisse.

XV. Polar-Amerikaner in Asien.

Die östlichen Tschuktschen in Sibirien, auf der äußersten Spitze von Asien nach Amerika.

Ein Wörterverzeichniß.

XVI. Japaner.

Mit einem Wörterverzeichnisse.

XVII. Koreaner.

Die Insel Korea, welche zwischen China und Japan und südlich von dem langen weißen Gebirge liegt, das sie von dem Lande der Mandschu trennt.

Ein Wörterverzeichniß.

XVIII. Tübeter.

Mit einem Wörterverzeichnisse

Sprache der Bewohner der Garrau-Berge an der nord-

östlichen Gränze von Bengalen. Sprache der Bergbewohner in der Nachbarschaft von Bhagalpur.

XIX. Chinesen.

Hier leibt und lebt der Verfasser, wie in seinem Vaterlande.

XX. Annam.

Tunkin und Kochinchina.

XXI. Siam. XXII. Awa. XXIII. Pegu.

Wörterverzeichniß der chinesischen Dialekte und der transgangetischen Sprachen.

Malajen mit einem Wörterverzeichnisse.

Ich muß jetzt erinnern, daß ich nicht umhin könne, sowohl dem außerordentlichen großen Vorrathe (eine Fundgrube für den Philologen) an meist unbekanntem Stoffe, als auch dem seltenen Geschicke des Verfassers im Ordnen und Benützen die verdiente Bewunderung zu bezeugen.

S. 121 erscheint das Leben des Budda nach mongolischen Nachrichten, des Stifters einer Religion, die, nächst der christlichen, über einen sehr großen Theil des Menschengeschlechtes verbreitet ist. Sie nahm ihren Ursprung in Indien, diesseits des Ganges, und verbreitete sich von dort aus über den größten Theil von Asien. Vom Imaus an erstreckt sich ihre Herrschaft bis zum stillen Ocean und über Japan hin. In Mittelasien hat sie aus rohen Nomaden sittliche und milde Menschen gemacht, und selbst das südliche Sibirien hat ihren Einfluß empfunden.

Nebst dem eigentlichen Texte enthält die Asia polyglotta noch 60 große Tafeln in Fol., welche diejenigen Wörterverzeichnisse, die im Texte nicht Raum hatten, aufnehmen. Sie bilden mit jenen eine bequeme Uebersicht der asiatischen Sprachen, und eine sonst nirgends anzutreffende reiche Sammlung asiatischer Wörter, die durch die beygefügte treffliche neue Karte Asiens, auf der die erwähnten Stämme und Sprachen, mit ihren Gränzen und mit verschiedenen Farben bezeichnet und glücklich versinnlicht sind, noch einen ganz besondern Werth erhält; indem auf diese Weise, was vorher dem Gedächtnisse eingeprägt worden, hier nun auch dem Auge vorgestellt, und so für beyde, dem Lehrenden und dem Lernenden ungemein faßlich gemacht wird.

Das am Ende angebrachte vollständige Register erleichtert den Gebrauch, weil es schnell und sicher auf jede Einzelnheit hinweiset. Es wäre zu wünschen, daß bald eine ähnliche Arbeit über Europa erschiene, denn in diesem, wie in manchen anderen Fällen, ist uns das Morgenland zuvorgekommen.

N—g.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXII.

Probe aus einer neuen Uebersetzung von Dramen des Calderon, von Dr. Al. Jeitteles.

Das Fegefeuer des heiligen Patricius.

Erster Aufzug.

(Wilde Felsengegend am Meere. Egerius, König von Irland, in Thierfelle gekleidet, stürzt voll Wuth auf die Bühne; seine Töchter Polonia und Lesbia, der Höfling Leogarius und ein Hauptmann sind ihn zurückzuhalten bemüht.)

König.

Laßt! daß mich Tod umnachte!

Leogarius.

Halt ein, Gebieter!

Hauptmann.

Höre!

Lesbia.

Schau!

Polonia.

Betrachte!

König.

Laßt, daß der Sonn' unferne
Von diesem Riff', der sich mit einem Sterne
Den Scheitel krönend schmücket,
In salz'ge Meeresflut, der Sorg' entrücket
Nun stürze der, dem solches Leid beschieden,
Es sterb' in Wuth, wer lebt in Wuth hienieden!

Lesbia.

Wild dringst du hin zum Meere?

Polonia.

Schon schliesst du, Herr! Was hast du nun? Erkläre!

König.

All jene ew'gen Schrecken
Der Höllenfurien, die so gierig lecken,
Der siebenhals'gen Schlange
Geburten, die zum vierten Himmelsrange
Den Qualm verfinsternd hauchet,
Kurz, was da schreckt, und in Entsetzen tauchet,
Fühl' ich im Busen toben *),
Daß gegen mich ich selbst nun Krieg erhoben.
Dem Traume hingegeben,

*) Nach der Leseart der alten Ausgaben.

Bin ich lebend'ger Leichnam, denn vom Leben
Ist er der Herr, im Bleichen
Erschaut' ich da des Todes drohend Zeichen.

Polonia.

Und welcher Traum liegt solcher Angst zum Grunde?

König.

Nun Töchter hört! Aus eines Jünglings Munde
Voll Schönheit anzusehen
(Ob er auch niedrer Sklav', ich wag' kein Schmähen,
Und will sein Lob erheben),
Nun denn aus eines Sklaven Munde eben
Wohl eine Flamme sprühte,
Die freundlich mild in süßen Strahlen glühte,
Bis sie euch beyd' umfangen,
Und ihr in heller Lohe aufgegangen.
Nur mir in eurer Mitte, der bemühet
Zu widerstehn der Wuth, kein Leid geschiehet,
Und nicht die Glut mich findet;
Doch endlich schon verzweifelt und erblindet,
Erwacht aus Grabesschlunde,
Aus Traum und Todesschlaf und Fieberstunde
Bedünken mich die Qualen
So groß, daß es mir scheint, ich seh die Strahlen,
Wohin ich fliehend kehre,
In Flammen euch, indeß ich mich verzehre.

Lesbia.

Nur leichte Phantasieen
Des Traumes sind's, die so mit Wahn umziehen
Die Seele sammt den Sinnen.

(Ein Horn ertönt.)

Was sagt dieß Horn?

Hauptmann.

Daß unsern Port gewinnen
Nun ein'ge Schiffe eben.

Polonia.

So woll' mir, Herr! zum Geh'n Erlaubniß geben.
Du weißt, daß Hornestöne
Mir klingen wie die Stimme der Sirene,
Dieweil dem Mars geweihet,
Von kriegerischem Tosen hocherfreuet,
Wohl all mein Sinnen dringet
Nach seinem Klang, denn meiner That entspringet
Aus ihm des Ruhmes Quelle,
Wenn auf zur Sonne schifft auf Feuerswelle
Mein Name, und mit leichtgehob'nen Schwingen
Von dort zu Pallas Gottheit sucht zu dringen.

(Für sich.)

Obwohl mit größ'rer Sorge mich verlanget
Zu wissen, ob Philippus angelanget. (ab.)

Leogarius.

Steig nieder, Herr! zum Strande
Des Meers, so dringt mit schäum'gem Hauptesrande
Zum Fels, der ihm zu größ'rem Strafesfalle
Gibt sand'ge Haft im Kerker von Krystalle.

Hauptmann.

Dies Scheusal schneebedecket
Verscheuche, was dich schrecket,
Auf seinen Wogen kamen
Zu Spiegeln von Zaphir die Silberrahmen.

König.

Nichts wird mich mehr ergötzen;
So konnte mich mit mir in Streit versetzen
Der Schmerz, daß trüb ich ahne,
Das Herz gleich' Aetna, Busen dem Vulkane.

Lesbia.

Gibts schönern Anblick als des Schiffes Bogen,
Wenn es Krystalle brechend kommt gezogen,
Und auf azurner Sphäre
Ein Fisch des Winds, ein Vogel ist der Wogen,
Wenn's schnell in leichter Furch' hinzieht die Meere,
Von zweyer Elemente Gunst bestimmet,
Im Wasser fliegt, und in den Winden schwimmet?
Zwar ward nicht dem Begehre
Der Augen noch bis jetzt so froh Gewähre,
Dieweil das Meer nun stürmend,
Zu weiten Felsengruppen auf sich thürmend,
Die stolze Stirne faltet,
Und weil Neptun ergrimmet,
Von Zornesmuth umstimmet,
Den Blick umwölkt, des Dreyzacks furchtbar waltet.
Mög' wohl bedenken der Pilot die Stürme!
Denn kühn gen Himmel dräuen
Gebirg' aus Salz und Piramidenreihen
Aus Eis, Schlösser aus Schaum, aus Schnee die Thürme.

Polonia (tritt auf).

O große Noth!

König.

Polonia,

Was ist's?

Polonia.

Die unbeständ'ge Babilonia,
Die sich empört gen Himmel,
Zeigt solchen Grimm, und solch' Gewaltgetümmel,
Daß sie mit durst'gem Wüthen
(Wer sah, daß Wellen je in Durst geriethen?)
Manch Volk nach ihres Bauches grausem Schlunde
Herniederreißt zur Stunde;
Dort weiht sie aus Korallen
Die Gräber kühn, aus Silber Grabeshallen,
Aus Schnee die Sarggerüste;
Denn aus der Haft zu freyerem Gelüste
Läßt Aeolus die Winde,
Und diese fassen ohne Recht und Gründe
Den Kahn, von dem uns die Trommet' erklungen;
Ein Schwan, der sich sein Todtenamt gesungen
Von jenes Gipfels Höhen,
Der sich zur Sonne wagt, das Licht zu schmähen,

Zufried'nen Sinns ich blicke,
Zu sehen, ob's Philippus, der zurücke
Nun kömmt, deß Flaggen in den milden Lüften,
Im Dienste deiner Waffen wehend, schifften.
Wie sich sein Scheitern zeiget,
Als Seufzer jeder Laut der Brust entsteiget;
Doch bald der Trümmer Anblick mir verjag' ich,
Als Schuld daran, so Lipp' als Aug' verklag' ich,
Denn diese brachten schnelle
Mehr Flut und Wind durch Thrän' und Ruf zur Stelle.

König.

Wie denn ihr Götter droben!
Wollt ihr mit solchem Drohen wohl erproben,
Wie weit Geduld mir eigen?
Soll ich hinauf zur Azurburg denn steigen,
Um sie — ein zweyter Nimrod — zu vernichten,
Auf dessen Schultern Strecken
Sich eine Welt konnt' flüchten?
Doch bringt mir nimmer Schrecken
Der off'ne Höllenrachen,
Mit Feuersglut und Blitz und Donnerkrachen.

Patricius (von außen).

Weh mir!

Leogarius.

Ein Trauerton!

König.

Was ist's?

Hauptmann.

Geschwommen
Kommt dort ein Mann, entkommen
Des Sturmes grausem Walten.

Lesbia.

Und strebt den Leidgefährten zu erhalten
Die Arme um ihn schlingend,
Obwohl noch selber mit dem Tode ringend.

Polonia.

Du Armer, den von ferne
Hieher gezogen, so Geschick als Sterne
Zu weitentleg'ner Erde,
Daß dir mein Ruf zu sich'rem Führer werde,
Wenn du mich hörst; mein Rufen
Sey deines Muthes Stütze!
Hieher!

(Patricius und Ludwig Enius triefend und sich umschlungen haltend treten auf, stürzen aber sogleich zusammen.)

Patricius.

Gott schütze mich!

Ludwig.

Der Teufel schütze!

Lesbia.

Zum Mitleid sie bewegen.

König.

Mich nicht, denn niemals fühlt' ich Mitleidsregen.

Patricius.

Ihr Herrn, wenn Leid und Schmerzen
Zu rühren pflegen glückbegabte Herzen,
So darf ich nicht vermuthen,
Es gäb' ein Herz entfremdet so dem Guten,
Das nicht die Demuth rührte eines Armen.
Zu Füßen fleh' ich euch: Um Gott, Erbarmen!

Ludwig.

Ich nicht! behaltet's immer,
Von Menschen nicht, von Gott erwart' ich's nimmer.

König.

Wer seyd ihr, daß wir wissen
Wem Mitleid, Gastlichkeit wir weihen müssen?
Doch daß ihr mich nicht etwa mögt verkennen,
Will ich zuerst euch meinen Namen nennen,
Denn nicht trag' ich Begehren
Daß ihr unwissend euch vergeht, die Ehren
Die meiner Würde passend,
Und jene Huld'gung, die mir zukommt, lassend.
Ich bin Egerius, König
Und würd'ger Herr dieß kleinen Reichs, das wenig
Mich dünkt, weil es das meine,
Denn bis ich nicht der Erde Herr bin, scheine
Ich mir gering im Werthe. —
In wilder Menschen Tracht, nicht wie's gehörte
Dem Fürsten, will ich zeigen
Als wildes Thier, wie wilder Sinn mir eigen.
Den Dienst der Götter lass' ich,
Nicht ihre Namen fass' ich,
Wir beten sie nicht an, die wir verschmähen,
Und glauben nur an Werden und Vergehen.
Nun ihr mich kennt, und meiner Herrscherehre
Gewicht, so saget, wer ihr seyd.

Patricius.

So höre.

Patrik ist mein Eigenname,
Bin aus Irland, ein Hiberner
Aus dem niedern armen Markte
Tox, der drum gekannt nur wenig.
Zwischen Mitternacht und Abend
Liegt er dort auf einem Berge,
Den umschlungen hält in Haft
Eng die Kreiseflut des Meeres,
Auf der Insel, die geheißen
(Ihr ein ewig Lob zu spenden)
Hoher Herr! der Heil'gen Insel;
Denn gar viele gaben Leben
Dorten hin als Marterzeugen,
Als die eifrigsten Verfechter
Ihres Glaubens, was für Fromme
Ist das höchste Glück auf Erden.
Ein irländ'scher Edelmann,

Einer Frankendame ehlich,
Zeugte mich im keuschen Ehbett.
Mir das bess're ew'ge Leben
(O daß es dereinst so komme!)
Bey des Lebens erster Regung
Sichernd, gab er schon dem Kinde
Unsers Glaubens treue Lehre,
Christi Licht und ew'ge Wahrheit
Durch der heil'gen Taufe Spende,
So die Pforte ist des Himmels,
Und der Sakramente erstes.
Gleich nachdem des Ehebundes
Pflicht erfüllten fromm die Eltern,
Wie es von dem Menschen fordern
Die natürlichen Gesetze,
Zogen sie sich auch zurück
In zwey Klöster, wo ihr Leben
Rein und keusch bis zu der Stunde,
Die bestimmt ist als die letzte,
Sie bewahrten, mit viel tausend
Katholiken wiedergebend
Ihre Seele an den Himmel,
Ihren Leichnam an die Erde.
Eine Waise blieb ich nun
In den treuen Schutz gegeben
Eines gottesfürcht'gen Weibes,
Das mich kaum ein Lustrum pflegte,
Oder fünf der Sonnenalter,
Wo in goldnen Kreisen blendend
Fünfmal zog die Sonne, leuchtend
Den zwölf Zeichen und der Sphäre.
Und schon damals zeigt' in mir
Seine Allmacht unser Herrgott,
Seine Majestät zu kunden
Dienet ihm das schwache Werkzeug,
Und bey ihm allein ist alles,
Was man groß nur nennt und herrlich.
Eines Tags (der Himmel weiß es,
Daß mich nicht der Stolz des Menschen,
Nur der heil'ge Gotteseifer,
Zu verkünden seine Werke,
So heißt reden) da geschah es
Daß ein Blinder, Namens Germas,
Kam an meine Thür und sagte:
Mich schickt Gott her dir befehlend:
»Gib ihm Licht in meinem Namen!«
Ich gehorsam und in Demuth
Mach' sogleich des Kreuzes Zeichen
Auf die Augen ihm — zur Stelle
Kehren sie aus Finsternissen
Zu des Lichtes froher Helle.
Einmal wieder als der Himmel
Rauh und kalt gehüllt in schwere

Wolken in des Schnees Gestöber
Krieg entsandte unsrer Erde,
Deckt' so häuf'ger Schnee 'nen Berg,
Daß, als er der Sonne Brennen
Wich zerschmolzen und zerflossen,
So im Wasser alle Wege
Stunden, daß die Häuser schwimmend
Auf den wild empörten Wellen
Schiffe waren, die aus Ziegeln,
Nachen, die aus Stein und Felsen.
(Wer sah schwimmen über Bergen?
Wer sah schiffen über Wäldern?)
Und des Kreuzes Zeichen macht' ich
Ob den Wässern, und entfesselt
Sprach die Zung' im Namen Gottes:
»Ich befehl' euch heimzukehren
In den Meersgrund!« und der trockne
Sand war alsobald zu sehen.
Wer wird dich o Gott nicht preisen?
Wer nicht betend dich erkennen?
Grö'ßre Wunder könnt' ich künden,
Doch ist Maß der Zunge Sperre,
Macht die Worte leicht verstummen,
Siegel auf die Lippen legend.
So wuchs ich heran, geneigter
Wohl den Büchern als dem Degen,
Und vor allem lag ich ob
Heil'ger Schriften fleiß'ger Lesung,
Der Legende von den Heil'gen,
Die uns gibt die beste Lehre,
Eifer, Frömmigkeit und Glauben,
Treu' und Liebe zu erwerben.
So im Studium beschäftigt
Ging ich am Gestad' des Meeres
Eines Tags mit andern Freunden,
Schulgenossen, als an jenes
Stieß ein Nachen, seinem Bauch
Schnell Bewaffnete entsendend,
Wie im Räuberzug Korsaren
Jene Meere dort durchsegeln.
Alle wurden wir gefangen.
Ihren Raub zu sichern, geben
Schnell den Kahn der See sie wieder,
Und dem freyen Wind die Segel.
Hieß Philippus von Roqui
Der dieß Fahrzeug hat befehligt;
Doch in seinem Busen wahrte
Hochmuth er, sich zum Verderben.
Also ging es manche Tage,
Meer und Küste von Hibernien
Wurden heimgesucht, der Raubgier
Opfer waren Gut und Leben.
Mich alleine nur verschont er,

Denn es sagte mir der Feldherr,
Daß er mich zu dir als Sklaven
(Zeichen seines Tiefergebens)
Müsse bringen. Ach wie vielfach
Irrt in seinem Wahn der Mensch doch,
Der nicht horcht auf Gottes Rathschlag
Trauend nur dem eignen Denken!
Mög' Philippus dieß bestät'gen
Noch im Meere! — Denn gar herrlich
War der Himmel heut zu schauen,
Rein die Luft und glatt die Wellen,
Nah die Küste — doch auf einmal
War vernichtet all sein Streben.
Denn aus seinem Höllengrunde
Pfiff der Wind, die See erhebt sich,
Thürmt wie Felsen auf die Wogen,
Deren Gipfel fast benetzen
Schon die Sonne, kühn gesinnt
Auszulöschen Tageshelle.
Ein Komet als irrer Pharus
War am Himmel angeheftet.
O Erscheinung ohne Ursprung!
O du wirrbewegtes Sternbild!
Von dem Grund des Meeres wühlt es
Dann herauf des Sandes Menge,
Wo die Wellen vielvertheilet
Waren (ach zum Unheil eben!)
Zwischen Perlen und Korallen
Alabastermonumente.
Mir, den Gott erhalten (zwar
Weiß ich nicht, warum's geschehen
So unnützem Ding), gelang es
Nicht nur selber mich zu retten,
Muth und Kraft zusammenhaltend,
Es gelang mir auch an jenem
Tapfern Jüngling, auf das Spiel
Selbst das eigne Leben setzend.
Denn ich weiß nicht welch Geheimniß
Mich an seinen Fußtritt fesselt,
Doch bedünkt mich, daß er einstens
Vielfach mir die Schuld ersetzet.
Endlich durch die Gnade Gottes
Stehen wir auf sichrer Erde,
Wo ich nun mein Glück erwarte,
Oder warte auf Verderben;
Denn wir sind ja eure Sklaven.
Mög' euch unser Leid bewegen,
Mögen euch die Klagen rühren,
Euch erweichen unser Elend,
Unser Trübsal euch ermahnen,
Und erbarmen unsre Schmerzen.

König.

Schweige, du elender Christ!
Denn ich weiß nicht was die Seele

Mir bewegt, wenn ich dich höre,
Was mich zwingt dich anzubeten,
Und mich zwingt dich doch zu fürchten;
Denn mich dünkt, du seyest jener
Sklave, den ich sah im Traume,
Wie du Funken hauchend redest,
Wie du sprühest helles Feuer,
Wo der Flamme Docht gewesen
Schweigend meine beyden Töchter
Hier Polonia, so wie Lesbia.

Patricius.

Was aus meinem Munde glühte,
War des Evangeliums Lehre,
Die wahrhaft'ge, die mein Wort ist,
Die ich komme dir zu pred'gen,
Deinem Volk und deinen Töchtern;
Denn zum Christenthum bekehren —
Eben durch die Macht des Wortes —
Werd' ich beyde.

König.

Schweig und sperre
Deine Lippen, niedrer Christ!
Die mit Schimpf und Spott mich treffen.

Lesbia.

Mäß'ge dich!

Polonia.

Ha! wie, du könntest
Ihn vertheid'gen, Mitleid hegen?

Lesbia.

Ja doch.

Polonia.

Laß ihn, daß er sterbe.

Lesbia.

Daß von Königs Hand er sterbe,
Unrecht ist's.

(für sich)

Nur Mitleid mit dem
Christen heißt mich also reden.

Polonia.

Wenn des Königs Träume dieser
Zweyte Joseph, wie der erste
Deutet, so bezweifle nimmer
Noch befürchte, Herr! das Ende.
Denn wenn's Wahn ist, daß ich selber
Mich verbrenne, ist's undenkbar,
Daß ich Christin werden könnte,
So wie daß ich wiederkehre
Etwa noch ein zweytes Mal
Nach dem Tod zu neuem Leben.
Drum nach so gerechtem Zürnen
Such Zerstreuung deiner Seele,
Laß uns hören, wer der zweyte
Fremdling ist.

Ludwig.

Vernimm aufmerksam,
Göttin aller Schönheit voll!
Ich beginne die Erzählung.
Du Egerius, Irlands großer
König, ich bin Ludwig Enius,
Bin ein Christ wie Patrik, freylich
Nur darin allein ihm ähnlich;
Zwar verschieden von einander
Sind wir auch in diesem selber,
Denn obgleich wir beyde Christen,
Sind wir uns so sehr entgegen,
Daß so wie dem Guten Böses
Wir uns gegenüber stehen;
Aber dennoch könnt' ich opfern
In Vertheidigung der Lehre
Meines Gottes, meines Glaubens
Tausendmal und mehr mein Leben,
(Also schätz' ich sie) bey Gott! den
Durch den Schwur ich schon bekenne. —
Fromme Thaten, Himmelswunder,
Die etwa durch mich geschehen,
Kann ich nicht berichten, aber
Raub und Mord und Kirchenschändung,
Laster, Treubruch und Verrath
Kann ich dir von mir erzählen,
Obgleich eitel mir's erscheint
Mich zu rühmen des Gescheh'nen.
Mein Geburtsort ist auf einer
Von Hiberniens Inselmenge,
Und ich fürcht', daß wirr und irr
Alle sieben der Planeten
Streitend an der Wiege standen
Meines unglücklichen Werdens.
Luna legte Unbestand
In mein Wesen, Geist gab Hermes,
Den zu bösem Zweck ich brauchte,
(Nicht ihn haben, wäre besser),
Venus schaamentblödet gab
Wollustathmendes Begehren,
Grausamkeit war Ares Gabe,
(Also schenken Mars und Venus!)
Phöbus gab mir tapfern Sinn,
Und da Uebung nur zum Zweck führt,
Und ich nur zerstören kann,
Ueb' ich nun den Raub nach Kräften.
Stolz verlieh mir Jupiter
Und ein hochgesinntes Denken;
Zorneswuth verlieh Saturnus,
Kraft und Willen zum Verräther,
Und so wucherten die Saaten
Reifend zu verwandter Ernte.
Ein Verbannter zog mein Vater

(Weßhalb zwingt mich hier die Ehrfurcht
Zu verhehlen) weg aus Irland.
Wir bezogen einen Flecken
In Hispanien, Perpignan,
Kaum zehn Jahre mocht' ich zählen. —
Als ich sechzehn alt war, starb er,
Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben!
Eine Waise blieb ich, meinen
Sinnen, Lüsten Preis gegeben.
Ohne Zügel, ohne Zaum
Rannt' ich wild auf diesem Felde;
Also wurden Spiel und Weiber
Beyde Pole meines Lebens,
Alles andre auf sie bauend —
Welche üble Fundamente!
Hier ist nicht der Ort zu schildern
Weit und breit, was mir begegnet,
Nur ein kurzer Abriß zeige
Dir ein Bildniß des Gescheh'nen.
Einen edlen Greis erschlug ich
Um die Tochter ihm zu schänden;
Einen hochverehrten Ritter
Seiner schönen Gattin wegen,
Just als sie beysammen schliefen,
Schlug ich todt in seinem Bette,
Seine Ehr' in seinem Blute
Badend, und sein vorig Eh'bett
Ward die Trauerbühne, wo sich
Mord und Treubruch nun vermengten.
Vater so wie Gatte starben
Als Martyrer ihrer Ehre,
Denn auch solche gibt es. Schenke
Ihnen Gott das ew'ge Leben!
Vor der Strafe fliehend zog ich
Jetzt nach Frankreich. Unvergessen
Sind dort, wie ich sicher glaube,
Meine Thaten im Gedächtniß;
Denn in jenem Krieg, der zwischen
Frankreich just begann und England
Nahm ich Dienste in den Reihen
Der Franzosen, unter Stephan,
So der König war von Frankreich.
Und in einem jener Treffen
Zeigt' ich solche Tapferkeit,
Daß der König selbst ein Fähnlein
Zur Belohnung meines Muthes
Mir gegeben. Nicht begehr' ich
Dir zu sagen, wie ich zahlte
Diese Schuld ihm auf der Stelle.
Heim kehrt' ich nach Perpignan
Hochgeehret. Einstens tret' ich
In die Wachtstub' um zu spielen,
Und um nichts schlug ich den Fähndrich

In's Gesicht, erschlug den Hauptmann,
Drey, vier andre noch zerfetzend.
Die Gerichte kamen schnell
Hergeeilt auf dieses Lärmen;
Als ich flüchten will zur Kirche,
Und mich setzte schon zur Wehre,
Streckt' ich einen Häscher nieder,
That also bey so viel Schlechtem
Dennoch etwas Gutes wieder.
Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben!
Ueber's Feld kam ich zur Kirche
Eines heiligen Konventes
Frommer Nonnen, eine Wildniß
War der Ort, wo es gelegen.
Hier lebt' ich zurückgezogen
Und vollauf vergnügten Herzens,
Denn hier fand ich eine Nonne,
Eine Dame, ihrem Vetter
Tiefverpflichtet, daß er also
Sie versorgte. Meine Seele,
Lange schon ein Basilisk,
Bald in Gift den Honig kehrte.
Schnell im Jähsturz eilt' ich fort
Vom Gefallen, zum Begehren —
Scheusal, das Unmöglichkeit
Großgezogen, Feuerhelle
Die durch Widerstand gedeihet,
Flamme, die der Wind belebet,
Tückevoll verborgner Feind,
Der da fällt den eignen Herren,
Ja! Begehren, das im Menschen,
Der von Gott sich kehrt und Ehrfurcht,
Das Entsetzliche, Verworfne
Als das Leben selbst erkennet;
Also wagt' ich — Ungewiß
Wenn ich dessen, Herr, gedenke
Stockt die Zunge und verstummet,
Traurig, muthlos schweigt die Rede,
Und das Herz zerspalten schier
Sucht sich aus der Brust zu retten,
Und wie unter nächt'gen Schauern
Sträuben Bart und Haar gen Berg sich,
Also ich verwirrt und zweifelnd. —
Trauervoll und bangen Schreckens
Fehlt der Muth mir zum Erzählen,
Dem der Muth zur That nicht fehlte.
Ja, so groß ist mein Verschulden,
So verächtlich und so häßlich,
Gottlos so und tiefgesunken,
(Seltsam also steigr' ich selbst es)
Daß mich des Begangnen halber
Oefter bittre Reue quälet.
Kurz ich wagt' es eine Nacht

Da sie ihre Stille eben
Zu des Traumes kurzem Grabe
Zubereitete den Menschen,
Und vom Himmel schon der schwarze
Schleyer war herabgesenket —
Trauerkleider, so die Lüfte
Tragen ob des Tages Sterben —
Da zu dessen Todtenamte
Nachtgevögel statt der Verse
Schwanenlieder sang, auf Wogen
Von Zaphir das Licht der Sterne
Niederstrahlte, so verleihend
Zitternd Licht dem Firmamente;
Kurz ob einer Gartenmauer
Steig ich jene Nacht behende
In Gesellschaft zweyer Freunde
(Niemals fehlen die Gesellen
Gibt es solche Unternehmung)
Also unter Angst und Schrecken
Meinen Tod im Dunkel suchend
Tret' ich nun in jene Zelle
(Zittern macht mich die Erinn'rung)
Wo sie wohnte, ihre Ehre
Heischt verschweigen ihren Namen,
Nicht geschieht es meinetwegen.
Von so großem Schreck erfaßt
Stürzt ohnmächtig sie zur Erde,
Ich umschling' sie mit den Armen,
Und eh noch Erholung denkbar
Bracht' ich aus den Klostermauern
Sie alsbald in nahe Wälder.
Konnt' ihr auch der Himmel beystehn
Wollt' er nicht ihr dorten helfen.
Weiber, überredet bald
Folge nur der Liebe wären
Tolle Streiche, sind nicht strenge
Im Verzeihen, drum ersetzte
Lust die Thränen und dem Unglück
Nicht gebrach's an Tröstung eben,
War es gleich nicht klein zu heißen;
Denn sie sah in Einem Wesen
Räubers Einbruch und Gewaltthat,
Blutschand, Nothzucht, ja und Ehbruch
Gegen Gott selbst ihren Bräut'gam,
Und am Schluß noch Kirchenschändung.
Pferde, die der Wind geboren,
Trugen uns von dannen endlich,
Und so ging es immer weiter
Auf der Flucht bis nach Valencia.
Meine Gattin hieß sie dorten,
Wo ich lange friedlos lebte.
Denn verthan war alsobald
Jenes Wen'ge, was an Geld noch

Mir geblieben. Ohne Freunde,
Ohne Aussicht auf Verbeßrung
Griff ich nun in solcher Dranasal
Nach der Schönheit jener endlich,
Die man hielt für meine Frau.
Hab' ich mich zu schämen etwa
Ueber eine meiner Thaten,
D i e allein ist es vor jeder;
Denn das Niedrigste ist dieses,
Dem Verworfensten nur denkbar,
Mit der Ehre Handel treiben,
Feilschen mit der Liebeswerbung.
Schaamentblödet hatt' ich kaum
Mitgetheilt ihr meine Pläne,
Als sie klüglich eingewilligt
Ohne solche abzulehnen,
Aber kaum hab' ich den Rücken
Ihren Augen zugewendet,
Als sie mir entflieht, ein Kloster
Zum Asyle sich ersehend.
Hier durch einen frommen Mönch
Fand sie einen Hafen endlich
In den Stürmen dieser Welt,
Und verschied hier, ein Exempel
Ihrer Schuld und Reue liefernd.
Schenk' ihr Gott das ew'ge Leben!
Wohl bemerkend, daß der Welt
Nun bekannt sind meine Frevel,
Daß es mir an Boden mangle,
Der mich träg', faß' ich den Entschluß
Heimzugeh'n ins Vaterland,
Wo ich doch, wenn noch so wenig
Sicherheit vor allem fände,
Ein Asyl und sichre Wehre
Gegen meine Feinde. Wirklich
Reis' ich ab, und lang' auch endlich
An in Irland, das als Mutter
Mich empfängt. Doch lang nicht währt' es
Daß die Mutter stief mir wird.
Denn als ich in sichre Rhede
Komme meinen Weg mir suchend,
(Dorten lagen im Verstecke
Einer Höhlenschlucht Korsaren)
Macht mich der, der sie befehligt,
Zum Gefangnen, Philipp hieß er;
Aber meine Gegenwehre
Macht ihm also viel zu schaffen,
Daß mir Philipp, wohlgefällig
Meiner Kraft, das Leben sichert.
Was sich nun hierauf begeben,
Hast du alles schon erfahren;
Daß sich zornesvoll erhebend
Grausam uns der Wind gedroht

Züchtigung mit Stolz uns gebend.
Kraft, Verwüstung übt er also
Auf den Meeren, auf den Bergen,
Daß ihr Stolz verschwinden mußte
Bald vor der Verachtung jener.
Katapulte von Krystall
Schlugen an die Fundamente,
Daß die nahen Städte stürzten,
Und verachtend warf das Meer aus
Ueberall ans nahe Ufer
In den Muscheln noch die Perlen,
Die Geschütz sind seines Abgrunds,
Von der Morgenröthe schnellem
Hauch' in ihrem Thau geboren,
Die aus Eis und Feuer Thränen
Sind, kurz, daß nicht mit den Bildern
Unnütz all die Zeit vergehe,
Was dort lebte, war geladen
In der Hölle Nachts zu essen,
Und auch ich wär' itzt schon unten,
Denn auch ich war mitgebeten,
Wenn Patrik (nicht weiß ich es,
Was mich zwingt ihn zu verehren,
Was mir einjagt, wenn ins Antlitz
Ich ihm schaue, Angst und Ehrfurcht)
Mich dem Meer nicht hätt' entrissen,
Grad' als ich ein Aufgegeb'ner
Meinen Tod zu saufen anfing,
Giftig mit dem Tode kämpfend.
Dieses nun ist mein Geschick.
Gnad' und Leben nicht begehr' ich,
Nicht soll dich mein Schmerz erweichen,
Meine Bitten nicht bewegen,
Sondern gib mich bald dem Tod hin,
So empfang' er eines Menschen
Leben, der also verworfen,
Daß er kaum mehr gut kann werden.

König.

Ludwig, wenn du gleich ein Christ bist,
Was ich hasse so unendlich,
Dennoch acht' ich deinen Muth
Also sehr, daß ich bestrebt bin
Jetzt zur selben Stund' zu zeigen
Meine Macht an dir und jenem,
Wie ich strafe und belohne,
Und erniedre und erhebe.
Und also umarm' ich dich
Meiner Huld dich übergebend;
Aber dich Patrik, dich schleudr' ich
Mir zu Füßen hin zur Erde.

(Er wirft ihn auf den Boden, und setzt den Fuß auf ihn.)

Beyde Schalen Einer Wage
Sind das Bildniß von euch zween nun,

Und daß du erkennest Patrik,
Wie ich achte und bedenke
Deine Drohungen, so laß ich
Dir das Leben. Spey die Rede
Deines Gottes aus in Gluthen
Und du mögest d'ran ersehen,
Daß ich nicht dem Götzen fröhne,
Seine Wunder mich nicht schrecken.
Lebe fort, doch so von Art,
Daß du niedrig, arm und knechtisch
Auf dem Felde Dienste thuest,
Ein Unnützer, und begehr' ich
Daß du mir in jenen Thälern
Hüten sollest meine Herden.
Laßt uns sehen, ob dein Gott dich
Jenes Feuers Saat zu spenden,
Nun wo du als Knecht mir dienest,
Bald befreyt aus dieser Knechtschaft.

(ab)

Lesbia.

Mitleid fühl' ich mit Patrik.

(ab)

Polonia.

Ich nicht, da ich keines hege.
Könnt' mich etwas ja bewegen
Wär' es eher Ludwig Enius.

(ab)

Patricius.

Ludwig, nun ich so erniedrigt
Lieg am Boden, und dich sehe
Auf des Glückes Gipfel droben,
Fühl' ich mehr als Neid sich regen,
Mitleid fühl' ich. Du bist Christ!
Da du's bist, so sey's mit Segen!

Ludwig.

Laß mich, Patrik, nun erfreuen
An der jungen Gunst, der ersten,
Die das Glück mir noch beschieden.

Patricius.

Darf ich's mir bey dir erflehen,
Bitt' ich um ein einzig Wort dich!

Ludwig.

Dieß ist?

Patricius.

Daß ob todt ob lebend
Wir uns beyde einmal noch
Sehen wollen hier auf Erden.

Ludwig.

Drauf mein Wort verlangst du?

Patricius.

Ja.

Ludwig.

Wohl, ich geb' es.

Patricius.
Und ich nehm' es.
(Gehen zu entgegengesetzten Seiten ab.)

Ländliche Gegend.

(Philipp von Roquin und die Bäuerin Elocia treten auf.)

Elocia.
Ach verzeiht, wenn ich nicht eben
Wußt' zur Freude euch zu dienen.

Philipp.
Mehr als es euch wohl geschienen
Hab' ich nöthig zu vergeben;
Denn betracht' ich euch zugleich
Zwischen Freude und Verdruß,
Weiß ich, daß ich danken muß,
Aber auch verzeihen euch;
Danken für der Wirthin Pflege,
Großes Unheil euch verzeihen,
Da ihr — mich dem Tod zu weihen —
Hielt't das Leben in mir rege.

Elocia.
Bey so feinen Schmeicheleyen
Bin ich unbeholfen, dumm,
Und umarm' euch also, um
Zu entgeh'n den Fragereyen,
Dieses gibt euch ganz genau,
Ob auch schweigend, den Bescheid.

Paulin (tritt auf).
Ey was seh' ich da, potz Veit!
In Umarmung meine Frau?
Was ist hier zu thun mir Pflicht?
Todt sie schlagen? ja ich thät' es,
Wenn mir nicht die Furcht verböth' es,
Daß sie mir den Hals dann bricht.

Philipp (gibt ihr einen Ring).
Möcht' der selt'ne Edelstein,
Schönheit dieser Bergeswohnung!
Eurer Gastlichkeit Belohnung,
Doch ein Stern des Himmels seyn.

Elocia.
Haltet für solch Weib mich nicht,
Das nur lebt sein Gut zu mehren;
Doch ich nehm' ihn euch zu Ehren.

Paulin (bey Seite).
Was ist jetzund meine Pflicht?
Nun ich bin ihr Ehgemahl,
Seh' 'nen Ring ihr schenken, drum
Ist es Pflicht, daß ich verstumm'.

Elocia.
Ich umschling' euch noch einmal
Mit den Armen — nicht begehr' ich
Andern Ring, noch and're Kette.

Philipp.
Süße Haft ist diese Stätte,
Und mit ihrer Luft ernähr' ich
Meinen tiefen Trauermuth,
Den im Unglück mir beschieden
(Ach ihr saht es) nicht zum Frieden
Die krystall'ne Meeresflut.

Paulin (wie oben).
Noch einmal umarmt' er sie?
(laut)
Seht ihr Herr denn nicht genau,
Daß dieß Weib hier meine Frau?

Philipp.
Euer Mann sah' uns allhie,
Ich vermeid' ihn jetzt, zurück
Kehr' ich bald.
(bey Seite)
Würdest du sehen
Dieß Polonia! wohl gestehen
Möchtest du, mein Mißgeschick
Hab' mich dieß zu thun gezwungen.
Meer, das frech dem Himmel dräute,
Welcher Untief' sind zur Beute
Jene, die dein Grab verschlungen?
(ab.)

Paulin.
Nun er fort ist, red' ich laut —
Dießmal hab' ich dich ertappt,
Und was windelweich dich klappt,
Das ist Rache, theure Haut.

Llocia.
Ey der Bosheit sonder Gleichen,
Gottes Blitz schlag' in dich ein!

Paulin.
Wenn ich sah die Schleckerey'n
Ist's da Bosheit? muß ich weichen
Nicht der Noth, die niemals doch
Bosheit war?

Llocia.
Die ist's gewesen,
Denn nichts sehen liegt im Wesen
Eines Ehmanns, höchstens noch
Darf er nur die Hälfte seh'n.

Paulin.
Die Bedingung läßt sich hören,
Und ich will dir auch gewähren.
Da nun zwey Mal es gescheh'n
Daß du halstest den Soldaten,
Den die Flut uns spie hieher,
Hab ich ein Mal und nicht mehr
Es geseh'n; fand ich gerathen
Für die zwey Mal hundert Streich,
Find' ich durch das Dividiren,
Funfzig dir für eins gebühren;

Und bey Gott schwör' ich zugleich,
Da dieß selber dein Begehr,
Und die Rechnung so bequemlich,
Daß du gleich bezahlt wirst, nämlich
Funfzig Streiche, und nicht mehr.

Llocia.

Das ist Ehemännerey,
Denn ob auch noch mehr geschieht,
G'nug ist's, wenn der Ehmann sieht
Nur das Viertel.

Paulin.

Gut, es sey,
Ich genehm' den Einspruch, Kind!
Nur Geduld, und mach dich fertig,
Denn das Viertel gegenwärtig
Fünf und zwanzig Streiche sind.

Llocia.

So ist's nicht, wie ich's verstanden.

Paulin.

Sag', wie denn?

Llocia.

Von jenen zween
Glaub' nicht das, was du geseh'n,
Sondern das was ich gestanden.

Paulin.

Dann wird es wohl besser seyn,
Llocia von Bercebu,
Daß den Stock handhabest du
Und die Prügel werden mein.
Bist du nun zufrieden? Sprich!
Für den andern im Charmiren
Bleibt ein doppelt Caressiren
Und die hundert Streich' für mich.

Philipp (tritt auf).
(bey Seite)

Ist der Bauer noch zugegen?

Paulin.

Ihr kommt just zur guten Stunde,
Herr Soldat! hört meine Kunde:
Großen Dank wohl muß ich hegen
Für die Freud', so ihr mir machtet,
Daß ihr heut zum Zeitvertreib
Hieltet werth mein Haus und Weib;
Und obwohl ich hochgeachtet
Mich durch euch nun fühlen muß,
Rath' ich dennoch, ziehet weiter,
Da ihr nun gesund und heiter,
Und nehmt mit euch Gottes Gruß;
Denn nicht fürchten will ich gar,
Daß den Krieg ins Haus zu bringen,
Der als Fuchs an's Land wollt' springen,
Der im Meer ein Stockfisch war.

Philipp.
Bosheit ist's, daß ihr uns quälet,
Schuld und Anlaß ja gebricht.
Paulin.
Ob gegründet, oder nicht,
Bin ich — bin ich nicht vermählet?
(Leogarius, ein alter Bauer und Patricius als Sklave treten auf.)
Leogarius.
Also lautet der Befehl:
Wahre den aus vollen Kräften,
Halt' ihn streng' zu Feldgeschäften.
Bauer.
So geschieht es sonder Fehl.
Leogarius.
Aber sagt, was seh' ich da?!
Dieß ist Philipp — ganz gewiß!
Hoher Herr, dein Knie ich küß'.
Paulin.
Hoher Herr nennt' er ihn?
Llocia.
Ja.
Nun sollst du mir sicherlich,
Wart Paulin! die Schläge büßen.
Philipp (zu Leogarius).
Laß dich in die Arme schließen
Leogarius.
Hochgeehrt fühl' ich mich.
Ist es möglich, und ich seh'
Dich am Leben?
Philipp.
Sturmentbrannt
Hat das Meer an diesen Strand
(Eine ärmliche Trophä
Meines Glückes) mich verschlagen.
Bin der Bauern Gast gewesen,
Bis der Leiden ich genesen
Die ich, ach! allhier ertragen;
Dann kam noch die Furcht dazu
Vor des Königs wildem Sinn',
Denn wem gab sich freundlich hin
Je sein Stolz? wem in Ruh
Hat er jemals zugehört
Seines Schicksals Tragödieen?
Jede Hoffnung sah' ich fliehen,
Bis zu finden mir gewährt
Jener würde, der Egeren,
Indeß ich verbannt hier lebe,
Stimmt zur Milde, daß er gäbe
Mir Erlaubniß heimzukehren.
Leogarius.
Diese hast du, wie ich finde.
So hat ihn dein Tod gekränkt,
Daß er gern dir Gnade schenkt

Als ein festlich Angebinde
Für dein Leben. Komm mit mir
Dich dem jungen Glück zu weihen,
Das dir nahet, das Erneuen
Seiner Gnade sich'r' ich dir.

Paulin.

Meine Skrupel von vorhin
Bitt' ich in den Wind zu schlagen,
Unnütz wär' es euch zu sagen,
Daß ich nur der Hanns Paulin
Und verzeiht, Eure Maj'stät!
Wenn euch zürnte meine Galle,
'S sind ja meine Reden alle
Nur 'ner dummen Gans Gered.
Euch zu Diensten steh' ich immer,
Euch bereit sey unbedacht
Ich, Haus, Weib bey Tag und Nacht,
Und der Herr verlass' euch nimmer.

Philipp.

Eurer Gastlichkeit, ihr Leute,
Hoff' ich dankbar mich zu zeigen.

Paulin.

Ey dann bitt' ich, führt mein eigen
Weib nur gleich mit fort, noch heute;
Denn das größte der Pläsire
Glaubt, geschieht damit uns zween,
Ihr daß sie mit euch kann geh'n,
Mir, indem ich sie verliere.

(Philipp und Leogarius ab.)

Locia (bey Seite).

Gibt es unglückselig'res Lieben
Als das meine, dem Vergessen
An der Wiege schon gesessen?

Bauer.

Da wir nun allein hier bleiben,
Gebt die Hand, Paulin, sogleich
Diesem Arbeitsmann, den heut
Wir bekamen.

Patricius.

Herr verzeiht!
Sklave bin ich, bitte euch
Mich als solchen auch zu halten.
Auf das Niedrigste und schwer
Hier zu dienen kam ich her,
Und ich flehe, wollet schalten,
Wie ich's bin, mit mir als Knecht.

Bauer.

Welche Demuth!

Paulin.

Und wie mild!

Locia.

Und wahrhaft ein hübsches Bild.

Sein Gesicht hat mich schon recht
Eingenommen.

Paulin.

Wenn gekommen,
Wer's nur immer wollte seyn,
(Nun gesteh' es mir nur ein)
Hat dich denn nicht eingenommen,
Llocia?

Llocia.

Ey du Bauernaffe!
All dein Eifern dazu führt
Daß in jeden, der barbiert
Ist, bestimmt ich mich vergaffe.

(ab.)

Bauer.

Ich vertraue deinem Witz,
Bursch! 'ne Sache d'ran mir hängt
Tod und Leben.

Paulin.

Unbeschränkt
Sagt es, wißt ja, was ich nütz'!

Bauer.

Dieser Sklav', besorg' ich sehr,
Dürfte sich von hinnen machen,
Ich doch fürcht' ihn zu bewachen,
Weßhalb sag' ich dir nachher.
Dich also erkor ich mir
Ihm zu treuem Wachtgeleit,
Und befehl', daß du von heut
Um ihn seyest für und für.

(ab.)

Paulin.

Saubres Zeug, was er gebietet! —
Bin nun eure treue Wache —
Nun ihr seyd die erste Sache
Die nur je von mir gehütet.
Große Sorge muß ich tragen
Essen nicht und schlafen nicht —
Nun wenn euch der Kitzel sticht
Fortzugehn, thuts mit Behagen
Nur sogleich, ihr thut dabey
Noch 'ne gute That, geborgen
Bleib' ich dann von all den Sorgen.
Geht mit Gott denn!

Patricius.

Sorgenfrey
Mir vertraut; zum Sklaven schier
Nicht zum Flüchtling bin ich sunken.
Herr! ich lebe freudetrunken
In der Einsamkeit allhier;
Meine Seele wird jetzunder
Tief in Andacht sich versenken,
Das lebend'ge Bild bedenken
Deiner nie geahnten Wunder!

Weltliche Philosophie
Ließ in Einsamkeit sich finden,
Die des Himmels zu ergründen
Sey hier meine stete Müh.

Paulin.

Sagt mir doch, wer hört euch zu,
Wenn ihr solche Reden haltet?

Patricius.

Was da ist, hast du gestaltet,
Herr! in allem lebst nur du.
Sind nicht die krystall'nen Schleyer,
Die gewebt aus lichtem Glanze,
Sonn' und Mond und Sternenkranze,
Sind sie Vorhang nicht und Schleyer
Deinen hohen Himmelsreichen?
Nicht des Weltalls zwist'ge Gründe
Wasser, Feuer, Erde, Winde
Selber Hände Meisterzeichen?
Künden deine Kraft nicht alle?
Kunden sie nicht deine Ehren?
Schreibt mit Blumencharakteren
Nicht die Erd' auf ihrem Balle
Deine Größe? Wiederholen
Nicht mit Echo im Vereine
Alle Winde, du alleine
Sey'st es, der dem Sturm befohlen?
Haben deines Namens Feyer
Glut und Flut nicht stets gesungen?
Haben nicht nur deßhalb Zungen
So das Wasser wie das Feuer?
Besser werd' ich Herr! allda
Suchen dich auf stillen Fluren,
Ueb'rall find' ich deine Spuren;
Meinen Glauben kennst du ja,
Mein Ergeben in's Geschick.
Laß mich dienen dir als Knecht
Oder nimm von hier, wenn Recht
Es dich dünkt, mich weg.

(Die Erscheinung eines Engels senkt sich nieder, er hält in der einen Hand einen Schild, worauf ein Spiegel, in der andern eine Papierrolle.)

Engel.

Patrik!

Patricius.

Ruft mich wer?

Paulin.

Allhier rief dich
Niemand. (Bey Seite.) Der ist toll geworden,
Ist wohl aus dem Dichterorden.

Engel.

Patrik!

Patricius.

Nun, wer ruft denn?

Engel.

Ich

Paulin.

Keinen seh' ich, und er spricht.
Mög' er reden — denn ihn hüten
Heißt nicht, ihm das Maul verbieten.
(ab.)

Patricius.

Hohes Glück, ich glaub' dir nicht!
Aus Opal und Purpurfluten
Zeigt sich eine Wolke mir,
Eine Sonne tritt aus ihr,
Die mit ew'ger Sterne Gluten
Zeichnet ihre heil'gen Spuren,
Den Jasmin= und Blumenkränzen
Spendet sie ihr strahlend Glänzen,
Morgenröthe den Azuren.

Engel.

Patrik!

Patricius.

Vor dem Glanz verzag' ich!
Sag', wen ich in dir erblick'.

Engel.

Deinen Schutzgeist, Freund Patrik,
Und den Namen Viktor trag' ich.
Daß ich dieses Blatt dir reiche
Sendet Gott mich.

Patricius.

Froherkannter
Freudenspender, Gottgesandter,
Der im höchsten Himmelsreiche
Bey dem Herrn ist für und für,
In den süßen hohen Chören
Läßt sein Dreymal= Heilig hören,
Himmelsglorie sey mit dir!

Engel.

Lies dieß Blatt.

Patricius.

Es heißt allda
»An Patrik!« ach nicht mit Recht
Trägt so hohes Glück dein Knecht!

Engel.

Oeffn' es nun!

Patricius.

Es heißt allda:
»Patrik, Patrik, komm' hieher,
Führ' uns aus der Sklaverey!«
Daß ein tiefrer Sinn hier sey
Glaub' ich, doch nicht weiß ich, wer
Mich gerufen. Treuer Hort!
Brich du dieses Zweifels Siegel.

Engel.

Nun so schau in diesen Spiegel.

Patricius.

Himmel!

Engel.

Und was siehst du dort?

Patricius.

Viele Leute sinds, in Angst
Rufen Greise, Weiber, Kinder
Mich.

Engel.

Weil du auch jetzt nicht minder
Ihre Noth zu enden bangst.
Irlands Volk hast du gesehen,
Das der heil'gen Wahrheit Kunde
Sich verlangt aus deinem Munde.
Aus der Knechtschaft sollst du gehen,
So befiehlt der Herr, sein Wort,
Das du strebst so hoch zu preisen,
Sollst du predigen, und reisen
Als Apostel Irlands. Fort!
Geh nach Frankreich zu German,
Dem Bischof, im Mönchshabite
Geh dann bis zu Roms Gebiete,
Wo du Briefe wirst empfah'n
(Bullen sind's von Cölestin)
Die der Zweck sind deiner Reise,
Nur erreicht auf diese Weise.
Auch besuche dann Martin,
Der da Bischof ist zu Tours.
Komm getragen von den Winden,
Denn wie Gott befahl, verkünden
Jene Männer dir die Spur
Eines Werks, das zu vollenden
Hält die Welt bewahret dir,
Und so sollst du denn mit mir
Diese Handlung nun beenden.

(Sie verschwinden.)

Fragmente aus der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsus. Mitgetheilt von F. W. Val. Schmidt, aus einer Pariser Handschrift. Mit Bemerkungen.

Aus der Einleitung zur *Disciplina clericalis*.

Das bis jetzt noch nicht gedruckte lateinische Werk, welches den Titel führt: Disciplina clericalis, war im Mittelalter ungemein verbreitet, und ist die Quelle vieler Dichtungen in allen Sprachen Europa's geworden. Zuvörderst Einiges über den Verfasser desselben.

Sein Name ist eigentlich Petrus Alfonsi (nämlich Filius spiritualis), dieß sagt unser Verfasser selbst in der Abhandlung, die er benennt: Tituli duodecim contra Judaeos, und die oft gedruckt ist, unter andern in der Bibliotheca Patrum, Lugd. fol. Tom. 21. Die

gemeinte Stelle ist die einzige, welche Lebensumstände des Petrus enthält; weßhalb sie hier einen Platz finden möge.

Er berichtet zuerst daß er als Jude geboren und erzogen sey, und fährt dann fort (gleich vorn in der Praefatio):

Quum divinae miserationis instinctu ad tam excelsum hujus (nämlich Christianae) fidei gradum pervenissem, exui pallium falsitatis, et nudatus sum tunica iniquitatis, et baptizatus in sede *Oscensis civitatis*, in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti purificatus manibus *Stephani* gloriosi et legitimi ejusdem civitatis Episcopi. Hoc autem factum est anno a nativitate Domini *millesimo centesimo sexto*, aetatis meae anno quadragesimo quarto, mense Julio, die natali Apostolorum *Petri* et *Pauli*. Unde mihi ob venerationem et memoriam ejusdem Apostoli nomen, quod est *Petrus*, imposui. Fuit autem pater meus spiritualis *Alfunsus*, gloriosus *Hispaniae* Imperator [1]), qui me de sacro fonte suscepit, quare nomen ejus praefato nomini meo apponens, *Petrus Alfunsi* mihi nomen imposui.

In den vielen Handschriften der Disc. cler. ist der Name des Verfassers oft wunderlich verstümmelt. Dieß ist nicht selten der Fall bey häufig gelesenen Büchern, besonders bey solchen, die nicht für gelehrte Leser bestimmt sind. Alfonsus, oder Alfunsus findet man *Adelfonsus*, *Aldefonsus*, ja *Alfinitus*.

Eine zweyte Stelle unsern Petrus betreffend, ist in dem Chronicon *Alberici* monachi [2]), über das Jahr 1106. Eodem anno *Petrus* de *Hispania* cum esset Judaeus baptisatus est ab Episcopo *Stephano* in civitate *Osca* in praesentia regis *Alphonsi*, et ab eo cognominatus *Petrus Alfonsus*, qui prius in Judaismo dicebatur *Moyses*. Iste est *Petrus Alfonsus*, qui librum optimum contra Judaeos edidit. —

Von Bearbeitern der Literar-Geschichte vergleiche man über ihn: *Bartolocci* Bibliotheca magna rabbinica, T. IV, p. 68 und 344. — *Imbonati* Biblioth. Lat. Hebr. p. 189. — *Joh. Christ. Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 970. T. III. p. 921. T. IV. p. 952. — *Rodriguez de Castro* Bibliotheca Española T. I. p. 19 [2]).

Zuerst entdeckte Sander in seiner Nachricht von niederländischen und belgischen Handschriften, daß der dem Theologen wohlbekannte Verfasser der Tituli duodecim contra Judaeos zugleich der Verfasser einer Schrift sey, welche er Disciplina clericalis benannt habe. Diese Entdeckung verbreitete Oudinos im zweyten Theile der Commentarii de scriptoribus ecclesiasticis, fügte aber seiner Angabe einen Irrthum hinzu, indem er zu dem Artikel über Petrus Alphonsus hinzu setzte: Denique scripsit logicam. Der Verfasser dieser Logik ist Petrus Hispanus, ein Dominikaner, welcher erst um das Jahr 1250 lebte. Allein von dem Inhalt der Disciplina clericalis wußte man so gut als nichts, bis Tyrwhitt mit seinen Anmerkungen zu Chaucers Canterbury tales an das Licht trat. Er hatte die Disc. cler. in einer Handschrift des Londner Museums durchstudirt, und berichtete zuerst, daß hier die Quelle vieler durch Europa verbreiteten Volkserzählungen und Fabeln sey [3]). Nach ihm benützte dieselbe Handschrift Warton in

1) Ueber diesen Kaiser Alfonsus, der 1106 regierte, s. Mariana De rebus Hisp. l. 10.

2) Gedruckt in Leibnitii Accessiones historiae im 2. Theile.

3) Chaucer Canterbury tales II, p. 487 ed. Oxford 1798 in 4.

den Anmerkungen zu den Gesta Romanorum (History of English poetry. T. III. Anf.), und gab ziemlich ausführlichen Bericht über den Inhalt einzelner Abschnitte. Größtentheils auf den Untersuchungen dieser beyden Kenner der Geschichte der Poesie beruht was Dunlop in der History of Fiction (II. 167) über Petrus Alfonsus mittheilt. Unabhängig aber davon sind die gelegentlichen Bemerkungen des Silvestre de Sacy in den Notices des Man. de la Bibl. Impér. *Paris*, 1813. T. IX. p. 433.

Zwey Bearbeitungen, oder wenn man will, freye Uebersetzungen, der Disc. cler. besitzen wir gedruckt, ohne daß jedoch bis jetzt eine Beziehung auf das lateinische Original bekannt gewesen wäre. Die erste ist ein altfranzösisches Gedicht von einem ungenannten Verfasser aus dem dreyzehnten Jahrhundert, mit der Ueberschrift: Ci commence le Chastoiement, que li Peres ensaigne à son Fils. — Zuerst theilte es Barbazan unvollständig mit; Le Grand d' Aussy bearbeitete dann mehrere Erzählungen daraus für seine modern gestalteten Contes et fabliaux du douzième et treizième siècle. Erst 1808 ließ Me'on in einer neuen Auflage des Barbazan im zweyten Theile der Fabliaux ou Contes die ganze Handschrift, wie er sie vorfand, abdrucken, mit einigen Lücken, besonders da, wo die Schrift ihm unleserlich schien. Einiges über diese Bearbeitung, findet sich bey Roquefort: De l'état de la poésie françoise dans les douzième et treizième siècle, p. 180. (*Paris* 1821). Wir erfahren daselbst auch, daß es noch zwey ungedruckte altfranzösische Uebersetzungen der Disc. cler. gibt, von denen die Eine gleichfalls in Versen, die Andere in Prosa ist. Auch dieß zeugt für die große Verbreitung unsers Buches.

Eine altdeutsche, fast vollständige Uebersetzung der Disc. cler. bietet manche Veranlassung zu lehrreicher Vergleichung. Sie ist enthalten in dem sogenannten Stainhöwelschen Esop, dessen erste Ausgabe zu Ulm erschien, ohne Jahr, vor 1480; eine zweyte zu Augsburg 1491; eine dritte zu Freyburg im Breisgau 1555. Freytag im Apparatus litterarius I, 91 beschreibt den Stainhöwelschen Esop ausführlich, und bemüht sich vergeblich heraus zu bringen, wer der dortige Adelfonsus sey. Er vermuthet darin den Adolphus zu finden, der erst im vierzehnten Jahrhundert schrieb, und dessen schlechte Fabeln in *Leyseri* Hist. poetarum et poematum medii aevi p. 2036 abgedruckt sind. Lessing beabsichtigte die Schriften des Heinrich Stainhöwel besonders anzuzeigen*); aber er starb vor der Ausführung, und so blieb denn auch die Entdeckung, wer der Adelfonsus im Stainhöwelschen Esop sey, bis jetzt aufgespart.

* * *

Balaam, qui lingua arabica vocatur *Lucania*, dixit filio suo: Fili, ne sit formica sapientior te, quae congregat in aestate unde vivat in hyeme. — Fili, ne sit gallus vigilantior te, qui in matutinis vigilat, et tu dormis. — Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu solam castigare non potes. — Fili, ne sit canis corde nobilior te, qui benefactorum suorum reminiscitur, tu autem benefactorum tuorum oblivisceris. — Fili, ne videatur tibi parvum unum habere inimicum, vel nimium mille habere amicos. Dico enim tibi quod *Arabs* moriturus filio suo vocato dixerit: Dic, fili, quot tibi dum vixisti acquisieris amicos? — Respondens filius dixit: Centum, ut arbitror, mihi ac-

*) Lessing, Beyträge zur Geschichte und Literatur V. p. 57.

quisivi amicos. — Dixit pater: Ne laudes amicos donec probaveris. Ego quidem prior natus sum, et unius dimidietatem vix mihi acquisivi. Tu ergo centum quoniam acquisivisti, vade igitur probare omnes, ut cognoscas si quis omnium erit tibi perfectus amicus. — Dicit ei filius: Quomodo probare consulis? — Dicit pater: Accipe vitulum, et interfice eum, et frustatim comminutum in sacco repone, ita ut saccus forinsecus sanguine infectus sit, et quum ad amicum veneris, dic ei: Care mi amice, hominem interfeci, rogo te ut eum secreto sepelias; nemo enim te suspectum habebit, sicque me salvare poteris. — Fecit filius sicut pater imperavit. Primus autem ad quem venit dixit ei: Fer tecum mortuum super collum tuum, sicut fecisti malum patere satisfactionem, in domum meam non introibis. — Quum autem per singulos amicos suos ita fecisset, eodem responso omnes ei responderunt. Ad patrem igitur rediens nunciavit quod fecerat. Dixit pater: Contigit tibi quod dixit philosophus: »Multi sunt dum numerantur amici, sed in necessitate pauci *).« Vade ad dimidium amicum meum quem habeo, et vide quid dicat tibi. — Venit, et sicut aliis dixerat huic ait qui respondit: Intra domum, non est secretum quod vicinis debeat occultari. — Emissa igitur muliere cum omni familia sua sepulturam fodit. Quum ille omnia parata videret rem prout erat disseruit gratias agens. Deinde retulit patri quae fecerat. Pater vero ait: Pro tali amico philosophus ait: »Hic est vere amicus qui te adjuvat quum tibi turba deficit.«

Bemerkungen.

Gleich diese erste Erzählung bestätigt die Anzeige des Petrus Alfonsus in der Einleitung, er habe entlehnt Ex proverbiis et castigationibus Arabicis et fabulis et versibus. Denn Cardonne, ohne von unserm Spanier etwas zu wissen, hat dieselbe unmittelbar aus dem Arabischen des Ahmed Ben Arabchah übersetzt, mitgetheilt in den Mélanges de Litérature orientale (*Paris* 1770) I, 78.

Ganz so einfach wie, unser lateinischer Text ist die Stainhöwelsche Uebertragung. Nur ist bey ihm nicht ein zweyter Vater, vielmehr derselbe Lucania (bey Stainhöwel Luciana) räth seinem Sohne die Freunde zu bewähren. »Als aber der selb Arabes sterben solt, berufft er seinen Sun und sprach zu jm:« Dagegen ist in der altfranzösischen Paraphrase (Méon II, 44; im Auszuge bey le Grand II, 379) alles dramatisch erweitert, aber naiv und tüchtig. Besonders gut sind die übertriebenen Betheurungen des heuchlerischen Freundes vor der Probe, und seine jämmerliche Angst nach derselben.

Höchst sinnreich hat der Verfasser der Gesta Romanorum den Apolog des Petrus Alfonsus zu einer allegorischen Parabel gesteigert, Kap. 129. Ein König hatte einen Sohn, den er sieben Jahre auf Reisen schickte. Bey der Rückkunft fragte ihn der Vater, wie viel Freunde er sich erworben habe. Der Sohn sagte, drey. Den ersten liebe ich mehr als mich selbst, den zweyten nur wie mich selbst, und den dritten

*) Offenbar Anspielung auf die Sentenz des Ovid:
Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

wenig oder nichts. Der Sohn, auf Anrathen des Vaters, prüft wie bey unserm Schriftsteller.

Wir fügen hier gleich hinzu die aus Kap. 129 der Gesta Rom. (aus der Moralisatio daselbst) entlehnte geistliche Allegorie des Hans Sachs: »Die drey Freund im Tod des Menschen (I, 201 Kemptner Ausg.) vom Sept. 1556. Hans Sachs träumt hier, er liege auf den Tod.

In großer Angst ich liegen thet;
Mich tröst, daß ich drey Freunde hett,
Bey den ich ein Beystand verhofft,
Dieweil sie mir im Leben oft
Treulich beystunden früh und spat.

Nun kommen die einzelnen Freunde, und deren Erklärungen. Das ist in den Gesta Rom. unläugbar tiefsinniger.

Der erste Freund sagt: Sicut eum occidisti, necesse est ut poenitentiae subjaceas. Si corpus esset inventum forte in patibulo eris suspensus. Verum tamen quod amicus meus fuisti, ideo tecum pergam ad patibulum, et postquam mortuus fueris, tres vel quatuor ulnas panni tibi dabo ad corpus tuum involvendum.

H. Sachs: Ich kann dir aller maßen
Gar nicht beystehn in dem Herzleid,
Allein ich dir anleih ein Kleid,
Darin für den Richter zu gan.

Die Moralisatio (Nutzanwendung) erklärt es: Primus est mundus, quem plus diligit quam se ipsum (als sein besseres Selbst). — Et si eum tempore necessitatis probaveris, sine dubio tibi deficiet: immo de omnibus bonis tuis si tibi dederit duas ulnas vel tres de panno ad involvendum corpus tuum, multum est.

H. Sachs: Der erst bedeut Reichthum und Geld,
Den hat man lieb, hilft oft aus Noth
Im Leben; aber in dem Tod
Wird dem Menschen in seiner Hab
Nicht mehr denn ein Tuch in das Grab.

Der zweyte Freund in den Gesta Rom. Credis me fatuum, quod in tali periculo me ponere vellem. Verum tamen, quia amicus meus fuisti, ideo ad patibulum tecum pergam, et in via te consolabor quantum potero.

H. Sachs: Für diesen Richter darf ich nit;
Jedoch, mein Freund, so will ich mit
Dir, und das Gleit geben hinaus
Allein bis für des Richters Haus.
Ich sprach: Wie viel hab ich erlitten
Um deinet wegen und gestritten,
Und dir mittheilet all mein Hab!
Wilt du jetzt von mir weichen ab?

Die Moral. der G. R. Secundus amicus, quem tantum diligis sicut te ipsum, est uxor tua, et filii tui et filiae. Bene ad sepulcrum in morte tecum plorando pergunt; et quum uxor ad domum redierit, infra paucos dies dolor recedit, et alium incipit amare.

H. Sachs: Der ander Freund und Gutthater
Sind Geschwistert, Mutter und Vater;
Gut Freund, Gesellen, Weib und Kind,
Die uns freundlich gewesen sind.

Zum dritten Freunde sagt der Königssohn in den G. R. Verecundor tibi loqui, quod numquam pro te aliquid feci, et a casu

Reinhard nach Heinrich Glichsener, abgedruckt aus dem Coloczaer Koder, Pest 1817, daselbst von V. 909. Reinhard sieht sein Bild in einem Brunnen, glaubt seine Frau zu sehen, und springt hinein:

> In dem Brunnen er lange swam;
> Uf einen Stein er do kam.

Isengrin geht zufällig vorbey, in sehr übler Laune, weil er noch nicht gefrühstückt hat. Auch er bildet sich ein, in seinem Bilde Frau Hersant zu erblicken. Ein unvergleichlich komisches Zweygespräch zwischen den beyden Gevattern erfolgt, worin der Fuchs dem Wolf einredet, dort unten sey das Paradies. Begierig steigt Isengrin in den einen Eimer, Reinhard eilig in den andern. Als sie sich begegnen, sagt jener:

> Reinhard, wo sol ich nu hin? —
> Das sag ich dir gewerliche,
> Hie zu Himelriche
> Soltu meinen Stul han,
> Wan ich dirs wol gan (gönne).

Dasselbe hat Luigi Pulci hineingearbeitet in den Morgante maggiore C. 9, 73. Hier will der Wolf unten fischen, und beym Begegnen gibt der Fuchs eine Reflexion spöttisch zum Besten:

> E disse il sempliciotto: Ove va' tue?
> Non vogliam noi pescar? Comar' aspetta!
> Disse la volpe: *Il mondo è fatt' a scale,*
> *Vedi, compar, chi scende, e chi le sale.*

Nachher hat Pulci, aber nach seiner Art, den Fuchs vom Hund zerreißen lassen, um die Lehre von Gottes strafender Gerechtigkeit durch Verzerrung lächerlich zu machen.

Das Mondbild im Wasser für einen Käse zu halten*), begegnet schon dem Wolf bey Marie de France Fab. 49. Dou Leu qui cuida de la Lune ce fust un Fourmaige. Diese Fabel bildet die Brücke zu der alten äsopischen. Zuerst wie sie in des sogenannten Syntipae Philosophi *Persae* ed. *Matthaei*, Fab. 61 erscheint, dann im Hauptmannschen Aesop, Fab. 208. Wenn man den Uebergang nicht kennte, würde man den Zusammenhang zwischen unserer und der letzten läugnen müssen.

* * *

Alius castigavit filium suum: Ne credas omni quod audies consilio, donec prius an sit utile fuerit probatum in aliquo, ne contingat tibi sicut latroni contigit, qui consilio domini cujusdam domus credidit. Ad hoc filius: Quomodo, pater, evenit ei? Pater:

Dictum fuit quod quidam latro ad domum cujusdam divitis perrexit intentione furandi, et ascendens tectum ad fenestram per quam fumus exibat, et si aliquis intus vigilaret, auscultavit. Quod dominus domus comperit, et suaviter suae uxori ait: Interroga alta voce unde venit mihi iste magnus quem habeo census, quod nescias, multum labora. Tunc ipsa alta voce ait: Domine, unde tam magnum habuisti censum, quum nunquam mercator fueris? At ille: Quod Deus donavit serva, et fac inde voluntatem tuam, et non inquiras unde mihi tanta pecunia venit. At ipsa sicut injunctum fuerat, magis et magis ut rem sciret instigabat. Demum, quasi coactus precibus suae uxoris, inquit dominus: Vide ne cuiquam secreta nostra detegas. Latro fui. At ipsa

*) Man vergleiche auch echte Fortsetzung der 1001 Nacht Cab. des Fées t. 38. p. 275.

ait: Mirum mihi videtur quomodo tam magnum censum latrocinio potuisti acquirere, quod nunquam audivimus clamorem sive aliquam calumniam inde. At ipse ait: Quidam magister meus carmen me edocuit, quod dicebam quando super tectum ascendebam, et veniens ad fenestram accipiebam radium lunae manu et carmen meum septies dicebam: *Saulem! Saulem!* Et ita descendebam sine periculo, et quicquid pretiosius videbam in domo cadens sumebam. Et hoc facto, iterum ad radium lunae veniebam, et eodem carmine septies dicto cum omnibus in domo sumptis ascendebam, et quod sustuleram ad hospitium deferebam. Tali ingenio habeo quem possideo censum. — Ac mulier ait: Bene fecisti quod mihi talia dixisti, nam quandoque filium habuero, ne pauper degat, hoc carmen docebo. — At dominus inquit: Permitte me dormire, quoniam somno aggravatus volo quiescere. — Et ut magis deciperet quasi dormire et stertere coepit. Perceptisque denique talibus dictis, fur inde gavisus, et dicto septies carmine, et sumpto manu radio lunae, laxatis manibus et pedibus per fenestram in domum, magnum faciens sonum, cecidit; et fracto crure et brachio congemuit. At dominus domus quasi nesciens inquit: Tu quis es, qui ita cecidisti? — Ad hoc latro: Ego sum ille fur infelix, qui tuis credidi fallacibus dictis.

Bemerkungen.

Diese Geschichte ist aus dem indischen Bidpai (Heetopades) übergegangen in das Pehlwi; aus diesem in das Arabische (herausgegeb. 1816 von Silvestre de Sacy); darnach übersetzt ins Englische von Knatchbull, Oxford 1819, Einleit. S. 69. Es sind daselbst mehrere Diebe. Der Mann nennet als Zauberformel sieben Mal *Shulam, Shulam.* Sehr ähnlich ist die Darstellung in dem lateinischen Directorium vite humane von Joannes de Capua, das zunächst aus dem Ebräischen entnommen ist, und so auf die morgenländische Quelle zurück weist. Daselbst im Eingang (Heft a, ult.) Quoniam quum iret latro quidam ad furandum de nocte in domo cujusdam divitis cum quibusdam sociorum suorum, ascenderunt pariter ad tectum domus etc. — Et dicebam hanc conjurationem, scilicet *Sulem, Sulem!* septies; deinde amplectebar lumen lunae. In der deutschen Bearbeitung des Direct. vit. hum., unter dem Titel: »Der alten Weysenn Exempel, Sprüch, mit viel schönen Beyspielen und Figuren. Auch das Buch der Weisheit der alten Weysen,« Straßburg 1545, findet sich dieß Bl. 6. »Denn es ging eins Mals ein Dieb mit etlichen seinen Gesellen in der Nacht zu eines reichen Mans Hauß zu stelen.« — Die Zauberformel ist Sulem! Sulem!

Am meisten verbreitet wurde unser Apolog durch die Aufnahme in die Gesta Romanorum*) cap. 136. Die lateinischen Worte lauten daselbst ganz anders, als bey Petr. Alf. und als im Direct. v. h. Zur

*) Wenig Sinn für Geist und Zweck eines Buchs haben oft gelehrte und wohlwollende Männer. So urtheilt Schellhorn Amoenitates literariae I. p. 796. von den G. R.: Nostri saeculi stilo inscribendus fuisset hic liber Cornu copiae, vel Promptuarium, vel apparatus, vel thesaurus homileticus, quamquam pro thesauro non nisi carbones in illo reperiamus. Er sah nämlich darin ein Noth- und Hülfsbüchlein für faule Prediger, die, statt selber Predigten zu machen, gern die andern Selbstdenker plündern. Und doch sagt er selbst später: Plenus enim est insipidis historiolis vel potius fabellis anilibus. Der ernsthafte Mann hätte also dieß Werk

Markgrafthum in diesem Jahre wieder übergeben, sicher stellen. Sie fängt an:

Nos *Wenceslaus*, dei gratia Rex Boemie et Marchio Moravie . . . dilectis civibus in *Iglavia* et montanis, ubique in regno nostro constitutis . . . . libertates, jura, nec non statuta subscripta . . concedimus . indulgemus et confirmamus. Insuper, cum nos dilecto *filio nostro Prymisloni* Principatum (Moraviae) contulissemus (bereits 1248) dictos cives et montanos nostros sibi paterne donamus . . et super his omnibus confirmandis et conservandis praesentem paginam sigilli nostri munimine fecimus roborari. Hierauf folgt die feyerliche Erklärung, des, wie gesagt, verdächtigen Sohnes mit diesen Worten:

Et Nos, *Przymislaus*, dei gratia *Marchio Moravie*, Regiam benevolentiam et favorem Patris nostri, Illustrissimi Regis Bohemie, erga suos fideles cives et montanos, et erga alios, Regie dignitati obsequium praestantes (honorantes oder etwas Aehnliches) sue voluntati et paternitati per omnia decrevimus *obedire*, et presentem paginam sigilli nostri munimine fecimus consignari.

Nach diesem Eingange, in welchem Wenzel als König und Gesetzgeber spricht — Ottokar, oder, wie er sich damals noch echt tschechisch nannte, Przymislaw als untergeordneter Markgraf und Sohn (nothgedrungenen) Gehorsam gelobt, fängt das Gesetz selbst an mit folgenden Worten:

Ne *igitur* libertas et gloria *Majestatis Regiae* per aliquos *praesumptuosos* debeat impugnari vel irritari, *cum filio nostro* volumus et mandamus, sub obtentu gracie et regni (l. regiae) quatenus . . . .

Der Scharfsinn des Hrn. Frast konnte in diesem »filio nostro« des Königes den Markgrafen Ottokar nicht verkennen, wenn ihn nicht theils die oben angedeuteten Mängel des Textes, theils das Ansehen Dobners irre führten, der, oft glücklicher, fremde Mißgriffe auszuwittern, als eigene zu vermeiden, in einer Anmerkung zu dieser Stelle, auf den nachmaligen Herzog Niklas räth und geräth: obwohl dieser vor der päbstlichen Befähigung, d. h. vor 1260, in gar keiner Urkunde als Ottokars Sohn erscheinen durfte — im Jahre 1249 aber noch lange nicht geboren war.

Es ist wichtig, dieß Geburtsjahr auszumitteln — nicht als ob dieser Niklas, »Ahnherr der Herzoge von Troppau, Ratibor und Jägerndorf« — ein übrigens anschlägiger und tapferer Mann [2]), eben ein weltgeschichtlicher Name geworden wäre, sondern, weil diese Untersuchung geeignet ist, über seines Vaters Betragen gegen Margareth und eine, wie es scheint, etwas verunglimpfte Seite seines Privatlebens gehöriges Licht zu verbreiten.

Ottokars erste Ehe war freylich, wie so viele andere, die Fürsten von jeher eingegangen, aus Staatsklugheit geknüpft worden; allein dieß schloß in seinem ritterlichen, für alles Hohe empfänglichen Gemüthe nothwendig weder die Achtung aus, die er dem Geschlechte, der Erfahrung, dem frühern Range und Unglücke seiner Gemahlin — noch die Dankbarkeit, die er der Erbin des schönen Oesterreichs, so wie sie dem mächtigen Anwalde ihres guten Rechts schuldig war [3]). Beyde Gefühle konnten, trotz dem Altersunterschiede des hohen Paares, von Seite des Königs in zärtliche, wenn auch nicht leidenschaftliche Zuneigung übergehen. Es ist menschlich, und, so lange man das Gegentheil nicht

beweisen wird, auch gründlich anzunehmen: daß dieß dauerhaft geschehen wäre, wenn Margareth so glücklich war, dem Könige zu geben, woran ihm Alles lag und liegen mußte — Erben des ausgedehnten Reiches, worin sich seine freudige Thatkraft für Kind und Kindeskinder seines vielhundertjährigen Stammes bewegen wollte [4]). Daß sie diese Hoffnung noch hegen konnte, bestreitet Pernold nicht, wenn er zum Jahr 1248 sagt: neque spem tantam (d. h. aliquam) prolis dare videbatur. Wie hätte auch sonst Papst Innocenz IV. sie so wiederholt und dringend zu einer zweyten Ehe auffordern können? Daß sie dieselbe wirklich gehegt, behauptet, wie völlig glaubwürdig, Domherr Franz. So lange, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur und selbst darüber hinaus, diese Hoffnung vorhanden war, kann man den König keiner ehelichen Untreue zeihen, und ich widerrufe hiermit feyerlich die von mir (Altt. Lieder S. 345) ausgesprochene Vermuthung, daß er schon im Jahre 1255 die »Freuden des Vaters« gekannt. Aber im Anfange dieses Jahres kömmt er, dem Gerüchte von seinen Siegen voran, von dem Kreuzzuge gegen die Samländer zurück — einer Unternehmung, von deren Verdienstlichkeit er sich die Gunst des Himmels auch für seinen feurigen Wunsch um Nachkommen versprechen mochte. Im Julius hält die Königin ihren Einzug in die Hauptstadt seines Königreiches. Mit allgemeinem Jubel (Cosmae Cont. II.) wird die Landesmutter empfangen: Böhmen und Oesterreich, nach langen, blutigen Fehden, haben sich in Ottokar und Margareth auf dem Prager Schlosse die Hände gereicht. Wird es bey diesem Anlasse an Vaterlandsfreunden gefehlt haben, die, unter andern Glückwünschen am Throne auch den niederlegten; daß die Vorsehung, die zwey, an ihren Marken sich berührende, durch ihre Erzeugnisse sich wechselseitig ergänzende Länder unter Einem Zepter vereint, dieß Glück durch Margaretha's Fruchtbarkeit auch den Enkeln fortsetzen möge? Wie nun, wenn gerade damals, die funfzigjährige Frau, eingehend auf eine Sache von so öffentlicher Wichtigkeit, die Schuld auf den St. Peterstag schob, und dadurch den Fehltritt des Königes beschleunigte, der sie, wenn Pernold Recht hat, auch nicht mit ganz gehöriger Gelassenheit oder Klugheit aufgenommen zu haben scheint? Ich bestehe auf dieser Vermuthung nur in sofern, als sie erklärt, wie der bisher nicht widerlegte Theil des obigen Geschichtchens den österreichischen Zeitbüchern fremd bleiben konnte. Uebrigens liegt weit weniger daran, als an der unbestreitbaren Thatsache: daß Ottokar vor dem Jahre 1255 noch nicht Vater war; denn erst z. J. meldet Pernold: *Ottocarus*, ex domina *Margaretha* nullam prolem obtinens, violata fide conjugii, post carnem alteram obire coepit cum pro pudore et *maximo dolore reginae*. Man muß annehmen, daß in diesem Jahre Herzog Niklas geboren wurde; denn z. J. 1258 klagt Pernold abermal: Sed non cessavit dominae *Margarethae* thorum violare, *tertia* jam prole illegitima procreata.

Auf diese drey außerehlichen Kinder, deren Anzahl später auf sechs gewachsen seyn mag [5]), gründet Raynald den Vorwurf »zügelloser Wollust«, den er in der angeführten Stelle Ottokarn macht; obwohl diesem sein strenger Beobachter, Pernold, vor dem fünften Jahre seiner Ehe hierüber nichts vorzuwerfen hat, und so ehrlich ist, selbst den Fehltritt des sechsundzwanzigjährigen Mannes und Königs durch die Unfruchtbarkeit der Gemahlin zu beweggründen. Welcher Name bleibt denn für die Ausschweifungen eines Cäsar Borgia und seines Gleichen übrig? Aber auch Hr. Fraßt scheint, nicht ganz billig, Ottokar's

Bemühungen um die Befähigung jener Kinder zur Thronfolge aus dem bloßen Gesichtspunkte der Kränkung zu betrachten, die Margareth auch darüber empfunden haben soll. Fürsten haben häufig das Unglück, im Leben Lobredner selbst ihrer Fehltritte — nach dem Tode Tadler auch solcher Entwürfe und Handlungen zu finden, deren Unterlassung man ihnen eben so gut, oder mit noch mehr Recht, als Mangel an Herrscherweisheit vorwerfen könnte, und würde. Fragen wie die Zeitrechnung um Rath! Wann bewarb sich denn Ottokar um die Befähigung seiner ersten drey Kinder sogar zur Thronfolge? Allerdings im Jahre 1260, aber nicht, wie Hanthaler dießmal irrt, zu der nämlichen Zeit, da er bey dem Papste um die Bewilligung seiner Krönung nachsuchte, und ihm den Siegbericht vom achten Oktober zusandte: denn damals erfuhr bereits der Papst aus Böhmen, daß sein erstes, jene Befähigung betreffendes Breve mißverstanden werden könnte, und fertigte durch seinen Geheimschreiber Furco das zweyte vom Oktober ab — die Erklärung, daß ihm »eine Befähigung jener Kinder zur Thronfolge nie in den Sinn gekommen« u. s. w. Um diese mußte sich also der König schon im Frühlinge des Jahres 1260 beworben haben, und unter welchen Umständen? Er rüstete gegen König Bela von Ungern und seine Verbündeten zum Kriege um die Steyermark. Wie die blutigen Würfel fallen würden, konnte er nicht voraussehen; aber dem öffentlichen Wohle war er schuldig, auf den schlimmsten Fall voraus zu denken, und, um diesen sein kaum erworbenes, von Kumanen- und Tartarhorden bedrohtes Reich nicht obendrein der Gesetzlosigkeit im Innern preis zu geben, in seinen damaligen Kindern rechtmäßige Thronerben hinterlassen zu wollen. Zugegeben, daß er hierdurch auch seinem »Vatergefühle« und sogar bedingten Versprechungen Genüge that, die seine Geliebte von ihm erhalten; so läßt sich doch nicht behaupten, daß ihn hiezu im Jahre 1260 etwas Anders als seine Herrscherpflicht bestimmt habe. Und Margareth? Kein einziges Zeitbuch sagt, daß eben dieser Schritt sie gekränkt — und wie, wenn die ehrwürdige Frau, die mit fünf und funfzig Jahren die Hoffnung eigener Erben gewiß aufgegeben hatte, ihn sogar billigte: weil er nur ganz gelingen durfte, um dem Könige den zweyten, ihr weit empfindlicheren, und für ihn nicht unbedenklichen, zu ersparen, durch den er ihre Hand mit jener Kunigundens von Halitz vertauschte? Der Zusammenhang der Sache scheint folgender zu seyn:

Am 15. July, gerade am Margarethentage, erfocht Ottokar jenen denkwürdigen Sieg bey Kroissenbrunn, den man, nach der Stimmung zu urtheilen, die vor der Schlacht im Lager und im ganzen Reiche herrschte[6]), gewiß nicht minder dem Gebete seiner frommen Gemahlin, und den Fürbitten ihrer Schutzheiligen als seiner Tapferkeit und Anstalt zuschrieb. Bald darauf unterhandelte Otto, Markgraf von Brandenburg, den Frieden, den Ungern durch Abtretung der Steyermark erkaufte. Es wäre ungereimt, anzunehmen, daß Ottokar schon damals an eine zweyte Ehe und folglich an Auflösung der ersten gedacht; denn er erwartete entweder noch die Befähigung seiner Kinder sogar zur Thronfolge, oder glaubte sie durch das erste, in unbestimmten Ausdrücken abgefaßte Breve Alexanders IV. bereits erhalten zu haben. Er irrte, denn im Spätherbste bringt Furco, nebst der Genehmigung der böhmischen Krönung, die Erklärung des Papstes, wie jenes Breve eigentlich zu verstehen sey. Sie war folgerecht, aber darum nicht weniger empfindlich für Ottokar, zumal in einem Augenblicke,

wo ganz Deutschland und der Papst selbst ihm zu seinem Siege über die Ungern und heidnischen Kumanen Glück wünschten, der Tartarchan, durch eine eigene Gesandtschaft seinem Stolze schmeichelte. Wenn ich nicht irre, so drückt der Name der Dornenkrone, den er dem, zum Andenken des Sieges bey Kroissenbrunn gestifteten Cisterzienserkloster beylegte[7]), bitter genug die Stimmung aus, in welche ihn der Inhalt der von Furco überbrachten Zustellungen versetzte. Von nun an mochte er sich aber auch entschieden haben, unter zwey Uebeln das in seinen Augen kleinere zu wählen, und lieber das Aergerniß zu geben, daß mit Margaretha's Verstoßung verknüpft war, als der Gefahr, ein unbeerbtes Reich zu hinterlassen, nicht vorzubeugen. Im April 1261 (Cosmae Cont. II.) ward der Friede mit König Bela in Wien unterzeichnet, und in einem geheimen Punkte (s. Pernold) die Ehe mit Kunegunden festgesetzt, die, dem Wunsche der Stände gemäß, auch am 13. Nov. zu Preßburg vollzogen wurde, nachdem Königin Margareth Prag schon am 28. Oktober'n verlassen hatte, um, sechs Jahre darauf, zu Krems die Reihe von Leiden, die ihr Leben war, zu beschließen. Ehre der Thräne, die Pernold ihrem Andenken weiht! Er hat ganz Recht zu bemerken, daß Ottokar »ihr Alter verhaßt war« (cujus senectutem oderat), und daß der mächtige Herr, indem er sie verstieß, »gethan, was ihm beliebt« (et sic potens iste dominus fecit quod libuit). Aber lassen wir dem Könige auch zu Gute kommen, daß jenes Alter unfruchtbar war, und daß ihm dießmal nichts beliebte, als was ihm das Wohl seiner Länder zu fordern schien. Diese ruhigere, versöhnende Ansicht hatte schon der geistreiche Abt Peter von Königsaal, da er sein bereits erwähntes Cap. V. also abfaßte:

Nuptiarum autem solemniis debita celebritate peractis domina *Margaretha* per annos plurimos cum rege mansit; sed, sterilitatis humiliata opprobrio, liberos, qui sibi in regno succederent, habere nequivit. Nihil denique de contingentibus ab utroque obmittitur; sed regina, ut dictum est, omnino sterilis invenitur. Rex igitur, pretextu sterilitatis hujuscemodi subjectis sibi terris adfutura mala praesentiens, quosdam, sibi familiares praeceteris, convocavit, eisque turbationis sue materiam clandestine enarravit. Ipsi vero, commune bonum privato preponderantes commodo *) salubrius censuere, regem dilectae conjugis privare consortio, quam sine heredibus totum suum dominium diuturno subjacere periculo.

Qui rem privatam magis ostendit sibi gratam
Quam rem cunctorum, merito faex sit populorum.

Sapientum igitur inductus verbis, et acquiescens consiliis, universis suis nobilibus convocatis et satrapia, non sine cordis gemitu rem diu celatam (seit dem Spätherbste 1260) prodidit, et, ut *non tam sibi*, *quam utilitati populi consulerent*, publice postulavit.

Ex hoc consulitur, quo nil melius fore scitur
Quod *Margaretha* sterili rex conjuge, spreta

consortem ducat, quae, debita lege matrimonii, liberos sibi *jure hereditario* successores, producat. Quid plura? Episcopi

*) Nach der richtigeren Leseart der Raudnitzer Handschrift, die mir mit Erlaubniß ihres großsinnigen Herrn Besitzers, des regierenden Fürsten von Lobkowitz, zur Benützung mitgetheilt worden.

convenerunt, et de consensu sedis Apostolicae divortium inter regem et reginam, debita solennitate adhibita, coram universo populo celebraverunt. Turbatus ergo rex, et tota Bohemia cum ipso; sed quae lingua retexere, aut quis intellectus capere poterit, quanta ex hoc eventu uterque conjugum vehementis doloris incrementa sustinuerit u. s. w.

Anmerkungen.

[1]) S. 343 des Anhanges zu den altdeutschen Volksliedern in der Mundart des Kuhländchens, deren erster Band Wien und Hamburg 1817, in Kommission bey Perthes und Besser erschienen ist. Der zweyte Band enthält, außer den, von Dr. Rey gesammelten Tonweisen dieser Lieder, die Weltansichten und den Fest- und Witterungskalender der Kuhländler sowohl als der benachbarten Slaven — eine Sammlung von geschichtlich erläuterten Alterthümern, die, ungleich reichhaltiger als die observations on Popular Antiquities by *J. Brand*, *London* 1810, in mehr als einer Hinsicht sehr anziehende Ergebnisse gewährt. Er liegt seit vier Jahren in meinem Schreibpulte, und ich bin aus Ursachen, von denen ich an einem andern Orte Rechenschaft geben werde, ohne meine Schuld, erst jetzt im Stande, ihn einem Verleger anzubieten. Diese Nachricht bin ich den Gönnern des Fylgie, und vorzugsweise den Freunden deutscher Alterthümer schuldig, die, wie ich erst seit Anfang dieses Jahres weiß, sich mit Hrn. Bibliothekar J. Grimm in Kassel zu dem ansehnlichen Geschenke von sechshundert Gulden gewiß auch in der Absicht vereinten, die Erscheinung des zweyten Bandes zu beschleunigen.

[2]) Virum strenuum in consiliis et in agendis prudentem nennt ihn Weitmile. S, S. S. Rer. Boh. T. II. p. 200.

[3]) Defuit ei (sagt Pernold zum Jahre 1248) praeponderans numerus Potentum, qui ejus, tamquam senioris filiae primum jus fortiter propugnare vellent adversus tot aemulos provinciarum.

[4]) Er rühmte sich unter andern gern, mehr Gebäude aufgeführt zu haben, als Ein Erbe im Stande seyn würde, zu unterhalten.

[5]) Wenn Balbin (Misc. Dec. I. l. VII.) Recht hat, der dem Fräulein von Kuenring eine vierte Tochter: Gisla, vermählte Wikard v. Polna gibt, denn urkundlich erwiesen ist, wie Hr. Frast richtig sagt, eine, in jener Zahl nicht begriffene Agnes, seit 1275 Gemahlin des Landmarschalls Heinrich v. Kuenring-Weitra, unter dessen Schwestern man daher freylich die Geliebte Ottokars nicht zu suchen hat. Pulkawa nennt diese Agnes nicht, wohl aber, wie der Hr. Herausgeber des Archivs nicht übersah, sein etwas älterer Zeitgenosse Neplach. War sie etwa von einer andern Mutter?

[6]) Cosmas Fortsetzer II. berichtet, der König und andere Fürsten hätten fromme Gelübde gethan, und Manche unter ihnen versprochen, ihren Lebenswandel zu ändern, bessere Münze zu schlagen u. s. w., bis Köln am Rhein habe man feyerliche Bettage um Sieg über die Feinde gehalten.

[7]) Ipsum quoque monasterium, ad reverentiam *sanctae spineae coronae* volumus ad *sanctam coronam* ab omnibus nominari heißt es in der Stiftungsurkunde (*Sommersberg* I, 926) des Klosters vom Jahre 1263, das indeß im Deutschen Güldenkron genannt wurde. Die Absicht des Stifters geht aus den Worten hervor: ut me-

moria nostra in posterum commendabilis habeatur, videlicet, quod *pro defensione Austriae et Styriae* contra frequentes paganorum et Ungarorum insultus, personam nostram cum hominibus nostris exposuimus et cum rebus omnibus terras nostras u. s. w.

II.

Die k. k. Hofbibliothek besitzt, Nro. 187 der philologischen Klasse, eine Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, Perg. 4, die, ihrem Inhalte nach, in einen prosaischen und poetischen Theil, nebst einem Anhange, zerfällt. In dem erstern kommt zwischen Joh. Lomonicii compendium Pharaonis moraliter expositum, in XX epistolas dispositum Bl. 1—11 und dictamina Petri de Vineis Bl. 29—70 und hinter dictamina magistri Thome Bl. 40—50, eine bedeutende Anzahl bisher unbekannter Briefe und anderer Urkunden vor, die von böhmischen Fürsten und Fürstinnen des dreyzehnten Jahrhunderts, insbesondere von Ottokar II und seiner Gemahlin Kunegunde herrühren, oder von Päpsten, Kaisern und hohen Personen in Ungern, Baiern, Kärnten, Brandenburg, Preußen, Schlesien und Venedig u. s. w. an sie gerichtet sind, oder sie sonst berühren. Sie befinden sich Bl. 11—29 ohne gemeinsame Aufschrift, Bl. 61—80 als privilegia ad omnem materiam an andere, Böhmen nicht betreffende, angereihet; Bl. 50—57 und Bl. 57—61 machen sie eigne Sammlungen aus, wovon die letztere, opus magistri ac domini Boguslai genannt, wohl den nämlichen Mann zum Verfasser hat, der in einer Urkunde von Kunegunde als dilectus capellanus noster, magister B. erscheint, und für die treuen Dienste, que nobis exibuit et exibet incessanter, mit einer Pfründe belohnt wird. Dieser ganze erste Theil ist in gespaltenen Zeilen von einer geübten Hand mit fetteren Zügen geschrieben, als der zweyte, der gleichfalls gespalten und von Einer Hand, Bl. 80—97, ein Lehrgedicht über die Natur in Hexametern von Bernardus — Bl. 97—112. Noua Poetica Udalrici auch in Hexametern, und Bl. 112—126 Horatii ars Poetica mit Randglossen enthält. Der Anhang ist ein Bruchstück lateinischer Sprachübungen*) auf dem vermuthlich bloß beygebundenen Bl. 116—118, von einer dritten Hand, und eine jüngere hat den übrigen leeren Raum Bl. 122 und 124 (das letzte) zur Aufzeichnung von Urkunden der Königin Kunegunde benützt; dasselbe ist Bl. 80 geschehen.

Man sieht schon aus dieser vorläufigen Inhaltanzeige, daß unsere Handschrift, in ihrer Beziehung auf Böhmen betrachtet, ähnliche Ausbeute gewähret, als der Cod. Epistolaris Ottocari II, mit welchem der hochverdiente Hr. Prof. Dolliner aus dem nämlichen k. k. Bücherschatze die Quellen der böhmischen Geschichte bereichert hat. Sie hat mit derselben, außer dem moralischen Werke des Johann Lemonitz leider! auch die Fehlerhaftigkeit des Textes in vielen Stellen, und übrigens die Bestimmung gemein, allerhand Musteraufsätze zu enthalten. Dieß ist der Grund, warum die oben erwähnten Briefe und andere Urkunden häufig durch Auslassung oder bloße Andeutung der eigenem Namen, durch Unterdrückung der Jahr- und Tagzahl ihrer Ausfertigung in bloße Formeln verwandelt worden sind. In diesen Fällen sind es die darin ent-

*) Von einem Tschechen, denn das ausländische Wort elepi, von clepati stehlen, wird durch fures erklärt.

haltenen Thatsachen, auf die man zu achten hat, um, mit Benützung anderer gleichzeitigen Denkmäler, die namentlichen Bestimmungen so viel als möglich auszumitteln, und dadurch die Urkunden selbst für die Geschichtsforschung fruchtbar zu machen. Was aber unsere Handschrift von dem Codex Epist., dessen Briefe vorzüglich aus Ottokars letzten Herrschaftjahren (1271— 1277) herrühren, unterscheidet, ist: daß nur wenige der ihrigen in diesen Zeitraum fallen, die meisten entweder einem bedeutend früheren (sogar dem J. 1233), oder dem spätern zwischen 1278 und 1285 angehören. Man möchte daraus schließen, das Beyspiel des Henricus de Isernia habe einen Gleichzeitigen, und warum nicht gerade diesen Boguslav, Hofkaplan und Geheimschreiber der Königin Kunigunde? angeregt, sich durch eine ausgedehntere Sammlung verdient zu machen. Daß er ein Böhme und zwar ein slavischer (Tschech) gewesen, ergibt sich wohl aus seiner Sorgfalt, viele, Böhmen betreffende Urkunden, und darunter einige Briefe aufzubewahren, worin sich eine hohe Frau, aus Gründen ihrer Abkunft, gewisser, wie sie behauptet, wegen ihrer slavischen Sprache unterdrückter Klosterbrüder annimmt. Sie verdienten größtentheils erläutert und herausgegeben zu werden: ich werde mich hier aber auf eine Auswahl vorzüglich solcher beschränken, die zugleich mehr oder weniger als erläuternde Zugabe des Aufsatzes I betrachtet werden können.

Von Ottokars erstem Kreuzzuge enthält die Handschrift drey Denkmäler, wovon das erste noch zu den Anstalten desselben zu rechnen ist, und unter diesen eine sehr wichtige Stelle einnimmt. Es hat die allgemeine Aufschrift: Persuasio ut aliquis se baptizari sinat, ist aber eigentlich das Beglaubschreiben, womit Ottokar im Frühlinge 1254 seinen Bischof, Feldherrn und Rathgeber, Bruno, Grafen von Schaumburg, an die Samländer abschickte, um sie zum Christenthume einzuladen, und ihre Zwiste mit den deutschen Ordensrittern beyzulegen. Es verfehlte, wie wohl voraus gesehen ward, seines Zweckes; aber gewiß unterließ der Abgesandte nicht, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, die nicht wenig dazu beytrugen, den kurz darauf erfolgten Feldzug seines Herrn so schnell und siegreich zu entscheiden. In seiner gegenwärtigen Gestalt erregt es den Wunsch, die, für die Ungläubigen ziemlich geheimnißvolle Sprache desselben möchte nicht, durch Schuld des unwissenden Abschreibers, auch für uns Andere stellenweise Räthsel geworden seyn. Es lautet:

Blatt 68.

Creator tocius creature, deus et homo — pater, qui eternus, pater noster, qui est in celis, ad introitum regni celestis nos regeneravit 1), nobisque in ablucionem 2) criminum baptisma consecrans *Jhesus Christus*, idemque existens opifex 3) futurorum bonorum, filius 4) obediens patri usque ad mortem, per amplius et perfeccius tabernaculum, quod non erat 5) hujus creacionis, nec per sanguinem ircorum nec uitulorum, sed per proprium sanguinem introiuit in sancta redemptione in vitam 6), quum ab eterno nobis, in eum confidentibus, preparauit et confessionibus fidei sue 7), in qua nos per adoptionem filiis ex diversitate gen-

1) Die Handschrift hat regenerans. 2) Handsch. ablucione. 3) Handsch. assistens pontifex. 4) Handsch. factus. 5) Handsch. erit. 6) Handsch. in sancta eterna redemptione inuenta. 7) uité sue.

cium adunauit, ad futuram gloriam de tenebris nos uocans in admirabile lumen suum, redemptos suo sanguine precioso. Ad cujus glorie participacionem uocati, ut diximus, communem uniuersitatem vestram uocandam duximus et rogandam: quatenus ad pretacta, que fidei cristiane expediunt, presenti persuasione aquiescere studeatis, baptisma sanctum in *Jhesu Christi*, redemptoris, nomine recepturi. Nos etenim ad lucrandam[8]) animarum uestrarum salutem, ad partes uestras, habentes in futura yeme, dilationibus postpositis, propositum[9]) veniendi de corpore regni nostri et pro[10]) salute uestra: uenerabilem in Christo patrem nostrum, dominum *B(runonum)*, episcopum, ad uos permittentes, cujus pie voluntati acquiescere poteritis in predictis (sibi) ad execucionem prefatorum, que vestre saluti expediunt, de pleno committimus uices nostras. Qui in (negotio) concordandi uos cum honorabilibus, et in *Christo* dilectis *domus Teutonicorum fratribus*, promissionis uestre certitudine praestita, habebit plenariam potestatem, fines praefatos ad ea, que concordiam innuunt[11]), bono modo nostris persuasionibus inducendi[12]).

Man hielt bisher den Friedenschluß von 1248, bestätigt 1253, für den letzten, den der deutsche Orden mit Swantoplok (Schwantopol) Herzoge von Pommern, geschlossen (v. Baczko Gesch. Preußen, S. 329); allein dieser anhaltende Feind muß gleichwohl im Jahr 1254 den Krieg erneut, und bis zu Ottokars Ankunft fortgesetzt haben. Dieß beweist nachstehender Friedenschluß, der nicht in den zweyten Kreuzzug Ottokars vom Jahre 1268 gehören kann; weil damals Swantoplok mit dem Orden völlig versöhnt, und als sein Sohn und Nachfolger, Mestwin, abermals zu den Waffen griff, Ottokar bereits nach Hause zurückgekehrt war (Dusburg. Chron. Pruss. p. 219 222). Ich setze die Urkunden in den Anfang des Jänners 1255: weil Ottokarn vor Eröffnung des Feldzuges gegen die Samländer Alles daran liegen mußte, diese eines unternehmenden Bundesgenossen zu berauben, und sich im Rücken zu decken. Sie macht uns zugleich mit dem bisher vermißten Namen des damaligen preußischen Landmeisters bekannt. Es ist, da die Anfangsbuchstaben Lud. nur auf Ludovicus führen, wohl der nämliche, der die Erneuung der Culmer Handveste (abgedruckt in v. Baczko's G. P. S. 379, und neuerlich in Prof. Schottky Vorzeit und Gegenwart, Febr. 1823) als Provisor Prussiae (gleichbedeutend mit magister de domo Teutonicorum per Prussiam) im Jahre 1251 bestätigte.

Blatt. 61.

In nomine domini amen. Nos *Lud(ovicus)* Magister, Comendatores et alii Fratres Cruciferi Hospitales *S. Marie* de domo Theutonicorum per Prussiam, constare uolumus uniuersis, ad quos scriptum (hoc) perueniet: quia in presencia domini O(ttocari) serenissimi Bohemie regis, ducis Austrie[1]), eo mediante concordiam, amicabiliter cum domino *(Swantopolko)* inclito Duce *Pomeranie* (concordavimus) et, quicquid hactenus fuit controuersie et dissensionis inter nos et dominum ducem, dimisimus hoc et indulsimus pleno corde, uolumusque ei sincere et absque

8) Handsch. lucrandum. 9) Handsch. proposita. 10) Handsch. et salute. 11) Handsch. indicant. 12) Handsch. inducendo.
1) Handsch. Bohemie ducis et Austrie.

malo ingenio amicari hiis condicionibus interiectis: quod, si aliquis [2]) de hominibus nostris castrum aliquod aut municionem in terris ipsius occupaverit ducis, cum auxilio eiusdem, omnem operam in expensis nostris propriis adhibebimus atque posse, ut hoc ualeat rehabere. Si uero per homines ipsius ducis castra uel municiones in terris nostris fuerint occupata: ad hec recuperanda cum impensione expensarum suarum adiuuabit nos omni studio et labore, prout in ipsius instrumento, super hoc edito, plenius est expressum. Adiicimus et, quod de cetero terras ejus non inuademus manifeste cum erreccione uexillorum, nec aliqua dampna ei inferemus incendiis aut rapinis, ad quod ydem ipse dux similiter se adstrinxit. Que omnia et scripta supradicta bona fide, et sine omni fraude atque dolo, promittimus inuiolabiliter obseruanda, et, si aliquid uiolauerimus predictorum: iudicamus, nos fidem amittere et honorem, et dominum O(ttocarum) illustrem regem Boemorum ante dictum, super eius? constituimus adiutorem. In cuius rei testimonium etc. etc.

Ottokar kam, wie ich oben sagte, dem Gerüchte von seinen Siegen voran, aus dem Kreuzzuge zurück. Dieß ist so buchstäblich wahr, daß ein Zelt, das Geschenk etwa eines österreichischen Abtes, ihm noch in den Winterfeldzug nachgeschickt werden sollte, als er diesen bereits geendet hatte, und auf der Rückreise (den 26. Febr. durch Troppau) nach Wien begriffen war. Mit eigener Verwunderung über die Schnelligkeit dieser Rückkehr erzählt uns dieß Niemand anders, als — Königin Margareth selbst, wenn, wie nicht zu zweifeln, folgendes Briefchen ihr angehört.

Blatt 22.

De tentorio, misso domino et *marito* nostro carissimo, pro eo et cum eo Vestrae Paternitati inmensas gratiarum referimus actiones, excusantes nuncium uestrum, presencium exhibitorem, quod idem tentorium, nobis prohibentibus, non produxit usque ad presenciam domini et mariti nostri carissimi quia idem dominus et maritus noster de peregrinatione, quam agebat uersus *Pruteniam*, in reditu *jam jam* fuit. Quare Paternitatem Vestram requirimus et rogamus, quatenus eidem nuncio uestro indignari non velitis ymo excusatum habere pocius super eo, quod prediximus in premissis.

Im Jahre 1262 kam der römische König Richard zum dritten Male nach Deutschland. Daß ihn Ottokar hiezu bestimmt, der sich zu seiner Partey schlug, um von ihm die Belehnung mit Oesterreich und Steyermark zu erhalten, und seine durch Margareths Verstoßung gefährdeten Rechte auf diese Länder auf eine andere Weise zu sichern, sieht man aus folgendem Briefe, der zu Anfang des genannten Jahres geschrieben seyn muß.

Blatt 70.

Richardus d. g. Romanorum Rex s. A. Illustri et Magnifico Principi O(ttocaro) eadem gracia Regi carissimo, graciam suam et omne bonum. Excellenciae Vestrae (literas) tanta hylaritate ac affectione recepimus, quanta processerunt ex intima benivo-

---

2) Handsch. aliqui.

lencia transmittentis. Quare, gratanter audito et intellecto tenore, in exultationum resoluta sunt gaudium et exultationis noue solatio nostra precordia renouata, quod manus altissimi, nostre patrona iusticie, nobis sic[1]) oportunis temporibus auxilia oportuna prebuit, et nos ab inimicis nostris mirifice liberauit. Accedit hoc insuper gratissimum uotis nostris, quod nos, sic sollicite oblato liberalissime nobis pro nostro beneplacito, ad honorem et gloriam sacrosancti Romani imperii, toto Vestro Magnitudinis potentatu, ad *regressum in Alemaniam excitati;* prope quod euidentibus indiciis et argumentis probabilibus plene ac plene nouimus uel uidimus, uos, feruentes in vestra fide ac deuotione, inuariabili mente persistere, ac affectare in gracia omnia, que nostri honoris et commodi respiciunt incrementum. Vnde, dignos Vos uberrimi fauoris nostri et gracie prouide reputantes, ac assurgentes ad actiones uberrimas graciarum in retributionem[2]) meritorum, que in conspectu nostro, solis iubare clarius, elucescunt et refulgent, iure (ad) reciproca nos promptissimos et paratos offerimus, et ad omnia, que uestram ac uestrorum prosperitatem[3]) respiciunt et augmentum. Nos enim, qui jam circa reparationem collapsi status regni ac regis *Anglie*, germani nostri carissimi, magnopere studia nostra et curas conuertimus, et de die in diem in hiis feliciter per dei graciam prosperamus, statu eiusdem regni, fulciente auctore pacis, in proximo salubriter ordinato: ad desideratas nostras Germanie (partes) una cum venerabili domino *Ottobono*, diuina prouidencia archidyacono Cardinali, S.[4]) apostolice sedis legato, amico nostro precipuo, quem (*Urbanus* IV) summus Pontifex, sanctissimus pater noster, in Angliam et Alamaniam, commisso sibi plene legationis officio, in fauorem nostrum destinauit, resumptis undique uiribus, cum apparatu regio ueniemus ad reformandum statum imperii, quod procul dubio, ut scripsistis, tam apud N. quam alibi multimode dismonstratum dinoscitur. Verum, nobis assistente (vestra) potencia, et aliorum principum et fidelium nostrorum fauore suffulti, curas nostras et intentionem nostram omnimodam (speramus) magnifice impensari.

Preterea cum inter cetera desideria cordis nostri affectemus potissime, illustres Saxonie principes ad deuotionem nostram attrahere, ipsosque tamquam uiuida membra imperii nostro capiti covnire, ut opere mutuo in reparando collapsum statum imperii nos iuuemus: Serenitatem Vestram omni affectione, qua possumus, deprecamur, quatenus apud Illustres principes, *Johannem*, et *Ottonem*, Marchiones Brandeburgenses, et heredem Ducis Saxonie, omni, qua potestis et scitis, industria et sollicitudine laboretis, ut nobis uelint in promptitudine deuotionis ac fidei coherere. Nos enim, iuxta uestrum consilium, in quantum ad id nostra se extendit facultas et possibilitas patitur, erga eos nostram munificenciam[5]) cum per uos inde cerciorati fuerimus, procul dubio extendemus. Vnde super hiis, si placet, uoluntate ipsorum diligenti scrutinio exquisita, uelitis nos de singulis uestris literis reddere certiores. Vt igitur bona predicti imperii nec distrahantur, uel alienentur ulterius, sed in statu debito

---

1) Handsch. suis. 2) Handsch. retribucione. 3) Handsch. perniciem. 4) Handsch. S. adhudyacono cardinali, apostolice. 5) Handsch. nostra munificencia.

usque ad aduentum nostrum, *qui erit in proximo*, salubriter preseruentur, decet et expedit, quod uos, qui estis mundum et excellens membrum imperii, nobiscum, qui, diuina fauente clemencia, locum capitis obtinemus, prefatam caritatem et compassionem habentes, cum necessitas imminens (exiget) ope mutua nos iuuemus, ne, membris presidii subsidium capiti suo negantibus, totum corpus reddatur infirmum, aut, uice uersa, capite membris compassionem debitam subtrahente, compago corporis[6]) dissoluatur. Nam certe si esset in rerum[7]) natura possibile, quod uniuersum corpus a capite sine membrorum suffragio regeretur, potissimum nobis inter uota nostra veniret, quod oneris labores[8]) sic pro uniuersali portaremus imperio, ut particularia membra ipsius nulla uexacionum ingruencium participacio (ne) grauarentur. Quum (autem) ad omnia, rebus se, ut nunc, habentibus[9]), possibilitas data non sufficiat, aliorum humeros in supportationis suffragium euocare coacti, *defensionem bonorum imperii*, que a *Conrado*, filio *Conradi*, dicti Regis, nati quondam domini Augusti, F*(riderici)* Romanorum Imperatoris, et ejusdem complicibus quasi iure hereditario distrahuntur et occupantur iniuste, *uobis ex illa parte Rheni*[10]) usque ad nostrum beneplacitum et usque ad nostrum aduentum, qui, auctore deo, erit in proximo — et *ex ista parte Reni venerabili Maguntino Archiepiscopo*, dilecto principi nostro, *per nostras patentes literas fiducialiter duximus committendum*, Excellenciam Vestram omni affectu, quo possumus, deprecantes: quatenus defensionem predictorum bonorum ob nostram et sacri imperii reuerenciam uiriliter assumatis, et nostro nomine ad conseruacionem et recuperacionem predictorum bonorum imperii, omnem, quam potestis, opem et operam, iuxta datam uobis a deo potenciam atque prudenciam, strenue apponatis, nam non est dubium, quum multorum sitis accincti robore, quin uallati diuiciis, quin prudencia communiti. Vnde, si non desit affectus, non deerit, qui circa talia desideratur effectus[11])

Schon in einer Urkunde vom Jahre 1270 (Sommersberg 55 I. 921) unterschrieb sich der damals vierzehnjährige Herzog Niklas als dominus Opavie, wozu er wahrscheinlich in eben diesem Jahre erhoben worden war. Unter die Anstalten hiezu zähle ich die Grenzbestimmung zwischen Mähren, wozu Troppau früher gezählt wurde, und dem Herzogthume Oppeln, worüber Ottokar mit Wladislav I. folgende Urkunde errichtete, die gewiß nicht vor 1261 ausgefertigt ist: weil Ottokar sich darin bereits König der Böhmen nennt. Sie führt in der Handschrift den Titel: Distinccio metarum in terris propter pacem.

Blatt 60.

In nomine domini amen. Nos *Otthakarus* d. g. Bohemorum Rex etc. omnibus in perpetuum. Vt internos et illustrem principem, d^num^ W*(ladislaum)* inclytum ducem de *Opol*, karissimum patruum nostrum (et) compatrem nostrum uigeat debite dilectionis sinceritas concordie unio perpetueque pacis stabilitas,

6) Handsch. corpis. 7) Handsch. uirorum. 8) Handsch. communis latores. 9) Handsch. absentibus. 10) Handsch. parte bene. 11) Handsch. affectus.

omni rancoris ac dissensionis syntomate resecato: Ecce limites siue metas terrarum, super quibus inter nos et ipsum et clarissimos progenitores utriusque nostrum jam dudum vertebatur materia questionis, taliter duximus distinguendas uidlct: quod terre nostre *Morauie* metae [1]) et ducatus *Opoliensis* a terminis episcopatus Wratislaviensis, scilicet in villa, que *Lypa* nuncupatur, incipiunt, et abinde usque in villam, *Begun* nominatam, predicti ducis *Opolye* protenduntur. A qua siquidem uilla eedem mete fluuium, qui *odra* dicitur, transeunt uersus uillam *Grussine*, et abinde in *Ostrauam* fluuium, qui usque ad terminos terre *Vngarie* protenditur, discurrentes. Et licet hujusmodi metarum distinccio cuiuslibet dissensionis scrupulos sufficienter inter nos et dictum dm ducem sopire [2]) uideatur: tamen ad suberhabundantem cautelam et rerum gestarum clariorem, atque eciam, ut concordie unio, qua cum predicto principe sumus invicem covniti, stabilibus amicicie ligamentis *ad utriusque nostrum posteros* transferatur: villas, quas mete continent suprapicte, propriis uocabulis duximus exprimendas, que sunt hec etc. et alie plures uille, quas distinguunt limites supradicti. Methas equidem supradietas inuiolabiliter intendimus seruare, iuxta quod ipsas distinguit et specificat series prescriptorum. In cuius rei testimonium etc.

Auch Kunegunde ließ den König lange ohne Erben, bis sie ihm endlich die erste Tochter gebar, deren Tauffest am 2. Febr. 1265 begangen wurde. Einige Monate früher ist folgender Brief des Prager Bischofs Johann III, aus dem Hause Draschitz, wahrscheinlich auf Ottokars Verlangen, geschrieben.

Blatt 20.

Secretissima et plena gaudio insinuacione nouiter intelleximus, quod oriens ex alto dominus omnipotens sue benediccionis in regno Bohemie [1]) principia tamquam in sole posuit manifeste [2]); quoniam Vestre celsitudinis Excellenciam nobili honere per suam misericordiam honoravit; in quo expectatur in omnibus populis gaudium et successio heredis felicissima, et omnibus desideriis peroptata. Sed quoniam inter ipsas sacri uentris angustias [3]) pericula eciam minima sunt diligentissime precauenda, non iniuste timemus, si ciborum quadragesimalium inhabilitas in ipsis impedimentum non posset afferre, per quod uicinitas partus differatur, uel omnino, quod absit, in nichilum redigatur. Cuius rei gracia, omnibus et singulis huius modi periculis preuia preuisione racionabiliter obuiare volentes, omni, qua possumus, precum instancia celsitudinem Vestram requirimus et rogamus, et nichilominus bona fide consulimus, (et) auctoritate beatorum Apostolorum *Petri* et *Pauli*, et ea, qua quidem fungimur in hac parte, in remissionem uobis omnium peccatorum iniungimus: ut *carnes et laccinia ex nostra permissione*, *salua consciencia*, *de cetero comedatis*, *ab alimentis quadragesimalibus prouidenter abstinentes.* Nos autem per nos ipsos et prelatos ac conuentus *totius dioeceseos* obligamus nos, coram deo pro huiusmodi (dispensatione) respondere.

Im Jahre 1270 war Bela IV, König von Ungern gestorben.

---

1) Handsch. metho Moravie. 2) Handsch. sepire.

1) Handsch. et Roem. 2) Handsch. manifesto. 3) Handsch. angusticias.

Den Gesinnungen seines Nachfolgers Stephan mißtrauend, schloß Ottokar mit demselben ein neues Bündniß, das auf einer Insel unweit Preßburg zu Stande kam und feyerlich beschworen wurde. Allein er war kaum nach Kärnten aufgebrochen, um dort ausgebrochene Unruhen zu dämpfen: als König Stephan mit einem Heere von 60,000 Mann in Oesterreich einfiel und wüstete. So entstand der zweyte ungrische Krieg vom Jahre 1271, über den die Handschrift unter anderen Urkunden auch folgenden Brief der Königin Kunegunde enthält. Er verdient hier nicht nur deßhalb eine Stelle, weil sich daran unmittelbar Nr. I in den Cod. Epistol. des Hrn. Prof. Dolliner anschließt, sondern auch, weil die gekünstelte Sprache der Zärtlichkeit, die er führt, sehr von der Herzlichkeit desjenigen absticht, mit dem ich diese Auswahl beschließe.

Blatt 58.

Semper in suspenso noster fuit animus de statu persone uestre ex relatione rumorum, quos nobis hactenus nunciastis, ita, ut, quod antea enigmatice credebamus, nunc ex ultima relatione scripti vestri cognoscimus euidenter, quod futurum, proh dolor! uerebamur. Dolemus enim et dolendo ueremur intra nos uericunde, quod noster auunculus, rex *Stephanus*, caro et sanguis noster, oblitus date fidei et prestiti tactis sacris [1]) iuramenti pro se et pro suis, sic deum minus ueritus est, ut immunitis tendendo insidias, postquam in uobis exercere nequiuit maliciam, exemplo erroris inflammatus pocius quam correctus [2]) non nisi celitus per diuinam prouidenciam prenuncio prophetico, impotentes agressus est, sanguinem, proh dolor! innoxium effundendo. Letamur et ingemimus diversis respectibus de [3]) premissis. Letamur equidem. quod immunitum, iustum et insontem diuina prouidentia de manu uos erroris alterius eripuit — et ingemimus, non immerito, quod inmunes et mortis inconscii in gladio, sub pacis spe, ceciderunt. Quorum mors quia sancta est, ut credimus, grates Altissimo plene referre neque scimus neque poterimus, quam diu uiuimus, qui uestre puritatis innocenciam per suam clemenciam e manibus sic eripuit impiorum. Nos itaque uiuendo nobis uiuere non uidemur, quasi desperantes humanitus, nisi concedatur nobis diuinitus diebus nostris gracia, uos uidendi, propter quod sicut scripsistis nobis, in Morauiam vel Austriam nos expediremus [4]), quando nobis mandaretis. Dicimus, quod uidendo uos commori uobis uellemus pocius, quam in amaritudine defectus uestri uiuere, sicut uiuimus in praesenti. Placeat igitur dominationi uestre orbatam omnis gaudii solamine uestre presencie preferencia consolari, si, ut diximus, uiuere diligitis semiuiuam.

Wer anders als Ottokars Geliebte, die Pulkawa eine Kuenringerin nennt, ist es die in folgendem Briefe sich und die Ihrigen von der Gemahlin und den Kindern des Königes unterscheidet? Er wird im Jahre 1270 geschrieben seyn, da Ottokar den Aufruhr in Kärnten zu dämpfen und Kunegunde bereits zwey Töchter geboren hatte. Ob dem in treuer Liebe an ihren König hangenden Fräulein wohl mag das Unglück geworden seyn, seinen entsetzlichen Fall und den Einsturz all der Herrlichkeit zu erleben, an die sie sich hingegeben hatte!

1) Handsch. sacri. 2) Handsch. correptus. 3) Handsch. et. 4) Handsch. expedire.

Blatt 58.

Scripsit et mandauit nobis Vestra Dileccio consolando nos, persuadendo et rogando, ne turbaremur multum, attendentes actionis siue expeditionis uestre iusticiam. Et reuera, quia iusta est, tanto amplius maior dolor nostrum penetrat animum [1]), uere nos exemplo poetico edocente: *Que venit indigne* etc. Verum tamen, sicut mandastis, quia uestris semper obedire mandatis tenemur iam per omnia firmiter [2]), quoniam roboratum in hoc est cor nostrum, ut placita uobis nobis placeant, et displiceant [3]) per omnia, que sunt uestris uoluntatibus aliena: igitur non nostri, sed uestri consolatione consolamur, quia non reputamus nos aliquid sine uobis; sola enim et unica post dominum spes et salus in uestro uiuere nobis datur. Si igitur nos uiuere uultis et consolari, sicut scripsistis: peti (mus), quod et antea petiuimus, munus nobis dare, quod datum uitam nobis tribuet, negatum diminuet esse nostrum — quod vdlct. nunquam ad aliquam munitionem ciuitatis seu castrorum in propria persona accedatis: periculosus enim est impulsus insperate uenientium [4]) sagittarum. Tunc enim consolari poterimus, ut credamus, aliquantum, si certas nos reddiderit Vestra Dileccio talis doni; diminuta quoque amaritudine cordis, liberiori mente, que ad hoc requiritur, ac intentione deuota, fixa cordis dulcedine celitus, tanto amplius pro uestris prosperitatibus et salute orare poterimus, et suffragandum auxilium uobis domini, cuius misericordia iustos confouet, *rebelles deprimit*, implorabimus diligencia peruigili, et super hoc deuotorum fidelium undique pro nobis adunate [5]) precibus et persuasionibus sollicitis insistemus. Etsi per diuinam prouidenciam sufficienter dotate sumus dono puerorum super terram, quibus consolari possemus (de?) iudicio populari: uidemus tamen, super quo altissimum testem inducimus respectiue, nichil habere gaudii seu leticie nostrum animum consolantis, si salutis uestri corporis nobis consolacio non adest [6]). Igitur tristari semper nos oportet, non ab re, nec immerito, processum uestrum quamvis actionis et cause iuste sit, cordetenus reuoluentes. Est enim dolor amarissimus, pati dolores et afflictiones immeritas, nisi quod proinde datur meritum salutare; hac animadversione consolatur noster animus aliquantum. Vnde, teste dei filio, cum in uestra salute constet nostrum uiuere, multis casibus circumscriptum [7]), supplicandum Vestre Dileccioni et Dominacioni duximus omni fiducia: quatenus aduertentes, quanta salus et quot [8]) uiuencium uestro uiuere dependeat, propter dominum et amorem uestre conjugis karissime, puerorum uestrorum, *nostri et nostrorum*, *qui uestri sumus*, exaudire clamantes dignemini, et cauere diligencius multiformes decipulas malignorum, et precipue, ne ad aliquas municionis ciuitatum seu castrorum expugnandas personaliter accedatis. Sit enim uobis ante oculos cordis huius exempli poetici monimentum [9]) *Posset ab incauto mors tibi seua dari.*

1) Handsch. amplius majorem dolorem nobis impetrat animi. 2) Handsch. firme. 3) Handsch. disciplie eant. 4) Handsch. ueniens. 5) Handsch. adunati. 6) Handsch. adesset. 7) Handsch. circumscriptis. 8) Handsch. quod. 9) Handsch. monumentum.

Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger.

Von

F. W. V. Schmidt.

Lenore.

Nach dem gründlichen Irrthum der Verwechslung des Pöbelhaften mit dem Volksthümlichen in der Bearbeitung des Mythus von Jupiter und Europa, wurde Bürger auch vollständig von ihm geheilt, und wir haben nichts Aehnliches der Art von ihm erhalten. Dagegen trat er 1773 mit der Lenore auf.

Er hatte 1772 seinem Wunsche gemäß ein Amt auf dem Lande bekommen, und genoß hier mit dem Entzücken eines geistverwandten Dichters die alterthümlichen Balladen in den Reliques of ancient English Poetry, die Percy zuerst 1765 herausgegeben hatte. Obgleich sehr modernisirt, weht noch echter Volksgeist darin, und sie wirkten damals mächtig. Jetzt sind sie freylich durch Ritsons, Jamiesons und Walter Scotts treuere Sammlungen mit Recht verdrängt. Bürger fühlte sich getrieben, Aehnliches zu schaffen. Eines Abends bey Mondschein hörte er ein Bauermädchen singen:

»Der Mond, der scheint so helle;
Die Todten reiten schnelle;
Feins Liebchen graut dir nicht?«

An diese wenigen Worte knüpfte er seine Lenore. Unverkennbar ist freylich in ihr der Geist der besten schottischen Balladen; allein diese gaben ihm nur Anregung, nicht dienten sie hier als Original*). Das schottische Lied, welches Bürger am meisten anregte, ist Sweet Williams Ghost aus Allan Ramsay's Tea-Table Miscellany in Percy's Reliques (Vol. 3, p. 173, London 1812). Auch hier erscheint des todten Bräutigams Geist vor der Kammerthür in der Nacht, auch hier zeigt sie wilde Liebe, auch hier fragt sie, ob sein Haus Raum habe für sie:

(»Is there any room at your head, Willie,
Or any room at your feet?
Or any room at your side, Willie,
Wherein theat I may creep?«

B. Leonore: »Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo, wie dein Hochzeitbettchen?
Hat's Raum für mich? — »)

auch hier stirbt sie, als der Geist mit Aechzen Abschied genommen. Die Aehnlichkeit ist aber nur innerlich.

Das Todesbangen der fieberhaft aufgeregten Phantasie im letzten Kampfe des in Leidenschaften Sterbenden hat etwas jeden Ergreifendes. Daher erzeugen sich im Volk (sey es schottisches oder deutsches) dergleichen Lieder, welche eine mit den Todesphantasien ringende Seele darstellen. Diese luftigen Gebilde faßte Bürger mit starker Hand, und gestaltete so die Lenore, worin die Schauder und Krämpfe des Todes wie vorüberziehende Geistesschaaren äußerlich hinschweben, und jenes geheimnißvolle Reich, dessen Schleyer keiner je gelüftet, wie im Traume auf uns einwirkt.

Dies Gedicht ist geschöpft aus dem ewigen Born der Natur, ohne Vermittlung; nur zeigt sich in diesem trefflichsten Werke Bürgers, wie nah eigentlich der Deutsche dem Engländer und Schotten verwandt ist.

*) Das Gegentheil wird behauptet im Monthly Magazine, Sept. 1796.

Die Weiber von Weinsberg.

(Vom Jahr 1774.)

Wesentlich verschieden ist der Charakter dieser Romanze und der vorigen. Stellen, wie:

»Kommt mir einmal das Freyen ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg freyn. —
Ihr Schurken, komm' ich nein, so wißt
Soll hängen was die Wand bepißt. —«

zeigen, daß der Ton eines Bänkelliedes für die niedern Stände beabsichtigt war. Und er ist glücklich getroffen; die Opposition gegen Ziererey und Süßlichkeit verleitet zwar zu einigen derben Redensarten, die aber wesentlich verschieden sind von den Gemeinheiten im Crimen raptus.

Bürger entlehnte wahrscheinlich seinen Stoff aus »Allgemeine Geschichte von Schwaben und der benachbarten Lande Th. 1. S. 601 und folg [1]).« Der Streit zwischen Konrad von Franken (Sohn Herzogs Friedrich von Hohenstaufen), der 1138 zum deutschen Kaiser erwählt worden, und Heinrich von Sachsen und Baiern war nur scheinbar beygelegt durch den Tod Heinrichs zu Quedlinburg 1139; denn dessen Bruder Welf setzte als Vormund der Kinder Heinrichs den Kampf gegen Konrad fort. Welf wurde 1140 in dem Schlosse Weinsberg [2]) von Konrad eingeschlossen und belagert. Bey einem Ausfall, den Welf in das kaiserliche Lager unternahm — »büßte er nicht wenig Volks ein, und rettete sich kümmerlich flüchtend dahin zurück, verschanzte und befestigte sich in solchem so gut er vermochte. Nachdem aber der Kaiser die Belagerung fortsetzte, und die Welfischen im Schlosse so großen Mangel an aller Lebensnothdurft erlitten, daß sie solchen länger nicht ertragen konnten, mußte sich endlich der Herzog Welf an des Kaisers Gnade ergeben. Ob nun wohl dieser sich gegen die herzoglichen Gesandten sehr gnädig bezeigte, und den Feinden einen freyen Abzug durch sein Lager zugestund: besorgte dennoch des Herzogs Gemahlin, weil der Kaiser so oft beleidigt worden, er möchte seine Zusage nicht halten. Sie ließ ihn demnach durch einige Abgeordnete ersuchen, ihr und ihrem übrigen Frauenzimmer zu erlauben, von ihrem Kleider- und Hausrath, so viel ein jedes tragen konnte, ohne Gefahr und Beleidigung in Sicherheit zu bringen. Welches Begehren der Kaiser auch ganz willig zugestand. Indem man nun diesen seltsamen Auszug in dem kaiserlichen Lager gewärtig war; zog die Herzogin mit dem übrigen Frauenzimmer der Fürsten, Grafen, Herren und des Adels, die sich wider den Kaiser schwer vergangen hatten, aus der Stadt daher, und trug eine jede ihren Mann mit großer Beschwerde auf dem Rücken. Im Lager glaubte hingegen Jedermann, die Herzogin und die übrigen Frauen würden ihren Schmuck, Geld und andere Kleinodien retten, und niemand versah sich einer solchen List. Nachdem aber der Kaiser diese weibliche Treue, und daß sie ihre Männer über alles Geld und für ihren größten Schatz lieb und werth gehalten, reiflich erwogen, drang sie ihm dergestalt zu Gemüth, daß sein Angesicht von Thränen überfloß. Er hielt daher diesen Frauen nicht nur eine

---

1) Dies Buch erschien zuerst Lindau und Chur 1772, und dann unverändert in neuer Ausgabe mit neuem Titel 1773.

2) »Weinsberg, Stadt an der Sulm, eine Stunde von Heilbronn. Noch jetzt heißt der Berg, auf welchem die Ruinen des Schlosses stehen, welches der Kaiser einnahm, die Weibertreue.« Geographisches Lexikon von Schwaben, Ulm 1801, unter Weinsberg. Dieß scheint entscheidend für die geschichtliche Begründung der Sage.

große Lobrede, sondern bewirthete sie auch in seinem Lager herrlich, und erlustigte sich dabey sehr über ihr seltenes edelmüthiges Benehmen.

Man erzählt, daß, als der Herzog von Florenz, Lorenz von Medicis, einst an einer gefährlichen Krankheit darnieder lag, und diese Historie von ungefähr bey einem Geschichtschreiber gelesen: hätte ihm die geschwinde List und bezeugte Treue dieser Frauen so wohl gefallen, daß er seine Leibes- und Gemüthskräfte dadurch dermaßen erfrischt und gestärkt, daß er ohne alle weitere Arzeney von seiner Krankheit genesen und wieder gesund worden sey.« —

Doch scheint Bürger auch des Crusius (geb. 1526, gest. 1607) Annales Suevici gekannt zu haben. Diese enthalten nämlich folgenden, in der obigen Erzählung nicht erwähnten Umstand (Dodecas II. p. 382. ed. Francofurt. 1595): Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Feldoberster, war über die List aufgebracht, und wollte den Männern die Freyheit nicht zugestehn. Allein Konrad sagte: non decere verbum regium immutari. Offenbar Bürgers:

»ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.«

Man vergleiche noch Pfister's Geschichte von Schwaben (Th. 2. S. 192), und die deutschen Sagen der Brüder Grimm.

Lenardo und Blandine.

(April 1776.)

Bürger schritt auf der angefangenen Laufbahn fort. Zwar tritt die Manier eines Bänkelsängers nicht mehr so in einzelnen Ausdrücken hervor, wohl aber ein Ton und Sinn, ähnlich dem in den Weibern von Weinsberg. Stellen wie: —

»Weg Edelgesindel! Pfuy! Stinkest mir an;
Du stinkest nach stinkender Hoffart mir an;
Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Muth,
Und speyet in euer hochadliches Blut.« —

sind böse Auswüchse, hervorgegangen aus dem einseitigen Begriff von volksmäßig. Bey alle dem ist der wahnsinnige Schmerz Blandinens wahr und ergreifend dargestellt.

Die verschiedenen Bearbeitungen des Stoffes, dem zuerst Boccacio Decameron T. 4. Nov. 1. Form gegeben, habe ich schon nach bestem Vermögen beurtheilend aufgeführt in den Beyträgen zur Geschichte der romantischen Poesie (Berlin 1818. S. 30 u. folg.) Bey Boccaccio ist kein Verräther. Der Vater belauscht die liebenden zufällig. Er liebt die Tochter über alles, und weint vor Schmerz; die Tochter aber spricht mit männlichem Muth ohne Thränen. Auch Guiscardo (Lenardo) sagt ruhig zu seiner Entschuldigung nur: »Liebe vermag weit mehr, als du und ich vermögen.« Auch jetzt noch wiederhole ich das in den Beyträgen ausgesprochene Urtheil: daß von allen Nachahmungen keine einzige dem Vorbild an Wahrheit und Schönheit gleich zu stellen.

Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

(May 1777.)

Ist fast wörtlich entlehnt oder frey übersetzt aus The Friar of orders gray (Percy Reliques of ancient English Poetry I. p. 263). Die Romanze ist im Original nicht so trübe und schwermüthig als die

meisten englischen und schottischen Volksgedichte, und hat doch dabey den Vorzug der übrigen, der Ton ist herzlich und innig. Percy hat seine Balladen aus alten Bruchstücken bey Shakespeare und Beaumont und Fletcher zusammengesetzt und ergänzt. Eine ähnliche findet sich in Goldsmiths Vicar of Wakefield unter dem Namen Edwin and Emma, nach einem ältern Vorbild Gentle Herdsman (bey *Percy* II, 85).

Nur Einen Zusatz habe ich bey Bürger gefunden; im Geiste des Originals sagt die Pilgerin:

»Nein! nein! Ihn birgt ein düstres Grab,
Es regnet drauf und schneyt herab;
Und Gras weht drüber her.«

Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg.

(1778.)

Ist gleichfalls eine freye Bearbeitung des englischen The Child of Elle in Percys Reliques I, p. 112.

Der Kaiser und der Abt.

(Vermuthlich 1784.)

Der Grund des Wohlgefallens an dieser Erzählung, deren Inhalt bey Italienern, Engländern und unsern Vorfahren sich findet, scheint in Folgendem zu liegen.

Nährstand, Wehrstand und Lehrstand sind die drey ursprünglichen Klassen des bürgerlichen Lebens*). Wie sie Hand in Hand gehend das Wohl der Menschheit befördern, das ist der Gegenstand vieler bedeutsamen Märchen. Wenn aber ein einzelner nur den Schein hat, einem der drey anzugehören, und doch nicht dazu gehört, so ist ein solcher, die Sache praktisch genommen, ein faules Glied des Ganzen, und dichterisch angesehen, ist er ein lächerlicher Gegenstand. Noch mehr aber tritt das Lächerliche hervor, wenn, wie in unsrer Geschichte, der Krieger neben den Lehrer gestellt wird, und der eine dann seinen Platz ausfüllt, der andre nicht.

Bürger hat diesen wesentlichen Punkt vortrefflich aufgefaßt und volksmäßig dargestellt in der Stelle:

»Dem Kaiser wards sauer in Hitz und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen;
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drey Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.«

Gar nicht in dieser Beziehung, und deßhalb offenbar entstellt, ist der Inhalt in den Schwänken des altdeutschen Scherzgedichts: Pfaff Amys (Coloczaer Kodex altdeutscher Gedichte, Pesth, 1817, S. 289). Ein gewandter freygebiger Pfaffe, Amys, in England, wird wegen

*) Zwar soll kein Staatsbürger so ausschließlich sich in den Einen Zustand vergraben, daß er unfähig wird, wenn dem ganzen Staat Gefahr droht, in den andern bey außerordentlicher Gelegenheit überzutreten: gewöhnlich aber kann nur Einer vorherrschen.

seiner Freygebigkeit, worin er es allen Geistlichen zuvor thut, vom Bischof vielfach geplagt. Er soll sein Amt bey der Kirche verlieren, wenn er nicht folgende Fragen beantwortet:

1) Wie viel Wasser im Meere sey. — Er antwortet: Ein Fuder; heißt aber den Bischof zuvörderst alle Mündungen der Ströme verstopfen, wo sie in das Meer sich ergießen, und dann messen.

2) Wie manchen Tag von Adam bis jetzt sey. —

Der sint siben, so sprach er,
Alse die Ende haben genummen,
So siht man aber siben kummen,
Wie lange auch die Werlt ste,
Ir wirt auch nimmer noch me.

3) Wo ist die Mitte des Erdreichs? — Antwort des Amys? Wo seine Kirche steht. Der Bischof möge es mit einem Seil ausmessen lassen.

4) Wie fern es von der Erde bis zum Himmel sey. —

Es ist so verrn
Von Himmel zu der Erde,
Daz dar wol sanfte rufte ein Mann.
Herre, zwifelt ihr daran,
So stiget hinauf, so ruf ich,
Und horet ihr nit bereit mich
So stiget vil balde her nider
Und habet uch die Kirche wider.

5) Wie breit der Himmel ist. — Antwort: Tausend Lachter und tausend Ellen. Doch soll der Bischof erst Sonne, Mond und Sterne von dem Himmel abziehen, der Rest desselben wäre dann nicht breiter *).

Die älteste schriftliche Urkunde der Geschichte in ihrer wahren Bedeutung ist Nov. 4 der Novelle di Franco Sacchetti, Cittadino Fiorentino. Sacchetti schrieb die Novellen bald nach dem Jahre 1370. Es sind meist Histörchen aus dem Leben damals bekannter Personen, Anekdoten, Bonmots und dergleichen, nichts vom Verfasser selbst erfunden. Auch die Darstellung ist gänzlich ohne Schmuck und Kunst, für uns oft zu kurz und dunkel, im völligen Gegensatze gegen die übrigen italienischen Novellisten. Aber vieles hat für die Literargeschichte großen Werth. Auch von unserer Erzählung fand Sacchetti mehrere Traditionen vor, wie er am Schlusse bemerkt. Das Wesentliche der von ihm ausführlich mitgetheilten ist Folgendes:

Bernabo, Herr von Mailand, war zu seiner Zeit sehr gefürchtet wegen seiner Grausamkeit. Doch war auch ein großer Theil Gerechtigkeit bey dieser Grausamkeit. Ein reicher Abt hatte ihm einmal zwey Jagdhunde nicht gut gehalten, so daß sie krank geworden. Er sollte dafür eine Geldbuße von vier Gulden zahlen. Der Abt bat um Erlaß. Bernabo, aufgebracht über den Geiz des reichen Geistlichen, legte ihm auf, binnen Tagesfrist, die vier Fragen zu beantworten: 1) Wie weit ist es von hier bis zum Himmel? — 2) Wie viel Wasser ist im Meer? — 3) Was machen sie in der Hölle? — 4) Wie viel bin ich werth? —

Der Abt kehrte nach der Abtey zurück, und keuchte wie ein Gaul

*) In ähnlicher Art sind noch manche Schwänke des deutschen Gedichts, die zum Theil verstümmelt und vereinzelt bey spätern wiederkehren. So folgt gleich die Methode, wie Amys einen Esel lesen lehrt, aufgenommen in Poggius Facetum hominis dictum, asinum erudire promittentis (*Poggii*) Opera, *Basil.* 1538 p. 485). Von da in Abstemii Fabulae, fab. 133, und Lafontaine, Buch 6. Fab. 19.

der scheu wird. Da traf er einen von seinen Müllern. Als der ihn so betrübt sah, fragte er: Herr was fehlt euch, daß ihr so keucht? — Abt: Der Herr will mich unglücklich machen, wenn ich ihm nicht vier Dinge sage, die weder Salomo noch Aristoteles herausbringen können. — Müller: Und was sind das für Dinge? — Der Abt nannte die Fragen. — Müller: Ich will euch aus der Noth erlösen. — Der Abt versprach ihm was er nur haben wolle als Lohn, wenn es ihm gelänge. — Müller: Ich will mir euren Rock und Mantel anziehn, mir den Bart scheren, und morgen früh mich zeitig zu ihm aufmachen, und ihm sagen, ich sey der Abt. So wird, hoffe ich, die Sache ein gutes Ende nehmen. — Dem Abt däuchten es tausend Jahre bis zum andern Tag.

Der Müller machte sich zeitig auf den Weg, klopfte an das Thor des Schlosses von Bernabo, und bat um Gehör. Begierig ließ Bernabo ihn ein. Der Müller stellte sich ein wenig in den Schatten, und strich oft mit der Hand über sein Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Der Herr wollte wissen, ob er Antwort auf die vier Fragen mit sich brächte. — Müller: Ja. Ihr fragtet mich: Wie weit ist es von hier bis zum Himmel? Nach genauer Untersuchung habe ich gefunden, daß es von hier bis da oben hin 36 Millionen 854072 ½ Meile ist, und 22 Schritte. — Bernabo: Du hast es sehr genau untersucht. Wie aber beweisest du es? — Müller: Laßt es messen und wenn es nicht so ist, so hängt mich an den Galgen. Zweytens fragtet ihr: Wie viel Wasser im Meere sey. Das ist mir sehr sauer geworden heraus zu bringen, denn es steht nicht fest, und kommt immer neues zu. Aber ich habe doch herausgebracht, daß im Meere 25982 Millionen Stückfaß, 7 Eimer, 12 Flaschen und 2 Glas sind. — Bernabo: Wie weißt du das? — Müller: Ja es hat mich viel Anstrengung gekostet, und wenn ihr es nicht glaubt, laßt Eimer holen, und es ausmessen. Und wenn ihr es dann nicht also findet, so laßt mich viertheilen. Drittens fragtet ihr mich: Was machen sie in der Hölle? In der Hölle rädern, viertheilen, zwicken und hängen sie gerade so wie ihr es hier macht. — Bernabo. Welchen Beweis hast du dafür? — Müller. Ich habe einmal einen gesprochen, der war da gewesen, und von dem hatte es Dante auch; aber nun ist der todt, und wenn ihr es nicht glaubt, schickt nach ihm und laßt ihn holen. Viertens fragtet ihr mich, wie viel ihr werth seyd? Und ich sage: neun und zwanzig Silberlinge. — Da Bernabo dieß hörte, wandte er sich wüthend zu ihm und sagte: Daß dich die Räude! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf! — Der Müller sprach nicht ohne große Angst: Herr, hört den Grund. Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus für dreyßig Silberlinge verkauft ward, es ist billig, daß ihr einen Silberling weniger geltet als er. — Jetzt erst fiel es dem Bernabo plötzlich ein, der könne nicht der Abt seyn; er sah ihn genau an, und sagte: Du bist nicht der Abt. — Der Müller fiel erschrocken dem Bernabo zu Füßen, bat um Gnade und betheuerte, er habe es mehr gethan, ihm einen Spaß zu machen, denn aus Bosheit. — Der Herr sagte: Jetzt will ich, da jener dich zum Abt gemacht hat, und du ein ganz andrer Mann bist als er, dich bestätigen. Du sollst hinfort Abt seyn und er Müller. Du sollst alle Einkünfte des Klosters haben, und er die der Mühle. — Und so mußte es gehalten werden so lange er lebte, daß der Abt Müller war, und der Müller Abt.

Sacchetti erwähnt am Schlusse eine andere Recension, wo der Papst einen albernen Abt zum Examen beruft. — Dieser schickt seinen Gärtner an seiner Stelle. Auf die Frage, wie hoch der Himmel sey,

antwortet er: Dreyßig Schrey (voci)*). Das Meer kann er nicht messen, wenn der Papst die Mündungen der Ströme nicht erst verstopfen läßt, u. s. w.

Mit Recht hat Sacchetti die erste Recension vorgezogen, da in der letztern sich der Gegensatz zwischen dem weltlichen und geistlichen Stande nicht findet.

Richtig dagegen ist dieser Punkt aufgefaßt in der altdeutschen prosaischen Erzählung in »Kurzweilige Gesprech in Ernst und Schimpffreden, vil weiser höflicher Sprüche, Historien u. Exempel. Frankfort 1563. Fol. Bl. 65.

»Ein Säwhirt wird Apt durch drei Fragen.

Ein Apt hatte einen Edelmann zu einem Kastenvogt, der war dem Apt nicht hold, kundte doch kein Ursach wider ihn finden. Beschicket den Apt, u. sagte zu ihm: Münch, du solt mir drei Fragen verantworten in dreien Tagen. Zu dem ersten soltu mir sagen, Was du von mir haltest. Zu dem andern, Wo es mitten auf dem Ertrich sei. Zu dem dritten, Wie weit Glück und Unglück von einander sei. Verantwortestu die drei Fragen nicht, so solt du kein Apt mehr sein.

Der Apt war traurig, kame heim, ginge auf das Feld spacieren, und kame zu einem Säwhirten, der sprach: Herr, ihr seit gar traurig, was brist euch? Der Apt sprach: das mir anligt, kanstu mir nicht wenden. Der Säwhirt saget: Wer weiß es, sagt mirs. — Der Apt sagts ihm: die dreien Fragen muß ich verantworten. Der Hirt sprach: Herr, seit guter Dinge und frölich, die Fragen wil ich wol verantworten. Wann der Tag kompt, so leget mir ein Kutten an. — Der Tag kame, der Apt schicket den Hirten dar in seinem Namen. Der Edelmann sprach:

Eptlin, bistu hie? Ja Junker, sprach der Hirt ins Apts Kleid. Wolan, was sagstu auf die erste Frag? Was haltestu von mir? — Der Apt sprach: Junker, ich schetze euch für 28 Pfenning. — Der Junker sagt: Nit besser? — Der Apt sagt: Nein. — Der Junker sagt: Warumb? — Der Apt sprach: Darumb. Christus ward für 30 Pfenning geben, so achte ich den Kaiser für 29 Pfenning, u euch für 28 Pfenning. — Ist wol verantwort. Auff die ander Frag: Wo ists mitten auff dem Ertrich? der Apt sprach: Mein Gotteshaus ist mitten auf dem Ertrich. Wöllt ihr mirs nit glauben, so messet es aus. — Auff die dritt Frag: Wie weit ist Glück und Unglück von einander? der Apt sprach: Nit weiter dann über Nacht. Dann gestern war ich ein Sewhirt, heut bin ich ein Apt. — Der Junker sprach: Bey meinem Eyd, so mustu Apt bleiben. Und blib auch also Apt. Er hielte aber den alten Apt auch in Ehren, als billich war.«

Der Scherz wird hier, wie in der ersten Recension bey Sacchetti, bittrer Ernst für den armen Abt. Das ist besser im Englischen und bey Bürger. Denn die komische Kraft wird gestört, wenn nicht alles sich in nichts auflöst.

Der altenglische Schwank Kingh John and the Abbot of Canterbury (bey Percy 2, 344) endlich ist es, den Bürger durch freye Nachahmung in Deutschland einheimisch gemacht hat. Die Ballade, wie sie bey Percy gedruckt ist, ward schon zur Zeit König Jakob des Ersten, nach einer weit ältern erneut. Ein anderer, abweichender Text, auf derselben Grundlage ruhend, findet sich in den Historical Ballads

*) So etwa wie in Pommern die Landleute die Entfernung nach Hundeklaffen zu berechnen pflegen.

1727, unter der Ueberschrift: King Olfrey and the Abbot. Hier ist die Geschichte bis in Alfred's Zeit zurück gerückt.

Aus der Percyschen Recension hat Bürger den Inhalt, den Ton und selbst das recht passende Versmaß, in derben Anapästen und Jamben, übertragen. So:

And first, quo' the King, when I'm in this stead,
With my crowne of golde so faire on my head,
Among all my liegemen so noble of birthe,
Thou must tell me to one penny what I am worthe.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag seyn.

Uebrigens reitet im Englischen der Abt selbst nach Oxford und Kambridge, während Bürger ihn nur vergeblich an die Universitäten und Fakultäten schreiben läßt.

Ueber ältere Räthsel ähnlicher Art sehe man J. Grimm zum Tragemunduslied, (altdeutsche Wälder II, 1); Koberstein über den Wartburger Krieg; Captain Weathercock's courtmanship in Jamieson Popular Ballads and Songs.

Auch die Aenigmata des Symphosius, gehaltreicher als die jetzt gewöhnlichen, bieten lehrreiche Vergleichungspunkte.

Der wilde Jäger.

(Vermuthlich 1785.)

Der Dichter selbst erklärt am Schlusse das Ganze für eine Sage der Jäger:

»Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.«

Unter den vielen Sagen über diese phantastische Erscheinung hat Bürger gerade die ausgewählt, deren christlicher Charakter sich darin zeigt, daß die rastlose Jagd bis zum Ende der Tage eine Strafe ist für große Schuld. Das tritt in andern verwandten Sagen nicht so rein heraus als hier. Zu dem was neuerdings von Dobeneck (des deutschen Mittelalters Volksglauben 1, 62) und die Brüder Grimm (deutsche Sagen Th. 1) hierüber gesammelt haben, wüßte ich für meinen Zweck nichts hinzu zu fügen, als daß auch v. Baczko sein Märchen: »der wilde Jäger« (Legenden, Volkssagen u. s. w., Halle und Leipzig 1817, II, 161) nach einer preußischen Volkssage verfaßt hat.

Graf Walter.

(Vermuthlich 1788.)

Ist nur eine freye Uebersetzung des Child Waters in Percy Reliques 3, 95. Seitdem haben wir das schottische Original-Volkslied in seiner echten Gestalt abgedruckt erhalten in Jamieson, Popular Ballads and Songs (Edinburgh 1806. Vol. I. p, 117), unter der Ueberschrift: Burd Ellen.

Lied von der Treue.

(Vermuthlich 1788.)

Der Inhalt ist aus einem Theil eines Abenteuers in einer altfranzösischen Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert; die unter dem

Titel: Le chevalier à l'épée erneut, prosaisch und im Auszuge mitgetheilt wird, von Le Grand d'Aussy in den Fabliaux ou Contes du 12ième et 13ième Siècle. Paris 1779, T. I. p. 34.

Zur Einleitung tadelt der Verfasser den Chrestien de Troyes, daß er bey dem Bericht von Gawins Thaten und Abenteuer *) Folgendes ausgelassen habe:

Gawin entfernt sich eines Tages aus Carduel vom Hofe des Königs Artus. Er verirrt sich, und trifft auf einen Ritter, der ihn mit sich auf sein Schloß nimmt. Hier verlangt er in allem strengen Gehorsam. In der Nacht läßt er ihn allein bey seiner Tochter, in einem Gemach, das zwölf Kerzen erleuchten. Allein ein bezauberter Degen bewacht sie, kaum will Gawin ihr liebend nahen, so stürzt dieser Degen auf ihn herab und verwundet ihn. Und so desgleichen bey wiederholten Versuchen. Dieß witzigt den Ritter, er bleibt ruhig. Am Morgen findet der Alte den Gawin lebend, und die Bezauberung gelöst.

Voll Freude gibt er ein großes Fest, und seine Tochter dem enthaltsamen Ritter zur Freundin (Mie), zufolge einer Sitte, die sich häufig in den Romanen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde findet.

Längere Zeit lebt nun Gawin auf dem Schlosse im Genuß aller Freuden. Da gedenkt er Carduels, und bricht unverzüglich mit dem Fräulein auf, sich dorthin zu begeben. Kaum sind sie unter Weges, so fällt der Dame ein, sie wolle zwei von ihr aufgezogene Windspiele mitnehmen. Gawin kehrt um, und holt sie; dann ziehen sie mit einander fort. In einem Walde begegnet ihnen ein Ritter, von Kopf bis Fuß gewaffnet, Gawin hat aber nur Degen, Lanze und Schild. Der Fremde verlangt die Auslieferung der Frau. Gawin will sich um den Besitz schlagen, nur soll jener gleiche Waffen mit ihm führen. Der Fremde aber, obgleich er früher nie von der Dame gesehen worden, ist kaltblütig und sicher genug, den Vorschlag zu thun, sie selber möge wählen, er wolle sich ihrer Entscheidung unterwerfen. Freudig geht Gawin dieß ein. Die Dame besieht sich die beiden Herren einen Augenblick lang, und wählt dann den Fremden. Gawin ertrug die Kränkung schweigend, und ritt einsam seines Weges. Da folgen ihm die Windhunde, die er aus dem Schloß geholt hatte. Die Dame begehrt sie, und ihr neuer Freund wendet sein Roß, sie ihr zu bringen. Gawin macht jetzt den Vorschlag wegen der Hunde, den jener vorher wegen des Fräuleins gemacht. Der Fremde willigt ein, kann die Hunde aber nicht bewegen ihm zu folgen. Er kehrt also allein zur Dame zurück, welche hierüber zornig wird, und ihm versichert, ohne die Hunde wolle sie ihn auch nicht. Der Fremde greift nun Gawin mit den Waffen an, wird aber erschlagen, trotz des Vortheils der Rüstung. Da wirft das Fräulein, ihres neuen Schutzherrn beraubt, sich dem alten zu Füßen, und bittet um Vergebung. Er aber sagt: Ich lasse dich, wo du mich gelassen; mit den Gaben, welche ich an dir kenne, wird es dir nicht an Gesellschaft fehlen. Leb wohl. — So verließ er sie und erzählte zu Carduel seine Begebenheit, die man daselbst aufschrieb.

Dieselbe Geschichte findet sich auch in andern prosaischen Romanen jener Zeit. Die Werke des Sagenkreises der Tafelrunde haben überhaupt

*) Wahrscheinlich wird hiermit auf Chrestiens Roman de Perceval le Gallois gedeutet. Denn in dem gedruckten prosaischen Roman Perceval le Galloys (*Paris* 153 Fol.), einer Bearbeitung jenes ältern Gedichts, ist fast die Hälfte des Buchs den Heldenthaten Gawins gewidmet.

vielfach nicht nur Personen und Charaktere als Gemeingut, sondern auch Handlungen und Begebenheiten.

Bürger hat aber wahrscheinlich das Fabliau bey le Grand nicht gekannt, sondern irgend eine verstümmelte Geschichte (etwa in dem Dictionnaire d'Anecdotes T. I. p. 269) vor sich gehabt. Denn der Zweykampf, worin der Räuber fällt, das Verlassen des Fräuleins u. s. w. würde schwerlich bey Bürger zum großen Schaden des Ganzen fehlen, wenn er dieß in seiner Quelle gefunden hätte. Frivol und undeutsch bleibt die Geschichte immer, aber ist das doch noch mehr in der Abkürzung, die unser Dichter vor sich hatte und bearbeitete, als im Altfranzösischen. Der Räuber und die leichtfertige Geraubte werden hier empfindlich gestraft, und Gawin ist so glücklich, von seiner Verblendung völlig zu genesen, und als freyer Mann die falsche Freundin los zu werden. Bürger scheint dieß gefühlt zu haben, und sucht durch Redensarten, wie: »Du Hund!« »Was haun wir das Leder uns wund?« die fehlende Deutschheit hinein zu bringen. Aber das sind Surrogate, welche das Echte nie, und also auch hier nicht ersetzen.

Wir sehen auch an diesem Beyspiele, daß des Dichters beste Zeit vorüber war. Niemand fühlte dieß so lebhaft als er selbst. Entscheidend ist dafür sein Selbstgeständniß in seinem »hohen Liede«, vom Jahre 1785.

»Zwar ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Loos zu darben
Und der Gram der mich verzehrt
Hatten Trieb und Kraft zerstört,
Meiner Palmen Keime starben
Eines mildern Lenzes werth.«

Das Lied vom braven Mann.

Kurz zuvor ehe Bürger dies Lied dichtete, erschien in öffentlichen Blättern eine Nachricht folgenden Inhalts:

Die Etsch war zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen. Die Gewalt des Grundeises riß bey Verona eine der Brücken an den Ufern ein, und nur der mittelste Bogen derselben that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhte ein kleines Häuschen, worin sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Natürlich fingen diese Unglücklichen an jämmerlich zu schreyen, welches Geschrey wohl viele Menschen herbey zog, aber keinen einzigen, der es wagte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Es sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf, Spolverini, und hielt einen Beutel mit Gold empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner retten würde. Aber es fand sich keiner, denn die damit verbundene Lebensgefahr schien allen zu groß und zu schrecklich zu seyn.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte. Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seil herab in den Kahn;

da dieser aber zu klein war, um alle auf ein Mal zu fassen, so mußte er die gefährliche Fahrt drey Mal wagen, und glücklich brachte er sie endlich ans Ufer. Und kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein, und die Luft erscholl von dem Frohlocken der Zuschauer.

Nun bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar: aber wie sehr erstaunte er und jeder Zuschauer, da dieser kaltblütig zurück trat, und sich weigerte den Beutel anzunehmen. »Für Geld,« sprach er, »habe ich mein Leben nicht gewagt. Hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab und Gut verloren hat: ihr geben Sie was Sie für mich bestimmt hatten.« Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge, und sein Name ist nicht bekannt worden, aber im Himmel steht er angeschrieben.

In gleichem Sinne und Zwecke bey ähnlicher Veranlassung ist Göthe's Kantate: Johanna Sebus, gedichtet. Ja der Schluß derselben

»Und dem sey, wer's nicht singt und sagt
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.«

erinnert lebhaft an Bürgers

»Wohl mir, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.«

und rückt beyde Dichter hier näher zusammen, als es sonst wohl der Fall ist.

Ueber den Roman: Apollonius von Tyrus.

»Apollonius, Fürst von Tyrus, wird vom König Antiochus verfolgt, weil er das Räthsel*), wodurch dieser die Freyer seiner Tochter abzuschrecken sucht, gelöst, und dadurch das Geheimniß seines blutschänderischen Umganges aufgedeckt hat. Nach einigen Abenteuern, Unfällen der Flucht und des Schiffbruches, wird er Eidam des Königs von Pentapolis, Archistratus, und sogar erwählter Nachfolger des Antiochus, den sammt seiner Tochter der Blitz verzehrt: hat aber das neue Unglück, seine Gemahlin im Augenblicke ihrer ersten Entbindung während eines Seesturmes, und funfzehn Jahre später seine, fremden Händen anvertraute Tochter Tharsia zu verlieren — beyde, wie er meint, durch den Tod. Lebenssatt und entschlossen, nie wieder das Taglicht zu schauen, erwartet er im untersten Raume seines Schiffes den Tod, als dieses zu Mytilene landet. Hier lebt seit Kurzem, von Seeräubern an einen Kuppler verkauft, eine Jungfrau, die durch ihre Schönheit aller Augen auf sich zieht, aber durch ihren Geist und

*) Es lautet in beyden Handschriften, von denen unten geredet wird, anders. — In der einen: Scelere vehor, materna carne vescor, quaero patrem meum, meae matris virum, uxoris meae et filiam: nec invenio — in der andern: Scelere vescor, materna carne vescor; quaero fratrem meum, matris meae filium, uxoris meae unus: nec invenio. Vielleicht zu lesen: Scelere vertor, materna carne vescor, quaero patrem meum et matris meae filiam, nec invenio; denn als die junge Fürstin von ihrer Amme überrascht und um die Ursache ihrer Traurigkeit gefragt wird, antwortet sie, nicht unzart: Modo in hoc cubiculo *duo praeclara nomina perierunt* — et indicavit, quod violata est. Cumque nutrix hortaretur, ut patri suo indicaret, puella ait: *Et ubi est pater?* Si intelligis, *nomen periit in me*, u. s. w.

durch des Gesanges Gabe zugleich aller Herzen so fesselt, daß sie der rohen Begierde Ehrfurcht gebeut, und mitten unter den Wracken der Keuschheit (inter naufragia castitatis) ihre Unschuld bewahrt. Sie wird von Antinagoras (Athenagoras), dem menschenfreundlichen Fürsten der Stadt, ihrem Beschützer, in das Schiff geschickt zu einem Versuche, dem unglücklichen Fremdlinge wieder Geschmack am Leben einzuflößen. Er hört die süßen Töne ihres Liedes, und richtet sich auf, sie zu belohnen; aber als er auch jedes der Räthsel löset; die sie ihm vorlegt, um ihn zu zerstreuen, und sie, hingerissen von Bewunderung seiner Weisheit, ihm um den Hals fällt, und ihn beschwört, sein Leben zu fristen: da stößt er sie in der Dunkelheit mit dem Fuße von sich, und da, blutrünstig und noch tiefer im Herzen verwundet, bricht sie aus in Klagen über die Leiden alle, die der Himmel von Kindheit an über sie verhängt; und die sie herzählt. Apollonius erkennt darin einen Theil der seinigen: die Jungfrau ist Tharsia, seine wiedergefundene Tochter, von ihren treulosen Pflegeältern zwar als todt beweint, aber durch Seeräuber den Händen des bestellten Mörders entrissen. Sie wird hierauf Antinagoras's Gattin, und im Tempel zu Ephesus, wohin ihn ein Traum bescheidet, findet Apollonius die seinige wieder; denn dort war sie in dem Sarge, den man auf das Meer gesetzt, an das Gestade getrieben worden, und von ihrem Scheintode erwacht. Apollonius kehrt nun mit den Seinen glücklich in sein Reich zurück, und schreibt im hohen Alter seine Geschichte, die er im Tempel der Diana zu Ephesus und in seinem eignen Bücherschatze niederlegt.«

Dieß der gedrängte Inhalt eines Romans, der schon durch die Hände manches unwissenden Abschreibers gegangen seyn mußte, bevor er im vierzehnten Jahrhundert den Handschriften Hist. Prof. 342 und 477, worin ihn die k. k. Hofbibliothek besitzt, mitten zwischen Geschichtwerken einverleibt und mit neuen Fehlern vermehrt wurde. Die erstere enthält den ausführlichen lateinischen Text, und nicht mehr als sieben der Räthsel, durch deren Auflösung die Wiedererkennung zwischen Vater und Tochter hervorgeführt wird: während die zweyte, zwar bloßer Auszug (compendium libri Apollonii), aber glücklicherweise aus einer vollständigeren Handschrift, deren Anzahl auf neun vermehrt. Kein Theil des Textes ist, leider! in beyden Handschriften so verdorben, als gerade diese Räthsel. Die Hexameter, woraus sie bestehen, sind bald durch Auslassungen, bald durch eingeschobene Glossen zerstört — ganze Versglieder in die prosaischen Auflösungen und Bruchstücke aus diesen in die Verse verschoben, Schreib- und Sprachfehler gehäuft, um Sinn und Form beynahe jeder Zeile selbst andern zum Räthsel zu machen. Ich habe durch sorgfältige Vergleichung beyder Handschriften gesucht, diesen artigen und mir bisher unbekannten dichterischen Kleinigkeiten den Wust der Verwilderung abzustreifen, und es ist mir bis auf einen und den andern Verstoß gegen Sprache und Silbenmaß gelungen, der ihrer ursprünglichen Gestalt anzugehören scheint, und daher viel zu kennzeichnerisch ist, um verwischt zu werden. In ihrem Zusammenhange mit der übrigen Erzählung lauten sie: *Tharsia ait:*

Est domus, in terris clara quae voce resultat:
Ipsa domus resonat, tacitus sed non sonat hospes:
Ambo tamen currunt, hospes simul et domus una.

Respondit *Apollonius*: Domus, quae in terris resonat, *unda*

est, hospes hujus domus tacitus *piscis* est, qui similiter cum domo sua currit. *Tharsia* iterum dixit:

Dulcis amica ripae semper vicina profundae,
Suave canens Musis, nigro perfusa colore,
Nuntia fit linguae, digitis signata magistri.

Apollonius ait: *Dulcis amica vicinaque ripae*, quae cantus suos ad coelum mittit, *canna* est, *ripae vicina*, quia iuxta oram fluminis sedes habet, quae, *perfusa nigro colore*, *nuntia* linguarum est. *Tharsia* ait:

Longa feror velox, formosa filiâ silvae,
Innumeris pariter comitum stipata catervis;
Curro vias multas, vestigia nulla relinquo.

Apollonius ait: *Navis* est *longa* arbor, *formosae filia silvae*; fertur *velox* vento pellente; *stipatur catervis*, *vias multas currit* undarum, sed *vestigia nulla* relinquit. *Tharsia* dixit:

Per totas sedes innoxius introit ignis;
Flammis hinc inde (?) circumvallata nec uror —
Nuda domus, nudus pariter ubi? (quo) convenit hospes.

Apollonius ait: Ego, si luctum deponerem, innoxium intrarem *ignem*; intrarem enim *balneum*, ubi *hinc inde* flammae surgunt. *Nuda domus* est, quia intus nihil habet, nisi sedile, in quo *pariter nudus hospes* sedet. *Tharsia* ait:

Ipsa gravis non sum, sed aqua mihi pondus adhaeret.
Viscera tota tument; patulis diffusa cavernis
Intus lympha latet, quae se non sponte profundit.

Apollonius dixit. *Spongia*, cum sit levis, *tota tumet* aquâ gravata, *patulis diffusa cavernis*. *Intus lympha latet*, *quae se non sponte profundit*. *Tharsia* iterum ait:

Non sum vincta (l. cincta) comis, nec sum viduata capillis;
Intus enim crines mihi sunt, quos non videt ullus,
Meque manus mittunt, manibusque remittor ad auras.

Apollonius ait: Hanc ego habui in Pentapolitana (civitate) ducem, ut fierem regis amicus*). Nam *sphaera* non est *cincta comis*, sed *intus* plena comis vel capillis, *manibusque missa manibus remittitur*. *Tharsia* iterum ait:

Nulla mihi certa (est) nulla (est) peregrina figura;
Fulgur inest intus divini sideris instar,
Quod nihil ostendit, nisi quod se viderit ante.

Apollonius respondit: *Nulla certa figura speculo* est, quia mentitur aspectus — nulla *peregrina figura*, quia, quod contra se habet, *ostendit*. Hic iterum *Tharsia*:

Quatuor aequales currunt ex arte sorores,
Sic quasi certantes, cum sit labor omnibus unus,
Et properant pariter, nec se contingere possunt.

Apollonius ait: *Quatuor sorores* similis formae et habitus *rotae* (currus) sunt *quatuor*, quae ex *arte currunt quasi certantes*. Cum sint sibi prope, nulla tamen *se contingere potest*. *Tharsia* iterum ait:

Nos sumus, ad coelum qui tendimus, alta petentes,
Et simul haerentes, aequalis mansio omnibus (l. cunctis)
Unus concordi fabrica nos continet ordo;
Quicumque alta petunt, per nos *comitantur*? ad auras.

*) Apollonius dankte die Bekanntschaft des Königes, dessen Eidam er später wurde, dem Ballspiele.

Apollonius respondit: *Grandis scalae gradus* sunt *uno conserti ordine*, *aequales mansiones* habentes. *Alta quicunque petunt*, per eos *comitantur ad auras*.

Diese Räthsel, die bey dem weitern Gebrauche, der von ihrer Auflösung gemacht wird, die Blütenkrone des Ganzen genannt zu werden verdienen, haben als artige Spiele ungesuchten, obgleich nicht glänzenden Witzes, und für sich einigen Werth; aber sie können auch dazu dienen, den Text der beyden Handschriften, aus denen sie zusammen gesetzt sind, als ältere Quelle dieser Dichtung zu kennzeichnen, die bekanntlich Gottfried von Viterbo für baare Geschichte nahm, in die Zeit des zweyten punischen Krieges einflocht, und unter dem Titel: De Apollonio, rege Tyri et Sidonis, et de ejus infortuniis atque fortunis, seinem großen Zeitbuche (Pistors Sammlung B. II.) einverleibte. Hier nämlich sucht man die Räthsel vergebens. Gottfried gedenkt ihrer zwar im Allgemeinen, aber sie stimmten ihm doch zu wenig zu dem Ernste der Geschichte, um sie aufzunehmen, und durch ihre Auflösung die Wiedererkennung zwischen Vater und Tochter zu begründen. Er änderte hierin, aber in der That nicht glücklich, und dasselbe gilt von dem Einfalle, den er hatte, das Ganze in meist leoninische Verse zu gießen. Sie geben seiner Bearbeitung eine Steifheit und Schminke, die von dem leichten und warmen Tone der ungebundenen, obgleich nicht reinen Prose unserer beyden Handschriften sehr nachtheilig absticht.

Aus Gottfrieds Zeitbuche wurde eingeständlich (Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie durch von der Hagen und Büsching) die Uebersetzung gefertigt, die 1471 zu Regensburg gedruckt erschien; aber die Frage, die sich dem Oesterreicher zunächst aufdringt, ist: ob Heinrich von der Neuen Stadt zu Wien, der um das Jahr 1400 seinen Apollonius von Tyrland in deutschen Reimen bearbeitete, gleichfalls aus dieser Quelle geschöpft, oder sich an die ältere, die wir aus den beyden Handschriften des vierzehnten Jahrhunderts kennen lernen, gehalten, und im letztern Falle, wie ihm insbesondere die Uebersetzung der Räthsel gelungen sey? Hierüber könnte Herr Büsching, der selbst eine Abschrift der Gothaer Handschrift von Heinrichs Werke besitzt, etwa bey Gelegenheit einer neuen Auflage des Grundrisses, den alle Freunde deutschen Alterthumes wünschen, willkommenen Aufschluß geben. Eine zweyte Frage ist: Gehört dieser Roman, seiner Entstehung nach, in das zwölfte Jahrhundert, in welchem ihn Gottfried in die Geschichte aufnahm, und ist er ursprünglich lateinisch geschrieben? Oder verrathen nicht diese halben Kenntnisse von den Ostküsten des ägeischen Meeres, die sein Schauplatz sind, diese griechischen Sitten, worin er sich bewegt, diese Namen zum Theil geschichtlicher Personen und endlich die abgenützten Verwicklungen durch Schiffbruch und Seeräuber — verrathen sie nicht seinen griechischen Ursprung, und nöthigt nicht das Ungeschichtliche der Grundlage, der Mangel geistreicher Erfindung und Darstellung, der das Werk im Ganzen drückt, verbunden mit hie und da durchschimmernden christlichen Weltansichten, diesen Ursprung in die Zeit der allmählich untergehenden Gelehrsamkeit und Geschmacksbildung — also zwischen die Mitte des vierten und fünften Jahrhunderts zu setzen? Unter den Wegen, auf denen die griechische Dichtung in das Abendland gekommen seyn mochte, um hier wenigstens durch das Reinmenschliche ihrer Lebenslagen und durch die Anmuth ihrer einfachen Schreibart einige Keime der Bildung zu be-

fruchten, liegt gerade einer derjenigen nahe, die Gottfried machte, um (Chon. P. XVII, 504) »durch vierzig Jahre, aus allen Bücherreyen »der Lateiner und Ausländer, der Griechen, Juden und Chaldäer« den Baustoff zu seinem Pantheon zusammen zu tragen. Er schätzte dies Werk als geschichtlichen Erwerb so hoch, daß er sich die Mühe nahm, es für sein großes Zeitbuch zu bearbeiten: wie, wenn er früher auch eine getreue Uebersetzung davon gemacht oder besorgt hätte, um es in der lateinischen Welt schneller zu verbreiten?

J. G. Meinert.

Herausgabe besorgt durch F. B. v. Bucholtz.

43,2